

JUDY  
NUNN

ROMAN

GEZEITEN  
DES  
SCHICKSALS



Judy Nunn

# **Gezeiten des Schicksals**

*Roman*

*Aus dem Englischen  
von Marion Balkenhol*

## Über Judy Nunn

Judy Nunn ist eine der bekanntesten Schauspielerinnen Australiens und spielte Hauptrollen in zahlreichen TV-Serien. Auch als Bühnenschauspielerin machte sie sich in England und Australien einen Namen. Inzwischen ist sie als Romanautorin international erfolgreich.

Weitere Titel der Autorin:

- ›Feuerpfad‹
- ›Herzenssturm‹
- ›Traumwind‹
- ›Maralinga - Pfade der Träume‹

Weitere Informationen, auch zu E-Book-Ausgaben, finden Sie bei [www.fischerverlage.de](http://www.fischerverlage.de)

*In liebevollem Gedenken an meinen Vater,  
Bob Nunn, (1908–1978)*

*Es gibt Gezeiten für der Menschen Treiben*

*Nimmt man die Flut wahr, führt sie uns zum Glück*

*Julius Caesar, William Shakespeare*

## Prolog

1965

Ich kapiert nicht, warum du mit Haien schwimmen willst.« Die Bierflaschen klirrten, als Tubby Lard den Karton übernahm, den der Junge ihm reichte. »Nur ein Schwachkopf geht mit Haien schwimmen.« »Ja«, stimmte sein Bruder Fats ihm zu, der am Bug stand, bereit, die Leinen loszumachen. »Nicht für Geld und gute Worte würdest du mich da runterkriegen.«

»Natürlich würdest du es nicht tun, du Blödmann«, sagte Tubby, brachte die Maschine auf Touren und schrie über das Hämmern des Dieselmotors: »Du kannst ja nicht mal schwimmen!«

Mike McAllister kam behende an Bord der *Maria Nina*. Schön, die Lard-Brüder wiederzusehen.

Tubby beäugte den Rucksack des Jungen. »Hast du denn kein Tauchgerät dabei?«, fragte er.

»Auf zwanzig Fuß brauche ich keins.«

Mike machte es sich auf der massiven, mit Blei eingefassten, hölzernen Kühlbox bequem, die auch als Sitzplatz diente, und richtete seinen Blick auf die fernen, niedrig im Wasser liegenden Felsinseln, während das Boot vom Steg ablegte. Der Morgen war heiß und dunstig, kaum ein Lüftchen wehte, der Ozean war wie Glas. Der Tag schien wie geschaffen für sein Vorhaben, dachte er erwartungsvoll.

Im Gegensatz zu ihrem Namen war die *Maria Nina* keine Meerjungfrau. Sie war ein alter Kahn, achtunddreißig Fuß lang, stank nach Ködern und brauchte dringend eine frische Farbschicht. Doch das war nur die äußere Erscheinung. Die Brüder machten sich nicht viel aus Äußerlichkeiten; sie war solide und zuverlässig, und ihr Motor war sorgfältig gewartet. Die *Maria Nina* war eine große alte Dame des Meeres.

Tubby und Fats Lard waren Langustenfischer, die bei den Abrolhos Islands vor Geraldton an der Westküste Australiens auf Fang gingen. Zu Beginn ihrer Schulzeit waren die beiden Brüder jeweils Lardhead genannt worden, aber nicht lange, denn beide waren gut im Faustkampf. Fred, der Ältere, hatte den Namen Tubby bereitwillig akzeptiert. Da er selbst spindeldürr war, fand er den Gegensatz lustig. Bob, auch eher

schlaksig und fünf Jahre jünger als sein Bruder, war begeisterter Jazz-Fan. Er betrachtete seinen Spitznamen als einen Tribut an Fats Waller.

»Hey, Einstein«, rief Tubby aus dem Ruderhaus, »setz deinen Arsch in Bewegung und stell das Bier kalt.«

»Oh.« Mike sprang auf. »Tut mir leid.« Er packte das Bier in die Kühlbox. Fats neben ihm versah nach und nach die Haken an den Fangleinen, jeweils etwa zwölf, mit Ködern.

»Soll ich dir zur Hand gehen?«, fragte Mike, nachdem das Bier verstaut war. Fats nickte. Fats Lard machte nie viele Worte; Tubby war es, der die Unterhaltungen führte.

Mike und die Brüder hatten sich erst vor drei Tagen im Pub in Geraldton kennengelernt. Es war früh am Abend gewesen, ein böiger Wind wehte vom Meer herein und linderte bis zu einem gewissen Grad die drückende Hitze eines typischen, trockenen, staubigen Dezembertages.

»Du kommst von der *Pelsaert*, oder?«, fragte Tubby. Er hing mit Fats an der Bar des Victoria Hotels herum, als der Junge neben sie trat und eine Runde für seine Kumpels bezahlte.

»Ja, stimmt. Drei große Bier, danke«, sagte Mike zu dem Mann hinter der Bar.

Tubby musterte den Jungen von oben bis unten. Hübscher junger Kerl – schwarze Haare, verblüffend blaue Augen –, dachte Tubby. Außerdem fit, aber noch ein Kind. »Bist noch ein bisschen jung für einen Wissenschaftler, was?« Er warf einen Blick zum Tisch, an dem die Freunde des Jungen Platz nahmen. Er schätzte sie auf Anfang zwanzig. Was machten die an Bord der *Pelsaert*?

»Wir sind Studenten, aus Perth«, sagte Mike. »Universität von Westaustralien.«

»Ah, verstehe.«

Das mit den Studenten ergab einen Sinn, dachte Tubby, aber kaum das Boot. Er hatte die MV *Pelsaert* um die Wallabi Islands herumgondeln sehen, und als er sich erkundigt hatte, erfuhr er, es sei das neue Forschungsboot des Landesamts für Fischereiwesen auf einer Art wissenschaftlicher Expedition.

»Die geben euch jungen Typen ein brandneues Boot, nur weil ihr zur

Uni geht?« Er tauschte einen ungläubigen Blick mit Fats.

»Eher nicht.« Mike lachte. Er stieß sich nicht an Tubbys direkter Art, denn er spürte, dass der Mann wirklich interessiert war. »Wir sind hier, um Schwerstarbeit zu verrichten«, scherzte er, »das Zeug, wofür die Wissenschaftler nicht fit genug sind.«

»Hier, Kumpel.« Der Mann hinter der Bar stellte die Biere vor ihn auf den Tresen.

Tubby wartete, bis der junge Mann die Getränke bezahlt hatte, und hakte dann wieder nach. »Was für eine Schwerstarbeit?« Tubby stellte stets unnachgiebige Fragen.

»Wir fangen Derbywallabys.«

An den vergangenen fünf Abenden waren die drei Studenten von acht Uhr abends bis zwei Uhr morgens unablässig um die East and West Wallabi Islands gerannt, ausgestattet mit Stirnlampen, und hatten riesige, schmetterlingsförmige Netze geschwungen. Zweck der Übung war, die kleinen, nachtaktiven Beuteltiere zu fangen, die am nächsten Tag untersucht werden sollten. Da sie eifrige Sportler waren, hatte man die Jungen aufgrund ihrer körperlichen Fitness ausgesucht.

»Wozu soll das denn gut sein?« Zum ersten Mal hatte Fats sich zu Wort gemeldet.

Mike, hin- und hergerissen zwischen dem Bedürfnis, den anderen die Biere zu bringen, und dem Wunsch, nicht unhöflich gegenüber Ortsansässigen zu sein, warf einen Blick zu seinen Kumpels hinüber. Muzza lehnte sich mit einer Zigarette zurück, doch Ian, der seinen Blick auffing, winkte verärgert und machte durch seine finstere Miene deutlich, er solle sich gefälligst beeilen.

»Die Jungs werden ungeduldig«, sagte er und nahm die Biergläser auf. Dann fügte er hinzu: »Warum setzen Sie sich nicht zu uns?«

»Klar.« Tubby brauchte keine zweite Aufforderung. Er erhob sich von seinem Hocker, nahm sein Glas, und Fats folgte ihm. Die Brüder lernten gern neue Leute kennen.

Sie versammelten sich am Tisch, Mike stellte die Biere ab, und Ian grapschte demonstrativ nach seinem Glas. Als Tubby und Fats zusätzliche Stühle heranzogen, rückten die Jungen zur Seite, um ihnen Platz zu machen, und nachdem sie sich niedergelassen hatten, stellte Mike sie vor.



»Murray Hatfield, Ian Pemberton, und ich bin Mike McAllister«, sagte er.

»Tubby und Fats Lard.« Tubby beugte sich über den Tisch und hielt Mike eine knotige Hand hin. Ian schnaubte in sein Bier.

Sie schüttelten allen die Hand, dann hob Tubby sein Glas. »Willkommen in Gero, Jungs.«

Die anderen schlossen sich dem Toast an und tranken einen Schluck mit ihm. Ian Pemberton nippte nur zögernd an seinem Glas. Er war das, was man landläufig unter einem gutaussehenden jungen Mann verstand, doch seine klassischen Gesichtszüge drückten so oft Verachtung aus, dass der gute Eindruck unweigerlich ruiniert wurde. Ian war ein Snob.

»Wie lange seid ihr schon hier?« Tubby führte die Unterhaltung und ignorierte Ians Hochmut einfach.

»Eine Woche«, antwortete Mike.

»Wie lange bleibt ihr?«

»Noch eine Woche.« Diesmal gab Muzza die Antwort. Ihm war ebenso bewusst wie Mike, dass Ian die Brüder als Eindringlinge ansah – Pembo konnte manchmal wirklich nervtötend sein, dachte er. Muzza war darauf bedacht, Mike nachzueifern. Das war immer so. Er war gerade erst zwanzig geworden und zwei Jahre jünger als die anderen. Mike war für Muzza so etwas wie ein Held. Er setzte sein schiefes Kleinkindlächeln auf. »Nächsten Samstag fahren wir wieder.«

»Ein schönes Boot, die *Pelsaert*«, sagte Tubby, und Fats nickte zustimmend. »Ich habe gesehen, wie sie in Turtle Bay auf East Wallabi überholt wurde – wohnt ihr Jungs an Bord?«

»Ganz richtig.« Mike warf Ian einen warnenden Blick zu, der finster in sein Bier schaute, bevor er das Thema wechselte und die Brüder ausfragte.

Sie seien Langustenfischer, erzählte Tubby ihm. »Hier in Gero geboren und aufgewachsen.« Fats beteiligte sich mit Kopfnicken in die Tischrunde.

»Die Lards sind seit drei Generationen Langustenfischer«, sagte Tubby stolz, »und die dritte kommt bald.« Tubby war neununddreißig, sein Sohn knapp zehn, doch die Zukunft des Jungen war in Stein gemeißelt.

»Wir haben das Boot Dad abgeluchst, als er vor fünf Jahren sein neues, tolles Ding kaufte, nicht wahr, Fats?« Ein Nicken. »Der Alte ist

dreiundsechzig, noch immer im Geschäft, noch immer fidel.«

Tubby trank sein Glas aus und stand auf. »Ich hole die nächste Runde, hey.« Es war keine Frage, und er sammelte bereits die leeren Gläser ein. Ian legte eine Hand über sein Glas, in dem noch etwa ein Zentimeter Flüssigkeit war.

Muzza sprang auf, bevor Pembo Tubbys Angebot ausschlagen konnte. »Ich helfe dir«, sagte er.

Als die beiden an die Bar gingen, kam die Unterhaltung am Tisch zum Stillstand. Ian leerte sein Glas in düsterem Schweigen. Fats wandte sich erwartungsvoll Mike zu. Seine Augen, tief zwischen den Fältchen eines verwitterten Gesichts liegend, das älter wirkte als vierunddreißig, warteten anscheinend eifrig auf eine weitere Frage oder eine Bemerkung, doch Mike wusste nicht, was er sagen sollte. Tubbys verkürzte Geschichte der Familie Lard war so lakonisch gewesen, dass ihm keine Frage oder Bemerkung mehr einfiel.

Doch Fats suchte weder Frage noch Bemerkung, er suchte eine Antwort. Er hatte sich darauf eingerichtet, geduldig zu warten, bis Tubby das Thema anschnitt, denn das würde Tubby zweifellos tun, obwohl er Fats' Meinung nach manchmal viel Zeit brauchte, um auf den Punkt zu kommen. Doch da Tubby nun nicht hier und eine Lücke in der Unterhaltung entstanden war, fasste Fats den Entschluss, selbst zu fragen.

»Wofür wollt ihr Tammar-Wallabys fangen?«

Mike war erleichtert, dass Fats den Ball ins Rollen gebracht hatte; er war es nicht gewohnt, sich in Gesellschaft unwohl zu fühlen. »Zu Studienzwecken«, sagte er. »Es ist eine Forschungsreise.«

Fats nickte.

»Wir verdienen uns in den Sommerferien etwas nebenher«, fuhr Mike fort, »und helfen einem Doktoranden mit Fulbright-Stipendium bei der Recherche ...«

»Was ist mit den Derbywallabys?«, fragte Fats. Den Teil mit dem Stipendium wollte er eigentlich nicht wissen.

»Nun ja, es sind beachtliche Tiere«, erklärte Mike. »Sie gedeihen hier in East and West Wallabi, und wir wollen wissen, wie. Verstehst du, auf den Inseln gibt es praktisch kein Trinkwasser, besonders auf West Wallabi. Das ist völlig trocken, bis auf Regen natürlich ...«

Fats nickte immer weiter, während der junge Mann sprach, nahm alles langsam in sich auf und ordnete die Informationen. Dass Derbywallabys so interessant sein sollten, war ihm neu.

Ian Pemberton betrachtete den Langustenfischer, der wie ein Metronom nickte, und seine Verärgerung kam zum Siedepunkt. Wie konnten diese Bauerntrampel es wagen, ihre Runde zu sprengen. Wie kam Mike dazu, sie an ihren Tisch zu bitten. Und wie er jetzt aussah! Der gute alte Mike McAllister, überall beliebt, mühte sich nach Kräften mit einem Vollidioten ab, der kein Wort von dem verstand, was er sagte. Ian hätte ihm am liebsten eine reingehauen. Was war mit den Kindermädchen, die sie am Abend zuvor kennengelernt hatten? In deren Wohnung fand eine Party statt, die jetzt ungefähr anfang. Warum zum Teufel saßen sie eigentlich hier rum und unterhielten zwei Dorftrottel?

»Betrachtet man sie unter dem Gesichtspunkt des Umweltschutzes, dann sind sie ein sehr wertvolles Studienobjekt«, sagte Mike.

»Was macht ihr denn mit den Derbywallabys?« Fats war fasziniert.

»*Protemnodon eugenii*, um genauer zu sein«, schaltete Ian sich ein, und die Verachtung in seiner Stimme passte zum höhnischen Gesicht.

Fats wandte sich um und schaute ihn ausdruckslos an, just als Tubby und Muzza mit den Bieren kamen. Ian wartete, bis die Gläser auf dem Tisch standen, bevor er Fats wieder in unverändertem Tonfall ansprach.

»Wir untersuchen den Wassermetabolismus der Gattung *Protemnodon*, die Spezies *eugenii*, sonst bekannt als Derbywallabys.«

Tödliches Schweigen folgte. Tubby starrte den Jungen mit den Fledermausohren, dem spitzen Gesicht und dem eingebauten schlechten Geruch unter der Nase an. Er hatte seine Ablehnung in dem Moment gespürt, als sie an den Tisch kamen, doch was hatte Fats getan, um ihn zu ärgern? Fats mochte zwar nicht das hellste Licht im Hafen sein, aber er war ein guter Kerl, der keiner Fliege etwas zuleide tun würde. Na ja, erst wenn eine Fliege ihm wehtun würde, und selbst dann musste man ihn drängen. Tubby stand kurz davor, den rotznasigen Lümmel herauszufordern, doch ein anderer schaltete sich zuerst ein.

»Hör auf, den Klugscheißer rauszukehren, Pembo«, sagte Mike gutmütig. »Setz dich, Tubby, er hat es nicht so gemeint. Oder, Ian?« Die Frage war deutlich.

»Natürlich nicht.« Durch Mikes warnenden Ton und die drohende

Gefahr gebremst, versuchte Ian ein Lächeln aufzusetzen, hatte aber keinen Erfolg.

Tubby setzte sich. Sehr langsam, seine Augen schossen von einem zum anderen, wie die einer Katze, bereit, loszuschlagen.

Auch Fats schaute sich am Tisch um, denn die plötzliche Anspannung war ihm nicht entgangen. Ihm wurde klar, dass eine Art Kränkung beabsichtigt gewesen war, und während er sich fragte, was er getan hatte, um so etwas zu rechtfertigen, war er nicht sonderlich eingeschnappt. Doch er sah Tubby an, dass er sich zum Kampf rüstete, und er würde sich ihm bereitwillig anschließen. Tubby schlug immer nur dann zu, wenn ein guter Grund vorlag.

»Ich bin für zwei Semester hier«, sagte Mike zu den Brüdern, als wäre nichts vorgefallen. »Ich führe vorab ein paar Recherchen für meine Doktorarbeit im nächsten Jahr durch, und das Thema gehört zu eurem ureigensten Bereich.«

»Ach ja?«, sagte Tubby ungläubig. Ein Wort in die falsche Richtung, und diesen kleinen Studis würde Hören und Sehen vergehen. Von Mike hingegen war er beeindruckt, ob er wollte oder nicht. Dass die anderen beiden ihm die Führung überließen, lag auf der Hand. Muzza war kein schlechter Kerl, doch er schien jünger als die anderen und war, so vermutete Tubby, wohl eher ein Jasager. Was den segelohrigen, rotznasigen Schweinehund betraf ...

»Und wieso sollte deine Vorabrecherche zu unserem ureigensten Bereich gehören?«, fragte er in einem Tonfall, der Ians Hochmut gefährlich nah kam.

Mike wandte sich an Fats. »Was studiere ich deiner Meinung nach, Fats?«

»Hä?« Fats war ertappt; für gewöhnlich wurden Fragen an Tubby gerichtet.

»Das, was ich studiere – was meinst du? Was gehört direkt in euren Bereich?«

»Langusten?«, fragte Fats hoffnungsvoll.

»Haargenau.« Mike wandte sich wieder an den älteren Bruder. »Neben der Wallaby-Forschung führt die Besatzung der *Pelsaert* eine Langustenzählung vor der Fangsaison durch. Ziel der Übung ist es, die fangbare Langustenpopulation für diese Saison besser abzuschätzen, und

vielleicht sogar für das folgende Jahr. Interessiert dich das?»

»Und ob«, sagte Tubby. Jegliche Kränkung war vergessen, der Junge hatte ihn für sich eingenommen.

Zwanzig Minuten später, als sie die nächste Runde Bier wegputzten – die Runde ging auf Muzza –, sprach Mike noch immer, Tubby stellte weitere Fragen, und Fats hing nach wie vor an jedem Wort. Die Brüder wussten nur zu gut, dass der Abrolhos-Archipel zu dieser Jahreszeit eine einzige Brutstätte war. An der ganzen Westküste dauerte die Fangsaison für Langusten von Mitte November bis Ende Juni, mit Ausnahme der Abrolhos-Inseln, wo sie erst Mitte März begann. Sie hatten sich gefragt, was die *Pelsaert* wohl machte, als sie Körbe auslegte, und nun erklärte Mike ihnen die Fang-Wiederfang-Methode, die bei der Forschung angewendet wurde.

»Die Schwänze werden gepunzt«, sagte er. »Das hinterlässt eine wiedererkennbare Markierung, wenn sie wieder gefangen werden.«

»Tja, da es ein Boot des Amts für Fischereiwesen ist, sind wir eigentlich auch nicht davon ausgegangen, dass ihr was Illegales macht«, sagte Tubby. Fats nickte, obwohl sie beide ihre Zweifel hatten. »Egal, was für Experimente sie vorhaben, ich wette, sie werden sich eine hübsche Anzahl Langusten abzweigen«, hatte Tubby gesagt, als er dabei zugesehen hatte, wie sie dreist ihre Fangkörbe aussetzten, und Fats hatte ihm zugestimmt.

Mike ließ sich über den jüngsten Durchbruch nicht ausführlich aus. Die Entdeckung von *puerulus* in Mengen – die schwer zu definierende Phase der Sesshaftwerdung, bevor die jungen Langusten mit der harten Schale auftauchten – hatte in akademischen Kreisen für viel Wirbel gesorgt.

Doch es war unnötig, die feineren Details zu erklären; die beiden Brüder begriffen die Auswirkungen der Forschung. Eine genaue Vorhersage der Anzahl fangreifer Langusten würde ihren Wirtschaftszweig umwälzen.

»Zeit, dass wir den Abflug machen.« Ian stellte sein leeres Glas fester auf den Tisch, als nötig gewesen wäre. Da er sich bewusst war, dass er schon vorher den Bogen überspannt hatte, war es für ihn die einzige Möglichkeit, seine Langeweile und seine Verärgerung zum Ausdruck zu bringen. Er stand auf. »Die Mädels warten.« Er zwang sich zu einem weiteren Lächeln, dem zweiten an diesem Abend, und wieder funktionierte es nicht. »War nett, euch kennenzulernen, Tubby, Fats.«

Muzza schaute zu Mike und wartete auf seinen Einsatz. Auch er langweilte sich ein wenig. Die verrückten Fischer hatten ihren Reiz verloren, jetzt, da die Mädchen lockten.

»Tut mir leid, Muz.« Mike lächelte reumütig. »Ich habe mich mitreißen lassen. Geht ihr doch und vergnügt euch.«

Muzza schüttelte den Brüdern die Hand, als er sich von seinem Stuhl erhob, doch Ian blieb auf Abstand, den Blick auf Mike gerichtet.

»Du kommst nicht mit?«, fragte er.

»Genau das habe ich gesagt.«

»Mensch, Kumpel«, sagte Tubby zu Mike und stieß Fats in die Seite als Zeichen, dass sie aufbrechen sollten. »Wenn Frauen bei dir Schlange stehen, dann wollen wir dir nicht im Weg sein.«

»Das seid ihr nicht.« Mikes Tonfall war entschlossen, doch seine Antwort war an Ian gerichtet. »Ich habe dir von Anfang an gesagt, dass ich nicht mitmachen will.«

Fats erhob sich vom Tisch, anscheinend hatte er einen Entschluss gefasst. »Na dann«, sagte er. »Meine Runde.«

»Nein.« Mike ließ Ian nicht aus den Augen. Er fragte sich, wie um alles in der Welt er in den letzten Jahren mit Pembo befreundet geblieben war. Doch er kannte die Antwort. Der Kerl tat ihm leid. »Ian ist dran. Stimmt's, Ian?«

Tubby sah zu, für einen Moment fasziniert vom Machtspiel zwischen den beiden jungen Männern. Es war offenbar bitterernst.

»Klar«, sagte Ian, »die nächste Runde geht auf mich«, und er ging zur Bar, wo er drei Biere bestellte. Er und Muzza würden ganz bestimmt nicht mit den Brüdern Lard herumhängen, wenn Frauen zu haben waren.

Mike hatte sich in einen derartigen Spießer verwandelt, dachte er.

Verdammt, Mike McAllister war der größte Frauenheld von allen gewesen – der Kerl konnte in einem Kloster punkten, Frauen fuhren einfach immer auf ihn ab. Doch er hatte sich verändert, nachdem er Johanna kennengelernt hatte. So ein Schweinehund, dachte Ian, als er die Biere bezahlte. Ohne Mike würde er heute Abend wahrscheinlich keinen Treffer landen. Mike war immer seine Trumpfkarte gewesen, und jetzt blieb ihm der junge Muzza, der seiner Meinung nach auf jeden Fall ein Versager war.

Er kam zurück und stellte die drei Biere auf den Tisch. »Bist du so weit,

Muzza?«, fragte er, und Muzza stand erneut auf.

Mike lehnte sich auf seinem Stuhl zurück und prostete den beiden zu.

»Danke, Pembo«, sagte er freundlich. »Ich wünsche euch einen tollen Abend.«

Ian verabschiedete sich angespannt, aber höflich.

»Bis später, Muzza«, rief Mike ihnen nach. »Mach nichts, was ich nicht machen würde.«

»Da kann ich mir ja viel erlauben«, rief Muzza über die Schulter zurück.

»Bist du sicher, dass du nicht mit deinen Kumpels mitgehen willst?«

Tubbys Frage klang ungläubig. Warum wollte Mike keine Frauen anbaggern? Hey, die würden doch bei einem jungen Hengst wie ihm Schlange stehen.

»Ja, ganz sicher. Ich bin nicht interessiert.«

Als er das sagte, wurde Mike klar, dass es tatsächlich stimmte. Vor sechs Monaten hätte er bestimmt noch mitgehen wollen – vor sechs Monaten hätte er die Truppen angeführt –, doch seitdem er Jo kannte, hatte er kein Bedürfnis mehr, andere Frauen anzumachen. Nicht etwa, weil er unbedingt treu bleiben wollte – er war keine Verpflichtung eingegangen, ebenso wenig wie sie –, doch aus irgendeinem Grund schien es nicht mehr so prickelnd, Frauen nachzustellen. Eigentlich komisch, dachte er.

»Ich habe eine Freundin in Perth«, sagte er, um weiteren Fragen vorzubeugen.

»Aha«, erwiderte Tubby und tauschte einen Blick mit Fats. Der Kleine war verliebt – das erklärte alles. Er trank einen großen Schluck Bier und machte es sich auf seinem Stuhl bequem. »Wo waren wir denn stehengeblieben, Einstein?« Er hätte dem Jungen die ganze Nacht zuhören können.

»Bei der *Batavia*.« Mike entschied sich, dass er nun an der Reihe war, Fragen zu stellen.

»Hä?« Der unlogische Gedankengang überrumpelte die beiden Brüder.

»Wisst ihr von dem Wrack der *Batavia*?«

»Und ob!« Tubby grinste triumphierend. »Sie war ein Handelsschiff der holländischen Ostindienkompanie, das 1629 beim Abrolhos-Archipel sank.« Er sah aus wie ein Schuljunge, der seine Klasse übertroffen hatte; er freute sich über die Gelegenheit, mit seinem Wissen vor dem Jungen prahlen zu können. »An Bord gab es eine Bande Meuterer, die drauf und

dran waren, sie zu kapern, doch stattdessen lief sie auf dem Riff auf. Nach dem Schiffbruch haben sie alle Überlebenden einfach umgebracht.«

»Frauen und Kinder ebenfalls«, unterbrach Fats, den Schimmer morbider Faszination in den Augen. »Die Inseln da sind von Knochen übersät.« So viele historische Fakten hatte Mike von den Brüdern gar nicht erwartet. »Wisst ihr, wo sich das Wrack befindet?«, fragte er.

»Nur zu gut.« Wieder meldete sich Fats zu Wort, plötzlich ungewöhnlich beredt. »Tubby und ich waren dabei, als man es vor zwei Jahren entdeckte. Wir kennen die genaue Stelle, was, Tub?«

»Ja, wir haben dem Expeditionsteam geholfen, als sie dort tauchten. Sie brauchten unsere Ortskenntnis«, sagte Tubby mit einem Anflug von Stolz.

»Wie ich hörte, liegt es an einer seichten Stelle, stimmt das?«

»Um die zwanzig Fuß tief.«

»Könntet ihr mich hinbringen?«

Tubby und Fats tauschten einen unschlüssigen Blick. »Na ja, wir *könnten* schon«, sagte Tubby vorsichtig.

Mike nahm an, die Brüder machten sich Sorgen um Geld. »Ich werde dafür zahlen ...«, fügte er hastig hinzu.

»Nee, nee, das ist es nicht.« Tubby wedelte lässig mit der Hand. »Nur brauchst du dafür den richtigen Tag. Wenn das Wetter mies ist, kommt man nicht ran, absolut unmöglich.«

»Und wenn das Wetter in Ordnung ist, könnt ihr mich dann hinbringen?« Fats nickte eifrig. Er hatte Gefallen an Mike gefunden. Doch das hatte sein Bruder auch.

»Ja, wenn das Wetter in Ordnung ist«, stimmte Tubby ihm zu.

Mike versuchte einen Preis auszuhandeln, aber die Brüder wollten davon nichts wissen. »Dann lasst mich wenigstens den Treibstoff bezahlen«, beharrte er.

Tubby zuckte mit den Schultern. »Wenn du willst, aber wir fahren ohnehin mit dem Boot raus. Wir müssen ja Knete verdienen.«

Vor dem Beginn der Langustensaison fischten die Brüder mit Schlepplein nach Zackenbarschen und Zahnlippfischen, beides erstklassige Speisefische für den westaustralischen Markt.

»Okay, abgemacht. Und ich bringe auch einen Kasten Bier mit.«



»Du bist im Boot, Einstein.«

Drei Tage später hatten die böigen Winde nachgelassen, und das Wetter war ideal.

Tubby folgte dem tiefen Kanal, der vom sicheren Ankerplatz hinter den Riffs hinaus ins offene Meer führte. Er hatte vor, mit Fats die Schlepplein auszulegen, bevor sie Mike ans Wrack brachten. Die *Maria Nina* schäumte glatt durch die sanfte Dünung, Meer und Himmel waren so friedlich und klar, dass sie förmlich miteinander verschmolzen. Mike saß auf der Kühlbox und half Fats, die Köder an den Leinen anzubringen. Eine Stunde später, nachdem sie ausgelegt waren und Schwimmer auf der Meeresoberfläche auf und ab hüpfen, drehte Tubby das Boot herum.

»Man kann sich nur vom offenen Meer her dem Wrack nähern«, sagte er, als Mike zu ihm ins Ruderhaus kam. »Verdammt heimtückische Stelle – von Land her kommt man auf keinen Fall ran. Das ist Beacon Island«, er zeigte auf die niedrige Felseninsel, die direkt vor ihnen lag. »Auch als *Batavias* Friedhof bekannt. Das Wrack liegt nur eine Meile weiter im Süden.«

Mike betrachtete die Insel, kahl und verlassen wie der Rest des Abrolhos-Archipels. *Batavias* Friedhof, dachte er, und unwillkürlich überkam ihn eine prickelnde Vorahnung. Das war der Höhepunkt seiner Tour. Merkwürdig, damit hatte er nicht gerechnet – es hatte viel zu viele andere Dinge gegeben, die ihn in Anspruch nahmen. Die irrwitzige Vorstellung einer nächtlichen Jagd auf Derbywallabys hatte ihn fasziniert, und die Aussicht auf die Doktorarbeit im nächsten Jahr war spannend, für die er als Assistent von Dr. Bruce Philips arbeiten würde, dem Mann, der die bahnbrechende Entdeckung der *puerulus* gemacht hatte. An die *Batavia* hatte er keinen einzigen Gedanken verschwendet, warum auch? Er hatte nur wenig über ihre eigentliche Geschichte gewusst, als er Perth verließ – nur dass die Stelle, an der ein altes holländisches Wrack lag, Schlagzeilen gemacht hatte, als man es 1963 bei den Abrolhos entdeckte. Doch die Details, die er am Abend seiner Ankunft an Bord der *Pelsaert* zu hören bekam, hatten ihn gefesselt. Die Mannschaft hatte ihn mit ihrer Faszination für die brutale Vergangenheit der *Batavia* angesteckt. Das Boot, auf dem sie untergekommen waren, so

hatte ihm die Mannschaft erzählt, sei nach dem Kommandanten der *Batavia* benannt, Francisco Pelsaert. Dann hatten sie sich in die grässliche Geschichte über Meuterei, Mord und Greuelthaten vertieft, die nur den Schluss zuließ, dass der Anführer der Meuterer der Teufel persönlich gewesen sein musste.

Seit jenem Abend hatte der junge Mike McAllister die Inseln des Abrolhos-Archipels mit anderen Augen gesehen, vielleicht mit den Augen eines Seemanns. Jetzt betrachtete er sie mit historischem Interesse.

Aus ökologischer Sicht war ihre Zusammensetzung einfach – als er die Ökologie der Langusten studierte, hatte Mike auch ihre Heimat untersucht. Die Inseln bestanden aus Korallenriffen und Sand, der sich infolge der gegenläufigen Strömungen auf den niedrigen Plateaus ansammelte. Aus Vogelkot sprossen Pflanzen, die eine karge Vegetation boten, Sand zwischen ihren Wurzeln festhielten und somit eine Reihe von flachen Inseln formten, die irgendwie den Elementen standhielten. Diesen Trotz fand er bemerkenswert. Jahrhundertlang hatten diese unwirtlichen und unbedeutend wirkenden Strukturen, nicht viel mehr als eine Kombination aus Riffen und Sandbänken, den Naturgewalten widerstanden. Sie und die heimtückischen, unter Wasser liegenden Riffe, in deren Mitte sie lagen, waren zu unzerstörbaren Dämonen geworden, vor denen sich Seeleute über die Jahrhunderte hinweg gefürchtet hatten. Berühmte Friedhöfe für so manches Schiff und seine Matrosen. Wie die Mannschaft der *Pelsaert* ihm gesagt hatte, war der Name Abrolhos aus dem Portugiesischen abgeleitet und bedeutete »halte die Augen auf«. Für Mike waren die Inseln nicht mehr unbedeutend. Vor den Inseln des Abrolhos-Archipels musste man Respekt haben. Sie waren eine zeitlose und beeindruckend mächtige Kraft in der Landschaft: unberührt, ursprünglich und unbezähmbar.

»Wir kommen nordöstlich auf dem ursprünglichen Kurs der *Batavia* rein. Das ist das Riff voraus, etwas nach Backbord.«

Als Tubbys Stimme seine Gedankengänge unterbrach, schaute Mike in die Richtung, in die der Mann zeigte. Das einzige verräterische Zeichen für das Riff waren kleine weiße Schaumkronen, die neckisch auf der Meeresoberfläche spielten.

»Wir haben uns einen guten Tag dafür ausgesucht«, sagte Tubby und

schaltete in den Leerlauf. »Da draußen kann man in Stücke zerrissen werden – bei miesem Wetter ist es da wie in einem Kessel. Lass sie treiben«, rief er Fats zu, der bereitstand, den Anker auszuwerfen. Sie waren noch knapp hundert Meter vom Riff entfernt.

Als die *Maria Nina* sicher vor Anker lag, schaltete Tubby den Motor ab. »Bei der Brise werden wir schön hierbleiben«, sagte er. »Hol uns mal ein Bier, Einstein, ja?«

Mike fischte eine eiskalte Flasche heraus. Fats teilte bereits drei schmutzige Plastikbecher aus. »Für mich nicht, danke, Fats«, sagte er und zog sich bis auf die Badehose aus.

Die Brüder nahmen einen kräftigen Schluck aus ihren Bechern, während sie die Köder anbrachten – zwei Haken an jeder Schnur. Sie hatten nicht die Absicht, müßig herumzusitzen, während der Junge das Wrack erkundete.

»Sie dürfte direkt vor uns liegen«, sagte Tubby, als Mike seine Flossen überstreifte. »Lass dir Zeit, das geht schon klar, hier kann man gut angeln.« Er konnte nicht widerstehen, hinzuzufügen: »Und wo man gut angeln kann, gibt es Haie.«

»Mich würdest du da nicht runterkriegen«, sagte Fats, warf seine Angel über die Seite aus und beobachtete, wie sie sich vom Rad in die Tiefe hinab abrollte. Dass ihre Köder für Haie ein zusätzliches Lockmittel sein könnten, störte weder Tubby noch Fats. Wenn der Junge so verrückt war, in von Haien verseuchtem Wasser zu schwimmen, dann war es sein Problem.

»Keine Sorge.« Mike grinste über die furchtbaren Warnungen der Brüder. Die schreckten ihn nicht, er war schon oft mit Haien geschwommen.

Er ließ sich über die Bordwand gleiten und trat Wasser, während er seine Taucherbrille und den Schnorchel wässerte. Als er bereit war, loszuschwimmen, streckte er einen Daumen in die Höhe.

»Viel Glück, Einstein«, rief Tubby ihm zu, warf seine Angel ins Wasser und hielt Fats den Becher hin, damit er nachfüllte. Er beobachtete den mühelosen Stil des Jungen, der auf das Riff zuschwamm und durch das Wasser glitt, als wäre er dafür geboren. Genau wie Johnny Weismueller, dachte er. Der Knabe sah echt gut aus.

Mike schwamm einen langsamen, energiesparenden Kraulstil, wobei er die kräftigen Flossen kaum bewegte. Er genoss das Wasser an der Haut und das Gefühl, darin aufzugehen. Das ging ihm immer so. Er analysierte es nicht, doch er nahm es auch nicht als selbstverständlich hin. Er war sich stets bewusst, dass er im Wasser das Gefühl hatte, in seinem Element zu sein, als hätte er mit dem Meer etwas Besonderes gemeinsam.

Durch die schwankende Oberfläche konnte er das Riff unter sich sehen, und er tauchte kurz ab, nur sieben oder acht Fuß, um eine klarere Sicht zu bekommen.

Dann der erfrischende Augenblick, in dem jeder Laut zu existieren aufhört und alles stehenbleibt, sogar die Zeit selbst. Das gefiel ihm am Freitauchen am besten. Kein Echo schweren Atmens durch Tauchgeräte, nur er und die Welt unter Wasser. Eine Welt voller Farben und Bewegungen, in der sich in atemberaubender Stille Dramen abspielten. Unter dem getüpfelten silbernen Baldachin aus Sonne und Meer war die Sicht perfekt, die Farben leuchtend. Die Blau- und Grüntöne der Korallen, das feurige Rot der Schwämme, die Malvenfarbe der zart wedelnden Anemonen – alles war so bunt wie ein Frühlingsgarten in voller Blüte. Er glich Druck aus, schwamm ein Stück tiefer und folgte dem Riff, durch burgähnliche Türmchen, hinter denen bunte Fische wie durch Zauberhand verschwanden, vorbei an Kanten, hinter denen ihn Langusten beobachteten, deren hervorstehende Fühler das einzige sichtbare Zeichen für ihre Anwesenheit waren, dann Schluchten hinab, durch die silberne Schwärme aus Thunfisch und Königsdorsch in ruheloser Patrouille glitten.

Er schätzte, nun etwa zwanzig Fuß Tiefe erreicht zu haben, doch vom Wrack keine Spur. Zeit, wieder aufzusteigen. Er hörte auf zu schwimmen und ließ sich langsam aufwärtsdriften, nur hin und wieder ein leichter Schlag mit den Flossen, und dann, während er beim Aufstieg dekomprimierte, beobachtete er, wie das getüpfelte Silber über ihm immer näher kam.

Als er die Oberfläche durchbrach, pumpte er seine Lunge voll Luft und schaute hinter sich zur *Maria Nina*. Sie war gut zweihundert Meter entfernt. Er musste mit der Strömung getrieben sein. Mit langsamen, leichten Kraulzügen schwamm er zurück, kam wieder zu Atem,

betrachtete das Riff unter sich und ging sparsam mit seiner Energie um. Vielleicht könnte er ja auch von der Oberfläche aus das Wrack sehen. In Anbetracht der ruhigen Wetterlage und der Tatsache, dass sie nur in einer Tiefe von zwanzig Fuß lag, sollte es doch möglich sein. Doch so sehr er sich auch anstrebte, er sah keine Spur. Vielleicht hatten die Brüder sich vertan, dachte er. Wieder tauchte er und nahm sich diesmal eine größere Strecke vor; er würde die Strömung ausnützen.

Er war ungefähr fünfzehn Fuß tief, erneut in einer Welt aus Stille und Farben gefangen, und hatte sich so auf ein Büschel tiefblauer Geweihkorallen konzentriert, dass ihm der düstere graue Schatten entging, der wie aus dem Nichts aufgetaucht war. Die verstörte Reaktion eines silbrigen Brassenschwarms erregte seine Aufmerksamkeit; er drehte sich um und sah den Hai, der mühelos und ohne sichtbare Körperbewegungen auf ihn zuglitt, wie ein ferngesteuerter Roboter, majestätisch und allmächtig.

Mike hielt sich am Riff fest und beobachtete, bereit, nach vorn zu stoßen und anzugreifen, falls das Geschöpf Interesse an ihm zeigte – Angriff war immer die beste Verteidigung. Der Hai war etwa zehn Fuß lang. Es war ein Schwarzhai, fassförmig, mit gelben Augen, langen Kiemenspalten und einer hohen Rückenflosse, und gehörte zu den gefährlichen Arten. Doch er schenkte Mike keinerlei Beachtung, sondern strich in einer Entfernung von knapp vier Fuß an ihm vorbei.

Er sah dem Hai nach, der ein wenig tiefer seine Kreise zog und durch ein schmales Tal in den Felsen unter ihm glitt. Vielleicht war er sich seiner Gegenwart nicht bewusst, vielleicht war er auch einfach nur desinteressiert. Mike bewunderte seine schattengleiche Gestalt, bis sie das Tal freigab und im Dunst verschwand.

Dann wurde er auf etwas Glitzerndes aufmerksam, das im Korallenwuchs des Tals lag. Es hatte eine lange, zylindrische Form, die im Widerspruch zu der Umgebung stand, viel zu regelmäßig, um von der Natur erschaffen worden zu sein. Und als das Sonnenlicht spielerisch durch die Meeresoberfläche über ihm drang, glitzerte es wieder.

Seine Lunge sagte ihm, er müsse unbedingt wieder auftauchen. Er hatte keine Zeit, die Form zu prüfen, doch er wusste, was es war. Eine Kanone. Er hatte die Stelle gefunden. Das Wrack selbst musste in der Nähe sein.

Als er die Oberfläche durchbrach und nach Luft schnappte, warf er einen Blick zur *Maria Nina*. In seiner Aufregung wollte er den Brüdern zurufen: »Es ist hier! Ich habe es gefunden!«, doch sie beachteten ihn nicht. Tubby wuchtete einen Zackenbarsch an Bord, und Fats, der auch Glück gehabt hatte, holte seine Angelrute ein.

Eine Weile trat Mike Wasser und hielt gegen die Strömung an, um nicht über die Stelle zu treiben, während er sich vorbereitete. Und als er sich vollends erholt hatte, tauchte er noch einmal.

Sobald er unterhalb der Wasseroberfläche war, entdeckte er das vielsagende Schimmern und sah die Kanone, eingeklemmt in ihrem felsigen Tal unter ihm. Doch als er hinunterschwamm, wurde ihm klar, dass das Tal überhaupt kein Tal war. Es war das verkrustete Wrack der *Batavia*.

Da lag sie, ein abgeflachtes Skelett, in ihr Grab versunken. Die Felsen hatten im Laufe der Jahre eine Gruft ausgehöhlt und sie teilweise vor den zerstörerischen Kräften von Gezeiten und Brandung geschützt, Heck und Spanten befanden sich in einem außergewöhnlich gut erhaltenen Zustand. Er war von Ehrfurcht überwältigt, das übertraf seine kühnsten Erwartungen.

Kurz untersuchte er die Kanone. Sie war von Meeresalgen überwuchert, und er vermutete, dass sie aus Bronze bestand, war sich aber nicht sicher. Die Brechung des Sonnenlichts in relativ seichtem Wasser hatte ihr den trügerischen Metallschimmer verliehen. Der riesige, in der Nähe liegende Anker schien hinter der dicken Muschelkruste ebenfalls zu schimmern. Es war, als strahlte er ein Leben aus, das zu seinem vergangenen Ruhm gehörte.

Die skelettartigen Überreste der *Batavia* aber fand Mike wirklich überwältigend. Jahrhundertlang hatte der Abrolhos-Archipel sie verborgen gehalten, sie hier gelagert und wie eine Trophäe konserviert, als wäre sie in ihrem erstaunlich wiedererkennbaren Zustand ein Beweis für seine eigene Unzerstörbarkeit.

Er schwamm über den einstigen Schiffsbauch hinweg und war sich bewusst, dass er wieder auftauchen musste, dass er noch genug Atem zurückhalten musste, um auf dem Weg nach oben kontinuierlich Luft abzulassen und den Luftdruck in seiner Lunge freizusetzen. Doch er wollte noch einen Augenblick Teil des Ganzen sein, das Bild in sich

aufnehmen. Bei einem zweiten Tauchgang wäre es nie wieder dasselbe. Er umklammerte zwei der mächtigen Balken, die das Skelett des Schiffsrumpfs bildeten, und bewegte sich nicht. Er fühlte sich als Teil des Schiffes. Teil eines Schiffes, das vierhundertsechunddreißig Jahre alt war! Der Gedanke war gigantisch. Umso mehr, als ihm die Geschichten einfielen, die ihm die Mannschaft der *Pelsaert* erzählt hatte. Namen schossen ihm durch den Kopf. Pelsaert, der Kommandeur; Jacobsz, der Kapitän; Cornelisz, der wohlhabende Kaufmann, der Anführer der Meuterer, die willkürlich gefoltert und gemordet hatten. Und Hunderte Namenloser – Soldaten, Matrosen, Passagiere –, über dreihundert waren an Bord, als sie sank. Er sah sie vor sich, als er sich im Rumpf des Wracks umschaute, das einst die *Batavia* war. Er spürte ihre Panik und vernahm ihre Schreie.

Er musste auftauchen, sagte er sich, was er hier machte, war dumm. Seine Lunge brannte, und er beschwor Probleme herauf, wenn er aus zwanzig Fuß Tiefe ohne Dekompressionspause an die Oberfläche schoss. Ach, zum Teufel, das würde ihn nicht umbringen, er würde noch einen Moment länger ausharren.

Jetzt sah er ihre gequälten Gesichter vor sich, ihre Schreie klangen in seinen Ohren. Welche Stimme, fragte er sich, gehörte zu Jeronimus Cornelisz? Welcher von ihnen war der Folterknecht, der Mörder, der Mann, der die Kinder umgebracht hatte?

Er starrte auf die Gesichter, die nun aus allen düsteren Winkeln des Wracks auf ihn zu kamen. Männer, Frauen, Kinder, allesamt zu Tode erschrocken und gepeinigt. Er suchte unter ihnen nach dem Gesicht des Bösen.

Merkwürdig, seine Lunge war nicht mehr dem Bersten nah. Eigentlich fühlte er sich seltsam entspannt, als könnte er so lange bleiben, wie er wollte. Als könnte er unter Wasser atmen.

In dem Augenblick sagte ihm der letzte Rest gesunden Menschenverstands, dass er halluzinierte. Er stand kurz davor zu ertrinken. Er stieß sich vom Wrack ab und sah zu, dass er an die Oberfläche kam. Die Stimmen hinter ihm riefen nach ihm, er solle zurückkommen und sie retten. Der silbrige Glanz der Sonne aber rief ihm nun zu, sich selbst zu retten.

Immer näher kam er ans Licht. Die Sonne war sein Leben, doch sie

narrte ihn. Sie war so nah, und doch konnte er sie nicht erreichen, Panik machte sich breit, eine Eisenfaust umklammerte sein Herz und sagte ihm, er werde es nicht schaffen.

Tubby hielt nach dem Jungen Ausschau. Er hatte ihn eine ganze Weile nicht gesehen und fragte sich, ob er sich allmählich Sorgen machen müsse. Dann sah er ihn durch die Wasseroberfläche stoßen und atmete erleichtert auf. Doch seine Erleichterung war nicht von langer Dauer. Da stimmte etwas nicht. Der Junge umklammerte seine Brust, keuchte, sein Gesicht war verzerrt.

»Einstein!«, schrie Tubby auf. Haie hin oder her, er warf sich ins Meer.



## **Erstes Buch**

Der junge Michael McAllister konnte schwimmen, ehe er laufen konnte. Zumindest behauptete das seine Mutter. »Er krabbelte eines Tages in den Fluss und begann zu schwimmen«, sagte Maggie immer. »Da war er noch kein Jahr alt.«

Drei Jahre später folgte Mikes kleine Schwester Julie seinem Beispiel. Buchstäblich. Baby Jools kroch über den Sand in den Fluss und paddelte wie ein Hund zu ihrem Bruder hinaus.

So außergewöhnlich war es eigentlich nicht. Jim, ihr Vater, war Bootsfahrer und selbst ein großartiger Schwimmer. Seine Kinder waren wie viele Sprösslinge, die am Ufer des Flusses aufwuchsen, für das Wasser wie geschaffen, und im Laufe ihrer Kindheit blieb der Fluss ein immerwährender Spielplatz.

Stundenlang sprangen Mike, Jools und ihre Freunde vom Ende des Stegs in Hockstellung ins Wasser oder schleuderten mit aller Kraft Tennisbälle in den Fluss und versuchten, sie zu erreichen, bevor Baxter, der zweijährige Labrador der McAllisters, ihnen zuvorkam. Es dauerte einige Zeit, bis sie Erfolg hatten – Baxter war ein leidenschaftlicher Balljäger und ein guter Schwimmer. Immer wieder versuchten sie auch, den Rekord von acht Kindern auf dem aufgeblasenen Schlauch des Traktorreifens einzustellen, eine Übung, die ihnen keinerlei Erfolg bescherte. Doch als die Kinder älter wurden, gab sich Baxter geschlagen, der Traktorschlauch wurde durch Dingis und Segelboote ersetzt, und ein ernster Wettkampf entbrannte.

Das Zuhause der McAllisters, ein verschachteltes altes Gebäude aus der Kolonialzeit, das zur Victoria Avenue hinausging, stand auf einem Grundstück, das sich den Hügel hinab bis an die Freshwater Bay zog, den Claremont-Pier zur Rechten und, weiter am Strand entlang, das alte Claremont-Schwimmbad zur Linken.

Das Haus stammte aus der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts, aus der frühen Erschließung der Gegend, und hatte schon bessere Zeiten gesehen, aber es besaß eine auffällige Eleganz. Seine Bauart war trügerisch, denn von der Straße schien es ein Bungalow mit umlaufenden Veranden zu sein, doch auf der Rückseite führte eine Treppe vom Balkon, der auf den Fluss hinausging, in eine untere Etage, einst

»Burschenquartier« genannt. Der ursprüngliche Besitzer war Soldat gewesen. Das »Burschenquartier« diente nun hauptsächlich als Lagerraum neben einem großen Spielzimmer, Jims ausgedehnter Werkstatt und einer Waschküche.

Der weitläufige Garten hinter dem Haus stand voller Obstbäume und Rebstöcke, und eine große Gemüseparzelle erbrachte Mais, Tomaten, Bohnen oder Erbsen, je nach Jahreszeit. An den Garten grenzte flaches Grasland mit einem offenen Bootsschuppen, in dem das Dingi untergestellt war und Tauwerk gelagert wurde, und hinter dem Bootsschuppen floss der Swan River, auf dem, fünfzig Meter vom Ufer entfernt, Jims bescheidene vierundzwanzig Fuß lange Yacht *Alana*, getauft nach seiner Mutter, friedlich an ihrem Liegeplatz dümpelte. Es war ein gemütliches Zuhause, das einen komfortablen Lebensstil ermöglichte. Perth war in den fünfziger Jahren eine verschlafene Stadt, und am Flussufer gab es viele solcher Häuser, die Kindern wie Mike und Jools eine idyllische Kindheit ermöglichten.

An heißen Sommerabenden fischten Mike und sein bester Kumpel Spud Farrell, der in derselben Klasse war, mit Netzen nach Krabben. Sie trugen alte Strandschuhe, um sich vor Teppichhai-Stichen zu schützen, und Spuds Bruder Billy, der zwei Jahre jünger war, schwenkte eine Sturmlaterne. Mit Holzpfählen über den Schultern zogen Mike und Spud den zwanzig Fuß langen Netztrichter hinter sich her, während Billy ihnen voranging, mit dem Laternenlicht die Krabben anzog und die Jungen vor niedrigen Ästen warnte. Unablässig schleppten sie das Netz zwischen Pier und Schwimmbad hin und her; die Arbeit war schwer, aber es lohnte sich. Jedes Mal, wenn sie wieder an den Strand kamen, hüpfte Jools aufgeregt herum, Baxter an ihrer Seite, der hin und wieder kurz bellte. Beide konnten den spannenden Augenblick kaum erwarten, wenn der Inhalt aus dem Netz auf den Sand geschüttet wurde, die Krabben sprangen und im Licht der Laterne ihre rosa Augen glitzerten. Jools war immer als »Wachdienst« eingesetzt. Sie war nicht kräftig genug, um das Netz zu ziehen, und zu jung, um ihr die Laterne anzuvertrauen, doch Mike versicherte ihr, wie wichtig ihre Rolle sei. »Jemand könnte vorbeikommen und unseren Fang klauen«, sagte er. Daher stolzierte sie in Abwesenheit der Jungen am Strand entlang wie ein winziger Hauptfeldwebel mit Pferdeschwanz. Wenn Mike und Spud

zurückkehrten, hüpfen sie und Baxter aufgeregt herum, und Mike musste sie ständig warnen, während sie die Algen, Kardinalbarsche und andere kleine Fische aussortierten, Baxter fernzuhalten und sich vor Teppichhaien zu hüten. Die Stiche auch der kleinsten Teppichhaie, die sich hin und wieder im Netz verfangen, waren entsetzlich schmerzhaft. Die Jungen kochten die Krabben in dem alten Kupferkessel der Waschküche, und nachdem sie sich daran gelabt hatten, war noch immer reichlich für die beiden Familien McAllister und Farrell übrig. Mike gab Spud allerdings stets den Löwenanteil – die Farrells hatten fünf Kinder, daher war es nur gerecht.

Der alte Kupferkessel war für viele Zwecke nützlich. Die Sandkrabben, die Mike und Jools am frühen Abend in ihren spitz zulaufenden Netzen am Ende des Claremont-Piers fingen, landeten darin. Ebenso die Muscheln, nach denen sie an den kochend heißen Nachmittagen mitten im Sommer getaucht waren, wenn andere drinnen neben Ventilatoren saßen und das Eintreffen des Fremantle Doctor ersehnten – der willkommenen Nachmittagsbrise, die vom Meer hereinwehte.

Im Lauf der Jahre hatte sich der alte Kupferkessel als sehr effizient erwiesen. Maggie hatte ihn nur zu gern gestiftet, um ihre Küche vor dem Gestank von Meeresfrüchten und der überkochenden grauen Masse zu bewahren, die aus riesigen Töpfen auf ihren Herd quoll. Damals hatte sie bereits ihre brandneue Waschmaschine mit der arbeitssparenden, von Hand zu bedienenden Wringmaschine, weshalb sie den alten Kupferkessel nicht mehr brauchte.

Jim McAllister war kein wohlhabender Mann. Er war als Landwirt bei der Regierung angestellt, und das komfortable Leben der Mittelklasse, das er seiner Frau und seinen Kindern ermöglichte, ließ sich nur mit harter Arbeit verdienen. Kurz vor seiner Heirat hatte er mit einer kleinen Erbschaft, die er von seinen Großeltern bekommen hatte, eine Anzahlung auf das alte Haus geleistet, und danach war es seiner eigenen Energie und Maggies kluger Haushaltsführung zu verdanken, dass es abgezahlt worden war.

Jim war nicht nur treues Mitglied des Claremont Yacht Clubs und ein eifriger Segler, sondern auch ein begabter Zimmermann, und der Bootsbau war zu seiner leidenschaftlichen Freizeitbeschäftigung geworden. *Alana*, sein ganzer Stolz, war das Ergebnis von einem Jahr

unablässiger Wochenendarbeit, und er fuhr sie regelmäßig in CYC-Rennen. Doch im Gegensatz zu so manchem anderen Bootsliebhaber teilte Jim seine Yacht mit seiner Familie. *Alana* hatte ihnen in den vergangenen Jahren erfolgreiche Weihnachtsferien auf Rottnest Island beschert, obwohl der Raum an Bord sehr beengt war, und der Ankerplatz in Rotto's Thomson Bay war zum jährlichen Refugium für die McAllisters geworden.

Jim verwandte seine Fähigkeiten im Bootsbau auf die Wiederherstellung einer klapprigen Vee Jay, die er für seinen Sohn angeschafft hatte. Mike wurde bald zwölf, und das war ein gutes Alter für einen Jungen, um eine kleine Rennjolle zu bekommen.

Jim und Maggie McAllister waren fürsorgliche Eltern, brachten das aber nicht körperlich zum Ausdruck. Beiden war es nicht gegeben, ihre Kinder zu huddeln und zu knuddeln, und Jim konnte zuweilen ein gestrenger Zuchtmeister sein. Er war selten ungerecht und verlor kaum die Geduld, doch wenn echter Ungehorsam eine Strafe erforderlich machte, glaubte er an körperliche Züchtigung mit einem dünnen Bambusstock. Doch Jim hatte durchaus Sinn für Humor. An dem Tag, an dem die Kinder den Stock stibitzten und ihn durch die zusammengerollte und fest mit einem Klebeband umwickelte Zeitung ersetzten, die für Baxter reserviert war, wenn er wieder einmal eine seiner Kau- oder Buddelphasen durchlief, und die ein Heidengetöse machte, ohne wehzutun, sah Jim die Sache von der lustigen Seite und lachte laut. Maggie McAllister war viel unkonventioneller als ihr Mann und hatte viel Witz. Sie selbst war keine Wassernixe, blieb gern auf einem Liegestuhl unter einem breitrandigen Hut sitzen und las ein Buch, während ihr Mann und ihre Kinder im Fluss oder im Meer herumtollten. Auch war sie keine Bootsfahrerin und weigerte sich standhaft, den Jargon zu übernehmen. »Backbord« und »Steuerbord« blieben »links« und »rechts«, »Achtersteven« und »Vordersteven« waren das »stumpfe Ende« und das »spitze Ende«, die Kombüse, die Kabine und die Lausepflicht waren die Küche, das Schlafzimmer und die Toilette. Das wurde zu einem gängigen Witz in der Familie, und Maggie gefiel es, während des jährlichen Urlaubs in Rotto, der einzigen Zeit, in der sie jemals einen Fuß auf die *Alana* setzte, die Zielscheibe des Spotts zu sein. Sie war eine attraktive Frau und eine engagierte Lehrerin, hatte aber ihre

Karriere aufgegeben, um eine Familie zu gründen, wie die meisten ihrer Zeitgenossinnen. Doch im Gegensatz zu den anderen Frauen hatte sie wieder angefangen zu arbeiten, als ihre beiden Kinder im Schulalter waren. »Unterrichten zur Auflockerung – nur drei Tage in der Woche«, hatte sie ihrem Mann versichert. Jim, ein konservativer Mann, hatte die Entscheidung seiner Frau zunächst als Konfrontation empfunden, doch er hatte sich ihr nicht in den Weg gestellt. Maggie war eine kluge, phantasievolle Frau, die geistige Anregung brauchte, und er nahm sich vor, die hin und wieder auftauchende, kritisch hochgezogene Augenbraue zu übersehen und seine Frau für ihren unabhängigen Geist zu bewundern.

Maggie schärfte ihren Kindern ihre eigene Art von Disziplin ein und appellierte an ihren gesunden Menschenverstand.

»Wendy Hallidays Mutter zerhackt ihn ganz fein.« Die neunjährige Jools lehnte an der plastikbeschichteten Arbeitsplatte der Kochinsel, das Kinn auf die Fäuste gestützt, und beobachtete skeptisch, wie ihre Mutter den Salat rupfte.

»Du liebe Zeit, das macht mich wohl zu einer schlechten Mutter.«

»Na ja, nein ...« Das hatte Jools eigentlich nicht sagen wollen.

»Schade, dass man nicht lernt, Mutter zu sein. Ich frage mich, ob ich nicht Unterricht nehmen sollte?«

»Ich habe ja nur gemeint, dass ...«

»Immerhin gibt es ziemlich viele verschiedene Arten, einen Salat anzurichten, wenn du es dir recht überlegst. Was meinst *du*, Jools?« Jools dachte über die Frage nach, die ihr in aller Ernsthaftigkeit gestellt worden war, und als sie sich die stattliche Anzahl von Salaten und Kräutern auf der Arbeitsplatte ansah, überlegte sie sich auch, wie viele Möglichkeiten dadurch entstanden.

»Ja«, sagte sie. »Ich wette, es gibt jede Menge verschiedener Arten.« Der sich rasch entwickelnde unabhängige Zug bei Jools kam direkt von ihrer Mutter.

Jim McAllister wollte seinen Kindern ein gutes Beispiel sein. Er war ein gebildeter Mann. Während seiner Zeit an der Universität hatte er sich sportlich betätigt, sich auch danach fit gehalten und konnte mit seinen vierzig Jahren Männer, die nur halb so alt waren wie er, auf dem Tennisplatz schlagen. Darüber hinaus war er in der akademischen Welt

geachtet. Als einer der führenden Landwirte der Regierung arbeitete er gerade am Ord River Scheme, dem kühnen, innovativen Bewässerungssystem, das den trockenen Norden des Bundesstaates fruchtbar machen sollte. Jim war ein Alleskönner, gut in allem, was er in Angriff nahm, und das färbte auf seine Kinder ab. Sie wollten wie Dad schwimmen können, mit einem Boot umgehen wie Dad und Muscheln aus der Tiefe holen, genau wie Dad. Sie hatten ihm seit ihrer frühesten Kindheit nachgeeifert.

Jetzt, da Mike zwölf geworden war und im darauffolgenden Jahr eine weiterführende Schule besuchen würde, wollte er seinem Vater mehr denn je nacheifern. Er wollte wichtige Arbeit verrichten, Arbeit, die wirklich etwas bedeutete, Arbeit, wie sein Vater sie ausübte.

»Ich werde Wissenschaftler.«

»Du meinst Raketen und den ganzen Kram?« Spud Farrell war beeindruckt.

Es war um die Mittagszeit, und nachdem sie den Ball herumgekickt hatten, saßen die Jungen auf einer Bank auf dem kiesbestreuten Spielplatz der Schule, leere Brotdosen neben sich, und tranken die Reste ihrer Milch. Die winzigen Flaschen wurden mittags ausgegeben und waren immer lauwarm, besonders an einem heißen Sommertag wie diesem.

Die Grundschule von Claremont stand zwei Häuserblocks vom Haus der McAllisters entfernt in der Bay View Terrace, die den Hügel hinauf zum Ortskern der Vorstadt führte. Für Spud war die Lage noch günstiger, denn er wohnte direkt um die Ecke in der Pennell Road.

Die Jungen hatten über ihre bevorstehenden Prüfungen gesprochen. Die Schüler der letzten Klasse der Primary School sollten für das Stipendium an der Perth Modern School eine Aufnahmeprüfung ablegen, die jedes Jahr abgehalten wurde. Die Perth Modern School, allgemein »Mod« genannt, nahm die sechzig besten Jungen und die sechzig besten Mädchen des Bundesstaates in ihre achte Klasse auf. Damit fing die Highschool und der Ernst des Lebens an, und die Unterhaltung der Jungen war auf das Thema Ehrgeiz gekommen. Spud kannte nur eines – er wollte reich werden.

»Nein, keine Weltraumraketen«, verbesserte Mike ihn. »Ich werde

Wissenschaftler, wie mein Dad.«

»Aber dein Dad arbeitet für das Landwirtschaftsministerium.«

Spuds Tonfall war herablassend, und Mike bemerkte das genau.

»Ja, aber er ist immer noch Wissenschaftler«, protestierte er.

Eine Pause trat ein. Spuds Skepsis war so offenkundig, dass Mike beleidigt war.

»Das stimmt! Du solltest deine Hausaufgaben machen, Spud«, sagte er möglichst verletzend. »Landwirtschaft ist eine Wissenschaft, verstehst du.«

»Schon gut, schon gut, reg dich nicht auf.« Spud ging auf Abstand, die Hände zu gespielter Kapitulation erhoben, ein Ausdruck der Verletzung und Überraschung auf dem Gesicht. »Menno!, ich habe ja gar nichts *gesagt*, kein Grund also, mir an die Kehle zu gehen.«

Seine Reaktion war so erfolgreich die eines zu Unrecht Angeklagten, dass Mike sich schuldig fühlte, ganz so, wie Spud es beabsichtigt hatte.

»Entschuldige«, murmelte er vor sich hin, denn er war sich wohl bewusst, dass er überreagiert hatte, doch Spuds vermeintliche Verunglimpfung seines Vaters nagte an ihm.

»Mensch, Mikey, ich würde doch nie etwas gegen deinen Alten sagen.«

Spud schlug einen anderen Kurs ein. »Dein Dad ist Spitze.« So gern Spud auch manipulierte, wollte er jetzt die Sache wirklich in Ordnung bringen. Mikey McAllister war sein bester Kumpel – verdammt, sie standen sich so nah, dass er der Einzige war, der ihn Mikey nennen durfte, und das hatte schon etwas zu bedeuten.

»Ich wünschte nur, mein Alter wäre so ähnlich wie er«, sagte er, und diesmal war es absolut nicht gespielt. Dabei hätte er seinen Alten nicht gegen McAllister getauscht – na ja, jedenfalls nicht, wenn der Alte halbwegs nüchtern war –, aber menno!, was Mikey alles hatte! Das tolle große Haus, Ferien in Rotto auf der Yacht seines Vaters, und sein Alter hatte ihm gerade zum zwölften Geburtstag eine Vee Jay geschenkt! Ob Mr. McAllister tatsächlich die Qualifikation eines echten Wissenschaftlers hatte oder nicht – Spud bezweifelte es –, der Typ war ein klasse Vater. »Mein Alter könnte sich an deinem ein Beispiel nehmen«, fügte er hinzu, »in echt.«

Spud war zwei Jahre alt gewesen, als seine Familie aus Irland auswanderte, und er war ein waschechter Aussie – wie alle Farrells, sie



hatten die Staatsangehörigkeit angenommen und waren stolze Australier –, doch Spud hatte ziemlich viele Phrasen seines Vaters übernommen und klang gelegentlich wie Sean Farrell persönlich. Mike hätte Spud am liebsten gesagt, er solle seine Sprüche einfach lassen. Er bewunderte das Talent seines Freundes zum Hochstapler – es hatte sie schon des Öfteren aus der Patsche gezogen –, aber es gefiel ihm nicht, wenn Spud seine Begabung an ihm ausließ, was vermutlich gerade jetzt der Fall war. Andererseits konnte er sich nicht sicher sein. So ging es ihm häufig mit Spud – manchmal war schwer auszumachen, wann er aufrichtig war und wann nicht, selbst für Mike, und sie waren beste Freunde, was seiner Meinung nach zeigte, wie schlau Spud eigentlich war. Doch Mike hatte manchmal Mitleid mit Spud, trotz seiner Gerissenheit. Spud hatte es nicht leicht. Fröhlich morgens vor der Schule die Zeitung austragen, jeden Samstag die kleine Schwester hüten, wenn seine Mum und sein älterer Bruder und seine ältere Schwester arbeiteten, und ein Dad, der die meiste Zeit betrunken war. Spuds Leben war hart. Mike wechselte also einfach das Thema und kam auf ihre anfängliche Unterhaltung über die Aufnahmeprüfungen zu sprechen.

»Meinst du also, wir schaffen es?«, fragte er, ließ Spuds Bemerkung unbeachtet, nahm den Ball, der auf der Bank neben ihnen lag, und ließ ihn müßig zwischen seinen Knien auf dem Pflaster aufmitschen.

Spud, dem klar war, dass er Mikey nicht so einfach belabern konnte wie andere, war dankbar, mit heiler Haut davongekommen zu sein. Er hatte Mikeys Dad wirklich nicht zu nahe treten wollen. Verdammt, Mikey betete seinen Alten an.

»Auf jeden Fall«, erwiderte er mit seinem frechen, unwiderstehlichen Lächeln. Mit seiner Stupsnase, dem sommersprossigen Gesicht und den rotblonden Haaren konnte Spud sehr betörend sein. »Wenn uns einer durchboxen kann, dann kannst du jede Wette eingehen, dass es Mr. Logan ist.«

Mr. Logan war ein todsicheres Thema. Der einäugige, ehemalige Kriegsgefangene, der das Lager Changi überlebt hatte, das berühmte japanische Kriegsgefangenenlager in Singapur, war ein Held für jeden Jungen in seiner Klasse. Sie fraßen ihm aus der Hand, und das wusste er. Colin Logan war der geborene Lehrer.

Die Auseinandersetzung zwischen Spud und Mike war vergessen, als sie

über die bevorstehende Prüfung sprachen. Mr. Logan hatte sie alle hellauf begeistert.

»Unter euch gibt es nicht einen Einzigen«, hatte er seinen Schülern in der siebten Klasse versichert und dann eine kleine, dramaturgische Pause eingelegt, »nicht ein Einziger, der nicht in der Lage ist, die Klassenstufe zu erreichen und auf die Perth Mod zu kommen. Es ist nur eine Sache des Fleißes und harter Arbeit.«

»Ich glaube, er hat recht, Mikey«, sagte Spud mit einem Selbstbewusstsein, das er durchaus nicht verspürte. »Mr. Logan würde nicht versuchen, uns zu täuschen.«

Spud zweifelte weniger an Mr. Logan, als vielmehr an sich selbst. Durch diese Prüfung würde er sich nicht mogeln können, wie es ihm in der Vergangenheit so oft gelungen war, und trotz seines zarten Alters erkannte er, dass dies ein entscheidender Augenblick in seinem Leben war. Er musste auf die Mod kommen, es war seine einzige Chance. Und er brauchte darüber hinaus ein volles Stipendium, sonst müsste er die ganze Zeit Zeitungen austragen oder als Maurer arbeiten wie sein Bruder Eamon. Auf keinen Fall aber wollte er in der Brauerei Swan enden wie sein Dad, Bierfässer ausspülen und alte Siegel durch neue ersetzen. Das war die Endstation für Spud. Sein Alter dachte da anders. Obwohl Spud zugeben musste, dass sein Dad zwar ein Trunkenbold war, aber ein glücklicher. Er hatte die Lacher immer auf seiner Seite, was ihn jedoch nicht davor bewahrte, ein Versager zu sein.

»Dein Dad ist ein guter Mann«, sagte seine Mutter, wenn sie die Missbilligung ihres Sohnes spürte. »Er geht toll mit euch Kindern um, und er hat sich nie an mir vergriffen, wenn er wütend war. Du hast keinen Grund, dich zu beklagen, Patrick.« Sie nannte ihn immer Patrick, wenn sie ihn rüffelte, was Spud auf die Palme brachte. »Du könntest es noch viel schlimmer antreffen als mit deinem Dad, weißt du?«

Eileen selbst wusste es nur zu gut. Ihre beiden Schwestern im Land der Vorväter hatten es viel schlimmer angetroffen als sie. Die eine hatte einen Mann, der sie schlug, wenn er zu viel getrunken hatte, und die andere hatte gar keinen Mann – Seamus hatte sich vor einem Jahr aus dem Staub gemacht und Mary mit vier Kindern sitzengelassen. Eileen schickte ihr hin und wieder etwas Geld von dem Lohn, den sie als Putzfrau der Reichen verdiente, die an der Bucht in Peppermint Grove

wohnten.

Die Farrells waren kurz nach dem Krieg aus Irland emigriert. Der Ruf der australischen Regierung nach Einwanderern und die Zehn-Pfund-Kampagne »Bring Out a Briton« waren ein unwiderstehliches Angebot für viele gewesen, die das Elend der Nachkriegszeit in Großbritannien zu spüren bekamen. Sean und Eileen waren zusammen mit ihren drei Kindern – der Jüngste war Spud – in der überfüllten Migrantenherberge in Bicton untergebracht worden. Doch als Sean seine Stelle bei der Brauerei bekommen hatte, waren sie umgezogen auf die andere Seite des Flusses in das kleine Mietshaus in der Pennell Road. Von dort war es nur ein kurzer Fußweg den Hügel hinauf zum Stirling Highway und den Linienbussen, die auf ihrem Weg in die Stadt am imposanten Backsteingebäude der Swan-Brauerei vorbeikamen, das in Crawley am Flussufer stand.

Eileen war froh über den Umzug gewesen. Ihr gefiel das Häuschen mit seiner Veranda und dem winzigen Vorgarten. Sie hatte noch nie einen Garten gehabt, geschweige denn eine Veranda – so etwas gab es in den engen Gassen von Dublin nicht. Doch nach Billys Geburt zwei Jahre später, als ihre Finanzen über alle Maßen strapaziert waren, hatte sie Sean mitgeteilt, sie müssten die Knaus-Ogino-Methode anwenden, um eine nächste Schwangerschaft zu verhindern. »Wenn Gott es für eine Sünde hält, bitte«, sagte sie trotzig, eher sich zuliebe, als ihrem Mann. Sean war ein ziemlich gleichgültiger Katholik, der nur zur Kirche ging, um seiner Frau einen Gefallen zu tun. Ihre Geburtenkontrolle hatte gut sieben Jahre funktioniert, bis 1955 ein Missgeschick passierte. Das Ergebnis war die kleine Caitlin. Doch da war Eamon, der älteste Junge, inzwischen vierzehn und hatte die Schule verlassen, um für einen Kumpel von Sean zu arbeiten, der einen Milch-Lieferwagen besaß. Damit hatte der Haushalt ein zusätzliches Einkommen. Und es würde nicht lange dauern, bis die zwölfjährige Maeve mit der Schule aufhören würde. Maeve hatte sich in den Kopf gesetzt, in einem Laden zu arbeiten.

Weder Sean Farrell noch seine Frau hatten eine weiterführende Schule besucht, und obwohl sie ihre Kinder nicht drängten, die Schule zu verlassen und sich eine Beschäftigung zu suchen, hatten sie kein Problem, wenn ihre Kinder das wollten. Aber Spud. Spud sah darin ein

großes Problem. Sein Bruder Eamon war jetzt sechzehn, ein Maurerlehrling, der keinerlei Ehrgeiz hatte, sondern nur seine Arbeit gut machen wollte. »Maurer werden immer gebraucht«, prahlte er vor Spud. »Du kannst ganz schön was verdienen, wenn du gut bist.« Und die fünfzehnjährige Maeve stand jetzt hinter dem Schalter der Nachrichtenagentur von Claremont. Ihr einziges Lebensziel war, Verkäuferin im Kaufhaus Boans in der Stadt zu werden, wo sie eine todschicke Uniform tragen würde. Spud hatte seine Ziele viel höher gesteckt als seine Geschwister. Er wollte reich werden und Erfolg haben. Worin, wusste er nicht genau. Doch der Weg zum Erfolg führte über Bildung. Und der Weg zur Bildung war ein Stipendium für die Perth Mod.

Zum ersten Mal in seinem kurzen Leben hatte Spud sich Mühe gegeben. Colin Logan hatte ihn besonders ermutigt, denn er hielt es für seine Pflicht, die Unterprivilegierten anzuregen, nach Bildung zu streben. Ingeheim hatte er eine Schwäche für den schlaunen kleinen Australier irischer Herkunft.

»Du bist ein gescheiter Junge, Spud«, hatte er gesagt. »Du könntest ein volles Stipendium schaffen, wenn du es versuchst.« Ein Stipendium war die einzige Möglichkeit für den Jungen, das wusste Colin. Seine Eltern konnten sich Schulgebühren auf keinen Fall leisten. »Aber du wirst schwer büffeln müssen. Keine Drückebergerei. Kein Versuch, es sich leichtzumachen.« Das eine Auge hatte ihm eine deutliche Warnung signalisiert – Colin hatte den Jungen nie offen beim Pfuschen erwischt, aber er hatte seine Zweifel.

»Ja, Sir.« Und Spud hatte so schwer gelernt, wie es ihm möglich war. »Ich weiß nicht, wie es den anderen geht, Mikey«, sagte er nun mit seiner üblichen Großspurigkeit, »aber wir beide werden es schaffen, daran gibt es nichts zu rütteln. Wie mein Alter sagt, *carpe diem*.« Sein Vater hatte den Ausdruck irgendwo in einer Kneipe aufgeschnappt. »Das ist Latein«, hatte Sean Farrell vor seinem Sohn geprahlt, »und bedeutet ›nutze den Tag‹«, und Spud hatte den Ausdruck seither übernommen. Eigentlich feuerte Spud sich selbst mehr an als Mikey. Was spielte es schon für eine Rolle, wenn Mikey es nicht schaffte? Mikey brauchte Mod nicht, seine Eltern konnten es sich leisten, ihn auf eine Privatschule zu schicken. Mist, sie hatten ihn schon in der alten Schule seines Vaters

angemeldet, dem Scotch College. Der einzige Grund, warum Mikey an der Aufnahmeprüfung teilnahm, war, weil seine Mum die Mod besucht hatte und sein Vater fand, dass sie eine bessere Schulbildung hatte als er. »Dad schätzt, dass das Mod die besten Lehrkräfte im Bundesstaat bietet«, hatte Mikey gesagt. Mensch, Mikey hatte es leicht. Spud war neidisch, aber nicht verbittert. So war es im Leben: es gab die Begüterten und die Habenichtse, und er gehörte zu Letzteren. Aber es machte ihm nichts aus, Mikey anzufeuern. Mikey war sein Kumpel, und im Übrigen waren sie immer am besten, wenn sie als Team arbeiteten. »Wir stehen auf der Gewinnerseite, wir beide auf jeden Fall«, sagte er.

Spud sollte in dem Sommer in vielen Dingen recht behalten. Er lag richtig mit der Annahme, Mr. Logan werde sie durchbringen. Zehn Schüler aus Colin Logans Klasse fanden ihren Weg zur Perth Modern School für das nächste Schuljahr. Der vorherige Rekord der Abgänger aus der Grundschule in Claremont hatte bei fünf gelegen.

»Ich hab dir doch gesagt, dass wir Gewinner sind, Mikey«, sagte Spud. Auch damit hatte er recht gehabt. Er und Mike McAllister waren unter den zehn Auserwählten. Spud allerdings hatte das volle Stipendium erlangt. Und er hatte nicht ein Mal gepusht!

»Achtung, Mod, wir kommen«, jubelte er. Spud Farrell machte sich auf den Weg, die Welt zu erobern.

Mit ihren fast fünfzehn Jahren dachten Mike und Spud ständig über ein heißes Thema nach: über Sex und Liebe. Keiner von beiden hatte bisher tatsächlich Erfahrungen damit gemacht. Doch das war nur eine Frage der Zeit. Sie sprachen des Langen und Breiten über den Verlust ihrer Jungfräulichkeit, und Spud hatte zu diesem Thema klare Ansichten.

»Eine Frau – älter und mit Erfahrung –, das brauchen wir«, verkündete er und versuchte, ganz cool und weltläufig dabei auszusehen. »Beim ersten Mal sollte man keine Jungfrau nehmen. Am besten, man findet eine, die weiß, wo es langgeht.« Diese Worte stammten aus dem Munde seines alten Herrn.

Während der gutaussiehende Mikey jedoch bald bei einem älteren Mädchen Erfolg hatte, kam Spud zu seinem Leidwesen nicht zum Zug. Nach mehreren Abfahren beschloss er, wenn er schon keine Frau verführen konnte, wollte er eine kaufen. Er hatte sich in einem Bordell nach den Preisen erkundigt.

»Was soll das heißen, was es kosten würde?« Ruby Chan stand hinter dem Empfangstisch in dem rosa beleuchteten Eingangsraum, strich sich über das schwarze, glatte Haar und musterte den Jungen von Kopf bis Fuß, offensichtlich amüsiert. »Wozu willst du das denn wissen, Kleiner?«

Der starke australische Akzent überraschte Spud, doch er fand das Lächeln der Mandelaugen ermutigend, und, Mann, sie sah umwerfend aus! Ihre Brüste im tiefen Dekolleté waren cremefarben und einfach perfekt.

»Ich mache ein Projekt für die Schule.« Er hatte sein frechstes Grinsen aufgesetzt, und Ruby warf den Kopf in den Nacken und lachte. Der Kleine war schlau.

Ruby Chan hieß eigentlich Ruby Smith und war Australierin der zweiten Generation. Ihr Großvater hatte als Tagelöhner in den Goldminen außerhalb Darwins gearbeitet, und ihre Mum hatte einen Mann namens Smith geheiratet und war nach Perth gekommen, um eine Wäscherei zu eröffnen. Doch Ruby war geschäftstüchtig und hatte es zu etwas gebracht. Das Sun Majestic Massage Parlour war ein ausgesprochen beliebtes Bordell, und die Effizienz, mit der es lief, war Rubys

fachkundiger Führung zu verdanken.

»Tja, dann sag deinem Lehrer, dass meine Mädchen fünf Pfund kosten«, sagte sie, »nur für den Fall, dass er uns einmal einen Besuch abstatten will.«

»Fünf Pfund.« Spud dachte über die Summe nach. Das war viel Geld. Er als Minderjähriger musste bestimmt das Doppelte zahlen. Die Aussicht, so viel Geld aufzubringen, war niederschmetternd. Vielleicht gab es noch andere Häuser mit niedrigeren Preisen, dachte er, doch andererseits hatte er sein Auge auf das Sun Majestic geworfen, oder nicht?

»Okay«, sagte er, »ich werde es ihm sagen.«

»Und du kommst wieder, wenn du älter bist.« Ruby lachte erneut.

»Genau, das werde ich.«

Drei Monate waren vergangen, und Spud hatte die beeindruckende Summe von fünf Pfund angehäuft, doch sie zu verdoppeln erwies sich als schwierig. Dann landete er einen Glückstreffer. Mehr als das. Die Brieftasche war Manna aus dem Himmel.

Sie waren zu fünft, als sie die Brieftasche an einem Freitagabend im Winter auf ihrem Weg zur Bowlingbahn fanden. Spud, Mike, die Brüder Brown und Ivan der Pole gingen über die Adelaide Terrace zum Fairlane Bowling-Zentrum, und als sie an dem bescheidenen Backsteinbau vorbeikamen, in dem der australische Rundfunkrat untergebracht war, lag sie dort in der Gosse. Brucie Brown entdeckte sie zuerst, schwarzes Leder, das im Licht einer Straßenlaterne glitzerte. Er hob sie auf.

»Mann!«, sagte er und spähte hinein. »Sechs Pfund.«

»Mach sie hier nicht auf, du Volltrottel.« Sein älterer Bruder Len riss sie ihm aus der Hand und versteckte sie unter seinem Dufflecoat, als eine Clique an ihnen vorbeikam und durch die Eingangstüren des Bowling-Zentrums ging.

»Wir sollten sie lieber abgeben«, sagte Mike.

»Wo denn?«, fragte Len.

»Beim ABC.« Mike zeigte hinter sich. »Sie lag direkt vor der Eingangstür. Wahrscheinlich gehört sie jemandem, der dort arbeitet.«

»Und was werden sie sagen, wenn wir sie abgeben, und kein Geld ist drin?« Lens verächtliches Schnauben deutete ein »Trottel« an, und die anderen waren offensichtlich einer Meinung mit ihm.

»Ich finde nicht, dass wir das Geld behalten sollten.«

Spud schaltete sich ein, bevor die anderen drei Mike niederbrüllen konnten. »Lasst uns doch erst einmal feststellen, wem sie gehört«, sagte er, und sie gingen an die Ecke der Victoria Street, fort vom freitäglichen Getriebe der Bowlingbahn.

Unter einer Straßenlaterne vor einem verschlafenen Wohnblock ließ Spud sich die Briefftasche von Len geben und untersuchte ihren Inhalt. Der Führerschein war auf einen »Anthony Wilson« ausgestellt.

»O Gott«, sagte er, erkannte den Namen und reichte Mike den Führerschein, der ihn herumgehen ließ. Sie alle kannten den Namen. Anthony Wilson war der kürzlich gewählte Abgeordnete von Nedlands, und er stand wesentlich stärker im Rampenlicht als seine Kollegen in anderen Wahlkreisen. Den Grund dafür wusste niemand zu benennen. Seine Ansichten waren nicht radikal, doch er war immer für einen Spruch zu haben, sagte in echter Politikermanier zur rechten Zeit das Richtige und tauchte regelmäßig mit seiner Frau in den Klatschspalten auf. Spuds Dad Sean hatte eine sehr deutliche Meinung über Anthony Wilson.

»Der Mann ist ein Selbstdarsteller, das Ganze ist ein einziger, bescheuerter Reklamerummel. Er würde seine Wählerschaft verkaufen, wenn es seinen Zwecken dienlich wäre! Er ist und bleibt ein Gebrauchtwagenhändler.«

Sean lag nicht ganz richtig. Anthony Wilson war nicht in das Familienunternehmen Wilson & Sons Prestige Cars eingestiegen, sondern hatte schon in jungen Jahren eine Karriere als Politiker angestrebt, hatte einen Abschluss in Volkswirtschaft gemacht und war in die Young Liberal Party eingetreten. Das alles beeindruckte Sean Farrell nicht.

»Der junge Wilson ist ein Gauner, so wie sein Vater und seine Brüder, merk dir meine Worte«, sagte Sean.

»Tja, wir wissen, wem die Briefftasche gehört, und wir haben die Adresse«, sagte Mike, als Spud ihm eine Visitenkarte von Anthony Wilson reichte. »Waratah Avenue, Dalkeith. Gut, wir können sie ihm persönlich zurückgeben.«

Die Brüder Brown und Ivan der Pole sahen Mike an, als käme er von einem anderen Stern. Spud nicht. Er war zu sehr damit beschäftigt, die



anderen Visitenkarten zu durchstöbern, die er aus der Brieftasche gezogen hatte. Wichtige Leute – ein Unternehmer, ein paar Regierungsbeamte und der stellvertretende Polizeichef. Er drehte dessen Karte um und fand eine Telefonnummer, die mit Kugelschreiber auf der Rückseite notiert war. F3397. Eine Privatnummer. Ich könnte wetten, dass Mr. Wilson die nicht verlieren will, dachte Spud.

»Dann geben wir dem Typen die Brieftasche zurück, nachdem wir das Geld geklaut haben, ja?«, fragte Len höhnisch. »Das ist echt genial.«

»Nein.« Mike schüttelte den Kopf. »Wie schon gesagt, wir behalten das Geld nicht.«

»O doch.« Len entriss Spud die Brieftasche, der daraufhin nur noch die Visitenkarten in der Hand hielt. »Wenn du deinen Anteil nicht haben willst«, sagte er zu Mike und zog die sechs Pfund heraus, »musst du es nur sagen.« Der verdammte Mike McAllister, der tat sich leicht mit seinen reichen Eltern und dem regelmäßigen Taschengeld Woche für Woche!

»Ich sage es! Ich will das Geld nicht behalten!«

Mike und Len standen sich Auge in Auge gegenüber, es wurde zu einem Problem.

»Macht mal halblang«, sagte Spud. »Wir stimmen ab.« Er wusste verdammt gut, wie es laufen würde. »Wer ist dafür, dass wir das Geld behalten, wer ist dagegen?«

Die Brüder Brown und Ivan der Pole stimmten für das Geld.

»Das wär's dann. Ihr behaltet das Geld, und Mikey und ich werden die Brieftasche los.«

Len sah Mike an, der nur mit den Schultern zuckte. Er war überstimmt worden, und er wollte nichts mit der Sache zu tun haben.

Spud streckte die Hand nach der Brieftasche aus, doch Len gab sie nicht sofort zurück – er war zu überrascht. Spuds Familie war noch ärmer als seine.

»Sechs Pfund lassen sich leichter durch drei teilen«, sagte Spud vernünftig. »Ihr behaltet das Geld. Ich bin diesmal auf Mikeys Seite – ich verzichte drauf.«

Len zuckte mit den Schultern und gab die Brieftasche zurück. »Wie du willst!« Spud Farrell war zu einem echten Schwächling geworden, dachte er und ahmte Mike nach, nur um bei ihm einen Stein im Brett zu

haben. Na schön, Len war Mike McAllister und seine Familie und ihr schickes Haus am Fluss piepegal. Scheiß auf sie alle! Vor jemandem zu kriechen war nicht der richtige Weg, wenn man es im Leben zu etwas bringen wollte.

Spud steckte die Visitenkarten wieder in die Brieftasche, die er in die obere Tasche seiner Windjacke gleiten ließ. »Ich werde sie da liegen lassen, wo wir sie gefunden haben«, sagte er.

Sie gingen wieder zum Fairlane-Zentrum, und während die anderen hineingingen, prüfte Spud, ob die Luft rein war, bevor er weiter zum ABC-Gebäude ging. Aber er legte die Brieftasche nicht zurück.

Es war nach elf Uhr, als er an der Tür des gepflegten, zweistöckigen Hauses in der Waratah Avenue klingelte. Um zehn Uhr war er von der Bowlingbahn aufgebrochen. Mike hatte sich vor einem letzten Spiel verabschiedet, um eine hinreißende Brünette anzubaggern, die mindestens zwanzig sein musste. Also hatte Spud auch die Mücke gemacht, den Jungs gute Nacht gewünscht und Mikey aufmunternd zugezwinkert, um ihm zu signalisieren »gut gemacht«.

Er hatte den Bus nach Hause erwischt, und es war ein Fußweg von zwanzig Minuten bis zum Haus in der Waratah Avenue. Er war froh, als er sah, dass drinnen Licht brannte und der Wagen in der Auffahrt stand; er hatte schon gedacht, da es ein Freitagabend war, könnten die Wilsons ausgegangen sein. Der Wagen war ein Mercedes.

Die Tür ging auf. Ah, dachte Spud, der Mann persönlich. Alles lief wie am Schnürchen.

»Mr. Wilson?«, fragte er.

»Ja. Und was kann ich für dich tun, junger Mann?«

Sein Ausdruck war wohlwollend, doch in seiner Stimme schwang ein leiser Vorwurf mit, als würde er eigentlich sagen: »Weißt du, wie spät es ist?«

»Es geht eher darum, was ich für Sie tun kann, Sir.« Spud hatte die Absicht, respektvoll zu klingen, doch das schien nicht zu funktionieren.

»Oh, tatsächlich?« Anthony Wilson lächelte. »Und worum handelt es sich?«

Jetzt war ein Hauch von Herablassung zu hören. Spud kam zu dem Schluss, dass der Kerl ein öliger Schweinehund war.

»Ich dachte, Sie wollten das hier vielleicht zurückhaben.« Er holte die Brieftasche aus seiner Windjackentasche und hielt sie hoch, zufrieden mit der Reaktion.

»Woher hast du die?« Anthony Wilsons Selbstgefälligkeit verschwand, er nahm die Brieftasche und starrte sie ungläubig an, als könnte es nicht seine sein. Er wusste nicht einmal, dass er sie verloren hatte. War der Junge ein Taschendieb? Wenn ja, warum gab er die Brieftasche zurück? Erwartete der freche kleine Scheißkerl eine Belohnung?

»Wir haben sie gefunden, Sir, ich und meine Kumpel.«

»Ihr habt sie *gefunden*?«

»Ja, Sir, in der Gosse.« Jetzt richtete sich die Ungläubigkeit des Mannes voll auf ihn. »Wussten Sie denn nicht, dass Sie Ihre Brieftasche verloren hatten, Sir?«

»Wo *genau* habt ihr sie denn gefunden?«

»In der Adelaide Terrace, Sir, vor dem ABC-Gebäude. Wie schon gesagt, sie lag in der Gosse.«

Das Live-Interview, das er nach den Nachrichten um achtzehn Uhr gegeben hatte – jetzt fiel es Anthony ein. Er war an der Eingangstür mit Megan Hetherington zusammengestoßen, als er nach dem Interview nach draußen eilte, denn er hatte sich für die Cocktailparty im Regierungsgebäude schon verspätet. Sie war ihm bis an seinen Wagen gefolgt und hatte ihn wegen eines Wohltätigkeitsdiners für die Krebsforschung genervt. Er hatte sie mit einer Visitenkarte abgespeist und ihr gesagt, sie solle seine Sekretärin anrufen. Er hatte die Brieftasche in seine Manteltasche statt wie üblich in sein Jackett gesteckt – zumindest dachte er das. In seiner Eile musste er sie fallen gelassen haben. Wie ungewöhnlich.

»Komm rein«, sagte er zu dem Jungen, denn er merkte plötzlich, dass ihm in Hemdsärmeln an der offenen Tür kalt wurde. »Komm rein, komm rein.«

Spud trat ein, und Anthony schloss die Tür. Von oben rief eine Frauenstimme:

»Wer ist da, Liebling?« Wieder der quengelige Unterton, der besagte:

»Wissen die nicht, wie spät es ist?«. Melanie war auf dem Weg ins Bett.

»Ein junger Mann, der meine Brieftasche gefunden hat«, rief ihr Mann zurück.

»Gute Güte, ich wusste nicht, dass du sie verloren hattest.«

»Ich auch nicht.«

Anthony führte Spud in die Wärme des Wohnzimmers.

»Ich fürchte, das Geld fehlt, Sir«, sagte Spud und zeigte auf die Brieftasche. »Meine Kumpel haben es an sich genommen. Das tut mir leid.«

»Deine Kumpel haben es genommen?«

»Ja, aber ich kann sie nicht verpfeifen, Sie wissen ja, wie das ist.«

»Du hast kein Geld für dich behalten?«

»Nein, Sir, hab ich nicht«, sagte Spud ehrlich, sein Gesicht ein Bild der Unschuld. »Ich hielt es nicht für richtig.«

»Wie heißt du, mein Sohn?«

»Patrick Farrell, Sir – man nennt mich Spud.«

»Tja, Spud. Schön, die Bekanntschaft eines so ehrlichen jungen Mannes zu machen.« Anthony nahm die Geldbörse seiner Frau aus ihrer Handtasche, die auf dem Couchtisch stand. Er war sich nicht ganz sicher, ob der Junge ehrlich war oder ob er ihn reinlegte, doch er war zutiefst dankbar, dass er seine Brieftasche zurückbekommen hatte, und er schuldete dem Jungen einen Gefallen. Anthony glaubte an die Anerkennung und den Austausch von Gefälligkeiten. Dieses Verfahren war ihm im Laufe der Jahre gut zustattengekommen.

»Vielen Dank für deine Zeit und Mühe«, sagte er und reichte Spud eine Fünfpfundnote.

»Boah!«, sagte Spud und setzte den Strahlemann auf. »Ich danke *Ihnen*, Sir.«

Nach diesem Erfolg gab es für Spud kein Zögern mehr. Am nächsten Tag stand er vor Ruby Chan und grinste erwartungsvoll über das ganze Gesicht. Ruby war amüsiert über die Beharrlichkeit des Jungen. Wer sich so ins Zeug legte, fand sie, hatte eine Belohnung verdient. Sie winkte Spud in ihr Zimmer und machte sich daran, alle seine Träume weit zu übertreffen. Was ihr mühelos gelang.

Der junge Mann gefiel ihr, stellte sie fest, als er selig lächelnd ihr Haus verließ. Er werde wiederkommen, hatte er zum Abschied gesagt. Und das tat er von diesem Zeitpunkt an regelmäßig.

Um diese Besuche zu finanzieren, traf Spud mit Ruby eine Abmachung. Er mähte den Rasen um Rubys Haus und zahlte den gängigen Preis, wann immer er konnte – er hatte jetzt einen Nebenjob, führte Buch über alle schulischen Sportveranstaltungen und behielt einen Anteil von zehn Prozent für seine Mühe ein. Doch wenn sein Geld nicht reichte, stellte Ruby für ihn Gelegenheitsarbeiten am und im Haus zusammen – er war ein tüchtiger Handwerker –, und sie waren quitt.

In ihrem letzten Schuljahr hatte Mike mit siebzehn schließlich zu wachsen aufgehört, und Spud hatte endlich damit angefangen. Er würde nie ein hoch aufgeschossener Mann werden, aber er war auf jeden Fall nicht mehr so mager. Er sah kräftig und muskulös aus, und Mädchen fanden ihn attraktiv – auf niedliche Art.

Als die Abschlussprüfungen drohten, wurde Mike klar, dass er seinen Studien etwas mehr Aufmerksamkeit schenken musste. Er brauchte ein gutes Immatrikulationsergebnis, um an der University of Western Australia für die Naturwissenschaften zugelassen zu werden, und wenn er durchfiel, wäre sein Vater zutiefst enttäuscht. Jim McAllister war seinerzeit einer der besten Studenten der Universität in Perth, akademisch und athletisch, und Mike war sich bewusst, dass Jim von seinem Sohn nicht weniger erwartete. Natürlich wollte Mike die Universität besuchen – sein Wunsch, seinem Vater nachzueifern, hatte im Lauf der Jahre nicht nachgelassen. Er packte seine Sportsachen weg, ging nicht mehr aus und kniete sich in die Arbeit.

Spud nicht. Die Uni stellte kein Ziel für ihn dar, und er lernte nur für die Fächer, die er interessant fand und die seiner Meinung nach nützlich sein könnten. Besonders Mathematik – Spud spielte gern mit Zahlen.

Bei der Abschlussprüfung war Mike unter den zehn besten Studenten des Jahrgangs. Das hatten alle erwartet. Aber Spud stellte überrascht fest, dass er selbst alle sieben Fächer bestanden hatte, mit hervorragenden Leistungen in Mathematik und Physik. Durchgefallen jedoch war er in Englisch, was für die Immatrikulation notwendig war. Daher war er für die Universität nicht qualifiziert. Na und, dachte Spud.

In dem Sommer stand der Fluss für Mike und Spud mehr als je zuvor im Mittelpunkt ihrer Freizeit. In sorglosem Überschwang schwammen und angelten sie, fingen Krabben und Krebse. Selbst Mädchen schienen eine Zeitlang eine untergeordnete Rolle zu spielen. Vielleicht spürten sie,

dass ihre Jugend zu Ende ging.

»Sieh mal!« Mike zeigte auf den Vogelschwarm, der kreischend draußen in der Bucht niederging. »Pack dir den Außenborder und das Angelgerät.«

Die Sonne ging gerade unter und färbte den Himmel mit Orangetönen. Mike und Spud hatten die Vee Jay nach einer Segeltour am Nachmittag in den Bootsschuppen gezogen.

Während Spud sich den Außenborder und das Angelgerät schnappte, zog Mike das kleine Dingi an den Strand hinunter. Sie wussten beide, was die Vögel signalisierten. Die Heringe waren da.

Zehn Minuten später waren sie draußen in der Bucht, umringt von kreisenden, herabstoßenden Möwen, das Wasser ringsum war aufgewühlt von den Heringen, die sich in ihrer Fressgier auf einen ebenso großen Schwarm Breitlinge stürzten.

Mike und Spud ließen jeweils einen Spinnenköder hinter dem Dingi her treiben und zogen einen Hering nach dem anderen heraus. Sie töteten jeden Fisch, sobald er an Bord war, und kaum war die Schnur wieder im Wasser, hievten sie den nächsten ins Boot. Eine halbe Stunde später, als der Eimer voll war, beschlossen sie, Feierabend zu machen. Sonst müssten sie die ganze Nacht hindurch Fische ausnehmen und filetieren. Aber sie waren beschwingt. Auf diese Weise Heringe zu fangen, war immer aufregend.

Es wurde bereits dunkel, als sie das Dingi ins Bootshaus schleppten. Sie brachten den Eimer mit den Fischen hoch in die Waschküche. Mike schaltete das Licht draußen an und griff nach den Schneidbrettern und Messern, die dort verstaut waren. Dann breitete er Zeitungspapier über den schmiedeeisernen Tisch, sie setzten sich nebeneinander und begannen, die Fische auszunehmen.

»Ihr hättet mich ruhig mitnehmen können!«, ertönte eine vorwurfsvolle Stimme hinter ihnen. Es war Jools, die Hände in die Hüften gestemmt. Mike drehte sich zu ihr um. »Wir hatten keine Zeit«, sagte er.

»Doch. Ich habe euch vom Balkon aus zugeesehen. Die Vögel fressen immer noch. Und es ist *mein* Boot!«

Da war etwas dran. Das Dingi gehörte Jools. Eigentlich war es kein richtiges Dingi, es war ein Pelican, oder Junior Trainer, ein kleines Segelboot mit einem abnehmbaren Mast. Jim hatte es im vergangenen

Jahr für sie als Geschenk zu ihrem dreizehnten Geburtstag gebaut. Aber es hatte auch das alte Dingi ersetzt und diente inzwischen als Begleitschiff für die *Alana* und war somit in den allgemeinen Gebrauch übergegangen. Trotzdem, dachte Mike mit einem Anflug von Schuldgefühl, hätte er sie um Erlaubnis bitten sollen.

»Tut mir leid, Jools«, sagte er. »Willst du mithelfen?« Er deutete auf das Durcheinander aus Schuppen und Eingeweiden.

Sie nickte, beschwichtigt durch die Entschuldigung und eifrig darauf bedacht, die Einladung anzunehmen. Aus unerklärlichem Grund nahm Jools gern Fische aus.

»Dann hol uns mal ein kaltes Bier.«

Obwohl Mike minderjährig war, ging ein kaltes Bier mit dem Ausnehmen von Fischen wie selbstverständlich einher, wogegen Jim und Maggie McAllister nichts einzuwenden hatten. Was Spud betraf, von ihm wusste man, dass er sich an einsamen Sonntagnachmittagen mit seinem Dad die Kante gab.

»Mach ich.«

Jools rannte eifrig die Hintertreppe hinauf. Sie war gerade vierzehn geworden und eine Spätentwicklerin. Selbst noch ganz ein Wildfang, konnte sie ihre Freundinnen nicht verstehen, die sich nur noch über Jungen oder den ersten BH unterhielten. Viel lieber nahm sie Fische aus. Spud begann, die Fische, die sie schon geschuppt und ausgenommen hatten, zu filetieren. Mit dem superscharfen, einem Skalpell ähnlichen Messer, das ausschließlich diesem Zweck vorbehalten war, suchte er mit der Sorgfalt eines Chirurgen nach der Rückengräte des Fisches.

Mike sah ihm eine Zeitlang zu; er machte seine Sache ausgezeichnet.

Mike hatte Spud beigebracht, wie man Fisch filetierte, so wie er es von seinem Vater gelernt hatte. »Fische zu filetieren ist eine Kunst«, hatte Jim McAllister gesagt und eine Rückengräte mit Resten in die Höhe gehalten, die so transparent waren, dass man hindurchsehen konnte.

Mike hatte schwer daran gearbeitet, die Kunst zu vervollkommen, und seine Fachkenntnis an Spud weitergegeben. Sie hatten so vieles gemeinsam gemacht, dachte er, während er den hoch konzentrierten Spud beobachtete.

»Was wirst du machen, Spud?«, fragte er.

»Hm?« Spud schaute auf. Die Frage war wie aus dem Nichts gekommen.

Mike selbst war ein wenig überrascht. Er hatte eigentlich nicht die Absicht gehabt, über ihre Zukunft zu sprechen, doch er konnte sich einfach nicht vorstellen, ohne Spud zur Uni zu gehen.

»Wenn du dich für deine Englischprüfung im nächsten Jahr hinsetzt und einen guten Abschluss machst, würdest du deine Immatrikulation bekommen.«

»Was meinst du damit? Auf die Uni gehen?«

Mike nickte aufmunternd. Verdammt, Spud war einer der hellsten Kerle, die er kannte. Spud könnte alles machen, was er sich in den Kopf setzte; er wäre verrückt, wenn er die Uni nicht probieren würde.

»Nöh«, sagte Spud. »Will ich nicht, brauch ich nicht und könnte es mir sowieso nicht leisten. Für dich ist es in Ordnung, Kumpel, deine Leute haben Knete.«

Obwohl er es schon oft gedacht hatte, sprach Spud die Worte zum ersten Mal laut aus, ohne Groll. Doch Mike hatte das Gefühl, ihn korrigieren zu müssen.

»Nein«, sagte er. »Wir sind nicht reich.«

»Ach ja?« Spud lachte. »Es ist schon ein Scheißleben.«

Diesmal war eine Spur Groll dabei, doch Mike bemerkte es nicht.

»Kann man wohl sagen.« Er grinste. »Wir sind Arme, die wie Könige leben, sagt Dad.«

Das war einer von Jim McAllisters Lieblingssprüchen – es war ihm wichtig, seinen Kindern klarzumachen, dass sie ihre Privilegien nie als selbstverständlich hinnehmen sollten.

»Arme, die wie Könige leben!« Spud brach in schallendes Gelächter aus. Herrgott, war Mike naiv, dachte er. Aber dafür mochte er ihn. »Ich tausche jederzeit mit dir, Kumpel«, sagte er, just als Jools das Bier brachte.

Über dem schmiedeeisernen Tisch, dem blutigen Zeitungspapier und den Eingeweiden prosteten sie sich zu.

»Auf ewige Freundschaft.«



Du bist Mike McAllister, nicht wahr? Ich heiße Ian Pemberton.« Ian reichte Mike die Hand, als er sich in der Schlange in der Mensa neben ihn stellte. Er hatte es sich zur Aufgabe gemacht, ihn zu finden. Höchste Zeit, dass sie sich kennenlernten, dachte er, sie hatten vieles gemeinsam. Ian war der Meinung, dass sie eindeutig die Intelligentesten in ihrem ersten Semester Naturwissenschaften waren, und Mike kam aus einem guten Stall, wenn man die sportlichen Leistungen seines Vaters an der Uni betrachtete.

»Hallo, Ian.« Mike schüttelte ihm die Hand. Er hatte Ian in den Vorlesungen gesehen – sie hatten dieselben Fächer belegt: Geologie, Zoologie, Mathematik und Chemie –, aber das Semester hatte erst vor knapp vierzehn Tagen begonnen, und sie hatten sich noch nicht richtig miteinander bekanntgemacht. »Wie gefllt es dir so?«, fragte er.

»Bisschen anders als Schule, oder?«

Ian überraschte die Offenheit der Bemerkung. Er – und all die anderen Studenten im ersten Semester, soweit er es beurteilen konnte – gaben sich die größte Mühe, das studentische Ethos anzunehmen und blasiert aufzutreten. Bis auf die Frage, auf welchem College ein Kommilitone seinen Abschluss gemacht hatte, sprach man nicht mehr so von der »Schule«. Zumindest Ian nicht, auf keinen Fall. Da aber Mike alles andere als linkisch wirkte, verlieh ihm diese mangelnde Befangenheit ein Selbstbewusstsein, das den anderen abging.

»Ja, kann schon sein«, stimmt Ian ihm zu.

Sie schlurften in der Schlange weiter und kamen an die Theke, wo die Unterhaltung ins Stocken geriet, da sie ihr Essen auswählten.

»Sollen wir uns nicht an den Tisch da am Fenster setzen?«, schlug Ian vor, als sie suchend mit den Tablettts in den Händen herumstanden.

Mike war im Begriff gewesen, sich zu seinen Kumpels vom Mod zu gesellen, die am anderen Ende der Mensa saßen, sah aber, dass an dem Tisch nur noch ein Platz frei war, und da Ian sich anscheinend an ihn gehängt hatte, fand er es ungehobelt, den Kerl im Regen stehen zu lassen.

»Wie du willst, gern«, sagte er, und sie gingen quer durch den Raum an den Tisch, auf den Ian gezeigt hatte.

»Dein Dad ist Jim McAllister, nicht wahr?«, fragte Ian, sobald sie Platz genommen hatten.

»Ja, stimmt«, antwortete Mike noch vor dem ersten Bissen von seinem Schinkenbrötchen.

»Hat mehr Auszeichnungen bekommen als je ein Student in der Sportgeschichte der UWA.« Ian ließ keinen Zweifel daran, wie beeindruckend die Tatsache war.

Mike war überrascht. »Woher weißt du das?«

»Bei so einer Bilanz weiß das doch wohl jeder!«

»So ungefähr jeder Student im ersten Semester, besonders, wenn er nicht mal zwei Wochen hier ist?«

Ian entschied sich, lieber die Wahrheit auszuspucken, um nicht so kriecherisch zu wirken, wie es offenbar der Fall gewesen war. »Meine Mutter hat es mir erzählt. Sie war mit deinem Dad zusammen auf der Uni.«

Dabei hatte seine Mutter ihm gar nichts von Jim McAllisters sportlichen Erfolgen erzählt. Ian hatte es am Tag zuvor selbst herausgefunden. Auf jeden Fall aber hatte Cynthia Pemberton damit geprahlt, dass sie mit Mikes Dad zusammen die Uni besucht hatte.

»Das dürfte Jim McAllisters Sohn sein«, hatte sie gesagt, als sie Ian nach den Namen seiner Kommilitonen gefragt hatte – zumindest derjenigen, die ihn beeindruckten und an deren Namen er sich erinnerte. »Jim war ein wundervoller Sportler«, hatte sie gesagt und eine Vertrautheit angedeutet, die nicht existiert hatte. »Er stellte alle möglichen Rekorde ein«, hatte sie vage hinzugefügt.

Cynthia hatte Jim McAllister eigentlich nicht gekannt, er war zwei Jahre über ihr, doch wie jede andere Studentin auf dem Campus damals hatte sie für ihn geschwärmt. Sie prahlte sehr gern mit ihrer Studienzeit – damit schaffte sie sich einen eigenen Hintergrund und setzte sich von den meisten ihrer Freundinnen ab. Dass sie nur achtzehn Monate Kunst studiert hatte, bevor sie Gordon Pemberton heiratete, erwähnte sie nicht, sondern wies stattdessen darauf hin, dass sie eine vielversprechende akademische Laufbahn aufgegeben hatte – auf welchem Fachgebiet, blieb immer nebulös –, um sich ihrem Ehemann zu widmen.

»Tatsächlich?«, fragte Mike. »Wie heißt deine Mum?«

»Cynthia. Damals dürfte ihr Familienname Randall gewesen sein.

Cynthia Randall.« Ian war froh, Mikes Interesse geweckt zu haben.

»Ich werde Dad an sie erinnern.«

»Ja, das würde sie freuen, da bin ich mir sicher.« Ian nahm sein Hühnersandwich in die Hand. »Du hast also deinen Abschluss wie dein Dad auf dem Scotch College gemacht?«, fragte er, bevor er hineinbiss. Mike fand Ians Kenntnisse über seinen Dad ein wenig suspekt – der Kerl wollte anscheinend unbedingt Eindruck schinden. Mein Gott, dachte er, hoffentlich ist er nicht schwul.

»Nein, an der Perth Mod«, erwiderte er ziemlich kurz angebunden.

»Oh.« Ian war überrascht. Eine staatliche Schule, damit hatte er nicht gerechnet. Er verband Mod mit einer bunt zusammengewürfelten Schülerschar. Vielleicht hatte er doch die falsche Wahl getroffen. Er hatte sich vorgenommen, seine Freunde sorgfältig auszuwählen.

»Und du?«, fragte Mike.

»Guildford Grammar.«

»Aha.« Mike fragte sich, ob das die Erklärung für Ian Pembertons Arroganz war. Er hatte gehört, dass die Typen von der Guildford Grammar sehr von sich eingenommen waren.

Das war nicht gerade ein verheißungsvoller Anfang.

»Ich habe einen Typ kennengelernt, dessen Mum mit dir zur Uni gegangen ist«, sagte Mike am selben Abend beim Essen zu seinem Dad.

»Oh, und wer war es?«, fragte Jim.

»Sie hieß Cynthia Randall.«

Sein Vater sah ihn verständnislos an.

»Eine deiner Eroberungen?«, fragte Maggie lächelnd. Sie hatte ihren Mann während seiner Studienzeit nicht gekannt, war sich aber bewusst, dass er ein ziemlicher Draufgänger gewesen war. »Iss nicht so hastig, Jools«, sagte sie mahnend. Da Jools so schnell wie möglich vom Tisch aufstehen wollte, verschlang sie ihren Schmortopf in null Komma nichts.

»Cynthia Randall.« Jim dachte kurz nach und zuckte dann mit den Schultern. »Nie von ihr gehört«, sagte er.

»Jetzt ist sie eine Pemberton. Ihr Sohn heißt Ian.«

»Pemberton.« Den Namen kannte Jim. »Gordon Pemberton ist der Besitzer der *Trusan*.« Die *Trusan* war eine speziell angefertigte, vierzig Fuß lange Luxusyacht, die für den Royal Freshwater Bay Yacht Club

segelte. Sie war sowohl zum Vergnügen als auch für Rennen gebaut und unter den Bootsfahrern sehr angesehen.

»Ach ja?«, fragte Mike überrascht. »Ich dachte, sie gehörte Vic Nelson.«

»Nein, Vic ist nur der Kapitän.« Jim grinste. »Wahrscheinlich gefällt es ihm, wenn die Leute denken, er sei der Besitzer, und wer will es ihm verdenken? Aber Pemberton hat ihn angestellt, er selbst fährt keine Rennen. Er ist Kieferorthopäde – wohnt in Peppermint Grove. Ob er der Dad deines Kumpels ist?«

»Wahrscheinlich«, sagte Mike.

»Kann ich jetzt aufstehen, Mum?«, fragte Jools.

»Kein Eis mit Obstsalat?«

»Nö. Ich komme zu spät zur Probe.«

Die fünfzehnjährige Jools steckte mitten in einer Amateurproduktion von *Die Feuerprobe* im Patch Theatre. Sie hatte beschlossen, Schauspielerin zu werden.

»Bis später«, sagte sie in die Runde. Sie warf sich ihre Tasche über die Schulter und verließ mit hüpfendem Pferdeschwanz das Esszimmer. Baxter jaulte auf, als sie in der Diele über ihn stolperte.

»Sei um zehn zu Hause.«

Maggies Ruf verhallte unbeachtet, und die Haustür fiel ins Schloss.

»Gordon Pemberton, wie?« Mit Interesse hatte Jim vernommen, dass sein Sohn den Pemberton-Sprössling kennengelernt hatte. »Ein schönes Schiff, die *Trusan*.«

Mike prüfte nicht nach, ob Ian Pemberton Gordons Sohn war. Sehr sympathisch war ihm Ian Pemberton nicht, und er wollte nicht den Anschein erwecken, als suchte er seine Freundschaft. Wie sich jedoch herausstellte, hörte Ian auf, die seine zu suchen. Nachdem er den Entschluss gefasst hatte, doch lieber auf Nummer sicher zu gehen, hängte Ian sich an seine ehemaligen Freunde aus der Guildford Grammar und mied Mike und seine Kumpel aus der Perth Mod.

Doch während die Monate ins Land zogen und aus dem ersten Semester das zweite wurde, gewöhnten sich die Erstsemester des Jahrgangs 1962 immer mehr an das Leben in der Universität. Vertraute Cliques, die um der Sicherheit willen aneinander gehangen hatten, lösten sich auf, neue bildeten sich, und Mike und Ian freundeten sich leidlich an –

hauptsächlich auf dem Rugby-Platz, auf dem beide hervorragende Leistungen erbrachten. Mike, kräftig und schnell, spielte den Innendreiviertel, und Ian, ein herausragender Schütze, spielte Schlussmann, wo er Zweikämpfen möglichst aus dem Weg ging. Inzwischen besuchte Mike die Universität leidenschaftlich gern. Ihm gefiel alles an der UWA – die gepflegten Gärten und Seerosenteiche auf dem Campus, die Eleganz der Sandsteinbögen und Laufgänge, die anmutige Schlichtheit des Glockenturms in der Mitte. Außerdem behagte ihm der Lebensstil, den die Universität bot – der intellektuelle Anreiz, der Kameradschaftsgeist und der Sport. Vor allem aber liebte er die Mädchen. Und die Mädchen liebten ihn.

Ian Pemberton ärgerte sich über Mike McAllisters Beliebtheit. Was hatte Mike, das er nicht hatte?, fragte er sich. Sein sportliches Können stand dem von Mike in nichts nach, seine akademischen Fähigkeiten waren herausragend, und er sah gut aus – wie Mike. Trotzdem kam er aus einem unerfindlichen Grund nicht so gut bei den Mädels an wie Mike, und wenn er sich noch so sehr bemühte.

Das zweite Semester kam und ging, und was den Beliebtheitsgrad betraf, blieb alles beim Alten. Ian war in eine Sackgasse geraten. Schließlich, als im späten Frühling ihre ersten Prüfungen knapp einen Monat zurücklagen, gab er auf, mit Mike McAllister zu konkurrieren. Allem Anschein nach hatte es wenig Zweck. Er schluckte seinen Groll und nahm sich wieder einmal vor, Mikes Freundschaft zu gewinnen. Offensichtlich blieb ihm nichts anderes übrig.

»Willst du nächsten Freitag zum Dämmertörn kommen?«

Sie saßen an der Seitenlinie des Rugbyfelds und wärmten sich mit ein paar Dehnübungen vor dem Training auf, als Ian beiläufig die Einladung aussprach.

»Wie? An Bord der *Sea Witch*?«, fragte Mike.

Sie hatten zu mehreren Gelegenheiten über ihre jeweilige Herkunft gesprochen und dabei festgestellt, dass sie außer Rugby noch andere gemeinsame Interessen hatten. Obwohl Ian erst spät zu dem Sport gekommen war, segelte er mit Begeisterung und gehörte zur festen Crew der *Sea Witch*, einer achtzehn Fuß langen Yacht, die einem Freund seines Dad beim Royal Freshwater Bay Yacht Club gehörte.

»Nein. Auf der *Trusan*. Dad fährt mit zwei guten Freunden und deren

Frauen hinaus, und ich gehöre zur Mannschaft. Er sagte, ich könne einen Kumpel mitbringen.«

»Klar. Toll«, stimmte Mike zu. Er hatte geplant, Natalie Hollingsworth zur Jazz-Session im Fußballclub von Claremont auszuführen, doch sie führten eine lockere, entspannte Beziehung – sie nahm es ihm bestimmt nicht übel, wenn er den Termin auf Samstag verlegte.

Ian grinste. Er hatte gewusst, dass der Trumpf stechen würde. Niemand schlug eine Segeltour auf der *Trusan* aus. »Um halb sechs im Freshie«, sagte er. »Liegeplatz 21.« Dann sprangen sie auf, als die Pfeife des Trainers ertönte.

Der behagliche kleine Yachtclub in Claremont, dem Mike neben seinem Vater angehörte, war in der Tat ein armer Vetter im Vergleich zum spektakulären Royal Freshwater Bay Yacht Club. Das prächtige Clubhaus »Freshie« im Kolonialstil thronte auf dem grünen Hügel in Peppermint Grove, wo man es von jedem Aussichtspunkt an der Bucht bewundern konnte. Und in seinem Yachthafen waren Schiffe von beachtlichem Wert vertäut – manche dem noblen Sport der Yachtrennen gewidmet, andere boten hochwertige Freizeitbeschäftigung, die durch schwere Arbeit erworben war, wieder andere waren die Insignien und Spielzeuge der Reichen.

Die *Trusan* mischte sich unter die anderen Yachten und stellte die meisten in den Schatten, während Boote in allen Größen und Formen um einen standesgerechten Platz rangelten, Segel blähten sich in der steifen Brise vom Meer. Alle warteten auf den Knall der kleinen Kanone, dem Signal für den Beginn des Dämmertörns. Vic Nelson am Steuer manövrierte die große Yacht mit vollendetem Geschick zwischen den vielen Booten hindurch, denen es auf wundersame Weise gelang, einander nicht zu berühren, und als die Kanone losging, hatte er eine ideale Position erreicht.

Zwanzig Minuten später lagen sie in Führung, das restliche Feld weit hinter sich. Gordon Pemberton gab seinem Skipper das übliche Zeichen. Vic Nelson seinerseits signalisierte Ian, den Klüver niederzuholen, und sie schlugen einen anderen Kurs ein, klinkten sich aus dem Rennen aus, um sich auf ihre gemächliche Segeltour flussaufwärts zu begeben.

Mike war enttäuscht, dass sie das Rennen nicht zu Ende fuhren, doch Ian

hatte ihn vorgewarnt.

»Es ist nur eine gesellige Segeltour«, hatte er entschuldigend gesagt.

»Wir werden mit den Teilnehmern loslegen – Dad will es gern allen beweisen, aber Mum kann Rennen nicht ausstehen. Das Boot ist für sie eigentlich eher Unterhaltung.« Er zuckte bedauernd mit den Schultern.

»Verdammt schade. Die *Trusan* fährt traumhafte Rennen.«

Als sie sich dem Point Resolution näherten, übernahm Gordon das Steuer.

Gordon Pemberton war eine ältere Ausgabe seines Sohnes, ein gutaussehender Mann Anfang fünfzig mit ergrauenden Schläfen. Seine klassischen Züge wurden von leicht abstehenden Ohren beeinträchtigt, und er legte ein Selbstbewusstsein an den Tag, das an Arroganz grenzte. Es war, als sähe man Ian in dreißig Jahren vor sich, dachte Mike.

»Na, Gott sei Dank, das hätten wir hinter uns«, sagte Cynthia fröhlich zu den beiden Kollegen ihres Mannes und deren Frauen. Sie wandte sich vor allem an die arme kleine Glenda, die noch nie auf einer Yacht gewesen und ganz grün im Gesicht war. »Ich kann es nicht leiden, wenn es sich so *schräg* legt.« Sie und die anderen vier hatten bequem im breiten, offenen Kabinenvorraum gesessen und mussten nicht ein einziges Mal umziehen, nachdem sie losgesegelt waren. Sie drehte sich zu Gordon um, der das Steuer am Heck bediente, Vic hatte nun die Großschot von Ian übernommen. »Liebling«, rief sie gutgelaunt, »es liegt *immer* noch ein bisschen schräg, kannst du das nicht einstellen?« »Gleich haben wir den Wind von hinten, Liebes«, erwiderte Gordon nachsichtig. Jedes Mal, wenn sie segelten, beklagte sich Cynthia auf diese Weise, und jedesmal gab er dieselbe Antwort, auch wenn der Wind nicht bald von hinten kommen würde.

Gordon hätte gern mehr Zeit auf Rennen verwendet, doch er war ein beschäftigter Mann, und der Tag hatte einfach nicht genug Stunden. Daher genoss er hin und wieder eine gesellige Segeltour und sonnte sich in der Ehre, die der *Trusan* unter der fachmännischen Führung des Steuermanns Vic Nelson zuteil wurde. Vic, der stets eine erstklassige Crew um sich versammelte, hatte die Yacht in so mancher Hochseeregatta über lange Strecken zum Sieg geführt. Gordon war enorm stolz auf die *Trusan* und ihre Triumphe. Sie war ein Symbol für seinen Erfolg.

»Ian, Schätzchen, Getränke, bitte.« Cynthia stieg die breiten Stufen hinunter in die Hauptkabine.

»Ich helfe dir«, sagte Mike, als Ian seiner Mutter gehorsam folgte. Die Frauen plauderten jetzt, und die Männer, Kollegen von Gordon aus Sydney, hatten begonnen zu fachsimpeln. Sie waren anlässlich einer Konferenz in Perth – der eine war Parodontologe, der andere Endodontologe –, und Mike hatte nicht das Gefühl, als habe er viel zur Unterhaltung beizutragen.

Die Hauptkabine der *Trusan* ähnelte einem gemütlichen Wohnzimmer. Geräumig und offen, war die Kombüse steuerbord achtern vollständig eingerichtet mit Kühlschrank, großem Herd, Arbeitsplatte und Spülbecken. Backbord achtern befand sich ein behaglicher Winkel mit Sessel und dem Logbuchtisch eines Kapitäns, und entlang beider Seiten waren Sofas eingebaut, die man herausziehen konnte, um zusätzliche Schlafplätze zu schaffen, wenn der Esstisch in der Mitte entfernt wurde. Durch eine Tür und einen schmalen Durchgang kam man ins Vorschiff, dann in die vordere Kabine, in der sich ein großes Doppelbett, ein geräumiger Kleiderschrank und eine Kommode befanden.

Mike, der sich in der Hauptkabine umschaute, dachte an die Eisbox und den Petroleumkocher auf der *Alana*, sowie an die Schlafsäcke, die er und Jools abends in der Kajüte ausrollten. Eine solche Opulenz schien nicht zu einer Yacht zu gehören, dachte er. Andererseits war die *Trusan* anders als jede Yacht, die er bisher gesehen hatte. Der Innenraum war wie der eines luxuriösen Motorkreuzers ausgestattet, und doch pflügte sie unter Segeln durch das Wasser wie das schnittigste Boot einer Regatta.

Cynthia räumte geschäftig belegte Platten aus dem Kühlschrank – sie hatte sie von einem Feinschmecker-Caterer vorbereiten lassen – und reichte Mike eine Flasche Champagner.

»Sei so gut«, sagte sie mit entwaffnendem Lächeln. »Und Ian, Schätzchen, als Erstes den geräucherten Lachs.« Sie zeigte auf eine Platte, und Ian verschwand damit im Cockpit, wo die Männer und ihre Frauen gerade die ersten Strahlen eines Sonnenuntergangs bewunderten, der prächtig zu werden versprach.

Mike fragte sich, wie er wohl reagieren würde, wenn seine Mutter ihn »Schätzchen« nennen würde, so wie Cynthia es bei Ian machte, obwohl Ian es anscheinend gar nicht auffiel. Offensichtlich liebte sie ihr einziges



Kind abgöttisch, aber Mike wusste nicht recht, was er von Cynthia Pemberton halten sollte. Ihre Schönheit wirkte künstlich – weiße Markenshorts und eine Bluse, die einen adretten Körper zur Geltung brachten, vom Wind zerzauste Haare, perfekt mit blonden Strähnen durchsetzt. Sie war charmant und lebhaft und schien viel zu jung, um Ians Mutter zu sein. Aber war sie wirklich so nichtssagend, wie sie aussah?

»Du bist Jim McAllisters Sohn, schön, dich kennenzulernen«, hatte sie gesagt, sobald er an Bord der *Tusan* gekommen war. »Ich war mit deinem Vater an der Uni.« Sie hatte es so laut gesagt, damit die anderen es hörten, die bereits im Cockpit saßen und ein Glas Champagner tranken, bevor das Boot ablegte.

»Ja ...«

Zum Glück wurde von Mike kein weiterer Kommentar verlangt, als Cynthia ihn den Kollegen ihres Mannes und deren Frauen vorstellte.

»Und das hier ist Vic Nelson«, sagte sie, den sie zuletzt mit ihm bekanntmachte.

»Hallo, Mike«, sagte Vic, und sie schüttelten sich die Hände. »Wie geht's deinem alten Herrn?«

»Prima. Ich soll auch schön grüßen.« Mike hatte sich gefreut, dass Vic seinen Vater noch kannte. »Richte Vic Nelson meine besten Grüße aus«, hatte Jim gesagt, als sein Sohn ihm erzählt hatte, dass er die Dämmerfahrt mit der *Trusan* machen würde.

Eine Viertelstunde später hatte Vic den Motor angeworfen. Als die *Trusan* vom Anleger glitt, standen Ian und Mike parat, um die Segel zu setzen, sobald sie sich vom Yachtclub entfernt hatten, und Cynthia hatte die Champagnergläser eingesammelt. »Wir haben noch jede Menge Nachschub«, hatte sie in Aussicht gestellt, »aber zuerst müssen wir den *hässlichen* Teil hinter uns bringen.« Sie hatte den Männern und ihren Frauen gegenüber mädchenhaft gekichert und war nach unten verschwunden, um die Gläser zu spülen und abzutrocknen. Mike hatte sich gefragt, was wohl mit dem »hässlichen Teil« gemeint war. Jetzt wusste er es. Der hässliche Teil war das Segeln.

»Danke, mein Lieber«, sagte Cynthia, als der Champagnerkorken ploppte. »Die Gläser stehen im Schrank.« Dann erteilte sie Ian eine Anweisung, der wieder hereingekommen war. »Vergiss die Servietten

nicht, Schätzchen.« Cynthia, die erfahrene Gastgeberin, war in Partylaune.

»Dad und Vic hätten lieber ein Bier«, sagte Ian, als er und Mike wieder in der Kabine waren, nachdem sie den Gästen im Kabinenvorraum den Champagner gereicht hatten.

»Ja, klar.« Das war immer so, obwohl Cynthia im Leben nicht verstand, warum sie Bier einem Spitzenjahrgang Taittinger vorzogen. Sie reichte Ian die Platte mit Pasteten und Käse, öffnete eine Flasche Swan Lager und goss zwei Gläser voll. »Sei so lieb und gib eins davon Vic«, bat sie Mike. Cynthia legte immer Wert darauf, Vic als Letzten zu bedienen. Schließlich war er ein Angestellter.

»Klar.« Mike nahm das Glas.

»Danke, Schätzchen.« Sie schenkte ihm wieder ein verblüffendes Lächeln, doch diesmal hatte es eine persönliche, ja sogar kokette Note.

»Du bist so eine große Hilfe.« Sie tätschelte seine Wange, und die Geste war derart intim, dass Mike schockiert war. Mein Gott, sie macht mich an, dachte er.

»Ich bin ja so froh, dass du Ians Freund bist«, sagte sie. Dann schwebte sie mit Gordons Bier in den Kabinenvorraum hinaus. »So einen Sonnenuntergang erlebt ihr in Sydney nicht«, hörte Mike sie zu ihren Gästen sagen, als er hinter ihr her ging.

Alle bewunderten den inzwischen rosaroten Himmel, und als Cynthia die Platten herumreichte und mit der Gruppe plauderte, ging Ian hinunter und schenkte zwei Bier für Mike und sich ein. »Du trinkst doch auch lieber Bier als Champagner, oder?«, hatte er ihm zugeraunt, und Mike hatte genickt.

Cynthia ließ auf Teufel komm raus ihren Charme spielen, und während Mike sie beobachtete, wurde ihm klar, dass sie ihn ganz und gar nicht angebaggert hatte. Zumindest nicht mehr, als jetzt die anderen Männer, noch dazu vor ihren Frauen, und erst recht vor ihrem eigenen Mann. Sie flirtete ungehemmt mit ihnen – führte die Unterhaltung mit einem schelmischen, aufmunternden Augenzwinkern hierhin und dorthin, oder mit der Berührung eines Arms, um ihre Zustimmung zu einer Bemerkung zu zeigen, die einer von ihnen hatte fallen lassen. Nun nahm sie sogar einen von ihnen an die Hand. Dabei wandte sie sich offen an seine Frau.

»Dein Mann ist bemerkenswert, Glenda«, sagte Cynthia, und Glenda sonnte sich in dem Lob.

Mike kam nicht umhin, ihr Können zu bewundern. Sie manipulierte Männer wie Frauen mit absoluter Leichtigkeit. Wenn sie den Männern schmeichelte, schmeichelte sie zugleich deren Frauen, und sie sorgte dafür, ihren Mann nicht auszuschließen. »Oh, Gordon ist derselben Ansicht. Er hat es so *häufig* gesagt! Nicht wahr, Lieber?« Daraufhin nickte Gordon dann wohlwollend.

Gordon Pemberton war es ganz recht, den geselligen Teil seiner Frau zu überlassen, und er war dankbar, dass von ihm keinerlei Bemühungen in dieser Hinsicht erwartet wurden. Der Dämmertörn war als Erwidierung der Gastfreundschaft gedacht, die er von seinen Kollegen in Sydney erfahren hatte, und die beiden Männer langweilten ihn. Lieber hätte er mit Vic über die bevorstehende Regatta von Perth nach Albany und zurück gesprochen, an der die *Trusan* teilnehmen würde.

Ian kam mit den Bieren zurück. Er setzte sich mit Mike zu den anderen und beobachtete offen den geselligen Plausch. Man erwartete von ihnen, sich zurückzuhalten. Cynthia ignorierte sie beide vollständig, so wie sie auch über Vic Nelson hinweg sah. Das machte sie nie – es brachte ihr nichts, wenn sie den Skipper beachtete. So wie es ihr im Moment nichts einbrachte, ihrem Sohn Aufmerksamkeit zu schenken, so sehr sie ihn auch vergötterte, oder seinem Freund, den sie durchaus guthieß.

»Hättest du was dagegen, wenn wir uns eine Weile oben an den Bug setzen?«, fragte Ian seinen Vater, der noch immer am Steuerrad stand.

»Wir kommen wieder, sobald wir wenden.«

Sie befanden sich in den Gewässern von Perth, den Wind im Rücken. Die Fahrt war jetzt ruhig, doch wenn die Yacht wendete, würde die Tour zurück rauer werden.

Gordon nickte einvernehmlich, und Ian und Mike nahmen ihr Bier mit an den Bug, wo sie sich auf das Deck setzten. Das Geplapper der Unterhaltung im Kabinenvorraum trat in den Hintergrund und wurde durch das rhythmische Klatschen des Wassers an den Bug der *Trusan* ersetzt.

»Ich dachte, du könntest eine Pause gebrauchen.« Ian grinste. »Mum kann ein bisschen anstrengend werden, wenn sie voll aufdreht.«

Mike wusste nicht, was er antworten sollte. Er konnte nicht einschätzen,

ob Ian es boshaft meinte oder nicht. »Sie stellt auf jeden Fall etwas dar«, bemerkte er und hoffte, es klang wie Bewunderung.

»O ja, sie macht ihren Job sehr gut. Dad sagt immer, sie sei sein größter Aktivposten.« Das war kein Seitenhieb; Ian meinte es ernst. »Sie hat Dad zuliebe die Uni aufgegeben – er sei ihre Karriere, sagt sie, und sie sind ein gutes Team.« In seiner Stimme schwang echte Achtung mit, als er von seiner Mutter sprach. »Mum ist eigentlich verdammt klug. Sie kennt sich am Aktienmarkt ebenso gut aus wie Dad – wahrscheinlich sogar besser. Ich weiß nicht, warum er seine Praxis nicht ganz aufgibt. Die braucht er nicht.«

Mike erschien diese Abwertung von Gordon Pembertons Leistungen ziemlich gefühllos. Er hatte gehört, dass man Ians Vater für einen der führenden Kieferorthopäden des Landes hielt.

»Wahrscheinlich arbeitet er gern«, bemerkte er wohlmeinend.

Ian nickte. »Ja, das behauptet er, aber ich glaube, es liegt eher an dem Sozialprestige, das er genießt. Dad gefällt es, der Beste auf seinem Gebiet zu sein. Er hat die Kieferorthopädie nur angefangen, um Geld zu machen. Er hat mir gesagt, ich solle dasselbe machen und Profit aus seiner Reputation ziehen. Dad geht davon aus, dass in Mündern viel Geld liegt.«

Ganz so hatte Gordon es nicht ausgedrückt, aber vom Kern her stimmte es. »Eine Karriere in der Zahnheilkunde kann sehr lohnend sein, Ian«, hatte er ihm geraten, »besonders wenn du dich spezialisierst. Du solltest darüber nachdenken.«

Ian lachte. »Die Aussicht, ein Leben lang in anderer Leute Münder zu starren, behagte mir nicht so recht, daher entschied ich mich für die Naturwissenschaften. Ich weiß noch nicht genau, wohin es mich führt, aber ich glaube nicht, dass Dad allzu enttäuscht sein wird, solange ich Geld mache.«

Mike fand die Art, wie Ian von seinen Eltern sprach, brutal direkt und war leicht schockiert, doch in seinen Worten lag keine Bosheit.

Eigentlich hatte seine Ehrlichkeit etwas Erfrischendes, dachte Mike. Ihn überraschte allerdings, dass Ian keine besonderen Ziele hatte. Er war der begabteste Student in ihrem Kurs, ein geborener Akademiker.

»Aber du musst doch irgend etwas erreichen wollen?«

»Oh, tausend Sachen.« Wieder lachte Ian und verstand ihn absichtlich

falsch. »Ein Boot wie dieses zum Beispiel.«

»Das geht klar.« Mike grinste ihn an und trank einen Schluck Bier. Nach Ians schamlos offener Antwort fehlten ihm die Worte.

»Und was ist mit dir?«, fragte Ian. »Trittst du in die Fußstapfen deines alten Herrn?«

»In gewisser Weise schon, ja. Ich will mit der Umwelt arbeiten, wie Dad, aber vorzugsweise in Meeresbiologie, wenn es geht – Ozeanologie und Umweltschutz faszinieren mich echt.« Mike konnte seine Begeisterung nicht verbergen. »Wahrscheinlich wegen meiner Kindheit und dem Ganzen«, fügte er hinzu und schaute über die Gewässer, auf denen er gesegelt war und in denen er gefischt hatte, seitdem er denken konnte. »Ich liebe den Fluss und das Leben darin und alles, was er bedeutet. Ich meine, was für eine Möglichkeit, hier aufzuwachsen.«

Da er sich bewusst war, dass seine Antwort in Ians Ohren viel zu ernst geklungen hatte, zuckte Mike mit den Schultern. »Ich bin im Grunde meines Herzens nur eine Flussratte«, sagte er lächelnd. »Ein akademischer Huckleberry Finn.«

»Du bist ein Idealist, das ist es.« Genau damit hatte Ian gerechnet. »Du willst etwas Bedeutendes machen, oder?«

Mike betrachtete Ian wachsam, denn er erwartete einen höhnischen Blick, den er jedoch nicht entdeckte. »Kann schon sein, ja«, gab er zu.

»Na ja, jedenfalls wenn ich bestehe. Ich bin nicht so gescheit wie du.«

»Stimmt, aber du packst es. Der Einsatz ist das Wichtigste.« Ian prostete ihm zu.

Sie tranken ihr Bier aus und sanken für eine Weile in angenehmes Schweigen. Der Sonnenuntergang war längst verblasst, und sie betrachteten die Lichter von Perth, die vor dem Horizont blinkten, und über der Stadt das Kriegsdenkmal, angestrahlt und wie ein Märchenschloss in der Luft hängend, hoch oben auf dem verdunkelten Hügel von Kings Park.

»Wir gehen lieber zurück«, sagte Ian, und sie begaben sich wieder in den Kabinenvorraum. Die *Trusan* wendete bald. Dann fuhren sie hart am Wind, das Boot ging bestimmt in Schräglage, Cynthia beschwerte sich ebenso sicher wie Glenda grün werden würde.

Vierzig Minuten später mischte sich die *Trusan* unter die vielen anderen Boote, die zum Yachtclub zurückkehrten, und Vic Nelson übernahm das

Steuerrad. Er drehte die Yacht in den Wind, die Jungen ließen das Großsegel herab, und er steuerte die *Trusan* mit Motorkraft an den Anleger.

Eine weitere obligatorische Runde Champagner folgte, während Vic mit den Jungen die Ausrüstung verstaute. Mike war froh über die Gelegenheit, dem geselligen Plausch zu entkommen, und eine halbe Stunde später verabschiedete man sich auf dem Parkplatz des Yachtclubs. Cynthia hatte eine Stretchlimousine besorgt, die seit gut zwanzig Minuten wartete, und sie bestand darauf, dass Mike sich zu den Kollegen ihres Mannes setzte und sich nach Hause bringen ließ.

»Ich kann mir ein Taxi rufen«, sagte er. Das wäre ihm jedenfalls lieber gewesen.

»Unsinn. Sie übernachteten im Parmelia Hotel. Claremont liegt doch auf dem Weg.« Cynthia sah ihn nicht einmal an, sie war zu sehr damit beschäftigt, sich mit Wangenküsschen von den Männern und ihren Frauen zu verabschieden. »Gib dem Fahrer einfach deine Adresse. Es war *göttlich*«, sagte sie und umschloss Glendas Hand. »Ich hoffe doch, dass ich euch noch einmal sehe, bevor ihr nach Sydney zurückkehrt.« Das war natürlich nicht so gemeint. Die geschuldete Gastfreundschaft war abgeleistet. Gordon würde die Männer bei der Konferenz sehen, doch Cynthia hatte ihre Pflicht erfüllt.

Als die Limousine langsam abfuhr, schaute Mike aus dem Fenster. Gordon ging bereits zu seinem in der Nähe abgestellten Bentley, doch Cynthia war noch stehen geblieben, einen Arm über die Schulter ihres gutaussehenden Sohns drapiert, und sah sehr dekorativ aus, als sie ihren Gästen zum Abschied nachwinkte.

Mike kam zu der Einsicht, dass er Cynthia Pemberton nicht besonders leiden konnte. Sie war keine nichtssagende Person, wie er zunächst gedacht hatte – weit davon entfernt. Wie Ian schon gesagt hatte, war sie klug. Doch er war zu dem Schluss gekommen, dass sie eine entsetzliche Snobistin war. Er hatte es ausgesprochen grob gefunden, wie sie Vic Nelson behandelt hatte, als sie von Bord gingen. Als Vic ihr vom Boot auf den Anleger geholfen hatte, wie allen Frauen, hatte Cynthia ihre Plauderei mit den anderen fortgesetzt, als wäre der Mann ein Lakai, der nur seine Pflicht tat. Sie hatte sich nicht einmal von ihm verabschiedet, bevor sie sich mit den anderen entfernte.

Mike war auch ein wenig überrascht, wie Gordon und Ian Vic behandelt hatten, obwohl die beiden ganz freundlich waren.

»Bis später, Vic«, hatte Ian gesagt, und Gordon, der als Letzter von Bord ging, hatte ihm die Hand geschüttelt. »Danke, Vic. Gut gemacht.«

Doch dann hatten sich Vater und Sohn den anderen angeschlossen und es Vic überlassen, die Flaschen und den Abfall wegzuräumen.

Mike hatte ihnen nachgeschaut. »Soll ich den Abfall mit an Land nehmen, Vic?«, hatte er gefragt.

»Nein, danke, Mike, das ist mein Job.« Vic hatte ihm die Hand gereicht.

»Sag deinem Dad schöne Grüße von mir«, hatte er gesagt, als sie sich die Hände schüttelten.

Die Pembertons lebten anscheinend nach anderen Regeln, dachte Mike. Den Regeln der Reichen, vermutete er. Das erklärte vieles über Ian. Kein Wunder, dass er ein Snob war. Was war ihm anderes übriggeblieben? Er war als solcher geboren und aufgewachsen. Mike tat Ian Pemberton plötzlich leid – kein Wunder, dass er Menschen mit seiner Arroganz abstieß. Wie schade, dass sein ganzer Ehrgeiz darin bestand, so reich zu werden wie sein Dad. Der Kerl hatte genug Grips, um auf jedem Gebiet, das er sich aussuchte, Erfolg zu haben.

»Spud, das ist Ian. Ian Pemberton, Spud Farrell.« Mike stellte die beiden vor, und sie reichten sich die Hand.

Die drei hatten sich am frühen Samstagmorgen vor dem Claremont Yacht Club getroffen, zwei Wochen nach Mikes Segeltörn auf der *Trusan*. Mike hatte es nur für fair gehalten, sich bei Ian für die Einladung zu revanchieren, obwohl es durchaus möglich war, dass Ian den CYC für unter seiner Würde hielt, und der Himmel mochte wissen, was er mit Spud anfangen würde. Andererseits wusste auch nur Gott allein, was Spud von Ian halten würde. Wenn es etwas gab, was Spud Farrell nicht ausstehen konnte, dann waren es Snobs. Mike hoffte nur, dass Ian ihn nicht von oben herab behandelte, wie es sonst seine Art war. Wenn ja, gab Spud ihm wahrscheinlich eins auf die Nase.

Obwohl sie getrennte Wege eingeschlagen hatten, waren Spud und Mike im vergangenen Jahr in Kontakt geblieben. Hin und wieder ein Arbeitstag im Yachtclub, um sich Freibier an einem Samstagabend zu verdienen – wie sie es an diesem Nachmittag gemacht hatten, und

gelegentlich ein Jazzabend im Fußballclub – wie sie ihn an diesem Abend vorhatten. Nach wie vor bestand eine starke Bindung zwischen ihnen, und als müsse Spud dies bestätigen, sprach er es oft laut aus. »Auf ewige Freundschaft, Mikey«, prostete er ihm dann zu, wenn er sein Bier hob, und Mike erwiderte das mit Inbrunst.

Mike, Spud und Ian gingen zur Bar, die verraucht und voll war, wie immer am Samstag. Bald hatten sie ein Bier in der Hand und setzten sich an einen Fenstertisch. Von dort hatte man einen Blick über den schmalen Strandstreifen und die bescheidene Ansammlung von Booten unten im Yachthafen.

»Bisschen anders als Freshie, was?«, sagte Spud mit einem leichten Anflug von Hohn zu Ian.

Mike hatte Spud am Nachmittag von Ian, den Pembertons und dem Segeltörn an Bord der *Trusan* erzählt, als sie am Rumpf des alten Clinker-Dingi gearbeitet hatten, und Spud war beeindruckt gewesen.

»Die *Trusan*? Scheiße, die ist bestimmt eine Viertelmillion wert. Die müssen ja stinkreich sein.«

»Ja«, hatte Mike ihm zugestimmt. »Reich wie Krösus, würde ich sagen.« Das hatte Spud zu denken gegeben. Jetzt, da er Ian in seiner schicken Designer-Sportjacke betrachtete, überkam Spud wieder der alte Groll. Ian Pemberton repräsentierte alles, was er verachtete, alles, wonach er trachtete. Herrgott, dachte er, er hatte Mikey und seine Familie immer beneidet, doch die McAllisters aus Claremont waren arme Leute im Vergleich zu den Pembertons aus dem Peppermint Grove.

»Ja, stimmt, anders als Freshie«, stimmte Ian ihm zu und betrachtete die trauliche Kumpanei in der Bar. Er reagierte nicht auf Spuds Spöttelei.

»So etwas könnte ich im Freshie nicht machen.« Er prostete ihnen mit seinem Glas zu und trank einen großen Schluck Bier.

Mike und Spud hoben ebenfalls ihre Gläser, doch bevor sie tranken, ließ Spud den Trinkspruch los. »Auf ewige Freundschaft, Mikey.« Damit schloss er Ian absichtlich aus. Spud meldete seinen Anspruch auf eine Freundschaft an, zu der Ian nicht gehörte.

Mike erkannte den Trinkspruch als einen weiteren Seitenhieb auf Ian, so wie er den Kommentar über Freshie bereits registriert hatte. Warum verhielt Spud sich so feindselig?

»Ja. Kumpel«, sagte er und neigte sich über sein Bierglas.



Dann winkte Ian, der sich bisher keinen Fehltritt geleistet hatte, mit der sprichwörtlich roten Fahne.

»Mikey?«, fragte er spöttisch. »*Mikey!* Das ist nicht dein Ernst!«

Er wollte schon einen witzigen Kommentar abgeben, wie die A-Mannschaft im Rugby wohl auf den Spitznamen ihres erstklassigen Innendreiviertels reagieren würde, als Spud sich voller Wut an ihn wandte.

»Ganz richtig, *Mikey*.« Seine Stimme passte sich Ians spöttelndem Ton an und fiel in den leichten irischen Akzent seines Vaters, wie so oft, wenn er kurz vor einem Zusammenprall stand. »Man weiß immer genau, wenn die Leute einen mögen, *Ian*, denn dann geben sie dir einen Spitznamen. Ich bin *Spud*. Er ist *Mikey*. Wer bist du, *Ian*?«

Ian war sprachlos. Was hatte er getan?

Mike fragte sich, ob er nicht einfach aufstehen und Ian mitnehmen sollte. Er hatte keine Ahnung, warum Spud derart gereizt war.

»Geh und lass uns noch ein Bier anschreiben, Spud«, sagte er ausgleichend, in der Hoffnung, das würde Spud Zeit geben, sich abzukühlen. »Der alte George sollte uns ruhig eine Runde ausgeben nach der Arbeit, die wir heute Nachmittag auf seinen Clinker verwendet haben.«

Spud ging, um das Bier zu holen, wohlwissend, dass er zu weit gegangen und Mikey nicht froh darüber war.

»Was ist *dem* denn über die Leber gelaufen?«, fragte Ian und hob herablassend die Augenbrauen.

»Keine Ahnung«, erwiderte Mike. Er wechselte das Thema. »Willst du nachher mit zum Fußballclub gehen? Wir sind mit Natalie und zwei ihrer Freundinnen verabredet.« Das wären sie zumindest, dachte Mike, wenn Spud sich wieder beruhigte. Wenn nicht, würde er ohne ihn gehen.

»Klar«, stimmte Ian zu. Zum Teufel, natürlich wollte er mitgehen – er hatte schon das ganze Jahr auf Natalie Hollingsworth gestanden. So wie jeder Student auf dem Campus, aber natürlich war Mike als Erster bei ihr gelandet. Dennoch klangen Natalies Freundinnen vielversprechend, besonders wenn es die Mädels waren, mit denen sie an der Uni herumhing.

Als Spud wieder an den Tisch kam, war ihm anzusehen, dass er beschlossen hatte, sich zu benehmen. »Hier, *Ian*.« Er stellte ein Bier vor

Ian und schenkte ihm ein zurückhaltendes, aber recht freundliches Lächeln. Es war keine Entschuldigung, vielmehr ein Versprechen, dass er bereit war, sich Mike zuliebe am Riemen zu reißen.

»Danke, Spud.«

»Ian kommt mit zum Fußballclub«, sagte Mike.

Das war eine ausgemachte Sache gewesen. »Na, du wärst ja ganz schön blöd, nicht mitzugehen, wenn die Mädchen Schlange stehen, oder?«

Spud grinste. Er selbst konnte es kaum erwarten.

»Unser letzter Abend, an dem wir sumpfen«, verkündete Mike und trank einen großen Schluck Bier.

Spud bedauerte sie – er wusste, ihre Abschlussprüfungen für das erste Jahr standen in zwei Wochen an. »Mich würde man für keine zehn Cent zum Studieren kriegen. Die Schule hat mir gereicht«, sagte er.

Dann wandte er sich an Ian. »Mikey hat mir gesagt, du bist der gescheiteste Kerl in der Klasse.« Er sagte es als Kompliment und mit Bewunderung, doch er wartete nur auf die winzigste Reaktion. Wenn Ian von und zu Pemberton wagte, sich über Mikeys Spitznamen lustig zu machen, würde Spud es ihm schon zeigen.

Doch Ian verzichtete wohlweislich auf einen Kommentar. Er überlegte, ob er Spud über die Verwendung des Begriffs »Klasse« aufklären sollte, ließ aber auch das sein.

»Die Uni ist eigentlich nur ein Mittel zum Zweck.« Er zuckte mit den Schultern und gab sich einen Hauch von Bescheidenheit, wie er glaubte. Ian war sich über Spud im Klaren – der Typ gehörte der Arbeiterklasse an und hatte voll Komplexe. »Jeder kann damit Erfolg haben.«

»Und was hast du als Ziel so im Auge, Ian?«

»Geld.«

Spud lachte, nicht unfreundlich. »Wozu, Kumpel? Du hast es doch schon.«

»Nein, nicht ich – mein Dad hat es.«

»Ist doch dasselbe, oder?«

»Nö. Überhaupt nicht.« Ian versuchte nicht länger, Spud zu beschwichtigen. Er meinte jedes Wort ernst. »Mein Dad ist ein Selfmademan. Er selbst hat nicht einen Penny geerbt, und ich verlasse mich nicht darauf, von ihm zu erben. Herrgott, zum einen müsste ich zu lange warten, und außerdem könnte er es ausgeben oder verlieren. Dad

hat sein eigenes Vermögen aufgebaut, und genau das werde ich auch tun.«

Mike amüsierte sich über den Wortwechsel. Er sah Spud an, dass er Ian plötzlich interessant fand. Und warum auch nicht? Schließlich waren sie sich ähnlich – beide waren vom Geld wie besessen.

Spud dachte genau dasselbe. Ian Pemberton war ein arroganter Schnösel, daran gab es nichts zu rütteln, doch auf eigenartige Weise hatten sie vieles gemeinsam. Sie wollten beide reich sein, und sie waren beide von ihren Vätern inspiriert worden. Ian wollte genau wie sein alter Herr sein, und Spud wollte alles sein, was sein alter Herr nicht war.

»Na, dann viel Glück für dich, Pembo«, sagte er. Er machte sich zwar über ihn lustig, aber auf eine freundliche Art.

Ian reagierte nicht. Bestimmt sollte der Spitzname geringschätzig sein, doch Spud Farrell war ein zäher kleiner Bursche, und sich mit ihm zu überwerfen lohnte sich nicht. Ian verabscheute Gewalt – er würde vor einem Kampf Reißaus nehmen.

Etwa eine Stunde später machten sie sich auf den Weg zum Claremont-Fußballclub. Spuds alter Austin war zur Reparatur in der Werkstatt, wie so oft, und Mike besaß keinen Wagen, daher waren die beiden darauf vorbereitet gewesen, zu Fuß zu gehen. Es war nicht weit – der Club war gleich auf der anderen Seite der Bahnlinie gegenüber des Pubs in Claremont. Stattdessen kamen sie mit Stil an und fuhren in Ians brandneuem, hellroten Ford Falcon Pursuit vor. Als sie ausstiegen, holte Spud einen Flachmann aus der Innentasche seiner Jeansjacke.

»Mein Beitrag«, sagte er, und sie tranken jeder einen raschen Schluck, bevor sie hineingingen. Es war Bundaberg-Rum – so hochprozentig, dass er ordentlich knallte.

Mike war an dem Abend der Einzige, der zum Zuge kam. Er und Natalie gingen schon früh. Ian und Spud gaben den Versuch auf, mit den beiden anderen Mädchen zu flirten: von Anfang an war klar, dass sie kein rechtes Interesse hatten.

»Was machst du?«, hatte eine der beiden Spud gefragt.

»Ich bin Buchmacher«, hatte er in weltmännischer Manier geantwortet. Mit neunzehn Buchmacher zu sein, war eine beachtliche Leistung – sie musste einfach beeindrucken.

Von wegen. Tatsächlich vermasselte es Spud die Tour, und an Ian waren

die Mädchen schon gar nicht interessiert. Sie kannten ihn von der Uni und hielten ihn für überheblich.

Nachdem Mike und Natalie gegangen waren, tranken Spud und Ian ihre Cola draußen – sie hatten nicht die Absicht, ihren Bundy mit den Mädchen zu teilen. Sie gingen um den Club herum, fort von den Lichtern am Haupteingang, und lehnten sich an die Mauer, während Spud ihren Getränken einen Schuss versetzte.

»Warum hast du gesagt, dass du Buchmacher bist?«, fragte Ian mit einem Anflug von Bewunderung. Er achtete Spud eher dafür, dass er die Mädchen derart veralberte. Seiner Meinung nach hatten sie geradezu darum gebeten.

Doch Spud hatte sie ganz und gar nicht veralbert. »Weil ich es bin. Na ja, so gut wie«, sagte er als Reaktion auf Ians ungläubigen Blick. »Ich bin *Angestellter* bei einem Buchmacher – es ist nur eine Frage der Zeit.« »Du kannst nicht bei einem Buchmacher angestellt sein«, entgegnete Ian triumphierend. »Du bist zu jung. Man kann erst mit einundzwanzig fest angestellt werden.« Ätsch, machte seine Stimme deutlich, wie bei einem Kind, das einen Streit gewonnen hatte.

Spud ließ sich nicht beirren. »Stimmt, ich kann die nächsten zwei Jahre noch nicht zu den Rennen gehen, aber ich kann trotzdem die Bücher führen, oder?« Er kippte die Hälfte seiner Cola mit Rum in einem Zug runter. »Hast du je von Big Bet Bob gehört?«

»Ja. Wer hat das nicht?« Jeder, auch die, die sich in Wettkreisen nicht auskannten, wussten von Robert »Big Bet Bob« Wetherill. Er war einer der führenden Buchmacher in Perth und immer in den Nachrichten.

Diese schlaue Art der Eigenwerbung wusste Bob zu nutzen.

»Tja, für den arbeite ich.«

»Du machst Witze.« Ian klang jetzt weniger selbstsicher; Spuds Zusicherung war sehr überzeugend.

»Nö. Ich arbeite außerhalb seiner Büros in Dalkeith.«

»Echt?«

»Ja, er hat mich vor sechs Monaten eingestellt. Ich bin gut mit Zahlen, weißt du.« Spud leerte sein Glas. »Trink aus«, sagte er. »Den Rest trinken wir pur.« Er holte den Flachmann aus seiner Tasche.

Während Ian mannhaft sein fast volles Glas in einem Zug leerte, machte Spud seine Ansage.

»Ich werde der jüngste Buchmacher, der in Westaustralien je registriert wurde«, sagte er, »und das ist dann erst der Anfang. Buchmacher zu sein ist wie die Uni, verstehst du, Pembo. Nur ein Mittel zum Zweck.«

Als Ian den Rest seiner Cola mit Rum hinunterkippte und ihm der Kopf schwirrte, sah er keinen Grund zu bezweifeln, dass Spud Farrell der Erfolg bestimmt war.

Der Rum nach den Bieren, die sie im Yachtclub gebechert hatten, verlieh dem Abend so etwas wie Gemütlichkeit, und als Ian vor dem kleinen Haus in der Pennell Road anhielt, um Spud abzusetzen, beide ein wenig mitgenommen, war es, als wären sie schon jahrelang gute Freunde.

»Bis dann, Spud«, sagte Ian.

»Bis dann, Pembo.«

Eine sonderbare, wacklige Freundschaft nahm ihren Anfang.

Maggie McAllister machte sich Sorgen um ihren Sohn. Weniger bekümmerte sie, dass Mike sich anscheinend zum Draufgänger entwickelte – sie war sich mit ihrem Mann einig, dass er nur eine Phase durchlief. Doch sie hatte große Vorbehalte gegen das riesengroße, schwere Motorrad, auf dessen Erwerb er zu seinem einundzwanzigsten Geburtstag bestanden hatte. Er hatte sich weder Geschenke noch eine Party gewünscht, nur die entsprechende Summe in bar, und als sie ihm nachgegeben hatten, war er zu Maggies Entsetzen losgezogen und hatte das gebrauchte Motorrad gekauft.

»Das ist Teil der Phase, die er durchmacht«, hatte Jim ihr wieder einmal versichert, doch diesmal hatte er ihre Befürchtungen nicht gelindert.

»Ein verdammt gefährlicher Teil«, sagte sie.

Jim persönlich hielt das Motorrad für ein sichereres Fahrzeug als die kleinen 125 ccm Lambrettas, die neuerdings bei den Studenten so beliebt waren, nahm sich Mike aber trotzdem vor.

»Du hast bisher ausgezeichnete Examensnoten, Mike«, sagte er vernünftig. »Es wäre schade, das alles im dritten Jahr sausen zu lassen, meinst du nicht?«

»Keine Bange, Dad«, versprach Mike. »Dazu wird es nicht kommen.« Das meinte Mike ernst. Er hatte nicht die Absicht, im letzten Jahr seines dreijährigen Grundkurses in Naturwissenschaften durchzufallen. Er hatte vor, ein weiteres Jahr mit besonderer Auszeichnung zu bestehen und dann seine Promotion anzugehen. Doch es stimmte, er hatte Schwierigkeiten, sich auf den Hosenboden zu setzen und zu lernen. Er war zu sehr damit beschäftigt, in allem zu schwelgen, was das Leben zu bieten hatte. Pubs und Biergärten waren inzwischen zum allgemeinen Treffpunkt geworden, und man feierte heftig Partys. Mike war jedoch so vernünftig, sein Motorrad zu Hause zu lassen, wenn er mit seinen Kumpanen um die Häuser zog.

Ian Pembertons einundzwanzigster Geburtstag versprach eine tolle Party zu werden, und selbst die Studenten, die ihn nicht mochten, nahmen die goldumrandete Einladung an. Ians Beliebtheit hatte jedoch zugenommen, seitdem er Umgang mit Mike pflegte. In den Augen der Allgemeinheit

hatte er seine Arroganz weitgehend verloren, und obwohl seine Kommilitonen nicht genau wussten, wann oder wie der Spitzname aufgetaucht war, wurde Pembo irgendwann einer der ihren – mehr oder weniger.

Der einundzwanzigste Geburtstag wurde im Haus der Familie mit dem Pomp und der Feierlichkeit begangen, die den Pembertons zur Verfügung standen. Auf dem Rasen des Tennisplatzes wurde ein großes Zelt aufgebaut, und eine zwölköpfige Band spielte neben einem Tanzboden am Pool. Cynthias Feinschmecker-Caterer lieferten das unerschöpfliche Büfett, das auf langen, mit Leinen bedeckten Tapeziertischen im Zelt aufgebaut wurde, und Kellner in Smokingjacken stolzierten durch die Gärten mit Tablett voll Bier, Champagner und Erfrischungsgetränken, sowie endlosen Flaschen, um leere Gläser aufzufüllen.

Der Champagner war kein Taittinger. Es war nicht einmal Champagner, um der Wahrheit Genüge zu tun, obwohl es auf dem Etikett stand. Es handelte sich um einen einheimischen Perlwein – Cynthias einzige Einsparung an dem Abend. Sie bezweifelte, ob die Studenten den echten zu schätzen wüssten, sagte sie, insgeheim war sie aber sicher, dass sie den Unterschied nicht erkennen würden. Und um der Wahrheit die Ehre zu geben, sie hatte recht.

Zwei stämmige Männer in Smokingjacken – sie gehörten dem dreiköpfigen Sicherheitsteam an, das Cynthia eingestellt hatte – standen zu beiden Seiten des schmiedeeisernen Tors, das direkt in die üppig angelegten Gärten hinter dem Anwesen der Pembertons führte. Der dritte, ebenso stämmige Mann vom Sicherheitsdienst war um die Ecke des Hauses neben der kreisförmigen Auffahrt zum Hauseingang postiert und hatte die Anweisung, alle Ankommenden zum Hintereingang zu dirigieren. Cynthia wollte nicht, dass ein Pöbelhaufen ausgelassener Studenten durch das Haus trampelte.

»Nett, Sie kennenzulernen. Schön, dass Sie gekommen sind.«

Die Band spielte »Three Coins in the Fountain«, was sehr treffend schien, da Cynthia, strahlend und perfekt beleuchtet, neben dem Springbrunnen am Tor stand und jeden Gast einzeln begrüßte. Die indirekte Beleuchtung im gesamten Garten war sehr wirkungsvoll, denn sie betonte die Schönheit der Statuen, Steingärten und importierten

Palmen. Neben Cynthia stand ihr Mann, und beide wurden von Kellnern mit Tablett flankiert.

»Herzlich willkommen.« Gordon zeigte sich jovial, schüttelte allen die Hand und zeigte auf die Kellner. »Bedienen Sie sich.«

»Hallo, Mike, wie schön, dich zu sehen.«

Cynthia lächelte strahlend und gab ihm die Hand. Das Lächeln erstarrte nur einen Moment, als sie sich umwandte, um den rotblonden jungen Mann zu begrüßen, der mit Mike McAllister gekommen war. Er trug Jeans und eine dazu passende Jacke. Das gefiel ihr nicht. Auf den Einladungen hatte es geheißen »Cocktailkleid« für die Frauen und »gepflegte Freizeitkleidung« für die Männer. Mit gepflegter Freizeitkleidung waren keine Jeans gemeint.

»Nett, Sie kennenzulernen«, sagte sie. »Schön, dass Sie gekommen sind.« Sie reichte ihm nicht die Hand.

»Die Freude ist ganz meinerseits, Mrs. Pemberton.«

Spud war sich der Missbilligung bewusst. Er hätte seine anständigen Sachen anziehen können – er besaß neuerdings eine Reihe klassischer Sportjacketts. Das hätte er auch, wenn es ihm etwas gebracht hätte – er gab sich damit zufrieden, sich einzuschmeicheln, wenn nötig. Aber Gordon Pemberton? Ein Kieferorthopäde, der sich nicht für Wettspiele interessierte? Er hatte sich stattdessen für Jeans entschieden. Das war seine Art, Stellung zu beziehen.

»Und wie heißen Sie?« Cynthias Lächeln blieb unterkühlt. Der Junge wirkte ziemlich gewöhnlich, dachte sie, er konnte unmöglich einer von Ians Kommilitonen sein. Doch er war zusammen mit Mike McAllister gekommen. Das verwirrte sie ein wenig.

»Spud«, sagte er. »Spud Farrell.«

Innerlich zuckte sie zusammen. »Ihr *richtiger* Name, mein Lieber. Wie lautet Ihr *richtiger* Name?«

Cynthia Pemberton war genauso von sich eingenommen, wie Mike es ihm gesagt hatte, dachte Spud, doch er hatte nicht die Absicht, ungehobelt aufzutreten. Er wollte Pembos Party nicht verderben.

»Patrick«, antwortete er. »Aber Spud ist mir lieber.«

Der Junge kam sehr wahrscheinlich aus dem Armeleutenviertel, dachte Cynthia. Wo zum Henker war Ian ihm bloß *begegnet*?

»Nun, *Patrick*, ich hoffe, Sie haben einen wunderschönen Abend.«



Sie wandte sich an den nächsten Gast, und Gordon rettete die Situation.  
»Nehmt euch was zu trinken, Jungs«, forderte er sie auf.  
»Danke, Mr. Pemberton.« Mike nahm ein Bier vom Tablett des Kellners.  
Cynthia benahm sich ganz so, wie es zu erwarten war, dachte er.  
»Komm, wie machen uns auf die Suche nach dem Geburtstagskind«, sagte er zu Spud.  
Spud schnappte sich ein Bier, und als sie sich auf den Weg machten, brüllte er aus vollem Hals: »Hey, Pembo, wo bist du?«  
Cynthia hinter ihnen zuckte erneut zusammen. Der Junge war nicht nur gewöhnlich, er war ein Rowdy. Und dann auch noch *Pembo*. Sie hatte an dem Abend gehört, wie der eine oder andere Student von ihrem Sohn als von Pembo sprach – es war widerwärtig, sie musste dem Einhalt gebieten.  
»Nett, Sie kennenzulernen. Wie schön, dass Sie gekommen sind.«

Die beiden entdeckten Ian zunächst nicht, daher mischten sie sich eine Weile unter die anderen. Spud ließ Mike stehen, der mit Murray Hatfield sprach. Murray war noch im ersten Semester, doch er, Mike und Ian waren gute Freunde geworden – ungewöhnlich für Drittsemester und Anfänger, doch Muzza, milchgesichtig und beliebt, war der beste Halbspieler, den die A-Mannschaft je hatte.

Spud entdeckte Ian schließlich neben dem Miniatur-Wasserfall im Steingarten auf der Rückseite des Pools. Er quatschte Natalie Hollingsworth an. Die Band in der Nähe spielte jetzt »Unchained Melody«.

Ian hatte sich in den letzten paar Monaten bei Natalie schwer ins Zeug gelegt – sie und Mike hatten ihre flüchtige Affäre längst beendet –, doch seine Bemühungen hatten nur wenig Erfolg gezeigt.

»Hallo, Spud.« Er grinste, als er Spud von Kopf bis Fuß musterte – die Jeans dürften bei seiner Mutter nicht der Hit gewesen sein. Er hatte Spud bisher absichtlich nicht zu sich nach Hause eingeladen, denn er wusste, wie seine Mutter reagieren würde; die nachfolgende Befragung wäre es nicht wert. Doch das hier war *sein* einundzwanzigster Geburtstag, hatte er beschlossen, zu *seinen* Bedingungen, und er hatte Spud dabei haben wollen. »Schön, dass du es geschafft hast«, sagte er. Dann gab er Spud mit einem Kopfnicken zu verstehen, er solle verschwinden, da er bei

Natalie vorankam. Doch Spud ließ sich nicht abwimmeln.

»Hi, Natalie«, sagte er. »Ich muss mit dir reden, Pembo.«

»Geh nicht fort.« Ian grinste Natalie an. Sie lächelte höflich zurück – sie hielt Ian Pemberton noch immer für unerträglich arrogant.

»Du hast gesagt, deine Leute wären nicht hier«, zischte Spud ihm zu, als er Ian beiseitegenommen hatte. Scheiß drauf, er konnte seine Überraschung unmöglich steigen lassen, wenn Pembos zugeknöpfte Mutter zugegen war.

»Die gehen bald«, versicherte Ian ihm. »Sie wollen ins Ballett. Mutter wollte nur die Honneurs machen, mehr nicht.«

»Ein ziemlicher Dämpfer. Und wann kommen sie zurück?«

»Um eins, haben sie gesagt. Sie gehen noch mit Freunden essen.«

Ein Uhr war das Versprechen, das Ian seiner Mutter abgeknöpft hatte. Er hatte auch das Angebot seiner Eltern ausgeschlagen, ein förmliches Dinner zu veranstalten, da ihm klar war, dass es hauptsächlich für ihre Freunde und nicht für seine gewesen wäre, mit Ansprachen, dem klassischen einundzwanzigsten »Schlüssel« und dem ganzen anderen Scheiß, den ein solches Ereignis nach sich zog. Die Party solle für seine Kumpel sein, hatte er gesagt, sonst wolle er überhaupt keine Party.

Gordon war überraschend verständnisvoll gewesen, und Cynthia hatte sich gezwungen gesehen, widerwillig nachzugeben. »Gut, wir werden es dann nur im hinteren Garten veranstalten«, hatte sie insistiert, obwohl es Ende August und wahrscheinlich kühl wäre. Sie hatte dafür gesorgt, dass das Zelt beheizt wurde, und entschieden, die Toiletten im Umkleidezelt am Pool seien mehr als ausreichend, hatte aber inständig gehofft, dass es nicht regnen würde, denn dann müssten sie ins Haus kommen.

»Ein Uhr, ja?« Spud war gerettet. Seine Überraschung war für Punkt Mitternacht geplant. »Dann geht alles klar.« Damit verschwand er und überließ es Pembo, seine Jagd auf Natalie Hollingsworth wiederaufzunehmen. Aber Natalie war verschwunden.

Verdammter Spud, dachte Ian und begab sich auf die Suche nach ihr.

Cynthia war verstimmt, dass weniger als die Hälfte der Gäste eingetroffen war, als sie zwanzig Minuten später mit Gordon zum His Majesty's Theatre aufbrach. Die Einladungen hatten sieben Uhr festgesetzt. Ian hatte versucht, sie zu warnen.

»Niemand kommt vor neun auf eine Party, Mum«, hatte er gesagt.  
»Dann musst du ihnen einfach sagen, sie sollen pünktlich sein, Schätzchen«, hatte sie geantwortet. »Ich werde es als den Gipfel der Unhöflichkeit ansehen, wenn sie sich verspäten.«

Offenbar hatte man ihre Anweisungen ignoriert, und jetzt sah sich Cynthia gezwungen zu gehen, ohne alle Gäste in Augenschein genommen zu haben. Es war unerträglich. Sie erteilte den Männern vom Wachdienst strenge Befehle, alle ungeladenen Gäste abzuweisen. Wer ohne Einladung komme, dürfe nicht hereingelassen werden, sagte sie, und jeder potentielle Ruhestörer sei umgehend auf die Straße zu setzen. Dann fuhr sie mit Gordon im Bentley fort, als gerade die Klänge von »April in Portugal« ertönten.

Nach der Abfahrt von Pemberton senior kam die Party in Schwung. Die Band ging sogleich zu »It's all Over Now« über, dem Superhit einer starken neuen Gruppe namens The Rolling Stones, danach spielten sie eine ganze Serie Beatles-Songs, die bei allen beliebt waren. In Sekundenschnelle hatten sich die Mädchen in ihren schicken, leichten Cocktailkleidern aus der Wärme des Zeltens in die kühle Abendluft hinausgewagt, um sich auf dem Tanzboden auszutoben.

Kurz nach neun traf eine Gruppe Studenten ein, die den Vorrat an Hasch mitbrachten, den Ian im Voraus bezahlt hatte. Sie waren die Hippies an der Uni, der Pazifisten-Pöbel. Normalerweise hatte er nichts mit ihnen zu tun, doch man konnte sich auf sie verlassen, wenn es um Drogen ging, und nachdem er ihnen kostenlose Verköstigung und Alkohol ohne Ende versprochen hatte, nahmen sie die Einladung nur zu gern an. Ian selbst war kein regelmäßiger Kiffer, doch er war fest entschlossen, es seinen Gästen so schön wie möglich zu machen – das war der einzige Zweck dieses Abends. Seine Party zum einundzwanzigsten Geburtstag war eine Bitte um Freundschaft. Ian Pemberton genoss seine neu gefundene Anerkennung. Er war gern Pembo – einer der Jungs.

Joints machten die Runde, heimlich zunächst, dann, als bei der Mischung aus Rum und Hasch die Hemmungen fielen, mit sorglosem Überschwang. Tony und Bobbo, die Rausschmeißer am Tor, tauschten grinsend wissende Blicke – sie rochen den Stoff.

Gegen halb zwölf verließ Bobbo seinen Posten, um ein wenig durch den Garten zu schlendern, und kam dann mit seinem Bericht zurück. Die

Kids knallten sich zu, sagte er, aber es gebe keine Anzeichen für Probleme. Sie hatten ihren Spaß – torkelten über den Tanzboden, überall wurde geknutscht, und ein Pärchen trieb es unter den Palmen an der hinteren Veranda. Die Rausschmeißer hatten nicht die Absicht, sich einzumischen. Sollten die Jungs und Mädels sich doch vergnügen, dachten sie – wen kümmerte es schon? Ihre Befehle lauteten, uneingeladene Gäste fernzuhalten und Störenfriede vor die Tür zu setzen.

»Hey, wollt ihr beiden ein Bier?«

Um Viertel vor zwölf stellte Spud sich vor die beiden Rausschmeißer am Tor.

»Geht nicht, Kumpel, wir sind im Dienst«, sagte Tony.

»Trotzdem vielen Dank«, fügte Bobbo hinzu. Das Angebot war eine freundschaftliche Geste gewesen, der Junge war nicht respektlos. Spud blieb etwa zehn Minuten bei ihnen stehen und plauderte mit ihnen. Er hielt seinen Alkoholpegel niedrig und kiffte nie – Schnaps und Drogen vertrugen sich nicht, hatte er festgestellt.

»Sind Sie Wettspieler?«, fragte er. »Ich habe zwei gute Tipps für Belmont morgen.«

»Ach ja?« Tony zog eine Augenbraue hoch.

»Allerdings. Haut einen Fünfer auf Lightning Ridge im vierten Rennen, eine todsichere Sache.«

»Machst du es?« Auch Bobbo schien skeptisch.

»Ja, ein Fünfer auf die Nase, und ihr werdet lachen.«

»Und du kennst dich aus, nicht wahr?« Der Junge war ein großspuriger kleiner Scheißer, dachte Tony.

»Das ist mein Job, verstehst du. Ich arbeite für Big Bet Bob Wetherill.« Die Männer suchten in ihren Taschen nach Stift und Papier, und fünf Minuten später hatten sie eine Liste mit heißen Tipps – »Direkt vom Insider«, wie Spud sagte.

Tony und Bobbo schrieben noch die letzten Tipps auf, als das Taxi vorfuhr. Spud winkte Cyrenne zu, als sie ausstieg.

»Eine Freundin von mir«, sagte er zu den Rausschmeißern. »Sie hat ihre Einladung zu Hause gelassen, ich habe sie hier.« Er nahm die goldumrahmte Einladung aus der Tasche und reichte sie Bobbo. »Wir haben eine Überraschung für meinen Kumpel geplant, wenn Sie wissen,

was ich meine?«

Eine hochgewachsene, platinblonde Frau stakste auf fünfzehn Zentimeter hohen Stiletto auf sie zu, der mit einem Gürtel verschlossene Trenchcoat flatterte und entblößte einen seidenbestrumpften Oberschenkel.

»Geht klar.« Bobbo und Tony grinsten sich an. Der Junge hatte eine Stripperin engagiert – das konnte doch nicht schaden, oder? Und es würde der nervigen Pemberton-Zicke einfach total stinken!

Bobbo überprüfte die Einladung. »Scheint absolut in Ordnung«, sagte er, und Tony gab achselzuckend sein Einverständnis.

»Prima.« Na, das war leicht, dachte Spud. »Hi, Cyrenne«, sagte er.

»Komm rein.«

»Hallo, Spud«, begrüßte Cyrenne ihn und zwinkerte dann mit dem Selbstbewusstsein einer Frau, die gewohnt war, dass Männer sich für sie begeisterten, den beiden Türstehern zu. »Hallo, Jungs«, sagte sie und ging durch das Tor. Tony und Bobbo schwirrte der Kopf, ihre Augen liebäugelten mit ihrem wackelnden Hinterteil.

Kurz darauf hörten sie, wie die Band eine krachende Einleitung spielte und der Junge »Überraschung!« schrie. Tony sagte zu Bobbo: »Jetzt bin ich dran mit einem Aufklärungsgang, schätze ich.«

Ian Pemberton blieb der Mund offen stehen, sobald Cyrenne auf den Tanzboden trat, die anderen Platz machten und begeistert applaudierten. Er wusste, wer sie war. Cyrenne war keine Stripperin. Sie war eine Edelhure aus dem Sun Majestic Massage Parlour. Spud hatte ihn vor gut einem Jahr im Bordell eingeführt, und seitdem war er ein paar Mal dort gewesen. Doch Cyrenne war immer im Voraus ausgebucht – anscheinend wurde sie von den Erfolgstypen, die das Haus aufsuchten, favorisiert.

»Herzlichen Glückwunsch zum Geburtstag, Pembo.«

Spud tauchte neben ihm auf und begann mit den anderen zu klatschen, während die Band zu »Hey Big Spender« überging, und bevor Ian einen Kommentar abgeben konnte, landete Cyrennes Trenchcoat auf seinem Kopf. Mühsam befreite er sich davon und gaffte.

Für eine Unprofessionelle war Cyrennes Vorführung außergewöhnlich routiniert – tatsächlich war sie weit verführerischer als eine

durchschnittliche Stripperin. Andererseits hatte sie große Erfahrung bei intimeren Gelegenheiten. Unter dem Trenchcoat trug sie einen hellroten Minirock aus Seide und ein dazu passendes, rückenfreies Oberteil mit Nackenband, darunter keinen BH. Der Rock war auf einer Seite bis zur Hüfte geschlitzt und gab den Blick frei auf schwarze Seidenstrapse und Strümpfe, und das Oberteil war so weit ausgeschnitten, dass es voluminöse Brüste sehen ließ.

Cyrenne selbst hatte gebeten, dass die Band »Hey Big Spender« spielte.  
*The minute you walked in the joint ...*

Sie nahm Ian an die Hand und führte ihn zu einem Stuhl neben dem Tanzboden, wo sie ihm gefährlich einen Fuß in den Schritt stellte, während sie sich ihres Stilettos entledigte.

*I could see you were a man of distinction ...*

Als sie den anderen Schuh auf die gleiche Weise ausgezogen hatte, warf sie beide Spud zu, der sie geschickt auffing.

*Good looking, so refined ...* Die Band war inzwischen bei der zweiten Strophe.

Mit gespreizten Beinen stellte sie sich vor Ian und reckte ihm das Becken entgegen mit der deutlichen Aufforderung, ihr den Minirock aufzumachen.

*Say, wouldn't you like to know what's going on in my mind ...*

Jubel brach aus, als der Rock zu Boden fiel und ein perfektes Gesäß freigab, vorteilhaft durch einen Tanga und Hüftgürtel zur Geltung gebracht. Alle stimmten jetzt den Countdown an, als sie jeden Straps quälend langsam löste, den Fuß erneut in Ians Schritt.

*So let me get right to the point ...*

Nachdem beide Seidenstrümpfe ausgezogen waren, drapierte sie diese um seinen Hals und schnallte den Hüftgürtel ab.

*I don't pop my cork for every man I see ...*

Das war die dritte und letzte Strophe, und die Meute wurde wild.

»Ausziehen«, brüllten sie.

Sie setzte sich auf Ians Schoß und schwang den Hüftgürtel wie ein Lasso über dem Kopf.

*Hey big spender ...*

Nachdem sie auch diesen Spud zugeworfen hatte, war es Zeit für das Oberteil.

*Hey big spender ...*

Langsam band sie das Oberteil im Nacken auf.

*Spend a little time with me ...*

Dann richtete sie sich auf, und als das Oberteil vor Spuds Füßen landete, stieß sie ihre prächtigen Brüste Ian direkt ins Gesicht.

»Hey Big Spender« war zu Ende, ebenso wie der Strip, und Cyrenne, nur noch mit Tanga bekleidet, nahm Ian an die Hand, zog ihn zu sich hoch und verbeugte sich vor der Menge, die ausgelassen applaudierte.

Die Band stimmte »Happy Birthday« an – die Show war offensichtlich vorbei. Alle feierten weiter, und Cyrenne zwinkerte Spud zu, während sie Ian an der Hand zur Veranda und Hintertür ins Haus führte.

Scheiße, dachte Tony, der aus dem Schatten am Steingarten zusah, die Kids sollten nicht ins Haus gehen, es sei denn, es regnete – so lauteten die Befehle der Pemberton-Zicke. Aber zum Teufel, der Junge war schließlich ihr eigener Sohn.

Spud beobachtete, wie oben in einem Schlafzimmer das Licht an- und ganz schnell wieder ausging. Er hatte keinen Penny für Cyrenne bezahlen müssen. Sie war ein Geschenk von Ruby. Er hatte jede Menge Freier bei Ruby vorbeigeschickt, und sie schuldete ihm einen Gefallen. Jetzt war Pembo ihm auch etwas schuldig. Spud machte gern etwas für seine Kumpel, doch er sicherte sich auch gern Gefälligkeiten. Man wusste nie, wann man sie gebrauchen würde.

Die alten Pembertons kamen eine Viertelstunde früher als erwartet, doch ihre vorzeitige Rückkehr stellte keine Gefahr dar. Cyrenne war vor gut zwanzig Minuten gegangen.

Die Band spielte »As Time Goes By«, als Cynthia durch das Haus in den Garten dahinter ging – die Türsteher hatten gemeldet, dass der Bentley vorfuhr.

Doch die Musik ging in grölenden Stimmen unter.

*»A smile is just a smile ...«*

Cynthia war entsetzt, als sie auf die Veranda hinaustrat und sich mit zwei Dutzend betrunkenen, lallenden Studenten konfrontiert sah, die unsicher auf dem Tanzboden torkelten. Manche konnten kaum noch stehen. Und in den dunkleren Ecken des Gartens sah sie höchst verdächtige Aktivitäten. Rasch ging sie wieder ins Haus und schaltete die

Alarmanlage neben der Tür ein.

Der ganze Garten war plötzlich in grelles Flutlicht getaucht. Die Band hörte auf zu spielen, auf dem Tanzboden schirmten alle die Augen vor der Helligkeit ab, und in den zuvor dunklen Ecken und Winkeln sprangen Paare in unterschiedlicher Unordnung erschrocken auseinander. Das war die sicherste Art, eine Party zu beenden.

Die Studenten, in der Mehrzahl betrunken und bekifft, taumelten in die Nacht hinaus. Cynthia stand nicht, wie beabsichtigt, am Tor, um sich von ihnen zu verabschieden. Allerdings richtete sie ein paar scharfe Worte an die Männer vom Sicherheitsdienst.

»Was um alles in der Welt geht hier vor?«, wollte sie wissen und nahm sie beiseite.

»Es hat keinen Ärger gegeben, Ma'am«, berichtete Bobbo. »Die Kids haben sich fabelhaft benommen.«

»Aber sie sind alle betrunken!«, sagte sie wütend.

»Wir können sie nicht vom Trinken abhalten, Ma'am«, sagte Tony. »Der Alkohol wurde zur Verfügung gestellt.« Und zwar von Ihnen, machte sein Tonfall deutlich.

Ian sagte fast dasselbe, nachdem alle fort waren und sie seine Freunde als Trunkenbolde beschimpfte.

»Tja, dafür musst du dir selbst die Schuld geben«, sagte er anklagend und schwankte leicht, denn er war auch nicht ganz nüchtern.

»Wie bitte?« Cynthia wünschte, Gordon würde sie unterstützen, doch er war ganz ruhig zu Bett gegangen.

Entsetzt sah Cynthia zu, wie ihr geliebter Sohn die Treppe hinauftaumelte. Was hatte sie Falsches getan? Noch nie hatte er so mit ihr gesprochen. Sie war mehr als verletzt. Sie war zutiefst getroffen.

Das war die beste Nacht seines Lebens gewesen, dachte Ian, als er die Nachttischlampe anknipste und sich voll angezogen auf das Bett fallen ließ. Er schaute zur Decke auf und sah noch immer den Schein von Cyrennes silberblondem Haar im Schimmer der Lichter im Garten, während sie rittlings auf ihm saß. Es hatte nicht lange gedauert, er war geil gewesen – sie hatte ihn erregt, seitdem sie begonnen hatte, beim Strip mit ihm zu spielen –, aber die Erfahrung war trotzdem erstaunlich gewesen.



Seltsam, es war nicht einmal der Akt selbst gewesen, der ihm den größten Kick versetzt hatte. Er hatte seine Jungfräulichkeit tatsächlich bei einer Prostituierten verloren – vor gut einem Jahr, als Spud ihn mit ins Sun Majestic genommen hatte.

Doch dieser Abend war etwas Neues und Aufregendes gewesen, Cyrenne war *hier* gewesen, dachte er, hier in diesem Zimmer!

Er schaute sich in seiner vergangenen Kindheit um. Seine Sportpokale aus Schule und Universität auf den Regalen, das Silber wurde von der Putzfrau auf Cynthias Anweisungen hin stets auf Hochglanz poliert. Sie waren alle da, von seiner ersten Leichtathletikmedaille an der Guildford Grammar bis zum Pokal für den Hundert-Meter-Hürdenlauf, den er im vergangenen Jahr an der UWA gewonnen hatte. Er betrachtete seine Elvis-Poster, die nun schon seit einigen Jahren an der Wand klebten. Seiner Mutter waren sie nicht recht gewesen, aber sie hatte es gestattet. Das Klebeband richte keinen allzu großen Schaden an, hatte Cynthia verkündet und war zu dem Schluss gekommen, am Ende werde er sein jugendliches Bedürfnis nach Postern überwinden. Das stimmte. Doch er erneuerte das Klebeband immer wieder, und die Poster blieben hängen, ob als Trotzgeste oder um seinen persönlichen Freiraum geltend zu machen, er wusste es nicht.

Der Frühling kam, heiß und früh, das dritte Jahr ging dem Ende entgegen, und die Abschlussprüfungen tauchten am Horizont auf. Für Mike und Ian war es der Höhepunkt ihres dreijährigen Kurses in Naturwissenschaften, obwohl Ian sich nach dem zweiten Jahr für eine neue Richtung entschieden hatte. Er hatte versucht, Mike zu überreden, sich ihm anzuschließen.

»Geologie, Kumpel, damit ist Geld zu machen. Nickel. Die Jagd hat bereits begonnen – es ist nur eine Frage der Zeit.«

Ian hatte seine Hausaufgaben gemacht. Nach Nickel, dem neuen Wunderzusatz bei der Herstellung von verbessertem, hochfestem Stahl, herrschte große Nachfrage, und die neuerlichen Funde bei Sudbury in Kanada hatten sich nachhaltig auf den weltweiten Aktienmarkt ausgewirkt. Jetzt war die Suche in dem an Mineralien reichen Westaustralien in Gang gesetzt.

»Die Hälfte der Dozenten sind bereits nebenberuflich als Berater tätig«,

drängte er. »In Westaustralien herrscht Mangel an qualifizierten Geologen – eigentlich in ganz Australien. Damit haben wir einen Freifahrschein. Ein doppeltes Hauptfach, Geologie 30 und 31, das brauchen wir. Du bist verrückt, wenn du nicht wechselst.«

Mike zuckte mit den Schultern. »Dann bin ich eben verrückt. Ich bleibe bei der Zoologie.« Er hatte kein Interesse, bei Ians Kampagne »wie werde ich schnell reich« mitzumachen. Sein Engagement für das Gebiet Umwelt und Meeresbiologie war ungebrochen.

Im Augenblick schien seine Begeisterung jedoch eine untergeordnete Rolle einzunehmen, da das heiße, einladende Wetter ihn an den Strand lockte. Statt zu lernen, fuhr er an den Wochenenden auf seinem Motorrad über den Stirling Highway, um sich in die Brandung in North Cottesloe zu stürzen, bevor er sich der Bande seiner gleichgesinnten Kumpel auf ein schnelles Bier im Ocean Beach Hotel anschloss.

Hin und wieder nörgelte Jools, er solle sie mitnehmen. Dann fuhr sie auf dem Rücksitz mit, weigerte sich, den Sturzhelm aufzusetzen, und ihre kurzen braunen Locken flatterten ausgelassen im Wind. Sie liebte das Motorrad. Mike hatte mit ihrer Gesellschaft keine Probleme; er mochte seine kleine Schwester, im Übrigen hatte er gerade keine Freundin.

Dabei hatte er gar nicht den Wunsch, den Rücksitz zu belegen. Er zog es vor, sich keine Chance entgehen zu lassen, was er offen und gerne tat.

Jools gefielen ihre gemeinsamen Tage in North Cott. Sie schwammen in der Brandung und aßen Dagwood Dogs – Würstchen an Holzstäbchen, paniert und in Tomatensoße getunkt. Jools beklagte sich immer lauthals darüber, dass die Soße nach dem zweiten Bissen zu Ende war. »Dann iss stattdessen doch eine Pastete«, sagte Mike jedes Mal. Doch das machte sie nie. North Cott wäre nicht dasselbe ohne einen Dagwood Dog. Dann, im Biergarten des Ocean Beach Hotels, saß sie vor ihrer Limonade – mit achtzehn war sie noch minderjährig –, während Mike und seine Kumpel ihr heimlich ein Bier zukommen ließen. Schließlich fuhren sie auf dem Motorrad nach Claremont zurück, wobei Mike die Kurven in halsbrecherischer Geschwindigkeit nahm, so wie es ihr gefiel.

Jools himmelte ihren großen Bruder an, und ihre Zeit mit ihm war jetzt etwas ganz Besonderes – im nächsten Jahr wollte sie von zu Hause fortgehen.

»Ich gehe nach Osten«, hatte sie im vergangenen Monat beim

Abendessen verkündet. »Nach Sydney. Nächstes Jahr.«

Das kam nicht überraschend. Jools Wunsch, Schauspielerin zu werden, war im letzten Jahr ausgiebig erörtert worden. Maggie, die erkannte, dass ihre Tochter von ihrem Karrierewunsch nicht abzubringen war, hatte vorgeschlagen, dass sie vielleicht das National Institute of Dramatic Art ins Auge fassen sollten.

»Wenn sie das Vorsprechen besteht, dauert der Kurs zwei Jahre«, hatte sie zu Jim gesagt. »Eine solide Ausbildung scheint der richtige Weg zu sein, meinst du nicht?«

Doch Jim war erstaunlich unnachgiebig in seiner Ablehnung gewesen.

»Wenn sie die Universität anpeilt, hat sie meine volle Unterstützung«, hatte er ziemlich muffig gesagt, »aber was für eine Karriere soll denn das sein – sich verkleiden und so tun, als wäre man jemand anders?« Für ihn war Schauspielerei überhaupt keine berufliche Laufbahn, sie war ein Hobby. »Soll sie doch ihre Stücke und das alles in ihrer Freizeit machen«, hatte er gesagt. »Ich schicke sie nicht ans NIDA.« Er war enttäuscht von seiner Tochter – Jools war ein kluges Mädchen, sie hätte sich an der Uni gut gemacht. Er ließ sich nicht umstimmen.

Jools hatte den Fehdehandschuh aufgenommen. Aus dem Wildfang war eine Rebellin geworden, und weit davon entfernt, sich von ihrem Vater ins Bockshorn jagen zu lassen, betrachtete sie seine Weigerung als Herausforderung. Sie würde es allein schaffen, hielt sie ihm trotzig entgegen.

Nachdem sie von der Schule abgegangen war, befolgte sie klugerweise den Rat ihrer Mutter und belegte einen Abendkurs in Stenographie und Schreibmaschine am Technical College in Perth. Gleichzeitig nahm sie an Vorsprechproben bei der ABC teil und wurde regelmäßig für Hörspiele im Radio und Kinderprogramme als Darstellerin engagiert. Dann, als sie ihren Sekretärinnenkurs abgeschlossen hatte, nahm sie eine Teilzeitarbeit im Büro an, während sie an mehreren Produktionen am Perth Playhouse teilnahm.

Jools bewies ihr Können, und Jim musste zugeben, dass er ihre Zähigkeit bewunderte.

»Sie hat gesagt, sie würde es auch allein schaffen, und dessen bin ich mir sicher«, sagte er seiner Frau, um sich selbst zu verteidigen. Er wusste, Maggie war mit seiner Entscheidung hinsichtlich des NIDA nicht

einverstanden.

Insgeheim glaubte Jim, seine Tochter würde den Unsinn mit der Schauspielerei aufgeben, wenn sie erst den richtigen Mann kennenlernte und sich niederließ, um eine Familie zu gründen. So wie er insgeheim glaubte, dass die meisten Frauen dazu bestimmt waren, letzten Endes demselben Pfad zu folgen, auch diejenigen, die sich auf eine akademische Laufbahn einließen. Jools' Entscheidung, auf eine Hochschulausbildung zu verzichten, war daher nur eine Enttäuschung. Hätte sein Sohn sich ähnlich entschieden, wäre es eine Katastrophe gewesen.

Und jetzt hatte Jools ihre Bombe platzen lassen. Sie würde im nächsten Jahr nach Osten gehen und weigerte sich, ebenso wie ihr Vater, noch weiter über die Sache zu reden.

Als die Examina bis auf zwei Wochen nähergerückt waren, wurde Mike klar, dass die Warnung seines Vaters sich als unheilvoll wahr erwiesen hatte. Er hatte sein Studium bergab gehen lassen, und er würde wie ein Wahnsinniger büffeln müssen, wenn er in die vierzehn vor ihm liegenden Tage ein Jahr Lernpensum packen wollte. Er hörte auf, sich mit der rehägigen Sophia zu treffen – einer Medizinstudentin im zweiten Jahr, mit der er eine kurze Beziehung eingegangen war – und widmete sich vehement dem Studium. Es gelang ihm, mit Ach und Krach durchzukommen. Ian Pemberton erhielt mit minimalem Aufwand wie gewöhnlich die besten Noten.

Jim McAllister war so klug, die enttäuschenden Prüfungsergebnisse seines Sohnes nicht mit »ich habe es dir ja gesagt« zu kommentieren. Er wusste, dass sein Sohn sich selbst in Panik versetzt und seine Lektion gelernt hatte. Stattdessen gab er Mike und seinen Kumpanen die Erlaubnis, eine Woche lang mit der *Alana* nach Rotto zu segeln.

Rottnest Island war stets die erste Wahl gewesen, wenn Studenten das Ende der harten Büffelei eines Studienjahres feierten, und 1964 war keine Ausnahme. Im Biergarten des Quokka Arms über der Thomson Bay wimmelte es von jungen Menschen, die ihre Freiheit genossen und darauf aus waren, eine möglichst ausgelassene Zeit zu genießen. Dazu gehörten auch Mike McAllister und seine Kumpel Ian Pemberton und der junge Murray Hatfield. In Badehose und offenem Hemd leerten die

drei Bierkrüge, sangen raue Rugby-Songs und flirteten mit den Mädchen.

Zu ihrer großen Überraschung war der milchgesichtige Muzza, obwohl er kaum an Mike heranreichte, bei den Mädchen beliebt. Gesellig und ernst wie er war, strahlte er eine Unschuld aus, der Mädchen vertrauten. Er war der Junge von nebenan, sie ließen ihre Vorsicht fallen und erkannten erst zu spät, dass Murray Hatfield wie alle durchtrainierten jungen Männer mit tobender Libido nur das Eine wollte. Doch dann war es schon zu spät, sie mochten ihn wirklich. Wie alle. Muzza musste man einfach ins Herz schließen.

Ian Pemberton hingegen hatte auch weiterhin seine Probleme mit Mädchen. Trotz seines guten Aussehens konnten sie sich nicht so recht für ihn erwärmen, und er zog immer den Kürzeren, wenn er in Gesellschaft von Mike und Muzza war. Doch Pembo hatte Glück, in dieser Woche in Rotto ging es nicht um Mädchen. Ausnahmsweise rangierten Bier und Kumpanei vor der Trefferquote, und die drei genossen das Meer, die Sonne und das Quokka Arms.

Hin und wieder schlenderten sie hinunter an den Strand und stürzten sich ins Wasser, um wieder nüchtern zu werden. Dann, am Ende eines feuchtfröhlichen Nachmittags, ruderten sie im Dingi hinaus zur *Alana*, auf der sie sich noch mehr Bier genehmigten, vom Boot aus schwammen und schließlich zusammenbrachen.

Gelegentlich nahmen sie eine Auszeit vom Feiern und gingen auf Fischfang. Sie hievten Dutzende von Heringen, Thunfischen und Hornhechten an Bord, angelockt von der Ölspur und der Gerste, die sie vom Heck aus abgelassen hatten. Oder sie ließen sich an den tiefen Riffen treiben und angelten Red Snapper und Zackenbarsche. Und wenn sie an den Anleger in der Thomson Bay zurückkehrten, nahmen sie ihren Fang aus, filetierten die Fische und kochten sie auf dem alten Primuskocher.

Manchmal gingen sie zu Fuß zur Armstrong Bay und nach North Point im äußersten Norden der Insel, wo sie nach Langusten tauchten. Sie machten ein Lagerfeuer am Strand, kochten die Langusten im alten Kerosinkanister, dessen Oberseite abgetrennt war, und nahmen immer mehrere Flaschen Bier mit.

Die Unterhaltung drehte sich unweigerlich um die Zukunft, eine

Aussicht, die alle drei erregte, obwohl Ian es eher gelassen anging. Er zog seine Kumpel gern durch den Kakao.

»Mein Gott, ich bin mit zwei Idealisten auf einer Insel ausgesetzt«, sagte er an einem heißen Nachmittag spöttisch, als sie ausgestreckt im Sand lagen, den Bauch voll Langusten und beim fünften Bier.

»Ich bin kein Idealist«, entgegnete Muzza benommen, das Zusammenspiel von Hitze und Alkohol war deutlich.

»Klar bist du das. Jeder, der Medizin studiert, muss es sein.«

»Mich interessiert der menschliche Körper – damit bin ich noch kein Idealist.«

»Doch, du bist genauso wie Mike. Der will die Umwelt retten, du willst Leben retten. Wo ist da der Unterschied?«

Muzza ließ sich gern mit Mike vergleichen. Mike war sein Kumpel, aber auch so etwas wie ein Held. Er versank in nachdenkliches Schweigen und schaute eine Weile auf den Sand. Er hatte sich nie für einen Idealisten gehalten, aber vielleicht war er im Grunde seines Herzens einer. Er wollte auf jeden Fall etwas Bedeutendes mit seinem Leben anfangen. Schon möglich, dass sein Entschluss, Medizin statt Architektur zu studieren, was ihn ebenso interessierte, unbewusst eine Entscheidung gewesen war, der Menschheit zu dienen.

»Ich glaube, du hast recht, Pembo.« Muzza schaute auf, das Gesicht glühte vor trunkener Erkenntnis. »Das ist mir noch nie in den Sinn gekommen, aber ich denke, du hast recht. Ich glaube, ich *bin* ein Idealist ...«

»Herrgott!« Ian brach in schallendes Gelächter aus. Muzza war so verdammt naiv, so anfällig für Einflüsterungen – die Unschuld schlechthin. Er hob die Hände zum Himmel, wie im Gebet. »Wo bist du, Spud?«, rief er theatralisch aus. »Ich brauche dich! Rette mich!«

Mike lachte über die beiden. Sie waren betrunken, aber das war er auch. Die anderen stimmten in sein Gelächter ein, das Thema wurde fallengelassen, und sie brachten einen Toast auf Spud aus – den vierten Musketier. Niemand wusste genau, warum Spud nicht mitgekommen war. Sie hatten ihn jedenfalls eingeladen. »Hab zu viel zu tun, Mikey«, hatte er gesagt. »Keine Zeit für einen Ruhetag. Im Übrigen habe ich es nicht so verdient wie ihr Typen von der Uni.«

Mike wusste nicht so recht, was er mit der Bemerkung anfangen sollte.

Spud deutete damit eine Form von elitärem Verhalten an, aber machte er sich lustig über sie? War es nur ein gutmütiger Seitenhieb, oder fühlte er sich ausgeschlossen, als wären sie ein Club, zu dem er nicht gehörte? Es war nicht klar. Doch Spud ließ sich von seiner Entscheidung nicht abbringen.

»Viel Spaß«, hatte er gesagt. »Bringt mir ein paar Langusten mit.« Spud wünschte seinen Kumpanen wirklich alles Gute – sie hatten schwer gearbeitet und verdienten eine Pause. Doch im nächsten Jahr wären sie wieder an der Uni, würden wie verrückt pauken und den Prozess wiederholen, ohne Geld dafür zu sehen. Was für eine Zeitverschwendung!

Mit seinen beiden Vermutungen hinsichtlich des Geldes hatte Mike richtig gelegen.

An einem Spätnachmittag luden die Jungen ein paar Mädchen ein, mit in die Armstrong Bay zu kommen, was in eine heiße Party ausartete. Sie drehten das Transistorradio auf volle Lautstärke, verdrückten die frisch gekochten Langusten, tranken jede Menge Bier aus der Kühlbox, und nachdem sie den Sonnenuntergang betrachtet hatten, machten sie sich paarweise auf den Weg. Sie gingen am Strand entlang oder umrundeten die Landspitze, und an dem Abend hatte Ian Pemberton in den nahegelegenen Felsen keinerlei Probleme, zum Zug zu kommen.

In jenem Jahr festigten Mike, Pembo und Muzza ihre Freundschaft mit der besten Ferienwoche, die sie je gehabt hatten, darüber waren sie sich einig.

Im folgenden Februar zog Jools nach Sydney, und Mike begann sein Abschlussjahr. Das Haus schien eigenartig ruhig ohne Jools' hektische Energie, und Baxter, der inzwischen fett, alt und grau geworden war, trauerte.

Jims Einschätzung, dass sein Sohn eine Lektion gelernt hatte, war richtig gewesen. Mikes Lebensweg war klar umrissen, und er widmete sich mit neuer Leidenschaft seinen ausgewählten Fächern Meeresbiologie und Ökologie. Er gab die langen Trinkgelage mit seinen Freunden auf, das Motorrad war nur noch Transportmittel, und er stieg den Mädchen nicht mehr nach. Letzteres war schwierig, denn oft stellten sie ihm nach.

»Mike McAllister. Lange nicht gesehen.«

Sophia war die Erste, die ihn begrüßte, als er zu Muzza und den anderen acht, hauptsächlich Mädchen, trat, die auf Bänken zu beiden Seiten des langen Tisches in der Mitte des Biergartens saßen.

»Hallo, Sophe. Zwei Tage gelten als eine lange Zeit, nicht wahr?« Er grinste spöttisch, tat so, als hätte er den Hinweis nicht mitbekommen, und erinnerte sie daran, dass er noch am Donnerstagmittag in der Mensa zufällig auf sie gestoßen war.

»Du weißt genau, was ich meine.« Sie streckte den Arm aus und ergriff seine Hand, Geste und Tonfall voller Andeutung.

Natürlich wusste er, was sie meinte. Sophia war seine Hauptablenkung gegen Ende des letzten Jahres gewesen, als sie so manche heiße Sommernacht im Bootsschuppen des Scarborough Beach Club zugebracht hatten. Sophias Bruder war Mitglied im Surfclub, und sie wusste, wo der Schlüssel versteckt war – sie finde den Bootsschuppen erregend, hatte sie gesagt. Mike fand das auch. Ihre regelmäßigen Verabredungen hatten dazu beigetragen, dass er in den Prüfungen beinahe durchgefallen war. Sophia war gefährlich.

»Komm her, Fremder, setz dich zu mir.« Sie saß in der Mitte, rückte ein Stück zur Seite und zog ihn neben sich. Er stieg über die Bank, lächelte dem Mädchen neben Sophia entschuldigend zu, die sich gezwungen sah, Platz zu machen.

»Hallo, Muzza«, rief Mike anzüglich zu Muzza hinüber, der am Ende des Tisches auf der gegenüberliegenden Seite saß, einen Arm um ein Mädchen gelegt hatte und in eine ernsthafte Anmache vertieft war.

»Mike. Hallo, Kumpel.«

Muzza, der Mikes Eintreffen jetzt erst bemerkte, entschuldigte sich mit einem Achselzucken. Es war Samstagnachmittag, und die beiden hatten sich auf ein ruhiges Bier im Nedlands Park Hotel treffen wollen, das liebevoll auch Steve's genannt wurde, doch Muzza hatte nicht widerstehen können, sich zu seinen Kommilitoninnen zu gesellen. Vor allem, da nur zwei Kerle am Tisch waren.

Mike grinste, doch er würde nicht lange bleiben, entschied er für sich. Bis auf Muzza waren die anderen offensichtlich schon eine Weile da, und die meisten schienen ziemlich beschwipst. Er war mit seinem Motorrad unterwegs und konnte es sich nicht leisten, zu viel zu trinken. Im Übrigen hatte er geplant, an diesem Nachmittag zu lernen.



Muzza stellte ihm die anderen der Reihe nach vor, beginnend an seinem Tischende. Einige der Anwesenden hatte Mike an der Uni schon gesehen, kannte sie aber nicht – sie waren alle im zweiten Jahr. »Und Johanna Whitely.« Muzza beendete die Vorstellungsrunde mit der jungen Frau, die neben Mike am Ende der Bank saß. »Jo, das ist Mike.« »Hallo, Mike.«

»Hallo, Jo.«

Er hatte sie auf dem Campus gesehen – man kam kaum umhin, da sie sehr gut aussah und sich von den anderen abhob. Sie war ein gertenschlankes Mädchen mit hellen Haaren und klassischen Wangenknochen, und sie hatte etwas Elegantes an sich, das er bewunderte. Aber auch einen Hauch von Anstand und Zurückhaltung, und er war zu dem Schluss gekommen, dass sie eine Intellektuelle war, womöglich präventios und nicht sein Typ. Jetzt aber, da ihre Blicke sich trafen und sie nicht auswich, revidierte er sein Urteil. Johanna hatte nichts Pseudointellektuelles – im Gegenteil, anscheinend existierte überhaupt kein Dünkel. In den braun-grünen Augen sah er Offenheit und etwas Wachsames. Wie auch immer, er fand die Direktheit ihres Blickes fast ein wenig einschüchternd.

»Ich kenne dich vom Sehen«, sagte er. Die Eröffnung klang armselig, daher fügte er rasch hinzu: »Du bist im zweiten Jahr Medizin, richtig?« »Ja.« Auch sie hatte ihn schon gesehen. Wer nicht? Und sie wusste auf jeden Fall von seinen Eroberungen. Alle Mädchen sprachen über Mike McAllister – sie schloss daraus, dass die Hälfte mit ihm geschlafen hatte oder es gerne wollte. Ihr war auch klar, warum, er sah umwerfend gut aus. Aber sie war nicht interessiert.

»Hey, Fremder.« Wieder meldete sich Sophia zu Wort, hakte sich bei Mike unter und angelte ihn sich buchstäblich. »Wo warst du?«

Sie war ein bisschen angetrunken, doch nüchtern wäre sie genauso gewesen. Sophia flirtete gern mit Männern. Sie war geradeheraus, sexy und nicht gewöhnt, übersehen zu werden. Dennoch waren sie hier, das Semester hatte längst angefangen, und er hatte sie nicht einmal angerufen. Dabei hatte Mike nie etwas anderes als Spaß versprochen, musste sie sich eingestehen, doch jetzt standen keine Prüfungen bevor – bestimmt machte er gern dort weiter, wo sie aufgehört hatten.

Mike fragte sich, ob er Sophia ausweichen konnte, wenn er anbot, die

nächste Runde zu holen. Er selbst hatte kein Bier, und der Krug in der Mitte des Tisches war fast leer, doch er beschloss, es ihr direkt zu sagen. In Anbetracht ihrer Stimmung würde sie die Anmache nur fortsetzen.

»Eigentlich, Sophe«, sagte er in vertraulichem Ton und beugte sich nah zu ihr, »halte ich mich neuerdings ziemlich zurück – konzentriere mich auf mein Studium, verstehst du? Letztes Jahr bin ich beinahe durchgerasselt.«

»Na ja, können wir uns nicht wenigstens auf einen Kaffee oder so treffen?« Sie war noch immer untergehakt, zappelte neben ihm und signalisierte deutlich, dass sie durchaus nicht Kaffee im Sinn hatte.

»Nein«, sagte er ruhig, aber bestimmt und entzog ihr seinen Arm,

»können wir nicht.« Er stand auf. »Die Runde geht auf mich«, verkündete er in die Tischrunde und nahm den leeren Krug.

»Hol uns zwei, ja, Mike?«, bat Muzza. »Ich gebe dir die Hälfte.« Er schob einen Geldschein über den Tisch. Muzza war vor dem Gesetz noch minderjährig, und mit seinem Milchgesicht sah er auch so aus, weshalb Mike stets die Barkäufe für ihn übernahm, nur um auf der sicheren Seite zu sein.

»Geht klar.«

Als Mike von der Bar zurückkam, stellte er die Krüge auf den Tisch und setzte sich neben Johanna. Es erschien ganz normal, sich ans Ende der Bank zu setzen, statt in die Mitte zu steigen, doch Sophia funkelte ihn an und fasste es als persönliche Beleidigung auf.

»Oh, tut mir leid«, sagte er, denn ihm fiel plötzlich auf, dass Johanna kein Bier trank, sondern etwas, das wie Gin oder Wodka mit Tonic aussah. Im Allgemeinen vermieden die Studenten das oberste Regalbrett, wenn sie en masse tranken – sich an Bier zu halten, war billiger. »Was kann ich dir bringen?«, fragte er sie. Schließlich war es seine Runde.

»Gin Tonic?«

»Es ist Limonade. Aber nein, danke«, fügte sie hinzu, als er schon aufstehen wollte. »Seien wir ehrlich, von dem Zeug kann man nicht so viel trinken.«

Er setzte sich wieder, froh, dass die anderen sich unterhielten. Selbst Sophia überspielte die Kränkung, die sie über ihre vermeintliche Beleidigung empfunden hatte, und konzentrierte ihre Aufmerksamkeit jetzt auf den jungen Mann, der ihr gegenüber saß.

»Trinkst du nicht?« Damit wäre sie so ungefähr die Einzige an der Uni, dachte er.

»Du lieber Himmel, nein«, sagte sie mit weit aufgerissenen Augen. »Ich bin noch minderjährig.«

Er sah sie verwundert an – sie machte Witze, ganz bestimmt. Dann lächelte sie. Mein Gott, sie war umwerfend!

»Muzza hindert das nicht«, stellte er grinsend fest.

»Nein. Muzza und ich sind die Babys. Die meisten anderen in unserem Kurs haben nach der Schule ein Jahr frei gemacht.«

»Und du bist gleich zur Uni gegangen?«

Sie nickte.

»Ich auch. Ist so was wie ein Kulturschock, oder?«

Wieder nickte sie. Sie fand seinen lockeren Umgangston entspannend – anscheinend baggerte er sie nicht an. Sie hatte damit gerechnet, und sie mochte die übliche Form der Anmache nicht. Wenn sie das Gefühl hatte, dass sich jemand mächtig ins Zeug legte, zeigte sie stets eine kühle Front, was den Betreffenden für gewöhnlich völlig aus dem Konzept brachte.

»Warum trinkst du denn nicht?« Er runzelte spöttisch die Stirn. »Das ist ein unbedingtes Muss in der studentischen Kultur, verstehst du.«

»Habe ich gesagt, dass ich nicht trinke?«

»Ja.«

»Das war gelogen.«

»Oh.«

»Ich kann nur Bier nicht ausstehen.«

Er lachte. »Mein Gott, du bist wirklich außer der Reihe, oder?«

»Ich weiß, aber ich kann nichts dafür, ich verabscheue das Zeug.«

»Was soll's denn sonst sein?« Er stand auf. »Ich bestehe darauf. Es ist meine Runde.«

»Portwein und Limonade.«

Angewidert verzog er das Gesicht, und sie zuckte kleinlaut mit den Schultern. Eigentlich mochte sie keinen Alkohol, doch auf diese Weise schloss sie sich der Allgemeinheit an – Portwein und Limonade schmeckten ganz ähnlich wie ein alkoholfreies Getränk.

Johanna, der die giftigen Seitenblicke von Sophia wohlbewusst waren, sah ihm nach, als er zur Bar schlenderte. Nun, wenn das Anmache ist,

dachte sie, und das wird es sein, dann macht er seine Sache sehr gut. Kein Wunder, dass alle verrückt nach Mike McAllister sind.

»Ich gehe jetzt«, sagte sie eine halbe Stunde später, als zwei weitere Krüge auf den Tisch kamen. Sie hatte gern mit Mike geplaudert.

Tatsächlich war sie erstaunt, mit welcher Leichtigkeit er Informationen aus ihr herausgeholt hatte. Sie kam aus Manjimup im Süden – »Karri Country«, hatte sie gesagt, »aus einer Holzfällerstadt.« Und sie teilte sich eine Wohnung mit einem anderen Mädchen, ebenfalls Studentin, in Kingsway, nur ein kurzer Fußweg westlich von der Universität.

»Das muss hart sein«, hatte er gesagt, »so weit weg von deiner Familie zu leben.«

Das fand sie ganz und gar nicht, doch sie hatte nicht die Absicht, es ihm zu sagen.

»Ich gehe auch«, sagte Mike und stand auf. »Kann ich dich mitnehmen?«

»Nein, danke.« Es war ein schöner Herbsttag, und die Wohnung lag nur knapp zehn Minuten entfernt. Im Übrigen starrte Sophia sie hasserfüllt an. Wenn Blicke töten könnten, dachte Jo, wäre ich schon im Jenseits.

»Mir ist nach etwas Bewegung«, sagte sie, ohne unhöflich sein zu wollen.

Johanna hatte den Wortwechsel zwischen Mike und Sophia mitbekommen – das hatte sich nicht vermeiden lassen. Obwohl Mike seine Stimme gesenkt hatte, war sie direkt neben ihm gewesen. Sie hatte seine Ehrlichkeit zu schätzen gewusst, und sie hätte sein Angebot, sie nach Hause zu bringen, wahrscheinlich angenommen, aber es lohnte sich einfach nicht, Sophias Zorn auf sich zu laden. Sie hatten denselben Kurs im selben Jahr belegt, und Sophia konnte ein absolutes Miststück sein.

»Tschüs, ihr alle.« Sie winkte in die Runde, als sie den Biergarten verließ, und einige reagierten darauf und riefen: »Bis bald, Jo.«

Mike unterdrückte den Wunsch, ihr hinterherzulaufen, verabschiedete sich von Muzza am anderen Ende des Tisches und schenkte Sophia ein freundliches Lächeln. »Bis dann, Sophe.«

»Klar, wir sehen uns.« Sophia zuckte gleichgültig mit den Schultern, obwohl sie innerlich kochte. Sie wusste, er hatte ein Auge auf Jo geworfen. So weit zum Lernen als oberste Priorität, dachte sie. Es war eine verdamnte Beleidigung – man hatte ihr den Laufpass gegeben.

Mike schlenderte aus dem Lokal, sprang auf sein Motorrad und ließ den Motor an. Er sah Jo knapp dreißig Meter vor sich.

»Bist du sicher, dass ich dich nicht mitnehmen soll?«

Sie blieb stehen, als er neben ihr anhielt, die Maschine im Leerlauf.

»O mein Gott!« Sie lachte. Sie hatte angenommen, er hätte ihr angeboten, sie zu fahren, aber natürlich hatte sie ihn an der Uni mit dem Motorrad vorfahren sehen. »Ich muss sagen, dass ich versucht bin.« Sie war noch nie Motorrad gefahren.

»Klasse.« Er jagte den Motor hoch. »Steig auf«, brüllte er über den Lärm, »und halt dich an mir fest.«

Sie fuhren los, und Johanna hielt sich zunächst am Gürtel seiner Jeans fest, doch dann, als sie um eine scharfe Kurve bogen, legte sie beide Arme um seine Taille und klammerte sich mit aller Macht an ihn.

»Lehn dich in die Kurven«, rief er nach hinten. »Versuch nicht, dich dagegen zu wehren – geh mit dem Motorrad.«

Das machte sie, und plötzlich gefiel es ihr. Doch ihre Wohnung war ganz in der Nähe, und es war viel zu schnell vorbei.

»Das Backsteingebäude da vorn links«, schrie sie ihm ins Ohr, und sie hielten vor dem gedrungenen, kleinen Wohnblock an.

Sie stieg vom Motorrad, fuhr sich mit der Hand durch die verwehten Haare und lachte atemlos und ausgelassen.

»Das war toll! Absolut *toll*!«

»Hättest du Lust, auf ein Bad mit nach North Cott zu kommen?«

»Wie? Jetzt?«

»Warum nicht? Pack deine Badesachen, ich habe meine hinten drin.« Er nahm immer eine Badehose und ein Handtuch auf dem Motorrad mit.

»Ist es nicht ein bisschen kalt?« Es war ganz und gar nicht kalt, doch Schwimmen bedeutete für Jo in der Regel, sich an einem sehr heißen Tag abzukühlen.

»Komm schon«, drängte er, »sei kein Frosch.« Sie blieb zögerlich, doch er sah ihr an, dass die Aussicht auf eine weitere Fahrt mit dem Motorrad sie reizte. »Na schön«, feilschte er, »kein Bad. Nur die Fahr nach Cottesloe und zurück, was meinst du?«

»Nein.«

Er war enttäuscht, bis sie nach einer kurzen, nachdenklichen Pause hinzufügte: »Wir gehen schwimmen. Ich hole mein Badezeug.«

Als sie wiederkam, nahm er den Sturzhelm aus dem Fach unter dem Soziussitz und reichte ihn ihr. »Beifahrer tragen den Helm«, sagte er, »das ist Gesetz.«

Er half ihr, den Riemen unter dem Kinn festzuschnallen, setzte sich auf das Motorrad, ließ den Motor an, und sie stieg auf. Als sie in North Cott ankamen, fuhr Johanna auf dem Soziussitz, als hätte sie die größte Erfahrung darin.

Sie zogen ihre Badesachen in den öffentlichen Umkleidekabinen an und gingen zum Strand hinunter, wo ein starker Westwind blies, die Brandung war hoch. Jo war keine besonders gute Schwimmerin, fiel Mike auf, aber sie war auf jeden Fall mutig. Zweimal wurde sie umgehauen, und beide Male tauchte sie spuckend und lachend wieder auf. Das gefiel ihm.

Sie blieben nicht lange am Strand, und als sie sich wieder angezogen hatten und kurz davor standen, nach Hause zu fahren, schlug er vor, an der Bar ein Bier zu trinken.

»Entschuldigung«, korrigierte er sich. »Portwein mit Limonade.«

»Nur wenn es auf mich geht«, sagte sie.

»Nur zu.«

Sie blieben nur für den einen Drink, obwohl Mike noch den ganzen Nachmittag im Biergarten hätte bleiben können. Seine gutgemeinten Pläne, zu lernen, hatte er über Bord geworfen, genauso wie seinen Entschluss, keine Mädchen mehr anzubaggern. Johanna Whitely gefiel ihm über alle Maßen, sie war unwiderstehlich. Doch als er eine zweite Runde anbot, lehnte Jo ab.

»Ich glaube, es ist an der Zeit, nach Hause zu fahren«, sagte sie bestimmt.

Zwanzig Minuten später setzte er sie vor der Wohnung ab.

»Hast du Lust, heute Abend auszugehen?«, fragte er, als sie ihm den Sturzhelm gab. »Es gibt guten Jazz im ...«

»Kann nicht, tut mir leid, ich bin verabredet.« Was nicht stimmte.

»Wie wär's mit morgen?«

Sie schüttelte den Kopf. »Bin beschäftigt, fürchte ich.« Das war sie nicht.

Anscheinend war sie sehr darauf bedacht, ihn abzuweisen – vielleicht hatte sie eine Beziehung, dachte er, obwohl er sie nicht mit jemandem

Bestimmtem gesehen hatte.

»Nächste Woche? Übernächste Woche?« Er grinste frech. »Du kannst mir sagen, ich soll mich verpissen, wenn du willst.«

Sie lachte. »Verpiss dich, Mike.«

»Warum?«, fragte er, das Grinsen verschwand. »Warum willst du nicht mit mir ausgehen? Hast du einen festen Freund oder so?«

»Nein.«

»Sondern ...?« Er ließ die Frage in der Luft hängen. Er war verwirrt – sie hatten so viel Spaß miteinander gehabt.

»Eigentlich«, sagte sie, »halte ich mich neuerdings ziemlich zurück – konzentriere mich auf mein Studium. Du weißt ja, wie es ist.«

Das hatte er wortwörtlich zu Sophia gesagt. »Du hast es gehört?«

»Das war nicht zu vermeiden«, sagte sie. »Ich war direkt neben dir, erinnerst du dich?«

»Ja, nun, ich habe es auch so gemeint ...« Sie hatte ihn ein wenig in die Enge getrieben, und er war verblüfft. »Ich habe nicht geschwindelt ...«

»Ich auch nicht.«

Es stimmte. Johanna widmete sich ihrem Studium – sie wollte sich nicht von einer Affäre ablenken lassen. Und mit jemandem wie Mike McAllister auszugehen, wäre geradezu eine Aufforderung zu einer Affäre, das wusste sie. Platonische Freundschaften waren für ihn uninteressant; er war auf Eroberungen aus, und sie wäre einfach eine weitere Kerbe in seinem Gürtel.

»Dann bleibt es also bei einem Nein?«

Seine jugenhafte, hoffnungsvolle letzte Bitte war sehr verführerisch, aber sie fiel nicht darauf herein.

»Es bleibt dabei«, sagte sie, »aber vielen Dank für einen phantastischen Nachmittag.«

»War mir ein Vergnügen.« Er setzte sich auf das Motorrad. »Bis dann, Jo.«

»Bis dann, Mike.«

Als er den Motor anließ, sah er ihr nach, wie sie in die Parterrewohnung auf der rechten Seite ging. Nummer drei, merkte er sich.

An der Tür drehte sie sich um und winkte. Er winkte zurück und brauste dann mit aufheulendem Motor die Straße hinunter.

Am Wochenende darauf kam Jo mit ihren Einkaufstaschen zurück – sie

ging immer am Samstagmorgen einkaufen – und stellte fest, dass das Motorrad vor ihrer Wohnung parkte und Mike an der Mauer lehnte.

»Deine Mitbewohnerin sagte mir, du seist einkaufen«, sagte er. »Sie scheint sehr nett zu sein, diese Kathy – sie hat mich auf einen Kaffee hereingebeten, aber ich habe abgelehnt.«

»Was willst du, Mike?«

»Ich dachte, du hättest vielleicht Lust auf eine Spritztour«, sagte er. Und bevor sie antworten konnte, hob er protestierend beide Hände. »Das ist keine Verabredung. Nur schnell nach North Cott hinunter und wieder zurück, mehr nicht.«

Sie gab nach. Wozu nein sagen? Liebend gern würde sie auf dem Motorrad fahren.

»Ich bringe das nur eben rein«, sagte sie und deutete auf die Einkäufe.

»Dann hol deine Badesachen, wenn du schon drinnen bist.« Als sie ihm einen Blick zuwarf, der besagte, dass er ein bisschen zu weit ging, fügte er in aller Unschuld hinzu: »Der Tag ist wie geeignet dafür. Die Brise vom Meer hat noch nicht eingesetzt, es dürfte nicht allzu rau sein, und du könntest ein paar Lektionen im Bodysurfen gebrauchen.«

Sie verbrachten drei Stunden am Strand, Jo verlängerte auf zwei Portwein mit Limonade, und als er sie vor ihrer Wohnung absetzte, verabedete er sich nicht mit ihr.

Mike verfolgte Johanna Whitely das gesamte zweite Semester über auf die gleiche Weise. Als das Wetter zu kalt wurde, um schwimmen zu gehen, packten sie sich warm ein und fuhren trotzdem nach North Cott, wo sie sich in eine Milchbar setzten, heiße Schokolade tranken und endlose Unterhaltungen führten. Anscheinend ging ihnen der Gesprächsstoff nie aus, ob albern oder ernst, doch es drehte sich nie um Persönliches. Jo fing nie von ihrer Vergangenheit an und fragte auch nicht nach seiner – der Austausch persönlicher Geheimnisse war ihrer Meinung nach Liebespaaren vorbehalten, und sie wollte ihn nicht ermutigen. Stattdessen waren sie sich einig oder uneinig über Filme, Bücher und Musik, und sie diskutierten leidenschaftlich über die Universität und ihre Studiengänge, was sie oft bei einem Kaffee in ihrer Wohnung fortsetzten, wenn er sie zu Hause absetzte. Schließlich sah es so aus, als ob Mike McAllister vielleicht doch zu einer platonischen Beziehung mit einer Frau fähig wäre.



Aber das war er nicht. Mike genoss seine Freundschaft mit Jo. Aber so gern er auch mit ihr Zeit verbrachte, und so spannend ihre Unterhaltungen waren, so sehr spürte er, dass er Johanna begehrte, Er sehnte sich danach, sie zu berühren, ihr nah zu sein. Doch sie hatte die Regeln festgelegt, und er war entschlossen, seine Chancen nicht zu verspielen, indem er sie drängte. Sie war die größte Herausforderung, vor der er je gestanden hatte.

Im Laufe der Monate erwies sich sein leidenschaftlicher Wunsch, Johanna für sich zu gewinnen, als überraschend nützlich für sein Studium. Er ging nicht auf die Jagd nach anderen Frauen und widmete sich an den meisten Abenden seinem Lernpensum. Und er fand Jos scharfe Intelligenz anregend – so sehr, dass seine Pläne, sie zu verführen, manchmal ganz in den Hintergrund traten. So sehr er sie auch begehrte, er wollte nicht das Risiko eingehen, ihre Freundschaft zu verlieren.

Zu Beginn des dritten Semesters war Johanna Whitely gezwungen, der Tatsache ins Auge zu sehen, dass sie sich Hals über Kopf verliebt hatte, und zwar seit geraumer Zeit. Sie war wütend über sich selbst. Wie hatte sie das zulassen können? In den Ferien hatte sie sich geschworen, Mike nicht wiederzusehen. Sie würde der Sache ein Ende bereiten, hatte sie sich gesagt. Aber was war da abzubrechen? Wie sollte sie ihm sagen, sie wolle nicht mehr mit dem Motorrad fahren, keinen Kaffee mehr mit ihm trinken oder plaudern? Welchen Grund konnte sie dafür nennen?

Trotzdem hatte sie sich gewappnet. Sie musste ihm sagen, sie habe sich entschlossen, da jetzt das dritte Semester angefangen habe, jedes Wochenende durchzuarbeiten. Es klang nicht plausibel, aber sie würde sich die größte Mühe geben. Sie wollte standhaft sein, sagte sie sich – standhaft und entschlossen.

Doch sobald sie draußen das Motorrad vorfahren hörte, wusste sie, dass sie nichts sagen würde. Sie würde auch weiterhin das Spiel »wir sind gute Freunde« spielen, weil sie mit ihm zusammen sein wollte.

Eigentlich sehnte sie sich danach, mit ihm zusammen zu sein im wahrsten Sinne des Wortes – sie wünschte sich, er würde mit ihr schlafen. Doch auch das war eine ausweglose Situation. Sie hatte von Anfang an die Regeln klargestellt – nur Freundschaft –, und es war ihre Nichtverfügbarkeit, die jetzt sein Interesse wachhielt. Wenn sie mit ihm

schlief, wäre sie nur eine weitere Eroberung, und er würde weiterziehen. Das war rundum ein großer Schlamassel, dachte sie, und sie verfluchte sich, dass sie es zugelassen hatte.

»Hi, Mike. Wie waren deine Ferien?« Sie begrüßte ihn beiläufig an der Haustür.

»Prima. Du hast mir gefehlt. Wie war Manjimup?«, fragte er, während sie zum Motorrad gingen.

»Toll.«

Es war furchtbar gewesen. Sie verabscheute es, wieder mit dem Stiefvater unter einem Dach zu sein, den sie verachtete, und das Patt, das sich zwischen ihr und ihrer Mutter entwickelt hatte, war unbeholfen und unangenehm wie immer gewesen.

»Obwohl es gut ist, wieder hier zu sein«, sagte sie und schnallte den Kinnriemen des Sturzhelms fest.

»In Scarborough findet ein Open Air Jazzfestival statt, willst du es ausprobieren?«, fragte er und ließ den Motor an.

»Klingt toll«, brüllte sie über das Dröhnen des Motors hinweg. Dann stieg sie auf, schlang die Arme um ihn, und sie fuhren los.

Wie sollte sie je davon loskommen, dachte Johanna.

Die Wochen verstrichen, und wieder stand Mike vor ihrer Tür.

»Weißt du was?«, sagte er, als er den Motor ausschaltete und absprang. Sie hatte ihn vorfahren hören und war hinausgekommen, Badeanzug und Handtuch in der Hand. Inzwischen war Frühling. »Tolle Neuigkeiten!« Triumphierend breitete er die Arme aus. »Rate mal. Mach schon. Rate.«

»Was?« Sie grinste, denn sie hatte keine Ahnung, wovon er sprach.

»Ich fahre auf die Abrolhos. Pembo, Muzza und ich. Wir werden Derbywallabys fangen.«

»Ich glaube, du kommst lieber rein«, sagte sie. »Ich mache uns einen Kaffee.«

»In den Weihnachtsferien wird auf den Inseln eine zehntägige Studie über den Wassermetabolismus von Derbywallabys durchgeführt«, sagte er und redete wie ein Wasserfall, während er ihr zur Tür folgte. »Und der Ausflug hat einen doppelten Zweck – sie machen auch eine Langustenzählung. Ich werde es in die weitere Forschung für meine Doktorarbeit einbinden können. Wie findest du das?«

»Wunderbar finde ich das.« Sie freute sich mit ihm.

»Das ist mehr als wunderbar, Jo.« Sobald sie drinnen waren, hob er sie vom Boden und wirbelte sie durch das enge Wohnzimmer. »Es ist phan-tas-tisch!«, jauchzte er. Zusammen rannten sie ausgelassen durch das Zimmer, stießen an Möbel und sorgten für eine Menge Unordnung.

»Das ist die Chance meines Lebens, verdammt.«

Sie klammerte sich an ihn, schwindelig, kreischte vor Lachen und sagte ihm, er solle sie absetzen. Dann hörten sie plötzlich auf, herumzuwirbeln, und sie hörte auf zu lachen. Mikes Augen leuchteten in einem so tiefen Blau, wie sie es noch nie gesehen hatte. Langsam, als wüsste sie kaum, was sie tat, hob sie die Hand und strich ihm über die Wange. Sie blickte in das Blau seiner Augen, wollte darin versinken. Noch einen Atemzug lang verharrten sie so, dann – endlich – küssten sie sich. Keiner von beiden wusste, wer den Kuss angefangen hatte, aber das machte ihnen auch nichts – beide hatten viel zu lange darauf gewartet. Als er sie zum Sofa lenkte, hätte sie es auf der Stelle beenden können, aber sie tat es nicht. Stattdessen führte sie ihn in ihr Schlafzimmer.

Die Berührung seiner Hände, die Hitze, die sein Körper ausstrahlte, waren ihr fremd und auf seltsame Weise doch vertraut. Rasch streifte sie ihre Kleidung ab, küsste ihn leidenschaftlich und fuhr mit den Fingern über die Muskeln seines Rückens. Seine Hände waren überall, streichelten, reizten, erregten sie. Sie wusste nicht, wie lange sie so seine Zärtlichkeiten genoss, aber als er sich schließlich über sie beugte, um in sie einzudringen, war sie bereit. Das Gefühl der Lust, das sie durchströmte, spiegelte sich im Ausdruck seiner Augen, und sie umklammerte ihn wie eine Ertrinkende.

Danach lag sie nackt in seinen Armen, ihren Kopf auf seiner Schulter, ein Bein über das seine gelegt. Nun, da langsam ihr Denken wieder einsetzte, fragte sie sich bang, wie sie diese Szene um Himmels willen zu Ende spielen sollte. So wie sie sich voller Furcht fragte, wie lange es wohl dauern würde, bis er sie sitzenließe.

»Mike, was zum Teufel ist ein Derbywallaby?«, sagte sie leichthin.

## **Zweites Buch**

Die Nachricht, dass Mike McAllister einen Herzanfall erlitten habe, als er bei den Abrolhos tauchte, versetzte allen einen tiefen Schreck. Doch nicht Mike McAllister! Er war erst zweiundzwanzig! Er war der Star-Dreiviertel des A-Teams an der Uni! Mike war jung, stark und fit wie ein Turnschuh.

Mike selbst musste feststellen, wäre er nicht so jung, stark und fit gewesen, dann wäre er wahrscheinlich tot. Zumindest hatte ihm das der Kardiologe im Royal Perth Hospital gesagt, der ihn darüber in Kenntnis gesetzt hatte, dass er eine angeborene Herzschwäche hatte.

»Das ist nichts, womit Sie kein normales Leben führen könnten«, hatte der Arzt ihm versichert, denn ihm war bewusst, dass die Mitteilung ein Schock war, »doch den Mount Everest anzugehen und Tiefseetauchen sind bei Ihren Voraussetzungen nicht zu empfehlen. Wären Sie älter und weniger durchtrainiert gewesen und hätten sich so extrem belastet, wären Sie sehr wahrscheinlich nicht mehr am Leben. In Zukunft sollten Sie lieber darauf achten.«

Nach seiner Herzattacke hatte man Mike ins Geraldton Regional Hospital gebracht, wo sein Zustand stabilisiert wurde, dann war er sofort vom Royal Flying Doctor Service ins Royal Perth Hospital geflogen worden. Dort hatten seine entsetzten Eltern auf ihn gewartet. Zwei Tage später kam Spud vorbei. Es war elf Uhr an einem Samstagmorgen.

»Mein Gott, Kumpel, du hast uns einen schönen Schreck eingejagt«, sagte er.

»Ich mir selbst auch«, gab Mike zu.

»Ich meine, du liebe Zeit, wenn *dir* so etwas passieren kann, was haben wir anderen dann zu erwarten?« Spud schaute sich in dem kleinen Krankenzimmer um, zog einen Stuhl neben das Bett und setzte sich.

»Darf man hier rauchen?«, fragte er und durchsuchte seine Tasche nach Zigaretten.

»Das weiß ich nicht – mach einfach und warte ab.«

Spud steckte sich eine an. »Wie lange wirst du hier drinnen bleiben?«

»Ich bin mir nicht sicher. Sie schätzen, noch einen Tag, vielleicht zwei.«

»So ein Scheiß, dass das passieren musste.«

Kurz darauf kamen Maggie und Jools. Sobald ihre Mutter ihr die Nachricht von Mikes Herzattacke telefonisch durchgegeben hatte, war Jools von Sydney herübergeflogen.

»Guten Tag, Mrs. McAllister. Tag, Jools.« Spud stand auf und drückte seine Zigarette aus. »Na, dann überlass ich dich mal dir selbst, Kumpel.« Er klopfte Mike leicht auf die Schulter. »Pass auf dich auf.«

»Ja, danke, dass du vorbeigekommen bist, Spud.«

»Kein Problem. Jederzeit.« Dann ging er.

»Ich habe dir ein paar Pfirsiche mitgebracht.« Maggie nahm sie aus der Tasche und legte sie in die bereits gefüllte Obstschale, beugte sich vor und gab Mike einen Kuss auf die Wange.

»So viel Obst isst Mike nie«, sagte Jools.

Draußen auf dem Parkplatz stieg Spud in seine nagelneue HD Holden Premier Limousine – den Austin hatte er schon längst in Zahlung gegeben. Er schaltete das Autoradio ein, dankbar für die Gelegenheit, zu entkommen. Herrgott, wie er Krankenhäuser verabscheute. »Yesterday« lief gerade, und er stellte es lauter.

Toll, sein Lieblingsstück. Der arme alte Mike, dachte er, als er aus dem Parkplatz fuhr. Er begann zu summen. Wer hätte das gedacht?

Ausgerechnet Mike McAllister!

Lauthals sang er mit den Beatles mit und machte sich auf den Weg zur Rennbahn Ascot.

Spud war inzwischen seit über achtzehn Monaten Buchmacher. Den weißen, auf der Seite mit dem Namen »Wetherill« bedruckten Geldsack über eine Schulter geschlungen, nahm er seinen Platz neben Big Bet Bob jeden Samstagnachmittag pünktlich wie ein Uhrwerk ein – auf der Sommerrennbahn von Ascot oder der Winterrennbahn von Belmont –, dann wieder jeden Freitagabend beim Trabrennen im Gloucester Park. Ob Galopp- oder Trabrennen, an Bob Wetherills Buchmacher-Stand war immer am meisten los.

Big Bet Bob bezahlte seinen jungen Angestellten gut. Herrgott, der Junge war es wert, dachte Bob – der schlaue kleine Scheißer hatte statt eines Hirns einen eingebauten Rechner –, und das hieß, es war nur eine Frage der Zeit, bis er sich selbständig machen würde. Zum Teufel, war es nicht immer so mit den Klugen? Man bildete sie aus, und dann liefen

sie einem davon. Bob nahm es gelassen – er mochte Spud. Spud verdoppelte das Geld, das Bob ihm bezahlte, durch vorsichtige, kluge Wetten. Er hielt Augen und Ohren für die große Chance offen. Er verlor nur selten und fuhr hin und wieder einen beachtlichen Gewinn ein. Doch er verschwendete seinen neuen Wohlstand nicht für ein schönes Leben – dafür wäre später immer noch Zeit, sagte er sich. Er hatte sich die erforderliche Garderobe besorgt, die zu seinem neuen Image passte, hatte die Limousine auf Raten gekauft und den Großteil seiner Einkünfte auf die hohe Kante gelegt. Im neuen Jahr würde er eine hübsche Summe brauchen. Nach dem Wettgesetz war eine Bürgschaft erforderlich, wenn man eingetragener Buchmacher werden wollte, und er hatte einen Haufen Genehmigungen einholen müssen. Dann brauchte er natürlich Zeit, um sich einen Ruf zu schaffen und einen Kundenstamm aufzubauen.

Alles lief so ziemlich nach Plan, dachte Spud selbstgefällig, als er die elegante Welt von Ascot betrat. Herrgott, wie er Ascot liebte. Die Rennbahn war wirklich für den Sport der Könige angelegt, direkt neben dem Swan River, mit einem See in der Mitte, Gebäuden, die nach längst vergangenen Zeiten aussahen, und einer Tribüne, die ihresgleichen suchte. Ascot war eine Klasse für sich. Und es war eine Klasse, der Spud sich bereits zugehörig fühlte.

In den Weihnachtsferien war Johanna nicht nach Manjimup gefahren. Normalerweise hätte sie es getan – obwohl sie sich vor der Erfahrung fürchtete, kehrte sie in den Ferien immer nach Hause zurück und spielte die pflichtbewusste Tochter. Doch Mike sollte nicht lange auf den Abrolhos bleiben, und sie wollte möglichst viel Ferienzeit mit ihm verbringen – um ihre Affäre so lange auszudehnen, wie es ging. Obwohl sie seit sechs Wochen zusammen waren, war sie sich seiner Gefühle für sie nicht sicherer als ganz zu Anfang. Eigentlich empfand sie es mehr denn je so, als seien ihre Tage gezählt.

Sie hatte sich überlegt, die zehn Tage, in denen er nicht da war, nach Hause zu fahren, doch im letzten Moment entschied sie sich dagegen und rief ihre Mutter an, um ihr zu sagen, sie sei von einer Freundin an der Uni in die Küstenstadt Rockingham eingeladen worden. Deren Eltern hätten dort eine Ferienhütte. Sie wusste nicht, warum sie das Bedürfnis

hatte, eine so kunstvolle Lüge zu erfinden – ihre Mutter war wahrscheinlich dankbar, dass sie nicht nach Hause kam –, aber es war typisch für ihr zartes Eierschalendasein. Sie kreisten sehr vorsichtig umeinander – neuerdings mehr denn je.

Jo war jetzt zutiefst dankbar, dass sie in Perth geblieben war.

Mike erging es nicht anders. Zum ersten Mal in ihrer Beziehung spürte er, dass er sie wirklich brauchte. Und er zeigte es auch.

Johanna fiel die Veränderung an ihm auf, als sie zum ersten Mal nach seiner Entlassung aus dem Krankenhaus miteinander schliefen. Sie war sich nicht sicher gewesen, ob sie es tun sollten.

»Ich bin kein Invalide, Jo«, hatte er gesagt, als er ihre Zweifel spürte, obwohl er es in gewisser Weise war. Er hatte strenge medizinische Warnungen erhalten, sich in den nächsten paar Monaten nicht zu überanstrengen, doch er war zu dem Schluss gekommen, dass Sex nicht darunter fiel.

In jener Nacht, im kleinen Schlafzimmer ihrer Wohnung liebten sie sich wie nie zuvor. Ihre gemeinsamen Stunden waren immer befriedigend gewesen. Mike war ein rücksichtsvoller Liebhaber, erfahren und aufmerksam. Er achtete darauf, dass sie ihren Orgasmus hatte, bevor er kam, doch Jo hatte gespürt, dass der Beischlaf für Mike nur der sexuellen Befriedigung diene. Auf keinen Fall war es ein Liebesakt – es war nicht einmal ein gemeinsames Erlebnis, vielmehr ein höchst erfreulicher Austausch von Gefälligkeiten, und sie war sich dieser Tatsache schmerzlich bewusst. Sie hatten nur eine Affäre, und so sehr sie ihn liebte, sie hatte sich damit abgefunden.

An diesem Abend war es anders. Sie spürte, wie er sich öffnete, sich ihr vollends hingab, liebevoll alle Barrieren hinter sich ließ.

Dementsprechend leidenschaftlich reagierte sie. An diesem Abend war es kein Sex, dachte sie, heute liebten sie sich, und als sie sich ihrem gemeinsamen Höhepunkt näherten, schauten sie sich in die Augen. Was sah sie dort, fragte sie sich, als ihre Liebe sie zu verschlingen drohte. War das eine Erwidderung ihrer Liebe? Oder nur die Dankbarkeit, noch am Leben zu sein?

Als sie sich zufrieden in den Armen lagen, stellte sie sich diese Frage noch immer. Sie vermutete Letzteres. Doch was es auch war, sie hatten auf jeden Fall etwas geteilt.



Sie sprachen an dem Abend auch miteinander – auf eine Weise wie nie zuvor.

Es war eine heiße, schwüle Dezembernacht. Die nachmittägliche Meeresbrise hatte an den beiden vergangenen Tagen nicht die übliche Erleichterung gebracht, und viele litten unter der Hitzewelle. Mike und Jo nicht. Sie saßen bequem im Schneidersitz zwischen den zerwühlten Laken, die Nachttischlampe beleuchtete den Schweiß auf ihrer nackten Haut, während er ihr erzählte, was bei den Abrolhos passiert war. Er hatte es niemandem gesagt, und er hatte es auch nicht vor, doch nur dieses eine Mal wollte er sich die Last von der Seele reden. Nur bei ihr. »Die Abrolhos haben eine enorme Wirkung auf mich ausgeübt, Jo«, sagte er. »Ich meine, von Anfang an – schon vor der Herzattacke. Die Inseln sind öde, und zuerst erscheinen sie unbedeutend, aber das sind sie nicht. Sie sind gefährlich und unzerstörbar. Jahrhundertlang haben sie der Erosion getrotzt, und da sind sie, unschuldige Strukturen aus Sand und Fels, und sie warten nur ab, auf eine Gelegenheit, alles und alle zu vereinnahmen, die dumm genug sind, sie zu unterschätzen.« Er ahnte, dass seine Worte wahrscheinlich wunderbar klangen, doch es machte ihm nichts aus. »Ich spreche nicht von Böswilligkeit«, fügte er nachdenklich hinzu, »ich meine, dass die Natur hier etwas klarstellt. Man trotzt ihr auf eigene Gefahr, und genau das habe ich getan.«

Sie sagte dazu nichts, sondern wartete schweigend ab, dass er fortfuhr. So hatte er noch nie gesprochen, und sie war sich bewusst, dass er wieder etwas sehr Persönliches mit ihr teilte.

»Als ich zum Wrack hinabtauchte«, fuhr er fort, »war ich überwältigt von dem Anblick. Da lag sie, die *Batavia*, an der Stelle, an der sie seit über vierhundert Jahren gelegen hatte, vom Riff verteidigt wie eine Beute. Ich wollte nicht wieder weg. Es war außergewöhnlich – der Zustand des Wracks, die Schönheit des Riffs, seine schiere Macht!« Er zuckte mit den Schultern. »Da ist es mit mir passiert. Ich habe seine Macht nicht respektiert. Ich bin zu lange unten geblieben, so einfach war es.«

Mike hatte ihr nicht gesagt, dass man eine angeborene Herzschwäche bei ihm festgestellt hatte. Zu seiner eigenen Überraschung hatte er auch seinen Eltern nichts davon erzählt, denn er hatte beschlossen, dass es ausschließlich zwischen seinem Kardiologen und ihm bleiben sollte. Der

Gedanke, seine Mitmenschen könnten ihn anders behandeln und ihn womöglich als »zerbrechlich« ansehen, schien ihm unerträglich.

»Ich hatte das Gefühl, unter Wasser atmen zu können«, sagte er. »Ich spürte tatsächlich, dass ich den Mund aufmachen und atmen könnte. Ich hätte ewig dort bleiben können.«

Ihm fielen die Gesichter der Toten ein, die aus dem Wrack auf ihn zugekommen waren, schreiend. Er hatte sie in der vergangenen Woche häufig vor sich gesehen, doch er fühlte sich nicht von ihnen verfolgt. Sie waren eine Lektion, eine Warnung, nicht zu weit einzudringen, die Schranken nicht zu überschreiten. Das hatte das Riff ihm mitgeteilt.

»Ich habe versucht, wieder an die Wasseroberfläche zu kommen. Aber anscheinend gelang es mir nicht.« Er erinnerte sich an die Stimmen, die nach ihm riefen, er solle zurückkommen und sie retten. »Ich konnte die Sonne durch das Wasser über mir scheinen sehen, kam aber nicht nach oben. Es war, als hätte das Riff mich zurückgezogen – mich einverleiben wollen, so wie die anderen.« Er schwieg einen Moment.

»Danach kann ich mich an nichts mehr erinnern«, fuhr er fort, »bis auf einen furchtbaren Schmerz in der Brust. Ich muss die Wasseroberfläche durchstoßen haben, und dann hatte ich die Herzattacke.« Er streckte die Beine aus und lehnte sich nachdenklich ans Kopfende des Bettes. »Weißt du, das ist ein komisches Gefühl – es hat mich dazu gebracht, die Dinge in einem anderen Licht zu sehen.«

Mike wusste, dass das Erlebte seinen Sinn für die Kostbarkeit des Lebens gesteigert hatte, was vermutlich eine logische Folge war. Aber viel wichtiger erschien ihm die Klarheit, mit der er nun die Zukunft vor sich sah. Umwelt und Meeresbiologie waren keine Verpflichtung mehr. Für Mike waren sie zum Schicksal geworden. Die Abrolhos-Inseln und die Macht des Riffs hatten ihm eine unmissverständliche Botschaft übermittelt.

»Na ja, es wäre schon komisch, wenn du die Dinge *nicht* in einem anderen Licht sehen würdest«, sagte Jo. »Du bist beinahe gestorben. Das muss deine Perspektive einfach verändern.«

Er nickte. »Ja.« Sie hatte natürlich recht – Dankbarkeit, noch am Leben zu sein, wäre auf jeden Fall ein Grund für diese neue Zielstrebigkeit. Doch er glaubte lieber, die Zukunft sei ihm von der Umwelt selbst diktiert worden. Was nur schwer zu erklären war, entschied er. »Ja,

wahrscheinlich ist es so einfach.«

»Natürlich«, sagte sie. »Ich bin froh, dass es nicht dazu gekommen ist. Dass du gestorben bist, meine ich.«

Er lächelte und zog sie zu sich heran. Ihre Offenheit begeisterte ihn jedes Mal. Jo ließ sich von niemandem etwas erzählen. »Kluges Mädchen«, sagte er. »Stößt durch den Mist direkt auf den Kern der Sache.«

»Ich dachte nicht, dass das, was du gesagt hast, Mist war«, protestierte sie.

»Das habe ich auch nicht behauptet.« Er küsste sie. »Danke fürs Zuhören.«

Sie liebten sich noch einmal. Sehr langsam, sehr ruhig. Sie hörten Kathy nach Hause kommen, die im Kino gewesen war. Sie hatten gewusst, dass sie die Wohnung mindestens bis elf Uhr für sich haben würden. Sie lagen schwer atmend nebeneinander, kicherten ein wenig und hofften, dass sie nichts gehört hatte.

»Ich sterbe vor Hunger«, flüsterte Mike.

»Warte noch fünf Minuten.«

Durch den Schlitz unter der Tür sahen sie, wie im Wohnzimmer das Licht ausging.

»Sie ist zu Bett gegangen«, wisperte Jo, »bleib hier.« Sie schlüpfte in ihren Bademantel und stahl sich in die Küche.

Es war einfach albern, dachte sie, während sie das Brot in den Toaster steckte und den Käse aufschnitt. Kathy wusste, dass sie da waren, deshalb war sie ins Kino gegangen. So wie Jo ins Kino ging oder spät nach Hause kam, wenn Kath ihren Freund bei sich hatte.

Ihr fiel der Abend ein, an dem Mike versucht hatte, sie in sein Schlafzimmer an der Seitenveranda zu locken, wie offenbar schon viele seiner früheren Eroberungen. Sie hatten sich schon am Nachmittag an Bord der *Alana*, der Yacht seines Vaters, geliebt. Sie waren in Blackwall Reach, direkt auf der gegenüberliegenden Seite des Flusses, vor Anker gegangen, und er hatte sie mit in die Kabine genommen.

»Alana«, hatte sie danach gesagt, als sie engumschlungen dort lagen und das Boot auf den Wellen der hin und wieder vorbeifahrenden Schnellboote schaukelte, »das ist ein schöner Name.«

»Ja, Dad hat sie nach seiner Mutter genannt. Ich kann mich an Grandma Alana kaum erinnern, aber du hast recht, der Name ist schön.«

Später am Abend hatte sie nicht mit in das Schlafzimmer an der Veranda kommen wollen, obwohl sie ihm den Grund nicht genannt hatte – sie ließ ihn in dem Glauben, dass sie nur befangen war. Doch das war der Abend, an dem sie seine Eltern kennengelernt hatte – sie hatten sie gebeten, zum Abendessen zu bleiben –, und der Gedanke an das Verandaschlafzimmer war ihr geschmacklos vorgekommen. Jo zog die derzeitige Einteilung vor. Wenn es nicht auf der *Alana* sein konnte, dann eben in ihrer Wohnung, wenn Kath im Kino wäre.

Sie kam mit dem Käsetoast und der obligatorischen Flasche Tomatensoße wieder ins Schlafzimmer. Mike konnte Käse auf Toast nicht ohne Tomatensoße essen, und sie hatte vor kurzem festgestellt, dass sie es auch nicht mehr konnte.

»Bist du in meiner Abwesenheit in Manjimup gewesen?«, fragte er, als sie den Mitternachtssnack auf dem Bett verschlangen.

»Nein.«

»Du hattest es doch vor.«

»Ich habe mich anders entschieden.«

»Warum, Jo?«

»Oh ... mir war einfach nicht danach.«

»Nein, ich meine, du willst *nie* hinfahren. Wie kommt das?«

Er sah sie aufmerksam an. Bisher hatte er kein Interesse an ihrem Zuhause gezeigt, dachte sie. Andererseits hatte sie das Thema auch immer umschifft – vielleicht hatte er ihre Privatsphäre respektiert. Da er sich gerade eine Last von der Seele geredet hatte, dachte er wahrscheinlich, es wäre an der Zeit, dass sie es auch machte. Aber sie zögerte noch, unsicher, wie viel sie ihm mitteilen konnte.

»Ich kann meinen Stiefvater nicht ausstehen«, sagte sie schlicht.

Er nickte und wartete, dass sie fortfuhr. Sie hatte ihm erzählt, ihr Vater sei gestorben, als sie noch ein Kind war, und dass ihre Mutter wieder geheiratet habe, mehr aber nicht.

»Er ist ein Perverser. Aber meine Mutter weiß es nicht, und ich kann es ihr nicht sagen.«

Mike betrachtete sie eine Weile. Johannas Fähigkeit, eine Situation lakonisch zusammenzufassen, war eine Eigenschaft, die er bewunderte, doch er wollte sich nicht mit so wenigen Einzelheiten abspeisen lassen. Diesmal nicht. Nicht heute Abend.

»Erzähl mehr«, sagte er.

Sie hielt inne und stellte dann mit Bedacht ihren Teller beiseite.

»Mein Stiefvater Darren hat mich sexuell belästigt, seit ich zehn war. Als ich noch klein war, hat er immer versucht, mich im Bad zu erwischen, oder wenn ich mich auszog. Oder er erfand eine Ausrede, um mich zu berühren. Er bewunderte dann ein Kleid oder eine neue Frisur, alles, was ihm die Möglichkeit gab, ein bisschen an mir herumzufummeln.

Herrgott, er ist ekelhaft.«

Sie hätte es dabei bewenden lassen können. Aber nun rollte sie sich auf die Seite, lehnte sich auf einen Ellbogen, stützte den Kopf in die Hand und fuhr fort.

»Ich weiß noch, als ich zwölf war, wünschte ich mir, er würde irgendetwas Eindeutiges tun, und Mum würde ihn dabei erwischen.

Dann würde sie die Wahrheit über das Arschloch erfahren, das sie geheiratet hatte. Aber er hat es nie getan – dazu war er zu schlau. Und Mum hat immer an mir herumgenörgelt, weil ich so mürrisch war.

»Darren will nur ein guter Stiefvater sein«, Jo verzog das Gesicht, als sie ihre Mutter nachahmte, »aber du gibst ihm ja keine Chance.« Was zum Teufel konnte ich denn tun? Hätte ich ihr die Wahrheit gesagt, hätte sie mich der Lüge bezichtigt. Sie hielt mich für eifersüchtig. Als ich mich weigerte, seinen Namen anzunehmen, sagte sie mir, ich sei absichtlich gehässig.

Arme Mum.« Jo schüttelte bedrückt den Kopf. »Wenn sie nur gewusst hätte, wie sehr ich mich nach einem Dad sehnte. Ich kann mich an meinen echten Vater kaum erinnern – er starb, als ich sechs war. Mein Pech, dass ich so einen wie Darren abbekam.« Sie ließ jetzt alles raus, und in gewisser Weise war es eine Erleichterung, darüber zu sprechen.

»Neuerdings traut er sich nicht mehr, seine Tricks bei mir auszuprobieren, aber der Schaden ist ja längst angerichtet. Er hat die Beziehung ruiniert, die ich früher zu meiner Mutter hatte, und dafür verabscheue ich ihn. Ich kann es nicht ertragen, in seiner Nähe zu sein, ich kann die Spielchen nicht ab, die wir spielen, und am wenigsten kann ich mich selbst ertragen.«

Jetzt hatte sie es ausgesprochen. Endlich hatte sie sich zur Wahrheit bekannt.

»Warum das denn um alles in der Welt?«, fragte Mike leise, räumte die

Teller zusammen und stellte sie auf den Nachttisch.

»Weil ich zulasse, dass er mir die Uni ermöglicht. Er bezahlt alles. Ich kriege sogar eine ansehnliche monatliche Zuwendung.« Ihre Stimme war jetzt harsch. »Darren ist leitender Angestellter bei Bunnings Timber Mills – er kann es sich leisten, er ist ziemlich wohlhabend.«

Mein Gott, ist sie verbittert, dachte er.

»Natürlich hätte ich sein ›großzügiges Angebot‹ ablehnen sollen, wie meine Mutter es von Anfang an bezeichnet hat. Aber das konnte ich nicht, ohne das Wenige zu zerstören, das meiner Mutter und mir noch blieb. Zumindest habe ich mir das eingeredet«, fügte sie mit einem Anflug von Zynismus hinzu. »Aber ich wollte Medizin studieren, daher war es vielleicht eine Lüge.«

Es war ganz und gar nicht gelogen. Sie hatte ihre Karriere auf die harte Tour in Angriff nehmen wollen – alles, nur nicht Darren verpflichtet sein. Sie wollte arbeiten und ein Jahr lang sparen, bevor sie an die Uni ging, und auch während des Studiums kellnern. Warum nicht? Das hatte sie ihrer Mutter sagen wollen. Doch ein solcher Plan hätte wohl das Ende ihrer Beziehung zu ihrer Mutter bedeutet. Es wäre auf eine Wahl zwischen Darren und ihr hinausgelaufen, und ihre Mutter hätte sich sehr wahrscheinlich für Darren entschieden. Warum auch nicht? Sie liebte ihn.

»Die Spielchen sind jetzt noch schwieriger«, sagte Jo. »Ich gebe mir die größte Mühe, das dankbare, verständnisvolle Stiefkind zu geben, doch Mum durchschaut mich. Sie hält mich für undankbar, weil ich Darren nicht als Förderer und Vaterfigur annehme, und ich hasse mich dafür, eine Lügnerin und Heuchlerin zu sein.« So, sagte ihre Stimme, das war das Ende ihrer Geschichte. Der Geschichte, die sie niemandem erzählt hatte.

»Du bist der am wenigsten heuchlerische Mensch, den ich kenne«, sagte Mike, kuschelte sich neben sie und nahm sie in die Arme. Eine scheußliche Situation für eine Frau, die so ehrlich und integer war wie Jo, dachte er.

Sie schmiegte sich an ihn, wohlwissend, dass sie ihre Seele bloßgelegt hatte, und sie fragte sich, ob sie es später wohl bereuen würde. Vorläufig jedoch war sie froh. Sie hatten beide ihre Seelen offengelegt, oder nicht? Und noch nie waren sie sich so nahe gewesen. Ein vages Gefühl der

Hoffnung, das sie vorher nicht empfunden hatte, stieg in ihr auf.

Als Mike McAllister im darauffolgenden Jahr wieder an die Universität zurückkehrte, fiel den meisten seiner Kommilitonen keine besondere Veränderung an ihm auf. Er sah nicht aus wie ein Kerl, der eine Nahtoderfahrung hinter sich hatte. Drei Monate lang durfte er nicht Rugby spielen, was verständlich war, doch davon abgesehen war er derselbe alte Mike.

Seine engen Freunde jedoch spürten eine Veränderung. Ian, Muzza und Spud konnten sie nicht genau benennen, doch an Mike war etwas anders. Vielleicht zusätzliche Reife – er war nicht mehr der alte Draufgänger. Doch das dürfte nicht weiter überraschen. Auch sie waren erwachsen geworden. Das Jahr 1966 sollte für sie alle Veränderungen mit sich bringen.

Ian Pemberton war unter die Arbeitnehmer gegangen. Seine Studienarbeit zum Thema »Die Gesteinskunde der Telluridmineralisation im Kalgoorlie-Yilgarn Greenstone-Gürtel« hatte kommerzielles Interesse geweckt, wie er es vorhergesehen hatte. Man hatte ihm eine höchst lukrative Stelle als Forschungsgeologe bei der Western Mining Ltd. angeboten, und nachdem er einen Monat lang an Einsatzbesprechungen in ihrem Büro in Perth teilgenommen hatte, sollte er in Kürze nach Kalgoorlie fahren, wo die Jagd nach Nickel gerade ernsthaft losging. Spud hatte das erste seiner zahlreichen Ziele erreicht und war der jüngste zugelassene Buchmacher in Westaustralien geworden. In kürzester Zeit hatte er Ansehen erlangt und einen Kundenstamm gewonnen – das Wunderkind von Big Bet Bob war jetzt »Farrell, amtlich zugelassener Buchmacher« mit einem eigenen Angestellten und eigenem weißen, mit seinem Namen bedruckten Beutel.

Muzza jedoch war es, der von der radikalen Veränderung mitgerissen wurde, welche die gesamte Nation betraf. Murray Hatfield war eingezogen worden. Man hatte ihn im November zuvor darüber in Kenntnis gesetzt – als einen von vielen.

Ein neues Zeitalter war angebrochen. In zwei Weltkriegen hatten Australier als Freiwillige gekämpft. Nun jedoch, verbündet mit Amerika und am Vietnamkrieg beteiligt, hatte die australische Regierung 1965 neue Befugnisse eingeführt, die ihnen ermöglichten, nationale Soldaten

in den aktiven Dienst nach Übersee zu schicken. Das Thema spaltete die Nation.

»Du spinnst«, sagte Ian zu Muzza. »Ich dachte, du wolltest verweigern – das hast du auf den Abrolhos noch gesagt.«

Mike und er hatten mit Muzza über die Angelegenheit diskutiert, und sie waren sich alle einig, dass es nur einen Weg gab – die Verweigerung seines Wehrdienstes, bis er seinen Abschluss an der Uni hatte. Jetzt wies er den Gedanken von sich. Angesichts dieser Dummheit fehlten den anderen die Worte.

Die drei saßen an einem frühen Freitagabend bei Steve's im Biergarten.

»Herr im Himmel, du kannst deine Einberufung verweigern, bis du das Medizinstudium beendet hast«, fuhr Ian fort. »Das sind noch ganze *vier Jahre*! Bis dahin ist der Krieg vorbei.«

»Was hat dich zum Umdenken bewogen, Muzza?«, fragte Mike. Er wünschte, Pembo würde den Mund halten. Was sollte die Nörgelei? Muzza hatte sich entschieden. Herrgott, er brach in der nächsten Woche ins Ausbildungslager auf.

»Ich weiß nicht. Vermutlich mein Dad. Er hat im Krieg gekämpft, und ... na ja ...« Muzza zuckte mit den Schultern. »Ich dachte, ich sollte es auch so machen.«

»Aber es ist nicht derselbe *Krieg*, Muzza. Es ist nicht *unser* Krieg. Das war nie unser Krieg. Wir sollten da um Himmels willen nicht mitmachen.«

So gut er es auch meinte, in seiner Enttäuschung war Ian entsetzlich bevormundend. Er hörte sich an wie seine Mutter, dachte Mike.

Muzza merkte, dass seine Antwort dumm gewesen war. Er hätte sich nicht auf den Zweiten Weltkrieg beziehen sollen, das forderte Ians Argumente geradezu heraus. Und er wünschte, er hätte seinen Vater nicht als Sündenbock benutzt. Sein Dad hatte überhaupt nicht versucht, ihn zu beeinflussen. »Das ist deine Entscheidung, Murray«, hatte er gesagt. »Du gehörst zu den Glücklichen – dir steht ein legaler Ausweg offen, wenn du ihn gehen willst.«

Muzza hätte gern den Mut gehabt, Pembo zu sagen, er wolle in den Krieg ziehen. Er wollte wissen, wie es war. Ganz einfach.

»Du solltest Rückgrat zeigen, um Himmels willen!«, tobte Ian.

»Herrgott, da draußen gibt es Leute, die *den Knast riskieren*! Verbrennen



ihre Einberufungen! Wehrdienstverweigerer, die keinen Ausweg haben. Aber *du* hast einen! Du kannst verweigern, solange du ...«

»Halt den Mund, Pembo«, sagte Mike.

Ian sah Mike wütend an. Er wusste, Mike stimmte mit ihm überein, dass Muzza verweigern sollte, und er wollte schon darüber streiten, wurde jedoch unterbrochen, bevor er ein Wort sagen konnte.

»Tut mir leid, wenn ich zu spät komme.« Spud warf sich auf den Stuhl, den sie für ihn freigehalten hatten. Er sah sehr schick aus in einem maßgeschneiderten, marineblauen Sportsakko und einer roten Krawatte.

»Hatte im Pen noch ein bisschen zu tun.«

Das sagte er, um Eindruck zu schinden, lehnte sich zurück, müßig, selbstgefällig und wichtigtuerisch.

»Im Pen?« Mike grinste. »Du machst Fortschritte.«

Der Eingang zur kleinen, privaten Bar im Steve's, bekannt als Killing Pen, als »Schlachtstall« lag direkt unter der prächtigen Holztreppe, die in den ersten Stock des Hotels führte. Zugang zum Pen wurde nur auf Einladung von Steve McHenry gewährt, dem Besitzer der Kneipe, doch seit seinem Tod vor nicht allzu langer Zeit hatte seine Witwe Hazel zugelassen, dass auch Stammgäste, die zu Lebzeiten ihres Mannes zum festen Inventar geworden waren, Einladungen aussprachen. Die Bar wurde auf ehrenamtlicher Basis geführt, man legte Geld auf einen Teller, um die Getränke zu bezahlen, und die Kundschaft bestand aus erfolgreichen, ausgesuchten Mitgliedern der Geschäftswelt von Perth, die meisten mit Verbindungen zum rechten Flügel der Liberalen Partei. Spud gab seine Pose auf, beugte sich vor und stützte die Ellbogen auf den Tisch. »Du rätst nicht, von wem ich die Einladung ergattert habe, Mikey.« Eine effekthaschende Pause. »Anthony Wilson.«

Die beiden tauschten einen wissenden Blick. Vor einigen Jahren, bei einem ihrer Gelage, als sie in Erinnerungen schwelgten, hatte Spud zugegeben, dass er Anthony Wilsons Briefftasche zurückgegeben hatte.

»Er hat mir fünf Pfund dafür gegeben«, hatte er gesagt.

»Du raffinierter Scheißer.« Mike hatte sich gefragt, warum er nicht darauf gekommen war, dass Spud es von vornherein so geplant hatte – es war typisch für ihn.

»Anthony Wilson, der Politiker?«, fragte Ian. Spud nickte. »Das ist ein riskanter Typ. Was für Geschäfte machst du denn mit ihm?«

Ian hatte seine Verärgerung vergessen. Er bewunderte, wenn auch widerwillig, Spuds Geschäftssinn und war ehrlich interessiert. Spud hatte ihm gesagt, er werde seine Ersparnisse investieren. Er habe seine Ausgaben beglichen, hatte er gesagt, und es habe keinen Sinn, Geld auf der Bank liegen zu haben, das nur läppische Zinsen einbringen würde, wenn es für einen arbeiten könne. »Eigentum«, hatte er verkündet. »Ich höre auf zu mieten – das ist sowieso totes Geld. Ich werde eine Hypothek auf ein Anwesen aufnehmen und neue Büros einrichten.«

Spud fand Ians Frage nach seinen Geschäften nicht unverschämt. Im Gegenteil, er brüstete sich gern vor Pembo.

»Ich habe den Baugrund gefunden, der mir vorschwebt«, sagte er. »In Dalkeith, und ich suche nach Unterstützung für die Umwandlung in ein Gewerbegebiet.«

Ian lachte. »Klingt, als wärst du auf der richtigen Spur«, sagt er. »Wie ich hörte, ist Wilson krumm wie die Hinterpfote eines Hundes.«

Genau was sein alter Herr zu sagen pflegte, dachte Spud, doch sein alter Herr hatte die Bemerkung herablassend gemeint. Ian traf den Nagel auf den Kopf. Korrupt wie er war, erwies Anthony Wilson sich als unschätzbar wertvoller Kontakt. Er hatte den Stadtrat und den Bürgermeister auf seiner Seite, und als langjähriges Parlamentsmitglied kannte er jeden Politiker in der Stadt, Liberale und Linke. Wie günstig, dass der Mann die Angewohnheit hatte, zu wetten – Spud hatte ihre Bekanntschaft erneuert, als er davon gehört hatte.

Er zwinkerte Ian zu, um ihm zu zeigen, dass sie auf derselben Wellenlänge waren, und stand auf.

»Ziemlich trockene Angelegenheit hier. Die Runde geht auf mich«, sagte er und nahm den leeren Krug an sich. »Zeit zu feiern!«

Sie tranken auf vieles. Auf Muzzas sichere Rückkehr aus Vietnam, auf Mikes knappes Entkommen beim Abrolhos-Archipel, auf Ians bevorstehende Abreise nach Kalgoorlie und auf Spuds

Eigentumserwerb ... dann fingen sie wieder von vorn an. Krug für Krug. Wie Spud vorausgesagt hatte, betranken sie sich an diesem Abend königlich, und aus Achtung vor Muzza stritten sie sich kein einziges Mal, was ein ziemlicher Rekord war.

Die Stimmung zwischen Ian Pemberton und Spud Farrell war manchmal

gereizt, doch trotz ihrer angeborenen Unterschiede blieben sie durch eine heftige Konkurrenz verbunden. Wer würde der Reichere sein, und wer würde sein Ziel als Erster erreichen? Das war die Frage.

Spud war auf dem besten Wege. Er hatte vor, ein Wettsyndikat aufzubauen und hatte bereits mehrere vertrauenswürdige Kumpel finanziert, die Hotels und Bars der größeren Städte auf dem Land aufsuchten und Wetten von Ortsansässigen für die großen Rennen in Perth entgegennahmen.

»In Kal machen wir einen Riesengewinn«, hatte er zu Ian gesagt, und es stimmte, das Geld floss aus der Goldminenstadt Kalgoorlie herein, in der Männer viel Geld verdienten und keine Angst hatten, damit zu spielen. Spud war zu dem Schluss gekommen, dass Goldgräberstädte das Richtige waren. »Wenn du nach Kal kommst, kannst du dir die Zeit in der Bar im Palace vertreiben und mit einem Farrell-Buchmacher Pferdewetten abschließen«, sagte er ihm immer wieder.

Er spielte sich gern vor Pembo auf. Bei Mikey, der nie sonderlich beeindruckt schien, war es ihm eher gleichgültig, doch er wusste, Ian Pemberton ärgerte sich darüber, dass er, obwohl er viel Geld verdiente, auf seiner Suche nach Erfolg langsamer aus den Startlöchern kam. Spud gefiel es, Pembo immer wieder mit der Nase darauf zu stoßen. Das war seine Art zu sagen: »Wer braucht schon einen Universitätsabschluss, um es zu etwas zu bringen?«

Ein paar Monate nach ihrem Abschiedstrunk für Muzza trafen Spud und Ian sich wieder bei Steve's – an einem Freitagmittag im Winter. Ian war Kalgoorlie für ein langes Wochenende in Perth entkommen, wie er es neuerdings häufig machte.

Erneut gefiel sich Spud darin, anzugeben – diesmal mit dem erfolgreichen Erwerb seiner neuen Büros. Anthony Wilsons Kontakte im Stadtrat hatten sich ausgezahlt, Geld hatte den Besitzer gewechselt, und das Grundstück wurde umgewidmet – ganz einfach.

Spud sah Pembo an, dass er neidisch war, und er hätte sich zu gern mit seinem neuesten Unternehmen gebrüstet – dem bisher aufregendsten. Er würde bis zum Hals in Schulden stecken – er müsste sehr viel Geld aufnehmen –, doch auf lange Sicht war es ein sicherer Gewinn. Da er den Kauf jedoch noch nicht zustande gebracht hatte und bei der Sache ein stiller Teilhaber sein sollte, nahm er sich vor, zunächst Schweigen zu

bewahren. Ruby wäre es wahrscheinlich lieber so.

Eine Stunde später verließ er das Steve's und machte sich auf den Weg nach Subiaco. Ruby rechnete nicht mit ihm, aber sie war an einem Freitagnachmittag immer zu Hause, und sie hatten eine Menge zu besprechen. Spud war ganz wild darauf, sie zu sehen.

Spud Farrell und Ruby Chan traten eine Teilhaberschaft an. Das Grundstück neben dem Sun Majestic Massage Parlour stand zum Verkauf frei, und Spuds Idee war es gewesen, es zu kaufen und das Bordell unter Rubys Führung zu erweitern. Mit den Einnahmen daraus würde er den saftigen Kredit abzahlen, den er für den Kauf brauchte, und danach würde er nur noch lachen.

Er parkte in der Straße vor Rubys Haus und stellte überrascht fest, dass ihr Wagen nicht in der Einfahrt stand. Er hätte anrufen sollen, dachte er, doch er schaute oft an einem Freitagnachmittag vorbei. Vielleicht war sie nur einkaufen. Er beschloss zu warten.

Er ging den Seitenpfad entlang in den kleinen Hintergarten. Das Gras war frisch gemäht, fiel ihm auf, und er lächelte, als er sich fragte, ob Ruby einen neuen Unberührten unter ihre Fittiche genommen hatte. Er bezweifelte es; sie war inzwischen weit über vierzig – zu alt für Liebesdienste. Dabei sah sie noch immer gut aus, doch Ruby war zu klug, um mit den Jüngeren zu konkurrieren. Sie war neuerdings Geschäftsfrau, mit Beziehungen zu besten Kreisen. Himmel, dachte Spud, der Dreck, den er von den Führungskräften der Wirtschaft und den Politikern in Erfahrung brachte, die das Sun Majestic regelmäßig aufsuchten, machte Ruby zu einem noch wertvolleren Kontakt als den verdamnten Anthony Wilson. Das war ein zusätzlicher Anreiz für ihre Partnerschaft.

Er setzte sich auf die Hintertreppe und zündete sich eine Zigarette an. Eigenartig, dass Ruby lieber hierbleiben wollte, dachte er und betrachtete den winzigen Garten und das Holzklo, den Rasenmäher, der daran lehnte – er konnte nicht glauben, dass sie das alte Ding noch hatte. Bestimmt konnte sie sich eine nettere Bleibe leisten. Aber vielleicht auch nicht. Sie hatte ihr gesamtes Geld ins Sun Majestic gesteckt. Erst kürzlich hatte er erfahren, dass Ruby das Bordell gehörte; er hatte vermutet, ein anonymer Bonze wäre der Besitzer – wie es bei den meisten Freudenhäusern der Fall war –, und sie nur die

Geschäftsführerin. Doch sie hatte ihm stolz erzählt, sie habe vor kurzem die letzten Hypotheken abgezahlt und besitze jetzt das Anwesen mit allem Drum und Dran. Verdammt günstig, dachte Spud. Das hatte ihn veranlasst, ein Angebot für das Grundstück nebenan einzureichen, als es auf den Markt kam. Herrgott, sie würden einen Riesengewinn einfahren.

»Spud, bist du es?«

Er war so tief in Gedanken versunken, dass er nicht gehört hatte, wie die Tür hinter ihm aufging. Er drehte sich um. Mein Gott, dachte er. Sie ist es.

»Spud. Stimmt. Tag, Mayjay.« Er stand auf.

»Du erinnerst dich.« Sie lächelte gekonnt überrascht.

»Ja. Habe eine Weile gebraucht, aber dann kam es mir wieder.« Er grinste frech. Herr im Himmel, natürlich erinnerte er sich, und sie wusste es ganz genau.

»Wartest du auf Ruby?«

Er nickte.

»Sie ist einkaufen, das dauert nicht lange. Komm rein.«

Mist, dachte er und drückte seine Zigarette aus, das war beim letzten Mal auch so.

»Wir müssen aufhören, uns so zu treffen, nicht wahr«, sagte sie verführerisch, trat zur Seite und ließ ihn ins Haus.

Spud war beim ersten Mal, als er Mayjay begegnete, gerade siebzehn geworden, und die Begleitumstände waren ganz ähnlich gewesen. Er war zu Ruby gekommen, um den Rasen zu mähen, etwas früher als sonst, und sie war einkaufen. Er hatte sein T-Shirt ausgezogen und schob den alten Rasenmäher vor sich her. Dabei merkte er nicht, dass die Hintertür sich geöffnet hatte und er beobachtet wurde.

Nach ein paar Minuten war er stehen geblieben, um zu verschlafen.

»Hallo«, hatte sie gerufen.

Er schaute zur Hintertür, da er glaubte, Ruby sei zurückgekommen, doch da stand nicht Ruby, sondern das umwerfendste Geschöpf, das er je gesehen hatte. Dunkle Haare, dunkle Augen – ihre Schönheit war so fesselnd, dass er im ersten Moment sprachlos war.

»Da draußen ist es sehr heiß«, sagte sie. »Komm doch auf ein Glas Limonade rein. Bier ist auch da, wenn dir das lieber ist.«

Er stellte den Rasenmäher an den Außenabort, nahm sein Hemd und ging zu ihr.

»Ich bin Mary-Jane«, sagte sie, führte ihn ins Wohnzimmer und reichte ihm die Hand. »Mary-Jane Smith. Aber du kannst Mayjay zu mir sagen.«

»Spud.« Er hatte seine Stimme wiedergefunden. Sie war etwas größer als er und trug ein leichtes Baumwollkleid mit Spaghettiträgern, das die gebräunte, makellose Haut ihrer Schultern und eine perfekte Figur zur Geltung brachte. Sie musste ein Model sein, dachte Spud. Er schätzte sie auf ungefähr achtzehn, nur ein Jahr älter als er, aber sie war so selbstsicher, dass er sich sehr jung und linkisch vorkam. »Spud Farrell«, sagte er etwas kräftiger, als sie sich die Hände schüttelten. Er war es nicht gewohnt, in Verlegenheit zu geraten.

Mayjay lächelte. Sie war sich ihrer Wirkung auf Männer durchaus bewusst. Alt oder jung, sie waren alle gleich.

»Du bist ein *Freund* von Ruby, nicht wahr?«, fragte sie.

»Ja, stimmt.« Warum hatte sie das Wort Freund so ausgesprochen?, fragte er sich. Es klang sehr zweideutig, geradezu schlüpfrig.

Spud war verwirrt. Was ging hier vor? Sie konnte ihn doch nicht anbaggern – nicht so eine Puppe wie sie. Wo war die Limonade oder das Bier, das sie ihm angeboten hatte? Sie hielt ihn zum Narren, er war sich sicher. Ach, scheiß drauf.

»Ja, ich mähe den Rasen und repariere Sachen im Haus – ich bin so eine Art Handwerker, verstehst du.« Er trat zurück, griff nach seinem T-Shirt und wollte es schon über den Kopf ziehen.

»Tu das nicht.«

Er erstarrte. Es war ein Befehl, und er stellte fest, dass er instinktiv gehorchte.

Sie betrachtete ihn mit kühler Objektivität von Kopf bis Fuß, so wie Farmer Zuchtvieh begutachten, und ihr Blick blieb an dem hellen, flaumigen Kraushaar hängen, das erst vor kurzem auf seiner Brust gesprossen war. »Ohne das Shirt siehst du viel netter aus.«

Scheiße, dachte Spud, was zum Teufel soll das?

Sie schüttelte ihre Sandalen ab, setzte sich auf das Sofa, lehnte sich zurück und zog ihr Kleid bis an die Oberschenkel hoch. »Und es ist so heiß, nicht wahr? Zu heiß für Kleider.«

Er erhaschte einen Blick auf einen Spitzenslip, und der Anblick erregte

ihn. Also macht sie mich *doch* an, dachte er. Ihre Augen aber luden nicht ein, sie machten sich lustig – was spielte sie? War sie eine Prostituierte? Sie sah ganz bestimmt nicht wie eine aus, aber was machte sie in Rubys Haus?

»Du bist ein gutaussehender junger Mann, Spud«, sagte sie.

Sie fand überhaupt nicht, dass er gut aussah. Er wirkte ziemlich gewöhnlich, dachte sie, aber auf eine gewisse Art niedlich. Und noch ein Kind – nicht viel älter als sechzehn, vermutete sie. Das machte ihn so interessant. Mayjay reizte nur zu gern.

»Ich wette, du bist toll im Bett.«

Sie erhob sich und kam auf ihn zu. Er war wie gebannt.

»Wie magst du es? Abartig?« Sie lächelte herausfordernd. »Ich jedenfalls. Je abartiger, desto besser. Hast du es je mit Autoerotik probiert?«

Plötzlich waren ihre Hände am Gürtel seiner Jeans, und instinktiv wehrte er sich dagegen. Sie reizte ihn, spielte mit ihm, und trotz seiner Erektion wusste er nicht, ob es ihm gefiel.

»Hab keine Angst, Spud«, sagte sie und schob sanft seine Hände beiseite, schnallte den Gürtel auf und zog ihn langsam heraus. Er hielt sie nicht auf. Er konnte nicht. Ihre Augen hielten die seinen jetzt wie hypnotisierend fest, und er brachte es nicht fertig, zu sprechen, geschweige denn sich zu bewegen.

»Ich kann dir die größte Erregung verschaffen, die du je erlebt hast«, sagte sie. »Ich kann es dir besorgen, wie es dir noch nie jemand besorgt hat.« Sie legte sich den Gürtel um den Hals, zog ihn fest, wie eine Schlinge, und hielt das eine Ende fest. »Ich könnte wetten, dass du es gern so machen würdest wie ich.«

Mayjay gefiel es, zu reizen, noch lieber aber schockierte sie, und sie sah die Wirkung, die sie auf ihn hatte. Er war zwar schockiert, aber auch fasziniert. Sie hatte ihn in ihrem Bann, sie törnte ihn an, und sie wurde allmählich selbst scharf. Echt, sie könnte ihm den einen oder anderen Dreh beibringen, dachte sie.

Spud wehrte sich nicht, als sie ihm die Jeans auszog. Das war kein Spiel mehr. Das war etwas gefährlich Aufregendes, und sein Herz schlug in Vorfreude.

»Gib ihm seinen Gürtel zurück, Mary-Jane.«

Rubys Stimme durchschnitt die Luft wie ein Messer, sie drehten sich um und sahen sie in der Tür zum Flur stehen, eine volle Einkaufstüte in der Hand.

»Hallo, Ruby.«

Mayjay ließ sich durch das Eintreffen ihrer Mutter keineswegs aus der Ruhe bringen. Sie hatte Ruby bald zurückerwartet – vielleicht hatte sie sich sogar gewünscht, auf frischer Tat ertappt zu werden. Sie schockierte ihre Mutter gern. Es gefiel ihr, Ruby daran zu erinnern, dass man von der Tochter einer Hure nicht erwarten konnte, sich wie die Töchter aus anständigem Hause zu benehmen.

»Ich bin nur für dich eingesprungen«, sagte sie. »Freut dich das nicht?« Sie nahm den Gürtel vom Hals und reichte ihn Spud, der eilig den Reißverschluss an seiner Jeans zuzog.

Ruby beachtete sie nicht. »Hallo, Spud«, sagte sie. »Komm mit in die Küche.«

Sie ging hinaus, und Spud folgte ihr gehorsam.

»Tut mir leid, Ruby«, sagte er, als sie energisch die Einkäufe auf dem Küchentisch auspackte. »Ich wollte nicht ...«

»Das weiß ich, es ist nicht deine Schuld.«

»Natürlich ist es nicht seine Schuld, oder – er ist ja noch ein Kind.«

Mayjay lehnte lässig am Türrahmen. »Mein Gott, Ruby, du suchst dir von Mal zu Mal Jüngere raus.«

»Geh, Mary-Jane, wir sprechen später darüber.«

Mayjay zuckte mit den Schultern. »Eine Nutte als Mutter zu haben, ist schon schlimm genug«, sagte sie zu Spud, »aber gleich noch eine Pädophile ...?« Sie zog eine Augenbraue hoch und schlurfte davon. Mutter? Ach du Scheiße, dachte Spud. Er hätte beinahe unter Rubys Dach mit ihrer eigenen Tochter geschlafen. Er wagte sie kaum anzusehen.

Doch Ruby gab sich nach außen hin gelassen, während sie ihre Einkäufe verstaute. Mary-Jane bestrafte sie schon wieder. Sie wusste nicht, warum ihre Tochter es für nötig hielt, sie zu strafen – Mary-Jane war vor der Welt der Prostitution behütet worden und hatte eine gute Schulbildung genossen. Ruby hatte ihr einen Modelkurs in Sydney ermöglicht, und sie hatte eine erfolgreiche Karriere vor sich. Dennoch verspürte sie noch immer den Wunsch, ihre Mutter zu demütigen, und diesmal war es



besonders offenkundig gewesen. Wahrscheinlich, weil sie wieder in der alten Heimatstadt und das Bordell nur knapp eine Meile entfernt war, dachte Ruby. Schade, aber je schneller Mary-Jane nach Sydney zurückkehrte, desto besser. Sie kamen gut miteinander aus, wenn Ruby sie dort besuchte – weit weg vom Sun Majestic.

»Mary-Jane ist für zwei Ferienwochen nach Hause gekommen«, sagte sie, als wäre nichts geschehen. »Sie lebt in Sydney. Sie ist Model.«

»Echt?« Spud war zutiefst erleichtert, dass Ruby nicht böse war. »Das dachte ich mir sofort, als ich sie sah.«

Ruby ging mit der Milch und der Butter an den Kühlschrank.

»Ehrlich. Gleich als sie rauskam, dachte ich, boah, so, wie die aussieht, muss sie ein Model sein.« Spuds Erleichterung ging mit ihm durch, er quasselte einfach drauflos.

Ruby schloss die Kühlschranktür und drehte sich zu ihm um.

»Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm, was?« Er schenkte ihr ein hoffnungsvolles Grinsen, doch seine aufgesetzte Tapferkeit verließ ihn. Anscheinend war sie nicht wütend, aber ihr Gesicht drückte eine Warnung aus.

»Hände weg, Spud. Du hältst dich von ihr fern, verstanden?«

Das Grinsen verschwand auf der Stelle, und er nickte eifrig.

»Du weißt nicht einmal, dass sie meine Tochter ist. Kein Wort, zu niemandem, verstanden?«

»Klar, Ruby. Ich sag es keiner Menschenseele. Versprochen.«

»Wie lange ist das her, Spud?« Mayjay saß auf dem Sofa, die Beine unter sich. Diesmal trug sie eine beigefarbene Cordhose und einen leichten Rollkragenpullover. Sie sah sehr elegant aus – durch und durch Model.

»Sechs Jahre«, sagte er und setzte sich in den Sessel ihr gegenüber. Sie bot ihm ein Bier an, aber er lehnte ab. Er war nicht sicher, wie lange er bleiben würde.

»Sechs Jahre? Tatsächlich?« Sie wusste, es waren sechs Jahre – sie war seitdem nicht mehr in Perth gewesen und wäre auch jetzt nicht hier, wenn es nicht um Geschäftliches ginge. Der Ort war finsterste Provinz.

»Ich habe dich in der Hautcremewerbung im Fernsehen gesehen«, sagte er. »Ich fand, du sahst einfach toll aus.«

»Danke.«

»Du hast aber deine Frisur verändert.«

»Gefällt es dir nicht?«

»Doch«, sagte er ein wenig matt. »Sieht klasse aus.« Er fand, es hatte vorher besser ausgesehen. Ihre Haare waren jetzt kürzer und lockiger, und viel heller – eine Art sandiges Blond. Er hatte es lieber dunkler und länger. Aber zum Teufel, man konnte ihr Aussehen nicht verderben, sie war noch immer die schönste Frau, die er je gesehen hatte.

Sie lachte. Er war erwachsen geworden, dachte sie. Sie beunruhigte ihn nicht mehr. Schade, dass er seine frühere Niedlichkeit verloren hatte. Er sah aus wie ein kleiner Gangster. Sonst wäre sie vielleicht scharf auf ihn gewesen.

»Darauf stehen sie«, sagte sie und fuhr sich mit der Hand durch ihre künstliche Lockenpracht. »Sie wollen das wilde Aussehen einer Strandschönheit. Man fand das dunkle Haar zu fremdartig.«

»Ach so.« Er nickte. Die dunklen Haare und die Augen, die sie von ihrer Mutter geerbt hatte, verliehen ihr den zusätzlichen exotischen Hauch.

»Wer sind sie?«

»Die Werbeagentur. Ich bin hier, um Probeaufnahmen zu machen – ein Vertrag für mindestens zwölf Monate beginnt nächstes Jahr, wenn ich den Job bekomme.«

»Und was ist das für ein Job?«

»Das neue Gesicht Westaustraliens für den Tourismus!« Sie verlieh ihren Worten etwas Dramatisches. »Aber sie wollen mehr als das Gesicht, sie wollen auch den Körper – jemanden, der im Bikini gut aussieht. ›Die wilde, sorglose Strandschönheit‹, das haben sie meinem Agenten gesagt.« Sie stand auf, spreizte die Beine und stemmte die Hände in die Hüften. »Meinst du, das trifft auf mich zu?«

»Na ja, den Körper jedenfalls hast du dafür«, sagte Spud bewundernd. Sie setzte sich halb auf die Armlehne seines Sessels und beugte sich zu ihm vor, die Brüste verlockend unter dem Rollkragenpullover.

»Willst du da weitermachen, wo wir aufgehört haben, Spud?«, gurrte sie.

»Wie ich sehe, trägst du einen Gürtel.«

Mein Gott, wie gerne! Aber sie verspottete ihn. Wahrscheinlich hofft sie, dass Ruby uns wieder ertappt, dachte er. Mayjay bedeutete Ärger. Im Übrigen würde er sie nicht einmal mit der Feuerzange anfassen. Ruby

würde Kleinholz aus ihm machen.

»Nein danke, Mayjay. Ich glaube, ich werde darauf verzichten.« Er stand auf. »Sag Ruby, ich komme vorbei, ja?«

»Feigling.«

»Viel Glück mit dem Job.«

Sie lachte, als er die Flucht ergriff.

Es ist *schön*, mein Lieber. Sehr, sehr *schön*!«

Ian führte seine Mutter durch die neue Wohnung, die er in der Stadt gekauft hatte. Es sollte seine Zweitwohnung für die Wochenenden werden, an denen er in die Stadt kam. Cynthia hatte erst ihre Bestürzung überwinden müssen bei der Aussicht, dass ihr Sohn bei seinen Aufenthalten in Perth nicht im Haus der Familie wohnte.

»Er ist dreiundzwanzig und will eine Wohnung in der Stadt«, hatte Gordon in seiner herrischen Art vorgebracht. »Um Himmels willen, Cynthia, er ist ein *junger Mann*.« Was den Rückschluss zuließ, dass ein *junger Mann* vielleicht *junge Frauen* in seine Wohnung einladen wollte. Sie hatte sich in das Unvermeidliche gefügt und sich eingeredet, es würde Spaß machen, Ian bei der Suche nach der Wohnung zu helfen, doch auch das wurde ihr verwehrt. Ian hatte gesagt, er habe »da seine Leute«, und er wolle seine Entscheidungen allein treffen. Cynthia musste sich mit seinem Versprechen zufriedengeben, dass sie die Erste sein würde, der er die Wohnung zeigen würde.

Mit dem Gebäude war sie einverstanden, sobald sie es vor sich sah. Der Wohnblock in der Esplanade mit ausladenden Balkonen, die über den Park, den Fluss und die Fähranleger schauten, hatte eine Vorkriegseleganz – anders als die modernen Ungeheuerlichkeiten aus Backstein, die überall in die Höhe schossen, und die sie entsetzlich fand. »Du hast einen ausgezeichneten Geschmack bewiesen, muss ich sagen.« Ihr Blick wanderte durch das geräumige Wohnzimmer mit der hohen Stuckdecke und dem soliden Holzfußboden. »Es hat etwas Koloniales, meinst du nicht?« Sie fuhr mit den Fingern über die polierte Oberfläche des Kaminsimses und die schimmernden Kacheln darunter. »Perfekt renoviert«, sagte sie bewundernd, »das Innere ist so schön modernisiert, ohne den ursprünglichen Charakter einzubüßen.« So etwas war der letzte Schrei, dachte sie.

»Und die Möblierung passt sich sehr dem Stil an«, sagte sie und ließ sich kurz in einen der großen Rohrsessel fallen. Sie war zutiefst enttäuscht gewesen, als er ihr sagte, die Wohnung sei möbliert; sie wäre liebend gern mit ihm einkaufen gegangen.

Die Anerkennung seiner Mutter war für Ian eine große Erleichterung.

Die Wohnung war eigentlich überhaupt nicht möbliert gewesen, doch der Gedanke, mit Cynthia einkaufen zu gehen, war ein solcher Alptraum gewesen, dass er Dekorateur beauftragt hatte. Zum Glück hatten sie das Richtige getroffen. Wenn nicht, hätte sie darauf bestanden, alles auszutauschen.

Cynthia nahm die Küche genau unter die Lupe, drehte Wasserhähne auf, öffnete Schränke und Schubladen. »Gute Güte, du hast ja bereits Porzellan und Besteck eingeräumt.«

Wieder war sie enttäuscht. Sie wäre gern beim Auswählen dabeigewesen, aber er hatte sehr geheimnisvoll getan, und jetzt stellte sie fest, dass alles schon *erledigt* war.

Sie verbarg ihre Verletztheit darüber, dass er sie derart ausgeschlossen hatte, und verschwand, um die beiden Schlafzimmer zu erkunden.

Entsetzt stellte sie fest, dass er auch Bettzeug gekauft hatte. Dann nahm sie das Esszimmer, das Arbeitszimmer und das Bad unter die Lupe.

»Aber bist du dir sicher, dass du es dir *leisten* kannst, mein Lieber?«, fragte sie eine Viertelstunde später, als die Inspektion beendet war und sie auf den Balkon hinausgetreten waren, um die Aussicht zu bewundern.

Die Wohnung war eine hochwertige Immobilie, dachte sie, und so schön sie auch war, für eine Zweitwohnung war sie auf jeden Fall ein wenig extravagant. »Ich meine, du arbeitest noch kein Jahr – du willst dich doch nicht zu Beginn deiner Karriere so hoch verschulden. Ich glaube wirklich, du solltest Gebrauch vom Angebot deines Vaters machen.«

In ihre Besorgnis mischte sich Verärgerung. Obwohl Ian nichts davon wusste, war das »Angebot« seines Vaters der Grund für eine heftige Auseinandersetzung zwischen Cynthia und ihrem Mann gewesen.

Gordon war empört, als sie ihm vorgeschlagen hatte, eine Wohnung für ihren Sohn zu kaufen. »Die könnten wir ihm zu Weihnachten schenken«, hatte sie hoffnungsvoll gesagt.

»Mach dich nicht lächerlich.« Er verwarf die Idee kurzerhand. »Wenn der Junge Unterstützung braucht, kann er ein zinsloses Darlehen in Höhe des Kredits bekommen.« Gordon hielt das Angebot für äußerst großzügig. »Er muss es allein schaffen. Das habe ich auch. Keine Almosen, das versteht er.«

Ian verstand es sehr wohl, und sein Vater war hochofregt, als er das Angebot ausschlug. »Danke, Dad«, hatte er gesagt, »aber ich möchte es

lieber allein schaffen.« Er hatte gewusst, dass es das war, was sein Vater hören wollte.

Gordon hatte sich in Ians Unabhängigkeit gesonnt, doch Cynthia war verärgert. Sie hatte Ian tausend Dollar geschenkt. »Ein kleines, vorweihnachtliches Geschenk, Schätzchen«, hatte sie gesagt, »das bleibt unter uns.« Ian hatte keinerlei Gewissensbisse gehabt, das Geschenk anzunehmen. Das nur zu Gordons spießigen, altmodischen Prinzipien, hatte Cynthia gedacht. Ihr Sohn hatte zu viel gesunden Menschenverstand, um sich durch Stolz den Weg verbauen zu lassen. »Keine Bange, Mum«, sagte Ian. »Ich kann es mir leisten. Ich zahle nur den halben Preis.«

Sie sah ihn fragend an. »Wie das?«

»Es ist eine Investition. Ich habe einen Partner bei dieser Sache.«

»Oh.« Das hörte sie zum ersten Mal – warum hatte er ihr nichts gesagt? Er hatte sich in der ganzen Sache sehr geheimnisvoll verhalten, dachte sie. Dennoch verspürte sie eine gewisse Erleichterung.

»Und wer *ist* dieser Partner?«

»Das wirst du gleich sehen – er kauft gerade Champagner zum Anstoßen.«

Ian zog einen Stuhl für seine Mutter heran, und sie setzten sich an den kleinen schmiedeeisernen Tisch auf dem Balkon.

»Wir glauben, dass die Wohnung tatsächlich im Wert steigen wird«, fuhr er begeistert fort. »So ein prächtiges Anwesen – das Gebäude selbst, die Aussicht«, er deutete auf den Fluss, »die Lage, praktisch im Herzen der Stadt, eine Minute zu Fuß den Berg hinauf, und man ist in St. Georges Terrace. Es ist eine wirklich gute Kapitalanlage.«

»Na ja, du hast auf jeden Fall alles gut überlegt«, sagte Cynthia anerkennend. Wie unternehmerisch von Ian, dachte sie, und ihre Befürchtungen verflüchtigten sich.

Die Wohnungstür ging auf.

»Hallo, mein Lieber, ich bin wieder da-ha«, sang eine männliche Stimme. Dann klapperten Küchenschränke, Gläser klirrten, und Spud tauchte mit einer Flasche und drei Champagnerflöten auf dem Balkon auf.

»Das ist er«, sagte Ian, »mein neuer Geschäftspartner.« Oh, dachte Cynthia, dieser *entsetzliche* kleine Rowdy.

»Tag, Mrs. Pemberton.« Spud stellte die Flasche und die Gläser auf den Tisch und streckte die Hand aus. »Lange nicht gesehen.«

Ian verfluchte ihn im Stillen. Spud hätte es raffinierter angehen können, wenn er gewollt hätte, doch entweder ließ er sich nicht stören, oder er stellte etwas klar. Verdammt typisch für ihn.

»Ja«, sagte Cynthia und rang sich ein Lächeln ab, als sie sich die Hände schüttelten. »Ians einundzwanzigster Geburtstag, glaube ich.« Obwohl sie entgeistert war, versuchte sie sich zu beherrschen. »Hm ...« Sie kramte in ihrem Gedächtnis nach dem Namen. »Patrick ... habe ich recht?«

»Nein ... Spud.« Er grinste liebenswert – er wollte sie nicht kränken, sondern alles nur in Ordnung bringen, und wenn sie damit nicht zurechtkam, konnte er unangenehm werden. Und wenn Pembo, der seine Mutter anbetete, sein Verhalten kränkend fand, dann war auch das schade. Pembo brauchte ihn, und beide, Mutter und Sohn, müssten da nun einfach lernen. »Spud Farrell.«

»Ja, jetzt erinnere ich mich«, sagte sie und versuchte, nicht allzu angespannt zu klingen. »Spud. Wie schön, dich wiederzusehen.« Spud nahm die Flasche in die Hand und hielt sie ihr hin, wobei er ihr wie ein Kellner das Etikett zeigte. »Taittinger«, sagte er in feinstem Ton. »Spitzenjahrgang. Ich gehe davon aus, dass er Madames Zustimmung findet?« Er zwinkerte Pembo zu. Pembo hatte ihm gesagt, was er holen sollte.

»Oh.« Cynthia bemerkte das Augenzwinkern und beschloss, das Spielchen mitzumachen. Sie lachte mädchenhaft. »Wie *schön*.« Ian entspannte sich ein wenig.

»Kein Sektkühler, fürchte ich«, sagte Spud, »aber das bedeutet ja nur, dass wir ihn schnell trinken müssen, oder?« Er schenkte Cynthia ein gewinnendes Lächeln. »Und im Kühlschrank liegt noch eine Flasche.« »Ach du meine Güte«, sagte sie.

»Hier, Pembo.« Spud stellte die Flasche vor Ian. »Du kümmerst dich um das Bubbelswasser, ich um die Fressalien.« Er ging in die Küche. Cynthia seufzte innerlich. Der Junge schien ganz nett zu sein, aber er war ja so gewöhnlich, und Pembo ... Na schön, wahrscheinlich würde sie damit leben müssen.

»Spud hat die Wohnung gefunden«, sagte Ian, als er den Champagner

öffnete. »Er sagte mir, je eher ich in Immobilien investiere, desto besser – ihm allein gehören zwei weitere Liegenschaften.«

»Tatsächlich? In *seinem* Alter.« Wie überaus interessant, dachte Cynthia.

»Ja, er hat Büros in Dalkeith und eine Anlageimmobilie in West Perth.«

Spud hatte ihm vor einigen Monaten vom Sun Majestic erzählt – er hatte nicht widerstehen können –, und Ian fragte sich nun, wie seine Mutter wohl darauf reagieren würde, wenn sie erführe, dass sein neuer Geschäftspartner an einem Bordell beteiligt war.

»Was für ein umtriebiger junger Mann«, sagte Cynthia.

Ian schenkte den Champagner ein, und Spud kam mit einem importierten Brie, Oliven und einer Lachspastete zurück.

»Wie *schön*.«

Sie tranken auf die neue Wohnung.

»Ian sagte mir, Sie hätten zwei andere Liegenschaften, Spud«, bemerkte Cynthia, woraufhin er nickte. »Was *machen* Sie denn genau?«

Ian wartete darauf, dass Spud sagte: »Ich bin Buchmacher und besitze ein Bordell.« Bestimmt ließ er die Gelegenheit nicht aus, jemanden zu schockieren.

Doch nach kurzem Nachdenken sagte Spud: »Ich bin Unternehmer.«

Damit wich er nicht aus – es war die reine Wahrheit, und ihm gefiel das Wort. Warum sollte er sich ein Schild umhängen? Es gab kein unternehmerisches Wagnis, das er nicht bereitwillig angehen würde.

»Unternehmer?« Cynthia zog fragend eine Augenbraue hoch. Dieser Begriff konnte alle Arten schändlicher Tätigkeiten umfassen, dachte sie. Doch das war eigentlich nicht ihr Problem. »Wie *abenteuerlich*«, sagte sie.

Drei Liegenschaften, und er war erst so alt wie Ian – dieser forschende junge Mann war auf dem aufsteigenden Ast. Sie hatte viele gekannt, die so waren wie er – nützliche Geschäftspartner, solange man sich gesellschaftlich von ihnen fernhielt. Sie stellte fest, dass sie ihre Meinung über Spud Farrell revidierte.

Ian sah Bewunderung in den Augen seiner Mutter aufblitzen, und er konnte sich ausmalen, was sie dachte.

Sie sprachen eine Weile über Anlageimmobilien, dann wandte sich die Unterhaltung dem Aktienhandel zu. Spud hatte ein bescheidenes Portfolio erworben, erzählte er Cynthia, hauptsächlich Standardwerte:



für den Anfang wollte er sichergehen. »Aber ich werde ein Auge für die große Chance offen halten«, sagte er. Nun prahlte er, denn er war sich bewusst, dass er Eindruck schindete.

»Nun, da mein Sohn in dem Geschäft tätig ist, werde ich auf jeden Fall *mein* Augenmerk auf den Bergbau richten«, sagte Cynthia.

»Komm runter, Mum!« Ian lachte. »Es gibt so etwas wie einen Insiderhandel, weißt du.«

»Ja, ja, mein Lieber«, sie winkte leichtfertig mit der Hand, »ich habe ja auch nur Spaß gemacht.«

Das stimmte nicht, und Spud wusste es. Hinter der mädchenhaften Fassade erkannte er die hartgesottene Geschäftsfrau. Cynthia Pemberton war ganz und gar nicht dumm, dachte er.

»Ich hole die andere Flasche, ja?« Er stand vom Tisch auf.

»Du liebe Zeit, Spud, ich glaube, du willst mich *beschwipst* machen«, sagte sie und drohte ihm flirtend mit dem Finger.

»Das ist Sinn und Zweck der Sache.« Spud grinste. Sie kamen prima miteinander aus.

Ein kleines Problem im Ablauf tauchte jedoch auf, als er mit dem Champagner zurückkam.

»Und wo *wohnst* du, Spud?«, fragte Cynthia.

Eine Pause trat ein. Dann antwortete Spud, ohne eine Miene zu verziehen: »Hier.« Wo zum Teufel dachte sie denn, dass er wohnte?

»*Hier*?« Sie sah sich auf dem Balkon und im Wohnzimmer um. Meinte er, hier in Ians Wohnung?

»Ja, hier – oder zumindest werde ich es. Morgen ziehe ich mit meinen Sachen ein.« Er schenkte den Champagner ein.

Oh, dachte sie, ein *Mitbewohner*. Das verlieh der Sache einen anderen Anstrich, auf jeden Fall. Vielleicht aber auch nicht, sagte sie sich. Dem jungen Spud Farrell war Erfolg bestimmt, und die raue Schale musste sich einfach glätten, je weiter er aufstieg.

»Danke, mein Lieber«, sagte sie, als sie das Glas entgegennahm.

Zwei Gläser später verabschiedete Cynthia sich.

»Du *ungezogener* Junge, Spud, du hast mich wirklich beschwipst gemacht«, sagte sie. Das hatte er nicht. Sie hatte im Lauf der Jahre eine starke Widerstandskraft gegen Taittinger aufgebaut.

Die beiden brachten sie zur Tür, und sie reichte Spud die Hand, bevor sie

ihrem Sohn die Wange darbot.

»Wir sehen uns morgen, wenn du deine Sachen holst, Schätzchen, und ich muss schon sagen, ich kann Weihnachten *kaum erwarten*.«

Obwohl es erst Anfang November war, hatten sie lang und breit über Weihnachten gesprochen – zumindest Cynthia. Ian wäre ganze zehn Tage in Perth, und sie würden den ersten Weihnachtsfeiertag zu einer richtigen Familiensache machen – mittags im Kings Park-Restaurant, so wie sie es jedes Jahr machten, seit seiner Kindheit.

»Oh, und Spud«, sagte Cynthia, als wäre ihr die Idee gerade erst gekommen, was nicht der Fall war, »warum kommst du nicht zu unserer Party am zweiten Weihnachtstag? Es ist ein traditionelles Fest, und ich bin sicher, es wird dir gefallen.«

Die Party am zweiten Weihnachtstag bei den Pembertons in Peppermint Grove war mehr als ein traditionelles Fest, es war ein Aufgebot aller, die in der Gesellschaft von Perth etwas darstellten, und Spud ergriff die Chance mit beiden Händen.

»Danke, Mrs. Pemberton, das wäre toll.«

Sie ging und fragte sich, ob sie ihn nicht jetzt, da er ein Geschäftspartner ihres Sohnes war, bitten sollte, sie Cynthia zu nennen.

Nachdem Cynthia gegangen war, riefen die Jungen Mike an, wie sie versprochen hatten.

»Die Familienarie ist vorbei«, sagte Ian. »Wir sehen dich in einer halben Stunde im Krankenhaus.«

Sie brachen auf, um zu Muzza zu gehen, Mike und Spud besuchten ihn regelmäßig, doch sie betrachteten es als zusätzliche moralische Stärkung, wenn sie zu dritt erscheinen konnten, sobald Pembo in der Stadt war.

»Er braucht die alte Gang«, sagte Spud. »Herrgott, kapier es doch, der arme Scheißer braucht jede Hilfe, die er kriegen kann.«

Muzza war seit zwei Monaten aus Vietnam zurück. Doch er war nicht derselbe. Muzza war im grausamsten Konflikt verwundet worden, den die Australier bisher erlebt hatten und in den langen Jahren des Vietnamkrieges je erfahren sollten – in dem Konflikt, der bereits jetzt als die Schlacht von Long Tan bekannt war.

Achtzehn Soldaten waren gefallen. Die jüngsten waren neunzehn, die ältesten zweiundzwanzig Jahre alt gewesen.

Viele Verwundete mussten die ganze Nacht in Schlamm und Regen liegen und auf die Morgendämmerung warten, wenn Hilfe eintreffen würde. Murray Hatfield war einer von ihnen gewesen.

»Ich wusste nicht, wer mich zuerst kriegen würde«, hatte er seinen Freunden ein paar Wochen nach seiner Rückkehr erzählt, als man ihn für so gesund hielt, dass er Besucher empfangen durfte, »die Vietkong oder unsere eigene verdamnte Artillerie, die noch immer anrückte. Dann, als sich alles beruhigte, und ich auf den Morgen wartete, dachte ich, zum Teufel, es wird weder das eine noch das andere sein – ich werde verdursten. Aber das ist nicht passiert, und hey, ich bin noch da.«

Er hatte sehr offen und mit einem Anflug von Tapferkeit gesprochen, wenigstens schien es so. Tatsächlich empfand er Verzweiflung.

Vielleicht, dachte Muzza, könnte es helfen, die Alpträume zu vertreiben, wenn er mit seinen Freunden darüber spräche.

Er habe schon sehr früh sein Fett abgekriegt, sagte er ihnen. Das Ganze habe als Routinepatrouille begonnen. Ein paar Granaten seien auf sie abgefeuert worden, und die Einheit sollte herausfinden, woher sie gekommen waren.

»Ich hoffte, wir würden nicht allzu lange draußen bleiben«, sagte er.

»Dann, als wir uns erst ein paar Kilometer von der Basis entfernt hatten, drangen sie wie aus dem Nichts auf uns ein. Die ganze Welt um mich herum flog plötzlich in die Luft. Danach kann ich mich an nichts mehr erinnern.«

Als er wieder zu sich gekommen war, hatte er sich nicht bewegen können und die ganze Nacht dort mit quälendem Durst gelegen, während die Schlacht weiterging.

»Trotzdem habe ich es geschafft«, sagte er, »und noch heil – im Gegensatz zu manchen anderen armen Schweinen.«

Muzza redete nicht mehr so, denn er war nicht mehr heil. Nachdem ein weiterer Monat ins Land gezogen war, sagte man ihm, dass er nie wieder laufen würde.

»Ich gehöre doch noch zu den Glücklichen, oder?«, sagte er neuerdings, wenn seine Kumpel ihn besuchten. »Hey, ja! Viele mit zertrümmerter Wirbelsäule sind am Ende an Armen und Beinen gelähmt, heißt es. Ich verliere nur die Gewalt über meine Beine. Herrgott, hab ich Schwein gehabt!«

Mike, Pembo und Spud waren traurig, als sie feststellten, dass es an diesem Tag nicht anders war als sonst. Sie hatten gehofft, Muzzas Laune hätte sich vielleicht gebessert – er sollte in der nächsten Woche aus dem Krankenhaus entlassen werden.

»Du bist bald bei deiner Familie, Kumpel«, sagte Mike aufmunternd. Muzzas Familie war eng verbunden – seine Eltern und seine jüngeren Geschwister, zwei Brüder und eine Schwester, waren den ganzen Tag über im Krankenhaus. »Ich wette, sie freuen sich, wenn sie dich wieder bei sich zu Hause haben.«

»Ja, da gehe ich auch jede Wette ein. Einen Krüppel! So einen braucht man doch zu Hause, oder?«

Die Jungen tauschten Blicke, und Spud verdrehte die Augen. Mein Gott, dachte er, Muz ging es schlechter denn je.

»Tut mir leid«, sagte Muz. Es tat gut, dass seine Freunde ihn besuchten, und er bedauerte, sich so aufgeführt zu haben – die Worte waren ihm einfach so herausgerutscht. Er zuckte mit den Schultern, um anzudeuten, dass er es nicht so gemeint hatte. Doch es stimmte. Er hatte es so gemeint, verdammt! Er fürchtete sich davor, nach Hause zu kommen und sich von seinen Geschwistern, die er von Herzen liebte, von oben bis unten bedienen zu lassen. Sie würden ihn wie einen Invaliden behandeln, statt wie den Helden, der er früher immer war. Er konnte den Gedanken nicht ertragen, vierundzwanzig Stunden am Tag mit dem Schmerz seiner Eltern zu leben, ihr Mitleid zu spüren, ihr eigenes Gefühl der Hilflosigkeit.

»Los, erzählt mal, was ihr so angestellt habt«, sagte er und wechselte das Thema.

Die anderen plauderten pflichtschuldig drauflos, denn sie waren sich bewusst, dass Muzza sein Interesse nur vortäuschte. Eine halbe Stunde später verabschiedeten sie sich.

»Wann bist du wieder in der Stadt, Pembo?« Muzza versuchte, die Stimmung zu heben. Er wusste, er war ein echter Abtörner gewesen.

»Ich komme Weihnachten nach Hause.«

»Ach so.«

Verlegen verabschiedeten sie sich von Muzza. Mike und Spud versprachen, sie würden in ungefähr einer Woche bei ihm zu Hause vorbeikommen, und Pembo sagte: »Bis Weihnachten, Muz.«

»Ja.« Muzzas Mund war in einer harten, verbitterten Linie erstarrt, und seine Stimme triefte vor Sarkasmus. »Weihnachten. Kann's kaum erwarten.«

Johanna verbrachte Weihnachten bei Mike und seiner Familie. Sie hatte in diesem Jahr keine Ausrede gebraucht, um Manjimup zu meiden – Darren war auf einer Geschäftsreise in Neuseeland und hatte ihre Mutter zu einem Verlängerungsurlaub mitgenommen. Sie hatten Johanna eingeladen, doch sie hatte die Erleichterung ihrer Mutter gespürt, als sie gesagt hatte, sie wolle in den Ferien lernen.

Auch im Jahr zuvor hatte Jo nach Mikes dramatischem Unfall am Abrolhos-Archipel Weihnachten bei den McAllisters verbracht. Anfangs hatte sie Befürchtungen gehabt und sich gefragt, ob Mikes Eltern sie nur als eine von vielen Freundinnen ansehen würden. Sie hatte sie bei den verschiedenen Gelegenheiten, an denen man sich getroffen hatte, sehr gemocht, doch sie hatte das Gefühl, ihr Erscheinen zu einem solchen Familienfest müsste aufdringlich wirken. Rasch war ihr klargeworden, dass sie nichts zu befürchten hatte. Maggie und Jim hatten sie warmherzig willkommen geheißen, mehr noch als im letzten Jahr. Besonders Maggie, die nur zu froh war, dass ihr Sohn eine feste Freundin hatte – sie betrachtete Johanna als stabilisierendes Element. Jools mochte Jo einfach nur, weil sie Jo war. Die beiden hatten sich auf Anhieb gut verstanden.

»Sie ist nicht so eingebildet wie manche andere deiner Unifreundinnen«, hatte sie im vergangenen Jahr zu ihrem Bruder gesagt. »Du hast verdammt großes Glück, dass du sie hast. Sie ist viel zu gut für dich, verstehst du?«

Jools freute sich darauf, Weihnachten nach Hause zu fahren. Sie war vor kurzem nach Melbourne umgezogen und machte dort eine Ausbildung bei Crawford Productions. Sie wollte die erste Regisseurin im australischen Fernsehen werden, hatte sie beschlossen. Die Schauspielerei brachte nichts ein.

»Und, wie kommst du damit zurecht, Jo?«, fragte sie und hielt die große Fleischplatte fest, während Jo den Truthahn begoss. Jo wurde an diesem Weihnachtsfest behandelt, als gehörte sie zur Familie. Mike hatte sie früh abgeholt, und sie durfte mithelfen.

»Wie komme ich womit zurecht?«

»Damit, dass mein Bruder so sehr mit Langusten beschäftigt ist.«

Jo lachte. Dann sagte sie in aufgesetzter Lehrermanier: »Du meinst seine Doktorarbeit zum Thema ›Die Biologie der *puerulus*-Ablagerungsphase der Western Rock-Langusten, *Panulirus cygnus*, und ihre prädiktiven Implikationen für die kommerzielle Fangquote?«

»Boah.« Jools war beeindruckt. »Und du verstehst auch, was das zu bedeuten hat?« Jo nickte. »Tja, da bist du mir um einiges voraus. Du kannst es viel schneller zusammenfassen als er. Gestern Abend hat er versucht, es mir zu erklären, und das war wie Chinesisch für mich.« Jools Aufmerksamkeitsspanne war nicht ihre stärkste Seite – sie war flüchtig und ungeduldig, und wenn etwas nicht auf der Stelle ihr Interesse weckte, schaltete sie ab.

»Mein Bruder hat sich in einen richtigen Akademiker verwandelt«, sagte sie krittelnd, als sie den Fleischbräter wieder in den Ofen stellten und die Tür schlossen.

»Was hast du denn erwartet? Er *ist* Akademiker.«

Das gefiel Jools an Jo am meisten. Sie redete nicht lange um den heißen Brei, sondern kam gleich zur Sache.

»Ja, das wird so sein«, sagte sie verwundert, als wäre sie darauf noch nicht gekommen. Dann grinste sie und zog sich selbst durch den Kakao.

»Beim Trällerfernsehen stoße ich nicht oft auf Akademiker. Aber mal im Ernst, meinst du nicht, dass er es ein bisschen übertreibt?«

»Nein«, antwortete Jo. Ja, dachte sie. Dann tadelte sie sich selbst; ausgerechnet sie sollte Mikes Hingabe an seine Arbeit verstehen.

»Wie sieht es aus?« Maggie kam geschäftig aus dem Esszimmer, wo sie den Tisch gedeckt hatte.

»Zeit fürs Gemüse«, sagte Jools.

»Ist es nicht albern?«, bemerkte ihre Mutter, als sie mehrere Tüten Gemüse aus dem Schrank holte. »Eine Mahlzeit mit einem Riesenbraten an einem knallheißen Tag.«

»Das sagt sie jedes Jahr.« Jools nahm den Beutel Kartoffeln. »Ich kann mich an kein Jahr erinnern, in dem sie es nicht gesagt hat. Ich rate ihr immer, zu Meeresfrüchten und kaltem Schinken überzugehen, aber sie hört nicht auf mich.«

»Dein Vater will davon nichts wissen«, sagte Maggie. Dann zu Jo: »Ich

schiebe es auf seine schottischen Vorfahren. Drei Generationen in Perth, und dennoch kleben die McAllisters an Traditionen fest.«

Jo lehnte Maggies Vorschlag ab, sie solle sich doch zu den Männern setzen, die auf dem Balkon ein Bier tranken – sie würde gern beim Gemüse helfen, sagte sie. Sie genoss die Scherze zwischen Mutter und Tochter, während sie zu dritt hackten, schälten und in Scheiben schnitten, doch in Gedanken war sie woanders. Sie dachte an den kurzen Wortwechsel mit Jools. Trotz der oberflächlichen Bemerkungen war deutlich geworden, dass Jools eine Veränderung an ihrem Bruder bemerkt hatte. Und sie hatte recht, dachte Jo. Mike war wie besessen. Sie wusste, es war eine aufregende Zeit für ihn. Dr. Bruce Philips von der CSIRO erlaubte dem jüngeren Mike, seine Papiere mit zu verfassen, und ihre Forschung erwies sich bereits als bahnbrechendes Material, das sowohl in kommerziellen, als auch in akademischen Kreisen einschlagen würde. Mikes Karriereweg lag klar vor ihm, und sie freute sich für ihn. Sich derart ausgeschlossen zu fühlen, war engherzig von ihr, sagte sie sich. Doch sobald er von seiner Zukunft sprach, kam sie anscheinend nicht darin vor.

Merkwürdig, dachte sie, wie sie sich selbst quälte – sie war so überzeugt gewesen, dass er sie sitzenlassen würde, wenn eine frische Eroberung lockte. Doch sie waren seit mehr als einem Jahr zusammen, und er dachte nicht mehr an andere Frauen. Die neue Eroberung, die sie nun fürchtete, war seine Arbeit.

Nachdem das Gemüse aufgesetzt war, nahmen die Frauen eine frisch geöffnete Flasche Bier mit auf den Balkon hinaus, wo sie sich zu den Männern gesellten. Jim lehnte am Geländer, und Mike lümmelte sich in der Hängematte. Er zog Jo neben sich, verschüttete sein Bier, als sie wüst schaukelten, und sie lachte. Sie musste ihre Befürchtungen beiseiteschieben; unbedingt, sagte sie sich. Was auch geschehen mochte, gegen ihre Gefühle konnte sie sowieso nichts tun, wozu sollte sie sich also Sorgen machen? Verdammt schade war nur, dass sie ihn so abgrundtief liebte. Das machte die Vorstellung von einer Trennung unerträglich schmerzhaft.

Sie aßen erst um zwei Uhr, nachdem sie schon recht viel Bier getrunken hatten, und das Mittagessen wurde zu einer angenehm lärmenden Angelegenheit. Sie zogen ihre Knallbonbons und lasen die blöden Witze

vor, setzten die albernen Hüte auf, die darin waren, und Mike öffnete die gekühlte Flasche Burgunderperlwein, während Jim den Truthahn tranchierte.

»Wir haben auch Weißwein, wenn dir der lieber ist, Jo«, sagte Maggie, doch Jo lehnte ab. »Burgunderperlwein ist auch so eine Weihnachtstradition, fürchte ich.«

»Sie weiß das, Mum, sie war letztes Jahr hier, erinnerst du dich?« Maggie überhörte ihre Tochter. »Jools hat ihn ›das purpurrote Zeug, das prickelt‹ getauft, als sie ungefähr zehn war ...«

»Auch das weiß sie – du hast es ihr letztes Jahr Weihnachten erzählt.«

»Oh. Tatsächlich?«, fragte Maggie geistesabwesend.

Nach dem Truthahn gab es Obstsalat mit Eis.

»Ich habe früher immer einen gekochten Plumpudding gemacht, in dem ich drei Pennystücke versteckte, als die Kinder noch klein waren«, sagte sie zu Jo. »Aber das habe ich dir wahrscheinlich beim letzten Mal auch schon erzählt«, fügte sie hinzu, bevor Jools sie unterbrechen konnte.

»Mir fehlt der Plumpudding eher«, sagte Jim. Genau das hatte er im Jahr zuvor gesagt.

Nach dem Essen nahmen sie ihren Kaffee mit auf den Balkon, wo es kühler war, und Jools rief den alten Baxter aus dem Garten, in dem er neuerdings die meiste Zeit schlafend zubrachte. Baxter war inzwischen fünfzehn Jahre alt, und er stieg matt die Treppe hinauf, eine Stufe nach der anderen; er verabscheute die Mühe, freute sich aber über die Gesellschaft, als er oben angekommen war. Er wedelte mit dem Schwanz und ließ sich zu Jools Füßen plumpsen.

»Armer alter Bax«, sagte sie, hockte sich neben ihn und knuddelte ihn.

»Er darf nicht mehr rein, er ist ein bisschen inkontinent. Wie wär's, wenn ich ihm eine Windel mache, Mum?« Sie schaute ihre Mutter voller Hoffnung an.

»Lass dem armen Tier eine gewisse Würde«, sagte Maggie.

Kurz darauf zog sich Jim in den Bootsschuppen zurück, um den Rumpf des Dingi abzuschleifen, und Maggie beschloss, ein nachmittägliches Schläfchen einzulegen, woraufhin es Mike und Jools überlassen war, darum zu »knobeln«, wer spülen und abtrocknen musste.

»Noch so eine Tradition«, sagte Mike zu Jo, als sie ihre zur Faust geballten rechen Hände hochhielten. »Wer zwei von drei Malen



gewinnt.«

Sie durchliefen ihr übliches Spiel Papier, Stein, Schere – beide wetteiferten um den Abwasch, denn sie trockneten nicht gern ab –, und Jools gewann.

»Sie gewinnt immer«, sagte Mike. »Sie schummelt.«

»Ich übernehme das Besteck«, bot Jo an.

Nachdem der Abwasch erledigt war, kam Jools auf die Idee, schwimmen zu gehen. Obwohl es schon spät am Nachmittag und eine ordentliche Brise vom Meer hereinwehte, war der Tag noch heiß und klamm.

Mike hätte Lust gehabt, mit Jo auf dem Motorrad nach North Cott hinunterzudüsen, doch das hätte Jools ausgeschlossen, daher gab er den Gedanken auf. Er hätte sich den Wagen seines Vaters ausleihen können, doch das hatte nicht denselben Anreiz.

»Ich bin fix und fertig, Jools«, sagte er, »und wenn ich versuche, mit einem Bauch voll Truthahn in der Brandung zu schwimmen, gehe ich unter.«

»Dann schmeißen wir uns auf das Ende des Stegs. Du hast doch dein Badezeug mit, Jo?«

»Klar.« Jo packte ihre Badesachen immer ein, wenn sie zu den McAllisters ging. »Ich mache mit.«

Es war lange nach fünf Uhr am Nachmittag, und so heiß es auch war, die Brise war stürmisch, als sie am Ende der Pier von Claremont standen und ihre flatternden Handtücher festhielten; die Haare schlugen ihnen ins Gesicht.

Jo schaute unsicher nach unten auf die riesigen braunen Quallen, die wie düstere Herzen im Wasser pochten, und dachte, lieber würde sie sich in die Brandung in Cottesloe stürzen.

»Die sind harmlos«, versicherte Mike ihr.

»Es geht darum, sie zu bombardieren«, sagte Jools und kletterte auf einen der Eckpfosten des Stegs. Sie suchte sich einen besonders großen Schwarm aus, sprang und landete mit dem Hintern zuerst genau in der Mitte.

Als sie zur Eisenleiter ein Stück weiter unten am Anleger schwamm, landete Mike mit einer Arschbombe direkt neben ihr, und als er wieder hochkam, tauchte sie ihn unter.

Du liebe Güte, dachte Jo, als sie die beiden beobachtete, die wie

Zehnjährige herumtollten. Sie suchte nach einer Lücke zwischen den Quallen und warf sich vom Anleger. Dann schwammen sie zur Leiter, stiegen hintereinander hinauf und wiederholten das Ganze. Jos Anleitung, wie man Arschbomben landete, nahm ernstere Formen an. Baxter kam zu ihnen. Er war ihnen gefolgt, als sie aus dem Haus gingen, hatte jedoch nicht Schritt halten können. Jetzt war er endlich bis ans Ende des Stegs getrottet, wo er sich zufrieden in die Brise legte. Zwanzig Minuten später machten sie Feierabend, atemlos und erschöpft. »Ihr zwei geht nach Hause und besetzt die Dusche zuerst«, sagte Jools großzügig. »Bax und ich werden uns zusammen zurückschleppen.« Sie breitete sich neben dem Hund aus – Baxter war inzwischen fest eingeschlafen. »Und verbraucht nicht das ganze heiße Wasser!«, rief sie ihnen nach.

Sie würde ihnen jede Menge Zeit lassen; wenn das Haus leer war, konnten sie sich vielleicht in Mikes Schlafzimmer schleichen. Sie stützte sich auf einen Ellbogen und sah ihnen nach, wie sie Hand in Hand über den Steg gingen. Mein Gott, Jo war perfekt für ihn, dachte sie, aber Mike war so besessen von seinen verdammten Langusten, dass es ihm nicht klar zu sein schien.

Jools hielt sich für eine ziemliche Expertin in Sachen Männer. Sie hatte sich vor kurzem auf eine Affäre mit einem Fernsehregisseur bei Crawfords eingelassen, den sie inspirierend fand. Davor hatte sie nur eine Affäre gehabt – mit einem Schauspieler, kurz nachdem sie nach Sydney gekommen war –, und das hatte sie endgültig von Schauspielern abgebracht. Sie waren zu egozentrisch. Anscheinend waren Akademiker genauso, dachte sie und legte sich zurück auf die warmen Holzplanken, um sich zu sonnen, obwohl nicht mehr viel Sonne da war. Arme Jo. Mike war so selbstüchtig. Typisch Mann.

Im Bootsschuppen hatte Jim das Abschleifen des Dingis beendet und trug jetzt eine Farbgrundierung auf. Mike und Jo gingen durch den Garten, die Hintertreppe hinauf. Maggie war nicht zu sehen, sie schlief noch.

Das Bad lag am Ende des Balkons, direkt neben der Tür, die in Mikes Schlafzimmer an der Seitenveranda führte. Als er sie in die Arme schloss, erwiderte Jo seinen Kuss.

»Hier ist niemand«, raunte er ihr ins Ohr.

»Lass uns zuerst duschen«, flüsterte sie.

Er war im Begriff, mit ihr ins Bad zu gehen, doch sie lächelte. »Du kommst nach mir dran«, sagte sie.

Wenn sie in ihrer Wohnung waren, gingen sie für gewöhnlich zu zweit duschen, doch Jo dachte, wie peinlich es wäre, wenn Maggie das Bad benutzen müsste, und sie wären zusammen darin.

Sie duschte rasch und fragte sich, warum sie die Aussicht, in Mikes Zimmer mit ihm zu schlafen, nicht mehr geschmacklos fand. Vielleicht, weil sie Jools Zustimmung gespürt hatte. Sie wusste, dass Jools ihnen absichtlich Zeit füreinander gelassen hatte.

Während der kurzen Zeit, in der Mike hastig duschte, saß Jo auf dem Bett und betrachtete die Wände und die Erinnerungsstücke aus seiner Vergangenheit. Sie hatte das Zimmer schon einmal gesehen, er hatte es ihr gezeigt – es war ein richtiges Jungenzimmer. Überall waren wahllos Siegeswimpel und Sporttrophäen verteilt, beherrschend aber waren die Kunstwerke von Aborigines, die er auf seinen Reisen durch das Outback gesammelt hatte. Speere und Woomeras, Äxte und Bumerangs, Holzschalen und Trinkutensilien standen in Ecken oder hingen an Haken. Er hatte oft und begeistert mit ihr über die Haltung der Aborigines zum Umweltschutz gesprochen. Er war ein großer Bewunderer der Einheimischen und ihres fürsorglichen Umgangs mit dem Land, das sie ernährte. Das Zimmer war wunderschön, dachte Jo – so bezeichnend für Mike und alles, woran er glaubte.

Sie liebten sich verstohlen, lauschten wachsam auf jedes Geräusch. Doch für Jo war es nicht flüchtig. In ihrer Heimlichkeit lag etwas Zärtliches, als drückten sie etwas Besonderes aus, wenn sie sich selbst derart zurückhielten.

Danach küsste Mike sie sehr sanft.

»Du bist schön, Jo«, sagte er.

Dasselbe hatte er gelegentlich schon einmal geäußert. Deutlicher hatte er ihr noch nie gesagt, dass er sie liebte.

»Du auch«, flüsterte sie.

Ihre Bemerkung war nicht oberflächlich, ebenso wenig wie seine Worte, das wusste sie, doch sie folgte stets seinem Ton und sagte ihm deshalb nie, dass sie ihn liebte, denn sie war sich sicher, dass er das nicht hören

wollte.

Sie zogen sich an und schlichen aus Mikes Schlafzimmertür, die auf die Seitenveranda führte, nicht auf den Balkon. Dann gingen sie durch die Haustür hinein. Jo lächelte gequält vor sich hin – Mike hatte die ideale Bude für unerlaubte Tändeleien, dachte sie.

Maggie setzte in der Küche Tee auf, und sie gesellten sich zu ihr. Kurz darauf kam Jim, und Jools tauchte frisch aus der Dusche auf. Dann gingen sie zusammen auf den Balkon, um den Sonnenuntergang zu beobachten.

Als das Rosarot und Orange am Himmel verblasste, verabschiedete sich Jo. Maggie versuchte sie zu überreden, doch noch zum Abendessen zu bleiben.

»Ich hatte an Omeletts gedacht«, sagte sie. »Kein Truthahn mehr, versprochen.«

Doch Jo wollte ihre Gastfreundschaft nicht überstrapazieren.

»Vielen Dank«, sagte sie, »es war ein perfekter Weihnachtstag.«

Das war es, dachte sie. Den ganzen Tag über waren ihr Erinnerungen an Weihnachtstage ihrer Kindheit in Manjimup in den Sinn gekommen.

Darren, der sie in ihrem neuen Partykleid streichelte. »So ein hübsches Mädchen!« Dann, als sie Teenager war, das spröde Verhalten ihrer Mutter, die vergeblichen Versuche, eine festliche Atmosphäre zu schaffen. Oh, wie sie Mike um seine Familie beneidete.

Sie wollten nichts davon wissen, als sie sagte, sie wolle sich ein Taxi rufen.

»Nein, nein«, beharrte Jim. »Mike kann den Wagen haben, er bringt dich nach Hause.«

»Nein, das mache ich nicht«, sagte Mike, und sein Vater schaute ihn schief an. »Jo zieht das Motorrad vor, Dad.«

»Oh. Schon gut.«

Es war dunkel, als sie vor der Wohnung in Kingsway vorfuhren.

»Komm nicht mit rein, Mike«, sagte sie, als sie die Tür öffnete.

»Warum nicht?« Er war überrascht. Er hatte sich darauf gefreut, dass sie noch einmal miteinander schlafen würden.

»Fahr nach Hause.«

Er sah aus wie ein verwirrter Welp, der mit dem Befehl nichts anzufangen wusste, und sie lachte, denn ihr wurde klar, dass sie sich

angehört hatte wie ein Hundetrainer.

»Maggie macht Omeletts«, sagte sie.

»Scheiß auf die Omeletts.«

»Fahr nach Hause zu deiner Familie, Mike.« Sie küsste ihn. »Ich hatte einen wunderschönen Tag, und ich bin müde.«

Er ging und versprach, sie am nächsten Morgen um elf abzuholen. Der zweite Weihnachtstag am Strand war obligatorisch, und sie trafen sich mit einer Gruppe von Freunden im OBH zum Mittagessen.

Mike dachte kurz über den Korb nach, den sie ihm verpasst hatte, als er Gas gab und davonbrauste. Warum hatte Jo nicht mit ihm schlafen wollen? Sie hatte eine gesunde Libido, und sie hatte ihn noch nie abgewiesen. Andererseits konnte Jo bisweilen ziemlich launisch sein. Er respektierte das, und er mochte ihre Unberechenbarkeit, die wahrscheinlich der Grund dafür war, dass er sich nicht für andere Frauen interessiert hatte, seitdem sie zusammen waren. Andere Frauen hätten allerdings auch seine Arbeit und deren Stellenwert für ihn nicht verstanden. Aber Jo. Er hatte noch nie jemanden wie Jo kennengelernt, und sie war wirklich einmalig, dachte er.

»Ich glaube, ich fahre für die letzten zwei Ferienwochen nach Manjimup«, sagte Jo sechs Wochen später. »Mum und Darren sind aus Neuseeland zurück.«

»Oh.« Mike wunderte sich flüchtig, was sie zu ihrer Entscheidung gebracht hatte, fragte aber nicht weiter nach. Seit dem Abend, an dem sie ihm von ihrem Stiefvater erzählt hatte, wurde ihre Familie nicht mehr erwähnt, und er drängte sie nie nach Einzelheiten. »Klar«, sagte er.

»Wie bist du mit Ray George zurechtgekommen?«, fragte sie und wechselte das Thema, als sie die Kaffeetassen an den Küchentisch brachte und sich neben ihn setzte.

Mike war zu ihr in die Wohnung gekommen, nachdem er einen weiteren Tag mit einem seiner Supervisoren, Dr. Ray George, verbracht hatte, dem Konservator für Krustentiere am Museum von Westaustralien. Er hatte den größten Teil seiner Ferien mit Arbeit verbracht – Jo hatte ihn die ganze letzte Woche nicht gesehen.

»Toll!«, antwortete er und stürzte sich in einen ausführlichen Bericht über ihre Forschung und deren Fortschritte, was Jo für gewöhnlich

interessant fand. Heute jedoch war sie mit den Gedanken woanders.

»Er hat gefragt, ob ich mich nächstes Jahr gern einem Team im Norden anschließen würde ...«

Plötzlich war ihre Aufmerksamkeit geweckt. »Ein Team im Norden?«

»Ja«, fuhr er begeistert fort. »Eine Gruppe aus Mitarbeitern des Museums wird nach Pilbara geschickt. Sie werden das Dampier-Archipel ökologisch kartographieren, und Ray George hat gefragt, ob ich Lust hätte, sie zu begleiten.«

»Und was hast du gesagt?« Sie versuchte, beiläufig zu klingen.

»Herrje, Jo, was *sollte* ich schon sagen?« Mike lachte. In seiner Begeisterung entging ihm der Ausdruck auf ihrem Gesicht und die Tatsache, dass sie anscheinend die Luft anhielt. »Ihr Interesse an mir, obwohl ich noch ein ganzes Jahr an meiner Doktorarbeit vor mir habe, ist ein riesiges Kompliment!«

»Ja, klar.«

Gut, mehr brauchte er wohl nicht zu sagen, dachte sie. Wenigstens konnte sie jetzt aufhören, sich mit einer Entscheidung zu quälen. Ohne es zu wissen, hatte er für sie entschieden. Sie konnte nur einen Weg gehen, und das flößte ihr Angst ein.

»Wie aufregend, Mike. Das freut mich für dich.« Sie gab ihm einen leichten Kuss auf die Wange, stand auf und ging in die Speisekammer. Sie musste ein wenig Abstand nehmen. »Hast du Hunger?«, fragte sie und machte eine Schranktür auf. »Soll ich uns etwas zu essen machen?« Er spürte ihre Unruhe nicht. »Noch nicht. Wie wär's, wenn du deine Badesachen schnappst und wir nach North Cott düsen?«

»Tolle Idee. Bin gleich da.«

Sie verschwand im Schlafzimmer, wo sie sich einen Augenblick mit wild klopfendem Herzen hinsetzte und ihre Gedanken ordnete. Dann tauchte sie mit strahlendem Lächeln wieder auf.

»Fertig«, sagte sie, Handtuch und Badeanzug als Rolle unter einen Arm gesteckt.

Am selben Abend, nachdem sie sich lange und zärtlich geliebt hatten, sagte sie ihm, sie habe beschlossen, am folgenden Tag nach Manjimup zu fahren.

»Morgen?«, fragte er. »Ich dachte, nächste Woche, hast du gesagt.«

»Je früher ich es hinter mich bringe, desto besser.«

»Stimmt.« Er war verstört, das alles kam ihm ziemlich plötzlich. »Ich fahre dich zum Zug.«

»Nein, Kathy fährt mich hin.« Sie schmiegte sich an ihn und fuhr mit der Hand über seine Brust. »Ich würde mich lieber hier verabschieden, so.« Er drehte sich zu ihr um, doch in der Dunkelheit des Schlafzimmers konnte er ihren Gesichtsausdruck nicht erkennen. Sie war den ganzen Abend schon in einer eigenartigen Stimmung gewesen, wurde ihm klar – irgendwie verhalten. Er hoffte, dass alles in Ordnung war. Doch Jo war Jo – sie hätte ihm gesagt, wenn sie etwas gestört hätte. Wahrscheinlich lag es nur an der bevorstehenden Fahrt nach Manjimup.

Er küsste sie. »Du wirst mir fehlen«, sagte er.

»Du mir auch.«

Das neue Semester begann Ende Februar, und Mike war beunruhigt. Jo hatte ihm nicht Bescheid gegeben, wann sie wieder nach Perth kommen würde, und auf dem Campus war sie nicht zu sehen. Sie muss noch in Manjimup sein, dachte er. Vielleicht ist etwas passiert, weshalb sie da unten bleibt, vielleicht war ihre Mutter krank. Doch dann hätte sie ihn doch angerufen.

Am Samstagmorgen schaute er in ihrer Wohnung vorbei, denn er wusste, dass Kathy da sein würde.

»Hi, Mike.«

Kathy war nicht überrascht, ihn zu sehen. Sie hatte damit gerechnet, dass er vorbeikommen würde.

»Wo ist Jo?«, fragte er. »Sie hat mich nicht angerufen. Ist sie noch in Manjimup?«

»Nein, sie ist in Sydney.«

»Sydney?« Er war verwirrt. »Was macht sie in Sydney?«

»Keine Ahnung.«

»Wie lange bleibt sie denn da?« Er war vollkommen durcheinander – warum um alles in der Welt hatte sie ihm nichts gesagt? »Wann kommt sie zurück?«

»Gar nicht.«

»Was soll das heißen?«

»Genau das. Sie hat ihr Studium abgebrochen, ist nach Sydney gegangen

und kommt nicht wieder.«

»Sie hat ihr Studium abgebrochen!« Er wiederholte begriffsstutzig ihre Worte, konnte es aber einfach nicht glauben. »Warum? Und wieso hat sie mir nichts gesagt?«

»Ich glaube, es ist ihre Art, etwas zu beenden.«

Er starrte sie verständnislos an.

»Es ist vorbei, Mike.«

»Warum? Warum ist es vorbei?«

»Ich weiß nicht, sie hat nichts gesagt.«

»Wo ist sie? Hast du ihre Telefonnummer?«

»Auch die hat sie mir nicht genannt. Aber sie hat einen Brief für dich dagelassen. Moment.«

Kathy verschwand und kam kurz darauf mit einem Umschlag zurück. Sie reichte ihn ihm und ging davon aus, dass er gehen würde, damit er den Inhalt allein lesen konnte. Doch das war nicht der Fall.

Mike riss den Umschlag auf, überflog die Notiz und nahm Jos Worte kaum auf, während er nach einer Telefonnummer oder einer Adresse suchte. Aber er fand nichts. Allmählich packte ihn die Verzweiflung.

»Sie muss doch eine Anschrift hinterlassen haben. Wie kann ich sie erreichen?«

»Das geht nicht. Tut mir leid, Mike.« Kathy sah die Ungläubigkeit in seinen Augen. »Ehrlich, ich habe keine Verbindungsmöglichkeit zu ihr. Sie hat mir nichts hiergelassen.«

Er wirkte derart zerschmettert, dass er ihr schon leidtat.

»Vielleicht wusste sie nicht, wo sie bleiben würde«, sagte sie. »Kann sein, dass sie sich meldet, wenn sie irgendwo untergekommen ist.«

Das würde sie nicht, dachte Kathy. Ihr fiel der Wortwechsel ein, der stattgefunden hatte, als sie Jo vor drei Wochen zum Bahnhof gebracht hatte.

»Ich komme nicht zurück, Kath«, hatte Jo gesagt, als sie ihren Koffer aus dem Kofferraum geholt hatte. »Ich Sorge dafür, dass meine Sachen aus Manjimup geholt werden, und dann breche ich nach Sydney auf.« Sie hatte Kathy zwei Umschläge gegeben. »In dem einen ist eine Monatsmiete. Und eine Notiz für Mike in dem anderen.«

»Warum?« Auch Kathy war entgeistert gewesen. »Warum gehst du weg?«



»Ich muss mich von ihm distanzieren, und das kann ich in Perth nicht.«

»Was stimmt denn nicht? Was ist zwischen euch vorgefallen?«

»Nichts – das ist es. Ich gehöre nicht zu seinem Leben. Heb die Notiz für mich auf«, wies sie Kathy an. »Wenn er in die Wohnung kommt, und das wird er in ein paar Wochen, wenn die Ferien vorbei sind und ich nicht an der Uni bin, das weiß ich, dann gib sie ihm. Vorher nicht.« Dann fiel ihre forschende Art in sich zusammen. Ihr Lächeln war unsicher. Kleinlaut fügte sie hinzu: »Tut mir leid, wenn ich dir das aufbürde. Ich weiß, es sieht feige aus, aber ich bin zu dem Schluss gekommen, dass es anders nicht geht.«

Sie hatte Kathy auf die Wange geküsst und ihren Koffer in die Hand genommen. »Vielen Dank für alles. Mach's gut, Kathy.« Ohne einen Blick zurück war sie in den Bahnhof gegangen und hatte Kathy völlig konsterniert stehen lassen. Jo Whiteley war schon immer eine entschlossene Person gewesen, eine Frau, die nicht viele Worte machte, doch das war der Gipfel.

»Tut mir wirklich leid, dass ich dir nicht weiterhelfen kann, Mike«, sagte Kathy jetzt, und sie meinte es ernst. Sie war momentan nicht besonders gut auf Männer zu sprechen, da ihr Freund zwei Monate zuvor mit ihr Schluss gemacht hatte, und was immer in der Beziehung zwischen Mike und Jo schiefgelaufen sein mochte, sie hatte zunächst auf Jos Seite gestanden. Nun allerdings, als sie Mike ansah, der völlig erschlagen war, tat er ihr unwillkürlich leid.

»Jo war immer ein bisschen rätselhaft, Mike«, sagte sie. »Und jetzt hat sie beschlossen, zu verschwinden. Es ist komisch, ich weiß, aber so will sie es.«

Mike war an Kathys Meinung oder an ihrem Mitgefühl nicht interessiert.

»Hast du die Telefonnummer ihrer Mutter in Manjimup?« Warum war ihm nie in den Sinn gekommen, Jo danach zu fragen, wunderte er sich.

»Nein, tut mir leid. Sie hat nie über ihre Familie gesprochen, und sie hat sich nie gemeldet, wenn sie nach Hause ging. Eigenartig, findest du nicht ...?«

Doch Kathys Worte blieben unbeachtet. Er ging, ohne sich zu verabschieden.

Mike las Jos kurze Notiz immer wieder, hörte ihre Stimme, fand aber keine zufriedenstellende Erklärung in ihren Worten.

*Verzeih mir, Liebling, dass ich mich nicht verabschiede. Es wird feige aussehen, und genau das ist es auch. Ich habe einfach nicht den Mut, dir gegenüberzutreten.*

*Du hast immer klar gesagt, dass deine Arbeit vorrangig ist, Mike, und ich habe deine Ehrlichkeit respektiert. Aber mir ist klargeworden, als du von deiner Fahrt in die Pilbara-Region sprachst, dass es für mich in deiner Zukunft keinen Platz geben wird. Du musst frei sein. Ich habe es wahrscheinlich schon eine Zeit lang gewusst und mich der Wahrheit gegenüber blind gestellt, aber das ist jetzt vorbei. Mir wird klar, dass auch ich meine Freiheit brauche. Ich habe eine eigene Zukunft, die ich in Angriff nehmen will.*

*Was wir miteinander gehabt haben, Mike, hege ich für immer im Herzen. Ich wünsche dir viel Glück bei der außergewöhnlichen Laufbahn, die du zu Recht verdienst.*

*Ich liebe dich. So, nun habe ich es gesagt.*

*Jo.*

Beim ersten Durchlesen war Mike entsetzt über die schreckliche Endgültigkeit der Notiz. Es konnte doch nicht vorbei sein. Nicht so. Doch je öfter er die Zeilen las, desto mehr ärgerten sie ihn. Wie konnte sie es wagen, ihm nicht das Recht einer Antwort einzuräumen? Und warum sollte sein Gerede über Pilbara so ein Katalysator gewesen sein? Das war eine verdamnte Forschungsreise, um Himmels willen, er verschwand nicht vom Erdboden.

Die Flammen seiner Wut wurden von einer tiefen Sorge genährt. Er konnte Jo nicht verlieren. Er durfte nicht. Er liebte sie. Allerdings hatte er ihr das nie gesagt. Was war der Grund dafür, dass sie ihn verlassen hatte? Unmöglich! Sie wusste, dass er sie liebte. Natürlich wusste sie es! Aus Sorge wurde Verzweiflung, Verzweiflung verwandelte sich in Panik, während der Sonntag ins Land zog. Am Montag stellte er Nachforschungen an der Universität an. Ja, Johanna Whitely hatte sich von ihrem Kurs abgemeldet. Sie hatte einfach abgebrochen. Alle standen

vor einem Rätsel – sie war so eine gute Studentin gewesen. Er erkundigte sich bei ihren Freundinnen, doch die waren ähnlich verblüfft. Er würde es in Manjimup versuchen, entschied er – ihre Mutter würde wissen, wo sie war. Aber Herr im Himmel, dachte er außer sich, er kannte nicht einmal den Namen ihrer Mutter. Der Stiefvater hieß Darren. Darren, und wie weiter, verdammt? Er zermartete sich das Hirn, dachte an ihr Gespräch an dem Abend, als er aus dem Krankenhaus gekommen war. Sie war voller Selbsthass gewesen, als sie ihm erzählt hatte, dass der Mann, den sie verabscheute, ihr das Studium bezahlte. Was hatte sie gesagt? *Darren kann es sich leisten – er ist wohlhabend.* Das war es, fiel ihm ein, Darren war Geschäftsführer von Bunnings Timber Mills. Er rief bei Bunnings in Manjimup an und fragte nach dem Geschäftsführer Darren. »Es handelt sich um etwas Persönliches«, sagte er zur Sekretärin. Sie stellte ihn durch.

»Darren Collins hier, hallo«, meldete sich eine männliche Stimme.

»Mr. Collins, ich bin ein Freund von Jo, ich besuche mit ihr zusammen die Uni. Mein Name ist Mike McAllister.«

»Ach ja?«

Der desinteressierte Ton des Mannes machte deutlich, dass er den Namen nie gehört hatte. Also hat Jo mich nie erwähnt, dachte Mike.

»Ich bin auf der Suche nach einer Adresse oder Telefonnummer, unter der sie zu erreichen ist.«

»Sie ist nach Sydney gegangen.«

»Ja, das weiß ich. Aber sie hat anscheinend keinerlei Kontaktmöglichkeit bei ihrer Mitbewohnerin hier in Perth hinterlassen, und ich habe mich gefragt, ob ...«

»Nein, tut mir leid, da kann ich Ihnen auch nicht weiterhelfen.«

Kann nicht oder will nicht, dachte Mike.

»Mr. Collins, ich bin ein sehr guter Freund von Jo, und ich wäre wirklich ...«

Die gereizte Stimme schnitt ihm das Wort ab. »Ganz offen ... hm ... Verzeihung, wie heißen Sie noch?«

»Mike. Mike McAllister.«

»Ja, Mike. Nun, um ehrlich zu sein, hat Johanna *uns* noch nicht über ihren genauen Aufenthaltsort in Kenntnis gesetzt. Sie bereitet ihrer Mutter große Sorgen. Sie ist ein halsstarriges Mädchen, das nur seinen

eigenen Neigungen folgt, und ich bin sicher, wenn sie will, dass Sie erfahren, wo sie zu finden ist, wird sie Ihnen Bescheid geben.«

»Wenn ich vielleicht mit ihrer Mutter sprechen dürfte ...«

»Das dürfen Sie auf gar keinen Fall.«

Der Mann würde jede Minute auflegen. Verzweifelt fragte Mike:

»Wissen Sie, warum sie das Studium abgebrochen hat und nach Sydney gegangen ist?«

»Ich habe nicht die leiseste Ahnung, mein Junge«, sagte Darren und ließ die höfliche Fassade fallen. »Und es ist mir auch egal.« Dann legte er auf.

Johanna hatte sich allem Anschein nach in Luft aufgelöst. Mike kannte niemanden mehr, an den er sich wenden konnte.

Baxter starb Ende April, zwei Monate vor seinem sechzehnten Geburtstag. Es war ein friedlicher Tod. Mike fand das Tier in den frühen Morgenstunden, zusammengerollt auf der alten grauen Militärwolldecke, die ihm in der Waschküche als Bett diente. Er hatte im Schlaf einen Herzinfarkt erlitten.

Mike rief Jools am Abend in Melbourne an. Sie war tief betroffen, wie er vorausgesehen hatte.

»Oh ...« Er vernahm ein rasches Einatmen und spürte, wie sich sogleich Tränen sammelten. »O nein, nicht Bax ...« Sie versuchte sich zu beherrschen, aber ohne Erfolg. »Oh ... oh ... der arme alte Bax ...« Dann brach sie vollends zusammen. »Wann ist es passiert?«, fragte sie schluchzend.

»Das weiß ich nicht. Irgendwann in der Nacht, vermute ich. Ich habe ihn heute Morgen gefunden.«

»Heute Morgen!« Sie schluckte überrascht, und das Schluchzen hörte auf. »Warum hast du mich nicht früher angerufen?«

»Du lässt dich nicht gern bei der Arbeit anrufen. Du hast gesagt, sie können nicht mal Anrufe durchstellen, wenn du im Studio bist.«

»Oh, um Himmels willen, Mike! Das ist doch kein Anruf aus *geselligem* Anlass! Du hättest eine Nachricht in der Zentrale hinterlassen können! Ich hätte dich zurückrufen können!« Wieder setzte Schluchzen ein. »Hier geht es doch um Familie ... um Baxter ...«

»Das ist ein *Hund*!«

Pause – dann eine Reihe kleiner Japser, während aus dem Schluchzen Schniefen wurde, schließlich Jools ungläubige Stimme am Ende der Leitung.

»Wie kannst du so etwas sagen? Baxter ist unsere Vergangenheit. Er ist unsere Kindheit. Wir sind zusammen aufgewachsen. Wie kannst du sagen, er ist nur ein Hund?« Die Stimme drohte ihr erneut zu versagen.

»Baxter war mehr, er war viel, viel mehr.«

»Ich habe nicht gesagt, dass er *nur* ein Hund war«, erwiderte Mike geduldig. »Er war ein guter Kamerad, da gebe ich dir recht.« Jools Reaktion war wohl verständlich – sie hatte das Tier seit ihrem fünften Lebensjahr gekannt –, aber ihre übertriebenen Emotionen waren albern.

»Tatsache ist, Jools, dass er ein Hund *war*, und er hat fast sechzehn Jahre auf dem Buckel gehabt, nach menschlichen Verhältnissen fast hundert Jahre, was ein verdammt langes, ausgefülltes Leben ist, und er ist im Schlaf verstorben, wahrscheinlich ohne Schmerzen, daher glaube ich nicht, dass viel Grund zur Trauer besteht.«

Ein leichter Schluckauf war zu hören, als Jools sich wieder unter Kontrolle hatte, dann die schüchterne Frage: »Hat er friedlich ausgesehen, als du ihn gefunden hast?«

»Sehr. Ich dachte, er schlief. Man konnte ihm nicht ansehen, dass er tot war.«

»Als du es gemerkt hast, hast du da geweint?« Eine kurze Pause. »Ich wette, du hast geweint. Sogar du, Mike. Komm schon, gib es zu. Ich wette, du hast geweint.«

»Nö.« Tatsächlich hatte ihm eine Träne im Auge gestanden, als er den alten Hund zum Abschied getätschelt hatte, doch das würde er Jools gegenüber nicht zugeben – er spürte förmlich, dass sie sich wieder hineinsteigerte. »Ich habe mich für ihn gefreut«, sagte er. Das entsprach der Wahrheit.

Mikes Pragmatismus und sein gesunder Menschenverstand hatten Jools instinktives Bedürfnis nach einem Drama erfolgreich abgewürgt.

»Mein Gott, du bist ein kalter Fisch«, sagte sie nicht ohne Zuneigung.

»Das ist das Dümme, was man sagen kann.«

»Wieso?«, wollte sie wissen.

»Bist du je einem *warmen* Fisch begegnet?«

Er vernahm ein Schniefen, das auch eine Art Lachen hätte sein können, und dann fragte sie: »Wo ist er jetzt?«

»Dad und ich haben ihn unten an den Weinstöcken begraben.«

»Oh.«

Ob sie wohl wieder loslegen würde, fragte er sich. Doch das war nicht der Fall.

»Ein richtiges Grab?«, fragte sie. »Mit Grabstein?«

»Nein.« Das war ihm nicht in den Sinn gekommen.

»Tja, ich glaube, das ist das wenigste, was ihr für Baxter tun könnt«, sagte sie gebieterisch. »Das hat er verdient, nach allem, was er der Familie bedeutet hat.«

Mike antwortete nicht sofort. Sich so melodramatisch aufzuführen, war

typisch für sie, dachte er.

»Bitte, Mike.« Jools klang nicht mehr gebieterisch; sie hörte sich an wie ein verletzliches Kind. »Bitte, machst du ihm ein richtiges Grab? Tust du das für ihn?«

»Nein, ich will es nicht für Baxter tun – dem ist das scheißegal. Aber ich tu es für dich, wenn du willst.«

»Versprichst du mir das?« Sie begann wieder zu schniefen.

»Ja, versprochen.«

Das Schniefen wurde lauter. Sie wusste, er würde sein Versprechen halten – das tat Mike immer.

»Ich könnte es dir im nächsten Monat zum Geburtstag schenken«, schlug er vor. »Auf dem Grabstein könnte stehen *Alles Gute zum einundzwanzigsten Geburtstag, Jools. In Liebe, Baxter*. Was hältst du davon?«

»Wag es bloß nicht, Blödmann.«

Als Jools den Hörer auflegte, staunte sie über den Unterschied zwischen ihnen beiden. Sie und ihr Bruder waren wie Tag und Nacht.

Jools hatte ihre Art, mit allem umzugehen, immer für viel gesünder gehalten. Bestimmt war es besser, seine Gefühle offen zu zeigen, statt sie für sich zu behalten, so wie er. Neuerdings jedoch war sie zu dem Schluss gekommen, dass Mike seine Gefühle nicht in sich hineinfraß, er schaltete sie einfach aus. Das war sicherlich der Fall gewesen, als sie ihn angerufen hatte, um ihm zu sagen, wie traurig sie darüber war, dass Jo einfach verschwunden war.

»Eigentlich ist es ganz gut, dass sie fort ist«, hatte er gesagt. »Ich gehe nächstes Jahr in den Norden. Ich kann es mir nicht leisten, mich emotional anzubinden.«

Sosehr sie auch davon überzeugt war, dass ihr Bruder alle möglichen inneren Qualen litt, hatte Jools seine Reaktion als ziemlich schockierend empfunden.

Und jetzt rief Baxters Tod dieselbe Reaktion hervor, dachte sie und setzte sich mit einer Schachtel Einwegtücher hin, bereit, sich die Augen auszuheulen. Baxter war, ebenso wie Johanna, zu einer Episode geworden, die der Vergangenheit angehörte. Mike hatte sich weiterbewegt. Anscheinend blickte ihr Bruder nicht zurück, dachte Jools. Die Straße führte für Mike nur in eine Richtung, nämlich nach vorn. Es

musste eine gerade, sehr einsame Straße sein.

An einem Samstagnachmittag schaute Mike bei Muzza vorbei. Spud war auf der Rennbahn. Mike kam nur selten allein zu Besuch – für gewöhnlich gingen er und Spud an einem Sonntag hin –, doch er hatte das Gefühl, dass sie Muzza in der letzten Zeit vernachlässigt hatten. Pembo war seit einem Monat nicht mehr in der Stadt gewesen, Spud hatte besonders viel zu tun gehabt, sogar an Sonntagen, und Mike bekam allmählich ein schlechtes Gewissen.

Muzza war jetzt seit fünf Monaten aus dem Krankenhaus, doch er wohnte nicht mehr bei seiner Familie. Er hatte ein kleines Haus in Shenton Park gekauft und zog Anfang Januar dort ein, denn er wollte seinen Eltern und jüngeren Geschwistern nicht zur Last fallen.

»Mum und Dad sind froh, dass sie mich los sind«, hatte er damals zu seinen Freunden gesagt.

Seine Eltern waren alles andere als froh darüber gewesen, doch da sie das dringende Bedürfnis ihres Sohnes nach Unabhängigkeit erkannten, hatten sie die Hälfte der Summe für das kleine Schindelhaus aufgebracht – Muzzas Kriegsopferrente deckte die weitere Abzahlung – und für die Umbauten, die erforderlich waren, damit er überall mit dem Rollstuhl Zugang hatte. Das war großzügig von ihnen, da sie nicht besonders wohlhabend waren, doch sie hätten sich für ihren Sohn in Schulden gestürzt, wenn es nötig gewesen wäre. Sie hatten Muzza sogar einen Wagen mit Automatikgetriebe gekauft, der eine besonders modifizierte Handbremse hatte, und der Schalensitz für den Beifahrer war entfernt worden, um Platz für seinen zusammenklappbaren Rollstuhl zu schaffen.

Muzza hatte sich unglaublich verändert. Der milchgesichtige Junge, der es allen recht machen wollte, war verschwunden. Er war Kettenraucher und Schluckspecht, stellten seine Freunde fest, und aus seinem gelegentlich weggetretenen Zustand schlossen sie, dass er ohne Maß die verschriebenen Schmerzmittel nahm. Er war knapp einundzwanzig, doch mit seinem Stoppelbart und den zu einem Pferdeschwanz zurückgekämmten, ungewaschenen Haaren sah er fünfzehn Jahre älter aus. Anfangs hatten sie versucht, ihn mit seinen Haaren aufzuziehen. »Zeit für einen Haarschnitt, Muz«, sagte Ian, und Mike fügte hinzu: »Ja,



Kumpel, du siehst wie ein Hippie aus.« Die drei hatten sich über die Hippiefraktion an der Uni immer lustig gemacht. Doch Muzza zuckte dann nur mit den Schultern und sagte: »Wen kümmert es?« Dann kippte er noch einen Schluck Corio-Whisky hinunter. Alle drei fanden ihren alten Kumpel neuerdings anstrengend.

Jetzt, als Mike mit seinem Motorrad vor dem Haus in Shenton Park anhielt, sah er Muzza in seinem Wagen in der Einfahrt. Er hievte seinen klappbaren Rollstuhl aus der geöffneten Beifahrertür. Mike sah zu, wie Muzza sich vom Fahrersitz hinüberzog, den Stuhl aufstellte und sich hineinlavierte. So mühsam es auch war, Muzza war sehr geübt darin, und Mike hütete sich, Hilfe anzubieten.

»Tag, Muz«, sagte er und ging die Einfahrt hinauf. Muzza hob etwas aus dem Wagen in seinen Schoß – zwei Flaschen Corio, stellte Mike fest, und etwas in einem weißen Apothekenbeutel. Er hatte sich Vorräte angelegt.

»Tag, Kumpel.« Muzza schlug die Wagentür zu, schwenkte mit dem Rollstuhl herum und fuhr auf die Rampe zu, die zur kleinen vorderen Veranda hinaufführte. »Komm rein.«

Die Rampe war steil, doch Muzza sauste hinauf und hatte die Haustür schon offen, bevor Mike neben ihn trat. Sein Oberkörper war stark und gut durchtrainiert, und in seinem wütenden Bestreben nach Unabhängigkeit gehörte der Rollstuhl inzwischen zu ihm. Sosehr er sich selbst auch als nutzlosen Krüppel bezeichnete, brauchte Muzza keine Hilfe. Jedenfalls nicht im physischen Sinn.

»Ach nee, ein einsamer barmherziger Samariter«, spottete er, rollte sich durch den offenen Rundbogen in die Küche und ließ die Flaschen und Tabletten auf den Tisch fallen, während Mike die Haustür schloss. »Ich dachte, ihr Typen hättet gern zu mehreren Mitleid.«

Mike war sprachlos. Das war ziemlich hart, selbst aus Muzzas Mund, dachte er. Vom Türbogen aus sah er zu, wie Muzza, dem die Anstößigkeit seiner Bemerkung offenbar entgangen war, zwei Gläser aus dem Schrank holte.

»Ich kann ja gehen, wenn du willst«, sagte Mike.

»Hä?« Muzza drehte sich verwirrt um. »Wieso?«

»Na ja, du hast genug Mitleid mit dir selbst, oder? Meins brauchst du wohl kaum.«

»Oh.« Muzza merkte, wie kränkend seine Worte gewesen waren, und ausgerechnet gegenüber Mike. Er hatte einen Scherz machen wollen, doch es war überhaupt nicht als solcher angekommen. Er freute sich wirklich, Mike zu sehen, doch er hatte sich angewöhnt, den Abgehärteten zu geben, als könnte er das Mitleid anderer abwehren, wenn er es vorausahnte. »Es sollte ein Scherz sein«, sagte er kleinlaut. »Tut mir leid.«

Sie sprachen länger als zwei Stunden miteinander. Vielleicht, um seine Entgleisung wiedergutzumachen, oder aber, weil er sich mit Mike allein sicherer fühlte, ließ Muzza seine harte Schale und die Selbstverachtung nach und nach fallen.

»Ich habe keinem verdammt Ziel gedient, das ist das Problem. Ich habe in Vietnam nichts *getan* – hab mich nur in die Luft jagen lassen und bin auf dem Rücken gelandet. Was hat das für einen Sinn?«

Er zog heftig an seiner Zigarette und lachte freudlos auf. »Wenn ich die Gewalt über meine Beine vielleicht bei einer Heldentat verloren hätte, könnte ich besser damit umgehen.« Er schenkte sich ordentlich nach.

»Vielleicht auch nicht. Scheiße, vielleicht suche ich nur nach einer Ausrede, um zu jammern.«

»Das glaube ich nicht.« Gut, dass er alles mal herausließ, dachte Mike. Muzza trank einen Schluck und beugte sich vor, Ellbogen auf dem Tisch, die Augen durchdringend auf Mike gerichtet. »Das Leben muss ein Ziel haben – das hast du selbst auf den Abrolhos gesagt, weißt du noch?«

Mike nickte matt. Er konnte sich noch gut an die Unterhaltung erinnern. Er hatte sich über die Umwelt ausgelassen, dass er in seiner Forschung einen Sinn sehe. *Das Leben muss ein Ziel haben, Muz*, hatte er gesagt, *warum sonst sollte man es leben?* Muzza hatte ihm lebhaft zugestimmt, und Mike hatte damals vermutet, er beziehe sich auf sein

Medizinstudium. Doch Muz hatte bereits beschlossen, dass er seine Einberufung nicht verweigern würde, dachte Mike nun, daher hatte die Zielstrebigkeit, die er gespürt hatte, wohl seinem Wehrdienst gegolten.

Mike fragte sich, ob er, wenn er es damals gewusst hätte, Muzza von seiner Entscheidung hätte abbringen können. Er war sich stets bewusst gewesen, dass Muz zu ihm wie zu einem Helden aufschaute, daher war es gut möglich, dachte er. Plötzlich überkamen ihn Gewissensbisse.

Warum um Himmels willen hatte Muzza nichts gesagt?

»Du hast ja ganz bestimmt ein Ziel«, fuhr Muzza fort, ohne sich des inneren Aufruhrs seines Freundes bewusst zu sein. Dann lachte er, diesmal ohne Zynismus. »Ich bin mir bei Pembo und Spud nicht so sicher, aber Geld spricht auf jeden Fall für sich. Vielleicht tun sie in ihrem Leben noch was Wertvolles, wenn sie erst ihre Millionen gemacht haben.«

Das Lächeln verblasste schnell. Er kippte den Whisky in einem Schluck herunter, zündete sich die nächste Zigarette an und lehnte sich wieder über den Tisch. »Aber ich, Mike – wo ist mein Ziel?«

Mike hielt die Unterhaltung zwar für heilsam und diente gern als Publikum, hatte aber Angst, einen Kommentar abzugeben. Wenn er nun etwas Falsches sagte? Er hüllte sich in Schweigen.

»Komm schon, Kumpel.« Muzza stachelte ihn an, während er sein Glas erneut füllte. »Wo ist es? Was ist es?« Die Fragen waren rhetorisch – er wusste, dass niemand eine Antwort darauf hatte, doch nachdem er seine Schranken endlich hatte fallen lassen, wollte er nicht aufhören. »Komm schon. Gib mir ein Ziel.«

»Das kann ich nicht. Du musst es selbst finden.« Mike antwortete nur, weil er es für seine Pflicht hielt, doch sobald er die Worte ausgesprochen hatte, war es ihm ein Bedürfnis, fortzufahren. »Du hast beim letzten Mal einen Flop erlebt, aber du kannst nicht aufgeben, weil deine Rechnung nicht aufgegangen ist. Du musst nach etwas anderem suchen.«

Muzza starrte ihn ausdruckslos an. Er war nicht so betrunken oder high, um nicht zu erkennen, dass Mike es ernst meinte.

»Du hattest anfangs ein Ziel, Muz – du bist nicht wie Pembo oder Spud, das warst du nie. Die glauben, Geld sei der Schlüssel zu allem, aber das stimmt nicht.« Mike drückte sich im Stillen die Daumen in der Hoffnung, das er sich nicht etwas einfallen ließ, was Muzza als reine Platitude ansehen würde, oder, noch schlimmer, als Abspeisung.

»Herrgott, Kumpel, du bist erst seit fünf Monaten aus dem Krankenhaus, du musst dich noch umstellen. Denk mal an die positiven Seiten – du hast bereits deine Mobilität und deine Unabhängigkeit erreicht, das ist ein toller Anfang.«

Am liebsten hätte er gesagt: »Hör auf, dich zugrunde zu trinken und ein Junkie zu werden«, doch das wagte er nicht. Im Übrigen, was gab ihm das Recht dazu? Wäre er in Muzzas Lage gewesen, hätte er womöglich

dasselbe gemacht.

»Du musst dir Zeit lassen, aber du wirst etwas finden, das sich lohnt, das dir wirklich am Herzen liegt. Vielleicht willst du wieder an die Uni und dein Studium beenden, oder du findest etwas ganz anderes. Aber du kannst es schaffen, das weiß ich.«

Muzza starrte ihn noch eine Weile an. Der gute alte Mike mit seinen »positiven Seiten«, dachte er. Mike McAllister, sein Held, der sich so große Mühe gab, die Frage zu beantworten, auf die es keine Antwort gab, die man ihm gar nicht erst hätte stellen sollen. Herrgott, er mochte den Kerl. Muzza warf den Kopf in den Nacken und brach in schallendes Gelächter aus.

»So einfach ist das, was, Kumpel?«

Mike, der sich unter den durchdringenden Blicken gewunden hatte, war erleichtert, dass er ihn nicht gekränkt hatte.

»Ich weiß, dass es das nicht ist«, sagte er ein wenig beschämt. »Tut mir leid, das sollte nicht abgedroschen klingen.«

»Das hat es auch nicht.« Muzza kippte seinen Whisky hinunter und griff zur Flasche. »Das klang einfach nur nach dir.«

»Stimmt.« Mike wusste Muzzas Bemerkung nicht so recht einzuordnen, freute sich aber, dass sein Freund das Ganze mit Humor nahm. Er hielt ihm sein leeres Bierglas hin. »Kann ich jetzt auch was von der Jauche haben?«

»Klar.« Muzza goss ihnen einen ordentlichen Schluck ein. »Komm, wir besaufen uns.«

»Spud sagt, wenn Pembo kommt, wird Party gemacht, angefangen mit einem Zug durch die Gemeinde nächste Woche. Wir möchten, dass du mitkommst.«

»Party.« Muzza schnaubte verächtlich und zündete sich eine Zigarette an. »*Ich? Party?*« Der zynische Tonfall war wieder da.

»Ja. Warum nicht?«

»Zu Partys gehören *Frauen*, oder?«

»Nicht zu einem Zug durch die Gemeinde, Kumpel.« Scheiße, dachte Mike. Er hoffte, Muzza würde nicht aggressiv. Das passierte oft recht schnell ohne ersichtlichen Grund. »Wir hätten wirklich gern, dass du mitkommst, Muz. Wir vier, verstehst du – die alte Bande.«

»Nee, will euch nicht einengen. Herrgott, selbst der Casanova McAllister

hätte Schwierigkeiten, bei Frauen zu landen, wenn er einen Krüppel im Schlepptau hat.« Er zog an seiner Zigarette, und aus dem Lachen wurde ein Husten. »Ist mir allerdings unbegreiflich, warum du rumhuren willst, wenn du eine Frau wie Jo haben könntest«, sagte er missbilligend.

Mike seufzte aus vollem Herzen. »Ich könnte *keine Frau wie Jo* haben, Muz. Das war keine Frage der Wahl, und das weißt du. Sie hat mich sitzenlassen, falls du dich erinnerst.«

Er wollte nicht über Jo sprechen, erst recht nicht, solange Muz in diesem Zustand war. Tatsächlich war er nach Muzzas anfänglicher Reaktion beharrlich jeder Unterhaltung über das Thema aus dem Weg gegangen. Muzza war entsetzt gewesen, als er gehört hatte, dass Jo das Studium abgebrochen hatte und verschwunden war.

Mike war ein paar Tage nach Jos Verschwinden bei ihm gewesen, und Muzza hatte sich gefreut, dass er allein gekommen war. Wenn Mike mit Spud und Pembo zusammen war, plauderten sie über andere Kumpel und die Bande von der Uni – wer was machte, wer grüßen ließ –, und Muzza musste ein Interesse vortäuschen, das er nicht empfand, musste versuchen, »normal« zu reagieren, während er seinen Corio hinunterkippte. Da Mike allein war, könnten sie vielleicht das banale Geschwätz beiseitelassen.

Doch Mike hatte alles andere als Banalitäten im Sinn. »Weißt du, wo sie ist?«, hatte er gefragt.

»Wer?« Muzza war vollkommen verstört gewesen.

»Jo. Sie ist weg.«

Mike hatte seine letzten Hoffnungen auf Muzza gesetzt. Jo mochte Muzza. Sie hatte ihn regelmäßig besucht, als er im Krankenhaus lag, und war lieber allein gegangen als mit den Jungs. Er hatte gehofft, dass Muzza eine Antwort hätte. Offensichtlich war das nicht so.

»Sie hat die Uni geschmissen und ist nach Sydney gegangen.« Er hatte sich gar nicht erst die Mühe gemacht, sich in Zurückhaltung zu üben, es hatte wohl keinen Sinn. »Niemand weiß, wo zum Teufel sie steckt.« Muzzas Reaktion war außergewöhnlich gewesen. Er hatte Mike unumwunden angeklagt.

»Was hast du ihr getan?«

»Nichts, verdammt.« Mike war gekränkt. »Sie ist einfach gegangen, ohne ein Wort zu verlieren.«

»Und du bist ihr nicht nach? Du hast nichts *unternommen*?«

»Wie sollte ich? Sie hat keine Adresse hinterlassen, keine Telefonnummer, nichts. Niemand weiß, wo sie ist. Was *soll* ich denn machen, um Himmels willen?«

Muzza hatte ihn angefunkelt, eine Mischung aus Ungläubigkeit und Verurteilung, doch Mike hatte keine Lust, das Kreuzverhör fortzusetzen.

»Ich weiß nicht, *warum* sie gegangen ist, noch *wohin*, sie hat es mir nicht gesagt.«

Sein Tonfall hatte der Unterhaltung ein deutliches Ende gesetzt, und kurz darauf war er gegangen.

In den nachfolgenden Monaten blieb das Thema bei Mikes Besuchen tabu, besonders da Spud jedes Mal dabei war, doch Mike wusste, dass Muzza ihm die Schuld für Jos Verschwinden gab.

»Das ist das einzige Problem mit dir, Kumpel«, sagte Muzza jetzt und drückte seine Zigarette zwischen den Kippen im überlaufenden Aschenbecher aus. »Du kannst ein gefühlloser Schweinehund sein, wenn es um Frauen geht.«

Da haben wir's, dachte Mike, er hat darauf gebrannt, mir einen Spiegel vorzuhalten, und jetzt greift er an. Dennoch war es nur gut, dass Muzza über etwas anderes als über sich sprechen wollte. Für gewöhnlich war sein Selbsthass am schlimmsten, wenn die Wirkung der Pillen und des Alkohols einsetzte. Mike wappnete sich innerlich.

»Inwiefern gefühllos, Muz?«, fragte er beherrscht.

»Na ja, ich kann ums Verrecken nicht begreifen, wieso du wegen Jo nicht fix und fertig bist. Scheiße, ihr beide wart zusammen – wie lange? Gut ein Jahr – eher anderthalb, oder? Hat sie dir denn *gar nichts* bedeutet?«

»Natürlich hat sie das. Und woher willst du wissen, dass ich nicht am Boden zerstört bin?«

Muzza lachte höhnisch und schenkte sich den nächsten Whisky ein, seine Hand zitterte inzwischen leicht. »Mein Gott, wenn doch, dann hast du eine merkwürdige Art, es zu zeigen. Spud sagt, du vögelst durch die Gegend wie nichts Gutes.«

»Was soll ich denn sonst tun? Leben wie ein Mönch?«

Mike wurde allmählich wütend. Woher nahm Muzza sich das Recht? Jedem anderen hätte er gesagt, er solle sich um seinen eigenen Scheiß

kümmern, und wäre gegangen. Doch Muzza konnte er nicht sitzenlassen. Muzza hatte in zweierlei Hinsicht recht. Er *war* ein Krüppel, und Mike *hatte* Mitleid mit ihm.

»Zum Beispiel.«

Durch seine zunehmende Benommenheit spürte Muzza die Wut seines Freundes, und sie war berechtigt. Aber mein Gott, Mike hatte Jo nicht zu schätzen gewusst – er hatte sie als selbstverständlich hingenommen. Er trank einen Schluck – allmählich tat er sich selbst leid, wie immer in diesem Zustand. Seine eigene Eifersucht sprach aus ihm, und er wusste es. Herrgott, er hatte Jo geliebt. Er fragte sich, ob sie es je geahnt hatte. Natürlich nicht, wem wollte er etwas vormachen? Obwohl sie im gleichen Alter waren, hatte sie ihn wie einen kleinen Bruder behandelt – von Anfang an, noch bevor sie Mike kennenlernte. Und als Casanova McAllister die Bühne betrat, hatte natürlich keiner eine Chance mehr, am wenigsten er. Er hatte es hingenommen. Mike war Mike – man konnte dem Kerl wohl kaum Vorwürfe machen, dass er eine unfehlbare Anziehungskraft auf Frauen hatte. Doch Jo Whitely hatte etwas Besseres verdient, als nur ein weiteres Opfer von McAllisters Unwiderstehlichkeit zu werden. Zum Teufel, dachte Muzza. Jo war fort, er war ein Krüppel, und Mike segelte wie gewohnt durch das Leben. Was hatte es für einen Sinn, sich mit Dingen abzuquälen, die ohnehin nie anders hätten sein können?

»Tut mir leid«, sagte er. »Es geht mich nichts an. Du kannst mir sagen, dass ich den Mund halten soll, wenn du willst.«

»Halt den Mund, Muz.«

Das war mit Nachdruck, aber gutmütig gesagt, und Muzza gab mit einem Schulterzucken sein Einvernehmen zu verstehen, obwohl er noch ein bisschen über Jo hätte sprechen wollen. Ihm fiel ein, wie sie ihn kurz nach seinem Einzug in das Haus besucht hatte. Sie hatte einen Blumentopf mitgebracht – ein Geschenk für den Einzug, hatte sie gesagt. Die Pflanze stand auf dem Fensterbrett und gedieh prächtig, und er wusste noch, wie Jo gelacht hatte. »Efeu«, hatte sie gesagt, »beinahe unverwüstlich. Ich bin so gut im Ermorden von Topfpflanzen, dass ich nur die idiotensicheren kaufe.«

Sie hatte so glücklich ausgesehen, dachte er. Sie hatte von Mike gesprochen und dem schönen Weihnachtsfest, das sie bei seiner Familie

verbracht hatte. Was war geschehen? Er hätte gern Mikes Version der Geschichte gehört – vielleicht, um die Sache aus seiner Perspektive zu begreifen. Dann aber vielleicht auch nicht, dachte er matt. Scheiße, Mike schien keine Perspektive zu *haben*. Ach, was geht es mich an, dachte Muzza.

»Okay.« Er nickte. »Ich halte den Mund.«

Ihre Blicke trafen sich, und sie schlossen einen Waffenstillstand. Mike war dankbar, sich jede weitere Diskussion über Jo erspart zu haben. Er war auch erleichtert, dass Muzzas Aggression sich anscheinend verflüchtigt hatte. Muz wirkte müde. Er würde sich wahrscheinlich bald ins Bett legen – das machte er häufig.

»Ich glaube, ich werde mich ein bisschen hinlegen, ich bin besoffen.« Muzza lachte, als er sich zum Schlafzimmer rollte. »Du findest alleine raus, oder?«

»Klar.« Mike ging zur Haustür.

»Hey, Mike ...« Muzza drehte den Rollstuhl herum. »Danke, dass du gekommen bist, Kumpel, war schön, dich zu sehen.«

»Kein Problem.« Erstaunlich, dachte Mike, wie nüchtern Muzza plötzlich wirkte.

»Und danke, dass du mich zum Kneipenbummel eingeladen hast. Ich weiß das zu schätzen.«

»Warum kommst du dann nicht mit? Wir hätten dich wirklich gern dabei.«

Muzza lächelte, und seine Miene zeigte Mike, er wusste, dass kein »wir« in der Einladung enthalten war. Pembo und Spud hätten ihn nicht aufgefordert; nur Mike hatte die Idee gehabt.

»Nein, ich werde darauf verzichten. Ich überlasse euch die Party.«

Muzza lachte, und auf einmal schien er wieder betrunken. »Aber hey! Kommt vorbei, und wir besaufen uns, was hältst du davon?«

»Wir kommen nächste Woche, wir drei, wenn Pembo in der Stadt ist.«

Muzza nickte und signalisierte mit aufgestelltem Daumen seine Zustimmung, doch bevor er wegrollen konnte, fügte Mike hinzu: »Und ich werde öfter allein vorbeischauen ... wenn du willst.«

»Ja, gern. Sehr gern sogar.«

Wieder schien er nüchtern; ungewöhnlich, dachte Mike. »In Ordnung. Bis dann, Muz.«



»Bis dann.« Der Rollstuhl drehte sich auf der Stelle, und Muzza verschwand.

Vorsichtig fuhr Mike auf dem Motorrad zurück nach Claremont. Er dachte über Muzza nach. Es gab keinen Grund anzunehmen, dass der heutige Tag einen besonderen Durchbruch darstellte, doch Muzza hatte auf eine Weise reagiert, wie er es sonst nie tat, wenn Pembo und Spud dabei waren. Dann spielte er den Abgebrühten oder tobte und wütete bis zur Erschöpfung, oder er verschloss sich gänzlich. Heute war es anders gewesen.

Mike fühlte sich schuldig, Muzza nicht häufiger allein besucht zu haben. Er hätte es sich zur Aufgabe machen sollen – er wusste, dass Muz ihn immer als einen engeren Freund als die anderen betrachtet hatte. Doch es war leichter gewesen, zu mehreren bei ihm einzufallen.

Nun hatte er den Bahnhof von Claremont erreicht und fuhr in die Bay View Terrasse. Doch als er an den Stirling Highway kam, überquerte er ihn nicht, um hinunter an den Fluss zu fahren, sondern bog rechts ab und machte sich auf den Weg nach Cottesloe. Er würde sich ein bisschen in die Brandung stürzen.

Er beschleunigte, während er über den Highway düste und genoss den Wind, der ihm die Haare zerzauste – wie üblich hatte er den Sturzhelm beiseitegelassen.

Warum hatte er Muz so vor den Kopf gestoßen? Er hätte sich nicht weigern sollen, über Jo zu sprechen, obwohl er die Fragen als aufdringlich empfunden hatte. Ihm war doch klar, dass Muzza über sie hatte reden wollen, und er hätte mitmachen sollen, es hätte Muz gutgetan. Schließlich hatte der Kerl ein Recht darauf – er und Jo waren an der Uni engbefreundet gewesen.

Er bog in die Eric Street und heizte den Hügel hinunter zum Meer in der Ferne. Die Wirkung des Whiskys war verflogen, und er freute sich an der Leistung der Maschine.

Doch was hätte er Muzza Neues erzählen können? Jo war spurlos verschwunden, und das war's. Er stellte fest, dass er in die Defensive ging, als er sich an Muzzas beißende Kommentare erinnerte. Er hatte sein Leben weitergelebt – na und, was war daran falsch? Sollte er etwa trauern? Klar, er vögelte herum – er hatte in den beiden Monaten,

nachdem Jo fortgegangen war, zahlreiche Affären gehabt. Er hatte sogar den alten Bootsschuppen am Scarborough Beach aufgesucht, mit einem Mädchen, das er beim Open Air Jazzfestival kennengelernt hatte. Nur One-Night-Stands, nichts, was seiner Arbeit in die Quere kam. Aber machte ihn das zu einem gefühllosen Schweinehund? Die Bemerkung war unfair, dachte Mike. Er war Frauen gegenüber ehrlich, immer schon gewesen. Er gab nie vor, an etwas anderem interessiert zu sein als an Sex.

Weiter vorn wurde eine Marineparade abgehalten, und als er allmählich langsamer fuhr, spürte er Jos Arme um sich, wie sie sich entspannten. Verdammt, dachte er, sie war wieder da. Er hatte mehrere Wochen gebraucht, um das Gefühl loszuwerden, dass sie auf dem Soziussitz saß. Jetzt war sie wieder da, und es war Muz' Schuld. Was hatte er noch gesagt? *Hat sie dir denn gar nichts bedeutet?* Genau – und das war keine Frage gewesen, sondern eine Anklage. Scheiß auf dich, Kumpel, natürlich hat sie mir verdammt viel bedeutet!

Herr im Himmel, dachte er, Jo war die einzige Frau gewesen, die er jemals als wahre Freundin betrachtet hatte. Aber auch ihr gegenüber war er ehrlich gewesen. Sie hatte gewusst, dass seine Arbeit Vorrang vor einer ernsthaften Beziehung hatte – er hatte ihr nie etwas anderes suggeriert. Sie hatte es ja selbst in ihrer Notiz an ihn gesagt. War er deshalb ein gefühlloser Schweinehund? Wenn, dann war er wenigstens ein ehrlicher. Und Jo hatte das verstanden. Das war das Tollste, was ihnen gemeinsam war und was er am meisten an ihr liebte – ihre schrankenlose Ehrlichkeit und ihr Respekt vor seiner.

Er hielt vor dem OBH an und spürte, wie Jo ihren Griff löste, hörte ihr Lachen im Ohr. Inzwischen verfluchte er Muzza. Er hatte das Thema Jo abgeschlossen. Er wollte es so. Er hatte sich gesagt, es sei ganz gut, dass sie zu diesem Zeitpunkt gegangen war; er hatte sich nie binden wollen, er stand noch am Anfang seiner Karriere. Es war am besten so, hatte er sich eingeredet, und er hatte sie sich aus dem Kopf geschlagen. Jetzt hatte Muzza einen Nerv getroffen. Muzza hatte ihn erfolgreich daran erinnert, wie sehr Jo ihm fehlte.

Er holte seine Badehose und das Handtuch aus dem Fach unter dem Soziussitz und machte sich auf den Weg zu den Umkleidekabinen. Scheiß auf dich, Muz, dachte er, jetzt werde ich wieder von vorn

anfangen, sie zu vergessen. Aber es wird mir gelingen. Und wenn mich das zu einem gefühllosen Schweinehund macht, dann hast du vielleicht recht. Vielleicht bin ich genau das.

In der darauffolgenden Woche traf Ian Pemberton ein, und nun sollte der geplante Zug durch die Gemeinde stattfinden.

»Hoffe, es macht euch nichts aus«, sagte Spud unbekümmert, als die drei in der Wohnung an der Esplanade ein Bier tranken, »aber ich habe mich mit Anthony Wilson im Pen verabredet – er will mich mit Gerrard Whitford bekanntmachen.«

Mike machte es durchaus etwas aus – warum sollten sie alle gezwungen sein, nach Spuds Pfeife zu tanzen? »Warum können Pembo und ich nicht hinterher zu dir stoßen?«, fragte er. »Wir können uns in der großen Bar treffen – oder im Biergarten, wenn es nicht zu kalt ist.«

»Gerrard Whitford?« Ian reagierte ganz anders. Whitford war der Tourismusminister für Westaustralien. »Warum hast du mir das nicht schon vorher gesagt?« Er hatte mit Spud eine gute halbe Stunde vor Mikes Eintreffen bei einem Bier zusammengesessen und geplaudert.

»Ich würde ihn gern kennenlernen.«

»Ja, das dachte ich mir.«

Spud grinste zuversichtlich, und Mike gab klein bei. Er war überstimmt.

»Im Übrigen«, sagte Spud, als er sein Bier leerte und sich erhob, »soweit ich gehört habe, ist er ein ausgesprochener Fiesling.«

Die Mädels im Sun Majestic ließen kein gutes Haar an dem Parlamentsmitglied Gerrard Whitford, einem Stammkunden im Bordell. Spud glaubte den Mädchen ohne weiteres. Seiner Meinung nach besaßen Huren gute Menschenkenntnis.

Das elitäre Killing Pen war eine kleine, enge Bar, in der es nur Stehplätze gab, Abstellbretter an der Wand zum Anlehnen und ein Fenster am anderen Ende, das zur großen Bar geöffnet war. Männer standen herum, rauchten und tranken, während Steves Witwe, Hazel McHenry, eine außergewöhnlich attraktive Eurasierin indischer Abstammung neben dem Fenster stand, ihre Kunden begrüßte und ihre Bestellungen bei den Barkeepern auf der anderen Seite aufgab.

Anthony Wilson, elegant in seinem maßgeschneiderten, schicken Anzug, das makellos schwarze Haar dank des Talents seines Friseurs ohne den

leisesten Hauch von Grau, plauderte mit Hazel. Kurz blitzte Zorn in seinem Gesicht auf, als er sah, dass Spud mit seinen beiden Freunden kam. Wie konnte der Junge es wagen, derart gegen die Regeln zu verstoßen? Spud war seit etwas mehr als einem Jahr Stammkunde im Pen, und obwohl er nicht mehr Anthonys persönlicher Einladung bedurfte, war es unglaublich anmaßend von ihm, mit zusätzlichen Gästen aufzukreuzen – besonders Gästen ohne Bedeutung.

Anthony ging zu Spud hinüber und fragte sich, wie er seine Verärgerung übertünchen sollte. In Anbetracht ihrer derzeitigen Geschäftsverbindung und dem überaus wichtigen Handel, den sie vor kurzem abgeschlossen hatten, konnte er es sich kaum leisten, ihn zu verprellen. Tatsächlich hielt Spud Farrell die Zukunft des Parlamentariers Anthony Wilson in seinen brutalen jungen Händen. Doch Anthony sah überhaupt keinen Grund, warum er gezwungen sein sollte, sich mit Farrells flegelhaften Kumpanen abzugeben.

Spuds Begrüßung fiel überschwänglich aus. »Anthony, schön, dich zu sehen. Darf ich dir Ian Pemberton vorstellen, Chefgeologe und Geschäftsführer der Excalibur Nickel Resources. Excalibur ist vorige Woche gerade an die Börse gegangen und besitzt ein paar vielversprechende Pachten in Kambalda und bei Laverton. Im Übrigen ist das ein heißer Tipp, falls du interessiert sein solltest.«

Anthony war höchst interessiert.

»Und dieser hübsche Kerl«, fuhr Spud fort, ohne Luft zu holen, »ist Mike McAllister. Mike beendet gerade seine Doktorarbeit in Zoologie über unsere neue, lukrative Langustenindustrie. Dir dürfte klar sein, dass Mikes Arbeit vom Ministerium für Fischereiwesen und der CSIRO sehr begrüßt und gefördert wird.«

Anthony war das nicht klar gewesen, doch er strahlte über das ganze Gesicht, als er den beiden jungen Männern die Hand schüttelte. »Sehr angenehm, meine Herren. Willkommen im Pen.«

Spud grinste im Stillen, während sie zu Hazel ans Barfenster traten.

Anthony Wilson war derselbe kriecherische Hund wie eh und je.

»Mike«, sagte Hazel, »wie schön, dich zu sehen. Wie geht es deinem Dad?«

»Danke gut, Hazel.«

»Jim McAllister war einer der ersten Stammkunden im Pen, als Steve die

Bar eröffnete«, erklärte Hazel den anderen. »Er verkehrte hier, als er an der Uni war. Ein toller Sportler – Steve hat ihn sehr bewundert.«

Spud und Ian waren überrascht, dass Mike auf so vertrautem Fuß mit Hazel McHenry stand – natürlich typisch für ihn, nicht damit hausieren zu gehen –, doch keiner war so beeindruckt wie Anthony Wilson.

Das also war Jim McAllisters Sohn, dachte Anthony. Eine alteingesessene Familie in Perth, die McAllisters, und hoch geachtet. Und dann Pemberton. Er warf einen kurzen Blick auf Ian. Sah klasse aus, der junge Mann. Ob er der Sohn des Pemberton war, dem die *Trusan* gehörte? Wenn ja, dann kam er aus gutbetuchtem Hause. So, so, Spud Farrell befand sich also in bester Gesellschaft.

»Ich weiß nicht, ob Spud es euch erzählt hat«, sagte er zu den anderen, »aber Gerrard Whitford kommt vorbei, um hallo zu sagen.«

»Ja, ich freue mich, ihn kennenzulernen.« Ian ließ seinen ganzen Charme spielen.

»Das ist eine tolle Gelegenheit für einen jungen Unternehmer wie dich, Spud, den Mann kennenzulernen, der das Image unseres Bundesstaates in Händen hält. Tatsächlich ist es eine gute Gelegenheit für jeden von euch.« Anthony wandte sich an die drei jungen Männer. »Westaustralien muss aufgrund seiner geographischen Lage sein Image fest etablieren, um den Tourismus und das Geld anzulocken. Die Welt muss auf die einmaligen Eigenschaften aufmerksam gemacht werden, die dieser Bundesstaat zu bieten hat. Ich glaube, um unsere Ziele mit Intelligenz und Integrität zu erreichen, müssen wir die Talente eines guten Ministers wie Gerrard Whitford mit den brillanten Köpfen von morgen verknüpfen, wie ihr sie darstellt.« Er gab jetzt den Mentor. »Gerrard ist unser Mann der Gegenwart, und ihr seid unsere Männer der Zukunft. Eine spannende Kombination, findet ihr nicht?« Er lehnte sich zurück, zufrieden mit seiner Ansprache.

Inzwischen ging Ian diese Rhetorik auf die Nerven, und Mike sah aus, als wollte er jeden Moment gehen.

»Ganz gewiss«, stimmte Spud ihm zu, »doch unterdessen sollten wir uns vielleicht noch eine Runde holen, solange an der Bar noch nicht so viel los ist. Was hältst du davon, Mike? Deine Runde?«

»Na gut.«

»Nun, Anthony, was unsere derzeitige Situation betrifft ...« Spud

beschloss, das alberne Gerede beiseitezulassen. Mike war erst mal aus dem Weg, und er hatte keine Hemmungen, seine Geschäfte in Ians Gegenwart zu besprechen. »Wie steht es mit dem Stadtrat? Werden sie mir die Genehmigung erteilen?«

Anthony war entsetzt. Wie konnte er es wagen, das Thema im Beisein des jungen Pemberton anzuschneiden? Es könnte sich herumsprechen. Er versuchte, Spud eine Warnung zu signalisieren, doch der überfuhr ihn. »Oh, keine Sorge wegen Ian«, sagte er leichthin. »Ian lebt in Kalgoorlie, er hat seine eigenen Interessen. Er ist viel zu sehr damit beschäftigt, Nickel zu entdecken, als sich mit meinen armseligen Geschäftsangelegenheiten zu befassen, stimmt's, Ian?« Spud warf Pembo einen raschen Blick zu, um ihm zu bedeuten, dass keine Antwort erforderlich sei.

Anthony hatte bei der Erwähnung von Nickel die Ohren gespitzt. Der junge Pemberton war Geologe, immerhin Geschäftsführer einer Bergbaufirma. Anthony selbst hatte ein Auge auf den Bergbaumarkt geworfen – welcher kluge Investor tat es nicht? Ian Pemberton könnte sich als nützlicher Kontakt erweisen.

»Im Übrigen«, fuhr Spud fort, »weiß er, dass ich ein Angebot für das Anwesen abgegeben habe.« Dann fügte er bedeutungsvoll hinzu, um Anthony zu beschwichtigen: »Und das ich vorhabe, es zu *restaurieren*.«

»Ah, na schön, dann ...« Anthony schenkte Ian ein einnehmendes Lächeln, sprach allerdings mit Bedacht. »Es ist eine außergewöhnlich großzügige Geste für einen Geschäftsmann wie Spud, die Restaurierung eines historischen Gebäudes zu übernehmen. Findest du nicht, Ian?«

»Auf jeden Fall.«

Obwohl Anthony seine Aufmerksamkeit wieder auf Spud richtete, wählte er seine Worte dennoch mit Rücksicht auf Ian. »Natürlich liegt dem Stadtrat das Wohl der Gemeinde am Herzen, und soweit ich aus verschiedenen Quellen gehört habe, sieht es ganz so aus, als wäre das Angebot akzeptiert worden.« Hastig fügte er hinzu: »Natürlich ist es in diesem Stadium noch inoffiziell. Ich darf es eigentlich nicht wissen. Es ist streng vertraulich, nur unter Freunden.« Da er sich in Ians Gegenwart noch immer unwohl fühlte, war sein Versuch, ein kameradschaftliches Lächeln aufzusetzen, wenig überzeugend.

»Ausgezeichnet.« Spud grinste breit und schüttelte Anthony die Hand.

»Dann nichts wie Volldampf voraus. Ich bin begeistert.«

Ian Pemberton war fasziniert von der Veränderung, die mit Anthony Wilson vorging. In Minutenschnelle hatte Spud den Mann aus einem arroganten Langweiler in ein Nervenbündel verwandelt. Angesichts der Umstände war es nicht verwunderlich. Ian wusste alles über ihre Pläne. Ein beeindruckendes, einst von Strafgefangenen erbautes Zollhaus in der Nähe von Fremantle hatte man auf die Liste der Baudenkmäler gesetzt, doch »gewisse Stadträte«, wie Spud es selbstgefällig ausdrückte – hatten entschieden, die Restaurierung sei zu teuer. Daher wurde das Anwesen öffentlich zum Verkauf angeboten, und das Gebäude stand vor dem Abriss. Von allen Angeboten war Spuds das Einzige, das mit dem Versprechen einhergegangen war, die Originalfassade des Lagers zu restaurieren und zu erhalten. Und nun war sein Angebot offensichtlich angenommen worden.

»Gratuliere«, sagte Ian und schüttelte Spud die Hand.

Die beiden vertrauten der Verschwiegenheit des anderen. Auch Ian hatte seine Geheimnisse, und sie unterrichteten sich über jede Geschäftsaktion, die sie unternahmen, ob schändlich oder nicht. Das alles gehörte zu dem Wettbewerb, der zwischen ihnen lief.

»Das Geschäft ist ein tolles Ding. Ich kriege das Anwesen für einen Apfel und ein Ei, wenn der Stadtrat zustimmt«, hatte Spud noch am Vorabend geprahlt, als Ian aus Kalgoorlie eingetroffen war. »Das ganze Bestechungsgeld kommt von Wilson, obwohl die Stadträte, die das Schmiergeld annehmen, es nicht wissen. Darüber hinaus zahlt er zwei Drittel des Kaufpreises – was sie natürlich auch nicht wissen.«

»Willst du damit sagen, dass er das Anwesen selbst kauft?«

»Im Grunde genommen, ja. Das ist seine Altersvorsorge, wenn er sich aus der Politik zurückzieht. Ich soll das Gebäude in eine Verkaufsstelle für hochwertige Oldtimer umbauen, und er wird es mir wieder abkaufen, wenn er sich zur Ruhe setzt. Man wird nicht mit dem Finger auf ihn zeigen können – das Gebäude befindet sich nicht in seinem Wahlkreis. Er zieht das Geschäft nur durch seine Verbindungen an Land. Wilson kennt in Perth jeden krummen Hund.«

»Oldtimer? Wieso das?«

»Seine Leidenschaft. Offenbar schon immer gewesen. Ich persönlich sehe nicht, dass man mit Oldtimern in Perth große Geschäfte machen

kann, aber das ist sein Problem. Ich kann nicht verlieren. Wenn er pleite geht, kaufe ich das Anwesen zu meinen eigenen Bedingungen zurück und baue es in einen Gebrauchtwagenhandel für Allzweckautos um.«

»Und was ist mit der Restaurierung?«

»Oh, die wird über Bord gehen. Die ist nur ein Aufhänger.«

Anthony Wilson nippte jetzt nervös an seinem Gin Tonic.

»Was hast du also mit dem Anwesen vor, sobald du es restauriert hast, Spud?«, fragte Ian unschuldig.

»Ich überlege mir, ob ich daraus einen Oldtimerhandel mache.«

»*Oldtimer!* Tatsächlich? Ich wusste gar nicht, dass du für Oldtimer schwärmst.«

»O ja, sie waren schon immer eine Leidenschaft von mir.«

Ian, der sich an Anthonys offensichtlichem Unbehagen erfreute, wollte ihn gerade fragen, wie er selbst zu Oldtimern stand, doch Mike kam mit der nächsten Runde.

»Gerrard.« Anthony ließ den frischen Gin Tonic auf dem Abstellbrett unbeachtet und winkte dem Neuankömmling zu, der im Eingang aufgetaucht war.

Gerrard Whitford gesellte sich zu ihnen. Er war ein fleischiger Mann Mitte vierzig mit wohlfrisiertem grauem Haar, sein Gesicht war vom ausschweifenden Leben gezeichnet, und sein selbstbewusstes Auftreten das eines Mannes, der sich für einen jungen Mann in den besten Jahren hielt. Er stellte seine Aktentasche neben sich auf den Boden. »Gerrard Whitford«, sagte er und schüttelte allen herzlich die Hand. »Ich wusste nicht, dass es eine Party sein sollte. Ich dachte, ich komme nur, um unseren jungen Unternehmergeist hier kennenzulernen.« Er versetzte Spud einen vertraulichen Schlag auf den Rücken. »Ihr Jungs geht in der Stadt aus, was?«

»Ja.« Spud antwortete für die anderen mit. »Wir sind auf einer Kneipentour, und das ist unsere erste Anlaufstation.«

»Wie schön für euch.« Gerrard lachte. »Vielleicht hänge ich mich an. Anthony, was glaubst du, was ich hier habe«, sagte er und wedelte herausfordernd mit der Mappe.

»Ich habe keine Ahnung, Gerrard, sag es mir doch einfach.« Anthony setzte sein schmeichlerischstes Ach-du-Witzbold-Lächeln auf.



»Die neue Werbekampagne, Kumpel, das ist es. Wir haben fast ein Jahr gebraucht, um alles zusammenzubekommen, angefangen mit einer sechsmonatigen Suche nach dem richtigen Objekt – und was für ein Vergnügen das war, kann ich dir sagen.« Sein Grinsen war schlüpfzig.

»Und jetzt stehen wir alle in den Startlöchern. Die erste Serie Fernsehwerbung ist fertiggestellt, und wir sind kurz davor, die Katze aus dem Sack zu lassen.« Er schob die Aktentasche beiseite, legte die Mappe feierlich auf das Abstellbrett und schlug sie auf. »Ihr Glücklichen seid die Ersten, die sich an ihrem Anblick weiden können.« Er breitete eine Reihe Fotos vor ihnen aus. »So, Jungs, lernt das neue Gesicht Westaustraliens kennen. Und den dazugehörigen Körper.«

Sie betrachteten die Fotos. Manche waren Porträtaufnahmen, andere zeigten ein attraktives Mädchen in voller Größe, bekleidet mit einem Bikini, das über den Strand lief oder in der Brandung tollte. Ihre schiere, animalische Schönheit war verblüffend. Sie war perfekt, wie ein reinrassiges Rennpferd.

Oh, oh, oh, dachte Spud, Rubys kleines Mädchen Mary-Jane.

Mike war ebenso interessiert wie die anderen, doch er dachte unwillkürlich, was für ein hanebüchener Unsinn das alles war. Das sollte also das Image des Bundesstaates sein, der Intelligenz und Integrität verkörpert? Ein Witz.

»Die wilde Schönheit eines Strandmädchens«, sagte Gerrard stolz, »das war die Vorstellung der Werbeagentur, und ich glaube, wir haben es gebracht.« Er prahlte damit, als wäre die Entdeckung sein persönliches Verdienst. »Ihr Name ist Mayjay. Kein Familienname. Dramatisch, was nur gut ist.«

Spud schwieg, als die Männer die Fotos durchschauten, obwohl er es nicht erwarten konnte, seinen Freunden zu erzählen, dass er Mayjay kannte. »Woher?«, fragten sie bestimmt. »Sie ist die Tochter einer Freundin von mir«, wollte er sagen. Allerdings würde er ihnen nicht erzählen, um wen es sich handelte. Und er würde auf keinen Fall auch nur ein Wort in Gegenwart von Gerrard, dem Schwein, verlauten lassen. Ob Schwein oder nicht, Whitford war der Tourismusminister, und es war sehr nützlich, ihn zu kennen. Spud hatte die Absicht, seine Freundschaft zu pflegen. Das würde nicht schwer sein – Lustmolche und Trunkenbolde waren immer leicht zufriedenzustellen.

Als er die Fotos betrachtete, fragte er sich, wie er Mayjay in ein wie auch immer geartetes Geschäft mit Gerrard einbeziehen könnte. Spud Farrell Enterprises und das Gesicht Westaustraliens klangen beeindruckend.

Das Universitätsjahr war vorbei, und Mike, der seine Doktorarbeit längst fertiggestellt hatte, wartete auf das Urteil seiner Prüfer, was einige Zeit dauern konnte. Selbstverständlich würde man ihm den Dokortitel verleihen, da das Ministerium für Fischereiwesen und die CSIRO die Ergebnisse seiner Arbeit mit Bruce Phillips sehr begrüßt hatten.

Die ausgedehnte und sehr lukrative kommerzielle Langustenverarbeitung in Westaustralien sollte sich dank der intensiven Forschung von Dr. Bruce Phillips und seinem engagierten jungen Assistenten, dem Doktoranden Mike McAllister, nachhaltig verändern. Ihre Ergebnisse hatten bewiesen, dass die Australische Languste, *Panulirus cygnus*, etwa dreieinhalb bis vier Jahre brauchte, um aus einer Larve zu einem voll ausgewachsenen Tier zu werden, und ihre Schätzungen der verschiedenen vor der westaustralischen Küste ansässigen Population erlaubte ihnen, die Anzahl der kommerziell verwertbaren Langusten mit gewissen Schwankungen infolge natürlicher Sterblichkeit vier Jahre im Voraus zu bestimmen. Das Ministerium für Fischereiwesen in Westaustralien wäre künftig imstande, den Fischereiaufwand für die bevorstehenden Fangzeiten festzulegen – die Anzahl der Fangkörbe, die Zahl der Schiffe, der verarbeitenden Boote und, wenn es sein musste, sogar die eigentliche Länge der Fangsaison. Die Forschungsergebnisse versetzten sie auch in die Lage, die gesamte Region des Abrolhos-Archipels während der Brutsaison abzusperren, damit ein reichhaltiger Vorrat an Eiern abgelegt und ausgebrütet werden konnte und die Larven ihre zehn Monate andauernde Drift in der Strömung beginnen konnten, bis sie sich als *puerulus* an der Südwestküste des Bundesstaates ansiedelten.

Sowohl die Industrie als auch die Regulierungsbehörde waren Dr. Phillips und seinem Assistenten ausgesprochen dankbar, und ihre Bemühungen fanden weithin Beifall. Demzufolge war man eifrig um die Dienste des bald qualifizierten Dr. McAllister bemüht, doch Mike hatte die angebotenen Forschungsstellen ignoriert, die im Wesentlichen mit Laborarbeit zu tun gehabt hätten. Stattdessen wollte er sich dem Forscherteam des Museums von Westaustralien anschließen, das kommenden Februar zu seiner Expedition nach Norden aufbrechen

sollte.

»Nur noch zwei Monate, ich kann es kaum erwarten«, sagte Mike aufgeregt. »Ich werde Feldforschung betreiben, was ich immer schon wollte.«

»Und worauf du sechs verdammte Jahre hingearbeitet hast. Schön für dich, Kumpel – du verdienst jeden Erfolg.« Muzza freute sich wirklich für seinen Freund, obwohl Mike ihm fehlen würde. Sehr sogar.

Die beiden saßen in Muzzas Küche, umgeben von den Gesichtern, die von den Wänden kreischten, den verdrehten Leichengestalten und den Wrackteilen, die zwischen gespaltenen Gummibäumen verstreut lagen. Während seiner wöchentlichen Besuche hatte Mike sich an die Bilder gewöhnt, und inzwischen übersah er sie. Spud und Ian jedoch, die weniger häufig hereinschauten, fanden sie noch immer sehr beunruhigend.

»Herrgott, Muz, die hängen da jetzt seit drei Monaten«, beklagte sich Spud. »Du hast gesagt, du würdest sie übermalen.«

»Das mach ich.«

»Wann?«, fragte Ian.

»Wenn ich bereit bin.«

Muzza wusste nicht genau, wann das sein würde. Vielleicht nie. Solange die Zeichnungen und Gemälde dort hingen, verfolgten ihn die Bilder nicht im Schlaf.

Die künstlerischen Darstellungen hatten Gestalt angenommen, nachdem der Psychiater, den Muzza während seiner sechsmonatigen Bewährungsstrafe regelmäßig aufsuchen musste, es ihm vorgeschlagen hatte.

»Man hat mir geraten, ein Ventil zu suchen, durch das ich meine Wut zum Ausdruck bringen kann«, hatte er eines Morgens verkündet, als seine Kumpel eintrafen und feststellten, dass die untere Hälfte der Küchenwand von riesigen, mit Kohle gezeichneten Gesichtern bedeckt war. Manche waren Vietnamesen, einige Weiße, alle wahnsinnig, alle schrien vor Schmerz oder Wut, es war nicht auszumachen. »Die sind nicht schlecht, oder?«, hatte er bemerkt und sie mit der objektiven Einschätzung eines Kunstkritikers betrachtet. »Ich habe schon immer gern gezeichnet. Ich hätte mich für Architektur statt für Medizin

entscheiden sollen.«

Die Zeichnungen waren mehr als »nicht schlecht«. Sie waren erstaunlich gut – trotz ihrer beunruhigenden Motive, und obwohl sie primitiv gemalt waren.

Der Tag, an dem Murray Hatfields Nachbar ihn vor Gericht gebracht hatte, war rückblickend ein Segen gewesen. Muzza hatte den armen Rodney ohne ersichtlichen Grund angegriffen, obwohl sich später herausstellte, dass er gedacht hatte, der Wagen, der quer vor seiner Einfahrt parkte, gehöre Rodney. Es war nicht Rodneys Wagen gewesen, doch Muzza hatte ihn dennoch hinaus auf die Straße gerufen, war mit seinem Rollstuhl auf den armen Mann losgegangen und hatte ihn zu Boden geschleudert, sich auf ihn geworfen und wie wild auf ihn eingedroschen. Rodney war zu Tode erschrocken, hatte sich taumelnd befreit und die Polizei gerufen.

Der Richter war nachsichtig gewesen. Da Muzza ein Kriegsveteran war, hatte man ihn mit einer sechsmonatigen Bewährungsstrafe davonkommen lassen, unter der Bedingung, dass er regelmäßig an Beratungssitzungen bei einem vom Gericht bestimmten Psychiater teilnahm.

»Der Seelenklempner hat gesagt, ich solle alles aufschreiben«, hatte er erklärt, als die anderen entsetzt die verzerrten Gesichter an der Wand betrachtet hatten, »aber ich habe mich entschieden, lieber zu malen. Ich werde versuchen, die nächste Serie zu malen.«

In den Wochen danach wurden die Küchenwände allmählich zu einem Schlachtfeld, bis Muzza der Platz ausging. Er war frustriert, dass er nicht höher hinauf reichen konnte, um die Wand vollständig zu bedecken, und er war im Begriff gewesen, im Wohnbereich auf der anderen Seite des Türbogens weiterzumachen. Doch dann merkte er, dass er eigentlich Staffelei und Leinwand bevorzugte.

Über kurz oder lang besuchte er die Bücherei und durchforstete die Buchhandlungen. Er studierte die Werke großer Meister und konzentrierte sich auf Licht und Perspektive. Er wandte die Lektionen an, die er sich täglich beibrachte, und obwohl der Inhalt seiner Gemälde nach wie vor beunruhigend war, nahmen sie mit der Zeit eine eindringlich schöne neue Form an. Es wurden Kunstwerke.

Muzzas Verhalten war zwanghaft, darüber waren sich seine Freunde

einig, doch sie stellten auch einmütig fest, dass er neuerdings zufriedener wirkte. Auf jeden Fall war er weniger von Alkohol und Tabletten abhängig.

Ein weiterer Beweis für Murray Hatfields Gesundung hatte sich Mitte November gezeigt, als er zugestimmt hatte, an der großen Eröffnung von Farrell Vintage Motors teilzunehmen.

»Klar komme ich mit«, hatte er gesagt. »Der Seelenklempner meint, ich sollte öfter ausgehen, und ich würde mir die Autos gern ansehen.«

Muzza hatte sich schon immer für Oldtimer interessiert.

Seine Freunde hielten das für einen Durchbruch. Muz ließ sich nie bei öffentlichen Anlässen sehen.

»Im Übrigen«, hatte er grinsend gesagt, »will ich sehen, wozu der ganze Wirbel veranstaltet wird.«

In den vergangenen zwei Monaten war über Spuds neuestes Unternehmen viel in der Presse berichtet worden. Vor dem Grundstück in Fremantle hatten sich kleine Gruppen wütender Demonstranten versammelt, und mehrere Artikel im *West Australian* hatten Bezug genommen auf »die Schändung eines historischen Wahrzeichens« und »den habgierigen Opportunismus geldhungriger Stadtentwickler, denen das Erbe des Bundesstaates gleichgültig ist«. Die laufende Kampagne wurde von keiner anderen als Natalie Hollingsworth angeführt, Mikes alter Flamme in seinen ersten Tagen an der Universität, inzwischen diplomierte Architektin und leidenschaftliche Fürsprecherin für die Erhaltung historischer Wahrzeichen.

Spud war mit allem spielend fertig geworden. »Natalie war schon immer von sich eingenommen«, sagte er zu den anderen. Er kannte den Typus. Alteingesessene, reiche Familie in Perth. Natalie hatte es ihr Leben lang leicht gehabt. Na schön, manche Leute mussten es eben allein schaffen, hatte er gedacht, und Natalie Hollingsworth und ihr Verein konnten ihm gestohlen bleiben.

»Mein Gott, jetzt verstehe ich, worum es ihr geht.« Muzza war entsetzt gewesen, als er und Mike sich den Ausstellungsräumen von Farrell Vintage Motors näherten, in denen schöne Models in historischen Kostümen an den ausgestellten Oldtimern standen und Kellner, ebenfalls in historischer Verkleidung, Tablettts mit Jahrgangschampagner herumreichten. »Es ist eine verdamnte Schande.«

Nur das Gerippe der alten Zollhausfassade war erhalten geblieben. Die kargen Überreste der Maurerarbeiten von Strafgefangenen waren zwischen den italienischen Kolonnaden und dem Zierwerk kaum auszumachen.

»Wie konnten sie ihm das durchgehen lassen?«

»Anscheinend liegt außer Natalie und ihren Anhängern nur noch wenigen Menschen etwas an alten Gebäuden«, hatte Mike sarkastisch geantwortet. Das war ein wörtliches Zitat von Spud, der sich von Anfang an jeglicher Kritik verweigert hatte, denn auch Mike hatte sie vorgebracht.

Die prächtige Eröffnung von Farrell Vintage Motors hatte nichts zu wünschen übriggelassen. Sie war großartig gewesen bis hin zu absoluter Protzerei, und Mike und Muzza hatten das Spektakel staunend beobachtet.

Spud selbst war in einem hellroten Itala vorgefahren, einem der Originalfahrzeuge, die 1907 am Großen Rennen von Peking nach Paris teilgenommen hatten. Das Fahrzeug war in Privatbesitz und weder zu kaufen noch zu mieten, würde jedoch als Ausstellungsstück dienen und wäre angesichts seiner Geschichte für einen ganzen Monat nach der Eröffnung die Hauptattraktion.

Natalie Hollingsworth und ihre kleine Anhängerschaft waren durch die großen Ausstellungsfenster gut zu sehen gewesen; sie riefen draußen auf der Straße Parolen und schwenkten Plakate, doch der Minister hatte sich durch den Anblick nicht beeindrucken lassen. Er hatte Spud Farrell persönlich dazu gratuliert, ein schönes altes Gebäude vor der Zerstörung bewahrt zu haben, während er den Bürgern von Perth zugleich einen innovationsfreudigen Service biete und eine für Touristen wie für Einheimische neue Attraktion schaffe.

»Tja«, hatte Muzza angemerkt, als er die Ausstellungsräume mit Mike verließ, »mein erster Ausgang seit langem war auf jeden Fall eine lehrreiche Erfahrung. Ich kann kaum erwarten, dem Seelenklempner davon zu berichten.«

Jetzt hatten es sich die beiden in Muzzas Küche bequem gemacht, Mike erzählte begeistert von der bevorstehenden Expedition, und Muzza war an seiner Staffelei beschäftigt. Er malte Mikes Porträt. Schon seit einigen Wochen arbeitete er daran, und es näherte sich der Vollendung, doch er

weigerte sich, Mike einen Blick auf seine Arbeit zu gewähren.

»Erst wenn es fertig ist«, hatte er wiederholt insistiert, doch es war deutlich, dass er mit seinem Werk zufrieden war.

Muzza hatte endlich aufgehört, gequälte Gesichter und seine Traumbilder zu malen und widmete sich stattdessen der Porträtmalerei – in Mikes Augen der letzte Beweis dafür, dass Murray Hatfield wieder in der Welt angekommen war. Er hatte zwei Selbstporträts angefertigt, über die er nicht glücklich war, obwohl seine Freunde sie außergewöhnlich gut fanden, doch seine dritte Arbeit, seine Studie von Mike, hielt er insgeheim für sein Meisterwerk.

»Kommst du nächsten Samstag mit, wir wollen uns die Parade ansehen.« Mike lehnte sich auf seinem Stuhl zurück. Er hatte jetzt genug über sich und seine Arbeit geredet.

»Ich habe daran gedacht.« Muzza hatte den Pinsel erhoben, und seine Blicke flackerten von der Leinwand zu Mike. »Stütz dich weiter auf den Tisch.« Mike gehorchte. »Ich würde die Autos wirklich gern sehen, aber man muss mit einer riesigen Menschenmenge rechnen, daher werde ich wohl eher drauf verzichten.« Er machte eine Pause und tupfte auf seinem Porträt herum. »Im Übrigen«, fügte er mit sarkastischem Unterton hinzu, »Schönheitswettbewerbe sind eher nicht mein Ding.«

»In Ordnung.«

Eine Weile herrschte Schweigen, und Muzza bereute seinen unnötigen Seitenhieb. Allein der Gedanke an eine Frau reichte zuweilen, ihn spiralförmig nach unten zu ziehen. Und warum auch nicht? Wenn man für den Rest seines Lebens impotent war, gehörten Frauen schließlich der Vergangenheit an, oder? Doch das war kaum Mikes Schuld.

»Wann soll das Ganze denn vonstatten gehen?«, fragte er versöhnlich.

»Der Autokorso und die Eröffnungsfeier sind für den frühen Nachmittag angesetzt, und der Schönheitswettbewerb beginnt um vier.«

Mike war sich bewusst, dass Muzzas Nachfrage einer Entschuldigung gleichkam, obwohl er sie nicht für nötig hielt. Die gelegentlichen Ausbrüche von Verbitterung waren durchaus verständlich.

»Ich werde es mir im Fernsehen ansehen«, sagte Muzza. »Nach den Zeitungsberichten wird es das Größte seit der Erfindung des geschnittenen Brotes.«

»Klar.« Mike lachte. »Spud hält das Steuer in der Hand.«



»Frag mich nicht, wie er das immer schafft.« Mike schüttelte verwirrt den Kopf.

»Das ist Spud«, sagte Muzza. »Der wird sich nie ändern.«

Farrell Vintage Motors war einer der kleineren Sponsoren für die Endrunde des Wettbewerbs »Wer ist die Schönste am Strand von Westaustralien?«, der am kommenden Wochenende in Scarborough ausgetragen werden sollte.

Die Teilnehmerinnen am Wettbewerb sollten in einem Oldtimer-Korso über die Scarborough Esplanade gefahren werden, jeder Chauffeur in voller historischer Montur. Am Steuer des ersten Autos, des berühmten Itala, würde Spud Farrell sitzen, begleitet von dem besonderen Ehrengast, keiner Geringeren als der Symbolfigur für Westaustralien, Mayjay.

In den letzten sieben Monaten hatte Mayjay die Bildschirme, Reklameflächen und Zeitschriften beherrscht, nicht nur im gesamten Bundesstaat, sondern in ganz Australien. Der ganze Kontinent hatte sich an Mayjays Bild in der herrlichen Umgebung erfreuen können, die der Westen zu bieten hatte. Mayjay umrahmt von einem dramatischen Sonnenuntergang über dem Indischen Ozean; Mayjay vor dem Hintergrund aus dunkelrotem Fels, der nur zu den Kimberleys gehören konnte; Mayjay ganz klein neben den gigantischen Eukalyptusbäumen der südlichen Waldgebiete ... und so weiter.

Die ausgedehnte Werbekampagne des Ministeriums für Tourismus erwies sich als erfolgreich, und die Idee der Werbeagentur, einen Schönheitswettbewerb einzubauen, war als positiver Geistesblitz begrüßt worden. Prächtige Mädchen aus ganz Australien würden gegeneinander antreten, und wer könnte Schärpe und Krone der Gewinnerin besser überreichen als das Gesicht Westaustraliens selbst – die ursprüngliche Strandschönheit Mayjay.

»Dann werden wir sie also endlich kennenlernen, was?«

Mike wechselte einen ungläubigen Blick mit Ian. Es war Freitagabend, und Spud hatte ihnen gerade Einladungen zur Sponsorenparty nach dem Ereignis des Tages angeboten.

»Alle Teilnehmerinnen werden da sein«, hatte Spud gesagt, bevor er

beifällig hinzufügte: »Mayjay auch.«

Mike und Ian waren skeptisch gewesen, als Spud ihnen vor Monaten erzählt hatte, er kenne Mayjay, besonders, da er so geheimnisvoll tat. »Sie ist die Tochter einer Freundin von mir«, hatte er gesagt, mehr nicht, und sie hatten gedacht, es könnte auch nur so dahergeredet sein. Doch je allgegenwärtiger Mayjay wurde – im Lauf der Monate war sie anscheinend überall, wohin der Blick auch fiel –, desto mehr hatte Spud an seiner Geschichte festgehalten, bis sie ihm einfach glauben mussten. Spud war nicht der Typ, der grundlos prahlte, und jetzt hatte es den Anschein, als wolle er sein Wort mit einer persönlichen Bekanntmachung einlösen.

»Oh, ihr werdet sie auch kennenlernen, das garantiere ich. Aber ich warne euch: Aufmachung wie die Sponsoren, Anzug und Krawatte. Es ist eine Privatparty, und Hunderte werden da sein, die versuchen, ohne Einladung reinzukommen.« Er grinste. »Die Organisatoren behaupten, man will die Rowdys fernhalten, aber ich vermute, die wollüstigen Schweine wollen die Mädchen für sich haben.«

Scarborough Beach war an einem heißen Tag im Dezember immer überfüllt – die breite, weitläufige Sandfläche war mit Leibern übersät, die sich in der Sonne räkelten, das Postkartenblau des Meeres wimmelte von Menschen, die sich abkühlen wollten, oder, wenn die Wellen hoch gingen, sich von der Brandung an Land treiben ließen.

Die breite Prachtstraße Scarborough Esplanade führte an dem bewachsenen Küstenstreifen vorbei, auf dem der Surfclub stand und von wo aus die Dünen bis hinunter an den Hauptstrand führten. Sie war nur drei Häuserblocks lang, über die Querstraßen gelangte man zurück auf die Hauptverbindungsstraße zum West Coast Highway, doch in der hochsommerlichen Hitze waren die drei kurzen Häuserblocks der Esplanade für viele der aufregendste Ort in Perth. Familien strömten in Scharen zum Luna Park, Trinker lümmelten sich im Biergarten des Scarborough Beach Hotels, und Menschen in Badezeug standen Schlange vor Peters Frittenbude am Meer. Doch die Attraktion, die den größten Zulauf hatte, war zweifellos das Snake Pit, das sich in der Mitte der drei Häuserblocks befand, Luna Park im Süden und das Hotel im Norden. Das Snake Pit war berühmt, um nicht zu sagen berüchtigt.

An diesem speziellen heißen Dezembertag war Scarborough Beach überfüllter denn je, und gegen Mittag nahm die Menge noch zu, während weitere Hunderte eintrafen, um in Vorfreude auf die Parade und den Schönheitswettbewerb ihre Positionen einzunehmen.

Am Strand waren komplizierte Konstruktionen aus Holzgerüsten und Segeltuch errichtet worden. Eine riesige Bühne mitsamt Laufsteg stand in der Mitte, mit rotem Teppich belegte Holzplanken führten von der Treppe an der Seite zu einem großen Zelt mit leuchtenden Streifen, in dem die Wettbewerberinnen untergebracht werden sollten. Eine besondere Haupttribüne für die offiziellen Regierungsvertreter und die wichtigsten Sponsoren erhob sich gegenüber einer überdachten Fläche mit Tischen und Stühlen für die Jury.

Gerrard Whitford liebäugelte mit den Mädchen in den Ausstellungsräumen von Farrell Oldtimer. Dort hatte man Stühle, Bänke und Spiegel aufgestellt. Zwanzig schöne junge Frauen wurden von Visagisten und Friseuren aufgeputzt, und Gerrard labte sich an dem Anblick. Aber er war ein wenig zerstreut. Seine Trumpfkarte war nicht dabei. Mayjay verspätete sich.

»Wo zum Teufel steckt sie?«, brüllte er über das allgemeine Geschnatter hinweg, als Howard, sein Assistent, neben ihm auftauchte. »Haben Sie das Hotel angerufen?«

»Ja. Es heißt, sie sei nicht mehr da. Sie muss auf dem Weg sein.«

»Das hoffe ich doch. Sie ist verdammt spät dran.«

»Wer? Mayjay?« Spud war aus der Tür zum Sitzungssaal aufgetaucht, in dem ein Lunchbüfett aufgebaut wurde. Er gesellte sich zu ihnen, ein Bier in der Hand. »Sie dürfte jeden Moment hier sein, ihre Agentin hat vor zwanzig Minuten angerufen und gesagt, sie seien unterwegs.«

»Warum zum Henker hast du es mir nicht gesagt?«

»Das habe ich gerade.« Spud beachtete den Mann nicht weiter und wandte sich stattdessen an Howard. »Du solltest dir was zum Lunch holen, Howard, bevor die Mädels alles abgrasen. Ich dachte immer, schöne Frauen essen nicht, aber da habe ich mich geirrt.«

»Mir geht es gut, Spud, ich habe vorhin schon ein Sandwich gegessen.« Die beiden jungen Männer tauschten ein wissendes Lächeln – beide hielten nicht viel von Gerrard Whitford.

»Was ist mit dir, Gerrard?«, fragte Spud. »Lust auf Lunch?«

»Ausgezeichnete Idee.« Gerrard, der merkte, dass es unklug gewesen war, seinen Zorn zu zeigen, streifte rasch seine öffentliche Person mit dem herzlichen Lächeln über – jede Zurschaustellung von schlechter Laune behielt er sich für seinen Stab vor. »Wir müssen was in den Magen bekommen, nicht wahr? Es ist ein großer Tag, und wir sind alle ein bisschen aufgeregt.«

Die schwache Ausrede, die Gerrard für sein rüdes Verhalten vorbrachte, entsprach eigenartigerweise der Wahrheit. Er war nervös. Das war möglicherweise seine schönste Stunde, und er konnte sich keine Ausrutscher leisten. Der heutige Tag war ein wesentlicher Teil der teuersten Werbekampagne, die er je in seiner Amtszeit unternommen hatte. Dennoch war der Schönheitswettbewerb mehr von kommerziellen Sponsoren als von der Regierung finanziert worden. Ein gelungener Streich, der außerdem im Fernsehen übertragen wurde. Der gesamte Bundesstaat würde Zeuge seines persönlichen Triumphs!

Gerrard hatte geflissentlich vergessen, dass die Vereinbarungen mit den Sponsoren von seinem Assistenten Howard Stonehaven in die Wege geleitet worden waren. Er hatte auch vergessen, dass Howard die wichtigsten Punkte in seiner Dankesrede beigetragen hatte, besonders die Zeile, die er als Abschlusszitat einstudiert hatte. *Die Ehe zwischen Regierung und Privatunternehmen*, hatte Howard ihn gedrängt. *Das ist der Weg der Zukunft*. Gerrard hatte sich von dem Zeug inspirieren lassen.

Gerrard ging die Worte noch einmal durch. Er würde sie direkt in die Kamera sprechen, beschloss er. Mein Gott, das würde eine durchschlagende Wirkung haben.

Der Schönheitswettbewerb von Westaustralien war im gesamten Bundesstaat begrüßt worden. Heute würde er die Anerkennung erhalten, die er zu Recht verdiente. Es war überaus aufregend. Kein Wunder, dass er nervös war.

»Hol uns einen Teller voll, sei so gut, Howard«, sagte er und wandte sich an seinen Assistenten. »Jede Menge Fleisch. Und ein Bier wäre auch nicht schlecht.« Kumpelhaft fügte er zu Spud hinzu: »Die härteren Sachen meiden wir lieber bis nach den Ansprachen, was?«

Howard machte sich gehorsam auf den Weg, seine Verachtung wie stets verbergend. Gerrard Whitfords Tage waren gezählt. Der Mann war ein

Dinosaurier – seit Jahren hatte er keine eigenen Ideen gehabt. Stonehaven stand mit seinen Ansichten nicht allein; auch anderen fiel allmählich Gerrards Inkompetenz auf. Und alle, die es noch nicht wussten, würden bald darauf aufmerksam gemacht werden. Diskret. Howard erschien nach außen hin stets hilfreich.

»Aber ich bin sicher, Gerrard hat die Sache im Griff«, sagte er dann immer, wenn er seinen Vertrauten über ein unvorhergesehenes Problem informierte, von dem er wusste, dass Gerrard es nicht ansprechen würde. Howard war von den hehrsten Motiven geleitet – sein Vorgehen kam der Partei zugute. Es war höchste Zeit, dass Gerrard Whitford abtrat und frisches Blut nachwuchs. Howard glaubte von Herzen an »den richtigen Mann am richtigen Ort«, und er glaubte, der richtige Mann zu sein. Während er Schinken und Roastbeef auf einem Teller stapelte, fragte er sich, wie viele seiner persönlichen Zitate Gerrard in seiner Dankesrede an die Sponsoren verwenden würde. Der Mann würde gehörig ertappt werden. Howard hatte Gerrard vertraulich jede Menge markige und denkwürdige Phrasen mitgeteilt. Er hatte sie auch allen gemeinsamen Kollegen und den wichtigsten Sponsoren gegenüber erwähnt, wenn er sicher war, dass Gerrard außer Hörweite war.

»Hallo, Spud.«

Die Stimme war in seinem Ohr, Spud drehte sich um und sah Mayjay, die direkt hinter ihm stand. Neben ihr eine tüchtig aussehende junge Frau in einem gut geschnittenen Kostüm, dessen Minirock hübsche Beine sehen ließ.

»Hallo, Mayjay.«

»Schön, dich zu sehen.« Sie zeigte ihr träges, anmaßendes Lächeln und reichte ihm die Hand.

»Gleichfalls.« Es war dasselbe außergewöhnliche Lächeln, das ihn beim ersten Mal, als er ihr begegnete, so aus der Bahn geworfen hatte. Wollte sie damit verführen oder kränken? Schwer zu sagen, und ebenso schwer war es, wegzusehen. »Du hast dich nicht verändert«, sagte er, als sie sich die Hand schüttelten.

»Mayjay!«, unterbrach Gerrard lauthals und streckte seine Hand aus, woraufhin Mayjay gezwungen war, ihm ihre Aufmerksamkeit zu schenken.

»Sie sehen wunderschön aus, meine Liebe«, sagte er und schüttelte ihre Hand. Das stimmte. Nackte Beine, hochhackige Sandalen und ein hellrotes Minikleid mit Spaghettiträgern, verdammt hinreißend. »Einfach wunderschön.«

»Das hoffe ich doch. Es gehört zu meinem Job.« Mayjay wandte sich an die adrette junge Frau an ihrer Seite. »Darf ich vorstellen, Trish Barraclough, meine Agentin.«

»Ja, ja, ich weiß, wir sind uns schon begegnet.« Gerrard nickte der Frau flüchtig zu.

Dann sagte er verkniffen zu Trish: »Wir sind ein bisschen spät, oder?« Da er noch immer sauer auf Mayjays Überheblichkeit war, ließ er seine Verärgerung an der Agentin aus.

Trish Barracloughs gequälter Gesichtsausdruck sprach Bände. Sie selbst war Mayjays Unpünktlichkeit leid. Die Frau war unprofessionell und absolut arrogant, und Trish konnte sie nicht ausstehen. Je eher Mayjays Vertrag auslief, desto besser, was sie betraf. Doch sie sagte nichts, darauf vorbereitet, wie immer die Schuld auf sich zu nehmen.

»Wir warten mit dem Frisieren und dem Make-up schon fast vierzig Minuten.« Gerrards Tonfall verlangte eine Entschuldigung, am liebsten eine unterwürfige.

»Wir brauchen weder Friseur noch Make-up.« Mayjay gab die Antwort.

»Wir machen es selbst.« Sie schob ihr Gesicht nah an das seine, die Augenbrauen verächtlich hochgezogen. »Ich bin überrascht, dass Sie es nicht bemerkt haben.«

Na gut, dachte Trish, ausnahmsweise überließ Mayjay es nicht ihr, die Schuld auf sich zu laden. Dabei leistete sie ihrer Agentin keinen noblen Beistand, das wusste Trish – sie versetzte Whitford einen Seitenhieb, und wer wollte das nicht –, aber es war eine Erleichterung, dass sie ihr aus der Patsche geholfen hatte.

»Trotzdem.« Gerrard versuchte, seine Würde zu wahren, während er zurückwich. »Der Zeitplan war ziemlich deutlich, alle wurden zur selben Zeit bestellt ...«

»Ich bin nicht alle«, erwiderte Mayjay. Sie betrachtete die Mädchen und stellte fest, dass viele ein Glas in der Hand hatten. »Ah, Champagner«, sagte sie mit beifälligem Lächeln zu Spud. »Deine Idee?«

»Klar.«

»Dann bring mich hin.«

Trish schaltete sich ein. »Ich glaube, wir sollten uns zuerst mit den Wettbewerberinnen bekanntmachen«, schlug sie freundlich, aber bestimmt vor.

Trish war eine zähe junge Frau, erfolgreich in der Männerwelt. Als aktive Feministin ebnete sie für andere den Weg in einer vorausschauenden Firma, in der man ihr Führungspotential zusprach. Mit fünfundzwanzig stand sie bereits der Abteilung für Öffentlichkeitsarbeit vor und leistete sehr gute Arbeit.

»Warum?« Mayjay hatte überhaupt kein Verlangen, mit den Wettbewerberinnen zu sprechen.

»Weil es höflich und freundlich ist ... und weil wir dafür bezahlt werden.«

Mayjay zuckte mit den Schultern. Die Abneigung beruhte auf Gegenseitigkeit.

»Na schön«, sagte sie mürrisch, »wenn Sie meinen, Sie sind der Boss.« Trish übertünchte ihre matte Resignation mit dem strahlendsten Lächeln.

»Wir holen uns zuerst ein Glas Champagner, ja?« Es war einfacher, der Frau ihren Willen zu lassen. Was hatte es für einen Sinn, sie den anderen vorzustellen, wenn sie mürrisch und unkommunikativ war.

»Ein ausgezeichnete Vorschlag.« Mayjay lächelte. Sie hatte gewonnen.

»Hier entlang.« Als Spud auf die Tür zeigte, die in den Sitzungssaal führte, zwinkerte er Trish mitfühlend zu.

»Lass uns rausgehen«, sagte Gerrard, sobald die beiden Frauen verschwunden waren. Er wollte ein Gespräch unter vier Augen, abseits des aufgeregten Geschnatters der Mädchen.

Spud ging mit ihm auf die Straße, wo eine Fernsehcrew aufbaute.

»Ich wusste nicht, dass du sie schon kennst, das hast du mir nicht gesagt.« Gerrard versuchte, beiläufig zu klingen, als er Spud beiseitenahm.

»Wen?« Spud war damit beschäftigt, den Kamerawinkel zu prüfen und fragte sich nach der Brennweite der Linse – bekam der Kerl die Ausstellungsräume ins Bild, während er den Konvoi filmte?

»Mayjay natürlich.« Gerrard unterdrückte seinen Unmut. »Du hast es mir nicht gesagt.«

»Was?«

»Dass du ihr schon *begegnet* bist.« Die Verärgerung kam allmählich durch.

»Oh. Ja, bin ich.« Spud lächelte kleinlaut. Obwohl er Gerrard Whitford nicht leiden konnte, hatte es keinen Sinn, den Mann zu verprellen, solange er noch im Amt war. Außerdem war es ohnehin nicht seine Absicht gewesen, ihn zu reizen, er war einfach abgelenkt gewesen. »Ich habe sie schon zwei Mal gesehen.«

»Tatsächlich?« Gerrard fragte sich, wann und warum. Spud Farrell war erst vor kurzem als Sponsor an Bord gekommen. Was hatte er denn zu bieten? »Hast du gepunktet?«

»Was?«

»Hast du sie gefickt?«

»Nein.« Spud stand vor einem Rätsel. »Wie kommst du denn darauf?«

»Weil sie eine Nutte ist, deshalb.« Froh darüber, jetzt Farrells ungeteilte Aufmerksamkeit zu haben, war Gerrard eifrig darauf bedacht, Gerüchte weiterzugeben. »Sie hat es einer Reihe von Sponsoren besorgt. Nur den wichtigsten – allem Anschein nach ist sie wählerisch. Und ich habe gehört, dass sie *Geschenke* annimmt.«

Die Anspielung war deutlich, und er grinste schmierig, doch die Worte klangen giftig.

»Ausgebildetes Model, das ich nicht lache!« Gerrard schnaubte verächtlich. »Sie ist nichts weiter als eine Hure!«

»Eine ziemlich gutaussiehende, musst du zugeben.« Spud schaute auf seine Uhr. Er fand die Neuigkeiten über Mayjays sexuelle Eroberungen äußerst interessant, und er hätte gern mehr gehört, doch sie mussten sich nun für die Parade vorbereiten.

Spud verschwand in seinem Büro. Während er seine Khakiuniform »von Peking nach Paris« anzog, war er in Gedanken bei Mayjay. Er rief sich den Nachmittag vor langer Zeit in Rubys Wohnzimmer ins Gedächtnis, als sie sich zum ersten Mal begegnet waren. *Wie magst du es?*, hatte sie ihn gefragt, als sie seinen Gürtel abschnallte. *Pervers?* Ihr Lächeln hatte ihn herausgefordert. *Ich mag es so.* Sie hatte den Gürtel um ihren Hals gelegt. *Ich wette, du hättest es auch gern wie ich,* hatte sie gesagt. Er fragte sich, was sie wohl mit den Sponsoren gemacht hatte. Der Gedanke war faszinierend, und, das musste er zugeben, ziemlich anregend.



Zwanzig Minuten später setzte sich der Konvoi in Bewegung. Bekleidet mit dem Khakianzug eines Abenteurers und einem Tropenhelm spielte Spud die Rolle unnachahmlich gut. Nachdem er die Beifahrertür des Itala geöffnet hatte, trat er mit schwungvoller, publikumswirksamer Gebärde beiseite, um Mayjay Platz zu machen. Sie musterte ihn wohlwollend von Kopf bis Fuß. »Sehr schön«, sagte sie, wobei ihr Blick über seine kniehohen Stiefel und die Safarijacke strich, bis er verführerisch an seinem Schritt hängenblieb. »Mir gefallen die Reiterhosen.«

Spud spürte, wie sein Puls schneller schlug. Ob er eine Chance hatte? Dann fiel ihm Rubys Warnung ein, und er schlug sich den Gedanken aus dem Kopf. Er konnte sich nicht leisten, den Zorn Ruby Chans und der mächtigen Schläger zu riskieren, die ihr zur Verfügung standen. Dennoch war die Tatsache, dass Mayjay ihn anmachte, enorm schmeichelhaft.

Ihr Blick wanderte träge nach oben bis zum Tropenhelm. »Obwohl ich mir *darüber* nicht so sicher bin.« Spott klang in ihrem Lachen mit, als sie in den Itala stieg.

Spuds Ego brach zusammen. Doch selbst in seiner Demütigung verspürte er einen Anflug von Wut. War es ihre Absicht, ihn der Lächerlichkeit preiszugeben? Wie konnte sie es wagen! Er lachte laut auf, als hätten sie einen Witz gemacht, und hoffte inständig, dass der Kameramann den Augenblick nicht eingefangen hatte – und wenn, dass er nicht ausgestrahlt würde. Gleichzeitig fragte er sich, ob er wirklich blöd aussah. Sollte er seinen Tropenhelm bei der Zeremonie loswerden? Er war heilfroh, dass er für die anschließende Party seinen Anzug mitgenommen hatte.

Der Streifenwagen der Polizei und zwei eskortierende Motorräder fuhren langsam an, die Oldtimer folgen. Insgesamt waren es acht, alle in tadellosem Zustand, darunter auch ein Packard, Baujahr 1927, und ein Delage, Baujahr 1933. Sie waren der Traum eines jeden Sammlers – in diesem Fall Anthony Wilsons Traum, vielmehr seine Leidenschaft.

Anthony hätte zu gern an der Prozession teilgenommen, doch ihm war kein plausibler Grund dafür eingefallen.

Als der Konvoi den Stirling Highway entlangfuhr, bildeten sich

Menschentrauben auf dem Bürgersteig, um den Wettbewerberinnen zuzujubeln. In einigen Viersitzern saßen drei Mädchen, und sie winkten und warfen Kuschhände. Vor allem aber galt der Jubel der Zuschauer Mayjay, die den Konvoi im offenen Zweisitzer anführte, dem von Spud gefahrenen Itala. Sie genoss die Aufmerksamkeit in vollen Zügen, und als sie an einer besonders großen Menschenmenge vorbeifuhren, klammerte sie sich an die Windschutzscheibe, erhob sich und winkte wahrhaft königlich.

»Setz dich«, befahl Spud, »da vorn kommt eine Kurve.«

Es dauerte noch eine Weile, bis sie um die Kurve fuhren, doch da er noch unter seiner Demütigung litt, wollte er ihr zeigen, wer hier der Boss war.

Sie gehorchte auf der Stelle, und mit strahlendem Lächeln hakte sie sich bei ihm unter und schaute ihn bewundernd an, was offenbar ehrlich gemeint war. »Das war eine tolle Idee, Spud«, sagte sie. »Wie langweilig wäre es in Limousinen gewesen. Du bist ein Genie.«

Er sonnte sich in dem Lob, ob er wollte oder nicht. Herrgott, die Frau war heiß.

In Scarborough hatten sich Menschenmengen versammelt, aus Hunderten waren weit über Tausend geworden.

Am südlichen Ende der Esplanade, auf dem Platz vor dem Luna Park, wartete die Militärkapelle.

Auf Kommando marschierte die Kapelle vom Vorplatz los, bog scharf nach rechts in die Esplanade ab und nahm ihre Position ein. Ein kurzes Schweigen trat ein, die Musiker hielten ihre Instrumente, dann bellte der Tambourmajor den Befehl, und als die Kapelle aufspielte und sich in Bewegung setzte, kamen der Streifenwagen und die Motorräder um die Ecke.

Die zeitliche Abstimmung war perfekt. »Seventy-Six Trombones« waren voll in Schwung, als der Itala in Sichtweite kam, Mayjay, die Symbolfigur für Westaustralien, erhob sich in all ihrer Pracht und grüßte die Menge.

Die Kameras schwenkten herum, Hunderte grölten Beifall, und der Autokorso begann seinen langsamen Zug über die mit flatternden Wimpeln geschmückte Esplanade. Das große Finale des Schönheitswettbewerbs hatte begonnen.

In offenen Baumwollhemden, Handtücher um den Hals geschlungen und Shorts über der Badehose, lungerten Mike McAllister und Ian Pemberton im leeren Biergarten des Scarborough Beach Hotels herum. Die wenigen Gäste, die dort etwas getrunken hatten, waren gegangen, um sich die Parade anzusehen, und in etwa einer Stunde würde das Personal anfangen, den Garten zu räumen, um die Privatparty am Abend vorzubereiten. Die Jungen hatten ihre Anzüge für die Sponsorenparty mitgebracht, wie Spud sie angewiesen hatte, doch sie hatten sie in Ians Wagen gelassen. Es hätte keinen Spaß gemacht, an einem heißen Samstagnachmittag mit Jackett und Krawatte abzuhängen.

Die beiden waren um die Mittagszeit eingetroffen und hatten die Absicht, sich in die Brandung zu stürzen und ein Bier und einen Hamburger zu sich zu nehmen, bevor sie sich die Parade ansahen, doch die Menschenmenge strömte bereits zusammen. Da hatten sie sich für den Biergarten entschieden. Sie wollten warten, bis die Prozession das nördliche Ende der Esplanade erreichte – sie waren groß und würden über die Köpfe der meisten Menschen hinwegsehen können.

Durch den Hintereingang des Biergartens, der auf die Esplanade dahinter führte, hatten sie kurze Blicke auf die offiziellen Teilnehmer der Party erhaschen können, und sie nahmen gerade ihr viertes Bier in Angriff, als die »Seventy-Six Trombones« aufspielten.

Kurz darauf, als die Kapelle, die jetzt »Pomp and Circumstance« spielte, näher kam, leerten sie ihre Gläser und schlenderten hinaus, um sich der Menschenmenge auf dem Bürgersteig anzuschließen. Ihr erster Blick fiel auf Mayjay, wie sie über den Köpfen der dicht gedrängten Menge dahinglitt. Majestätisch stand sie im Itala, die Haare vom Wind zerzaust, die Arme ausgestreckt, und erwiderte den Gruß ihrer sie anbetenden Untertanen wie eine heidnische Prinzessin.

»Mein Gott, in natura ist sie noch unglaublicher«, murmelte Mike.

»Das kannst du wohl sagen.«

Sie verrenkten sich den Hals, um einen Blick auf den Wagen und den Fahrer zu werfen, und Ian schnaubte amüsiert.

»Täuschen mich meine Augen, oder trägt Spud einen Tropenhelm?«

Die Kapelle blieb plötzlich vor den Offiziellen stehen, die Oldtimer

hielten langsam hintereinander an, und die Fahrer halfen den Mädchen beim Aussteigen.

»Herr im Himmel, als was hat er sich verkleidet?« Ian lachte.

Auch Mike musste lächeln – Spud war wirklich zu kurz geraten für Reithose und Tropenhelm –, doch er widerstand dem dringenden Bedürfnis, laut aufzulachen. »Es ist sein großer Tag, Pembo. Verdirb es ihm nicht.«

Ian zuckte mit den Schultern, was soviel wie »na und?« bedeuten sollte. Er persönlich konnte es kaum erwarten, Spud aufzuziehen. Wäre die Situation umgekehrt, würde Spud es mit ihm genauso machen.

In einem abgesperrten Bereich fand eine kurze Eröffnungszeremonie statt. Der Bürgermeister der Stadt hielt eine längere Rede und hieß die Konkurrentinnen offiziell in Perth willkommen. Dann wurden Mayjay symbolisch die Schlüssel der Stadt überreicht, woraufhin man die Mädchen über den Hauptweg zum Zelt geleitete. Die Offiziellen, zu denen nun auch Spud und Mayjay gehörten, folgten und nahmen ihre Plätze auf der Tribüne ein. Ein wilder Ansturm auf die Dünen setzte ein, als Hunderte versuchten, einen guten Aussichtsplatz in der Nähe der Bühne zu ergattern.

Mike und Ian beteiligten sich nicht an dem Gedränge, sondern schlenderten über die Straße, um von einer höher gelegenen Stelle aus zuzusehen, während Dougie Mac auf der Bühne die Mitglieder der ortsansässigen Rockband vorstellte, die geduldig auf ihren großen Augenblick gewartet hatten.

Die Band hatte passend zum Anlass beliebte Songs von den Beach Boys zusammengestellt, und aus den Lautsprechern dröhnten »Surfin' USA« und »Good Vibrations«.

Oben auf den Dünen – nicht weit von der Stelle, an der Mike und Ian standen – hatte sich eine Bande von etwa zwanzig jungen Männern mit ihren Freundinnen versammelt. Sie trugen Stiefel, Jeans, T-Shirts und trotz der Hitze ihre unverkennbaren schwarzen Lederjacken. Die Mädchen waren ähnlich gekleidet, obwohl die meisten ihre Jacken abgelegt hatten und lässig an einem Finger über der Schulter baumeln ließen. Die Rocker, ihre Mädchen hinten auf dem Sozius, waren vor gut einer Stunde vorgefahren, um die Prozession zu beobachten.

Anscheinend hatte es ihnen wie allen anderen auch gefallen, so wie jetzt

die Musik, und sie klatschten zusammen mit der Menge.

Am Ende ihrer Darbietung verbeugten sich die Bandmitglieder und räumten dann rasch ihre Ausrüstung hinten auf die Bühne, während die Wettbewerberinnen nacheinander vorgestellt wurden.

Als die Mädchen über den roten Teppich aus dem Zelt zur Bühne stelzten und die Treppe hinaufgingen, wurde applaudiert und gejubelt, wobei sich die Rocker oben auf der Düne besonders lautstark gebärdeten.

Der Beifall der Rocker unterschied sich allerdings von dem der übrigen Menge. Während ihre Buhrufe, Pfiffe und ihr »Prima«-Geschrei eigentlich nichts Kränkendes an sich hatten, klang ihre Begeisterung unecht. Sie übertrieben ihren Lärm. Schwer zu sagen, ob sie verhöhnten oder jubelten, eins jedoch war offensichtlich. Ihre Bräute waren nicht glücklich.

Nachdem die Wettbewerberinnen in einer Reihe auf der Bühne standen, nahm Dougie sie einzeln beiseite, um sie zu interviewen, wobei er sich peinlich genau an den Fragenkatalog in seiner Mappe hielt. Da man die Mädchen nach ihren Antworten beurteilen würde, wusste er, dass er es richtig machen musste.

Manche Mädchen, selbstsicher und zuversichtlich, produzierten sich vor der Menge, einige gewannen mit natürlichem Charme Anhänger.

Favoritinnen verschafften sich rasch Geltung, und am Ende eines jeden Interviews, wenn die Kandidatin ins Zelt zurückging, begleitete sie unterschiedlich stürmischer Applaus.

Die Rocker gaben laut und deutlich zu erkennen, wer ihre Favoritinnen waren.

»Geh nach Hause, du Schlampe!«

Carol, die Freundin des Anführers Marco, hielt es für ihre Pflicht, ihre Meinung lauthals kundzutun.

Die anderen Bräute spendeten ihr tosenden Beifall, und die Rocker lachten. Genau diese Reaktion hatten sie bezweckt. So gern sie Unruhe stifteten, gefiel es ihnen auch, ihre Frauen anzustacheln – das gehörte zum Spiel.

Als dann die individuelle Vorführung begann, machten die Rocker Ernst, und die Bräute, darauf bedacht, die Zustimmung ihrer Freunde zu erlangen, schlossen sich lautstark an. Während die Kandidatinnen im

Bikini über den Laufsteg schritten, einige mit routiniertem, professionellem Selbstbewusstsein, andere auf eher linkische Art, die ihre Herkunft verriet, brüllten die Rocker »Ausziehen!« und »Zeig uns deine Titten!«, während ihre Freundinnen mit »Schlampen!«, »Huren!« und »Geht nach Hause, ihr Nutten!« einfielen.

Obwohl die Bande nur vierzig in einer Menge von über Tausend zählte, fiel sie auf. Die Kameraleute waren so klug, sie zu meiden, und die Zuschauer versuchten, ihnen keine Beachtung zu schenken in der Hoffnung, dass sie sich langweilen und weggehen würden, doch es wurde zunehmend schwerer, die lästige Gruppe zu ignorieren. Andere, die in der Nähe standen, darunter auch Mike und Ian, brüllten ihnen zu, den Mund zu halten, was sie nur weiter anspornte und zur Störung beitrug. Als die Polizei anrückte, waren alle erleichtert.

Die Rocker waren überraschend fügsam – sie hörten auf Marco, wie immer.

Er schaute sich in seiner Bande um, die unschuldig mit den Schultern zuckten und nickten. Geschlossen gingen sie zu ihren Motorrädern. Sie hatten ihren Spaß gehabt und würden es nicht auf die Spitze treiben – es hatte keinen Sinn, wegen Störung der öffentlichen Ordnung hinter Gitter zu wandern. Im Übrigen würden sie später wiederkommen. Scarborough war ihr Zuhause, besonders nach Einbruch der Dunkelheit.

Der Rest des Nachmittags verlief ohne Zwischenfälle. Miss Bunbury wurde zur Gewinnerin erkoren.

Dougie Mac rief Mayjay auf die Bühne, und das Publikum jubelte, als sie die Schärpe über Miss Bunburys Schulter drapierte und ihr die Krone aufsetzte.

Zwei vertraute Gestalten standen neben dem Itala, als Spud und Anthony Wilson vom Strand heraufschlenderten. Einer von ihnen streckte Spud die Hand entgegen.

»Dr. Livingstone, wie ich annehme.«

»Lass es gut sein, Pembo.« Spud schlug die Hand aus, und Mike warf Ian einen vorwurfsvollen Blick zu, der ihn jedoch nicht beachtete.

»Oder sollte es vielleicht Henry Morton Stanley höchstpersönlich sein?«

Als Ian ihn in gespielter Bewunderung mit weit aufgerissenen Augen von Kopf bis Fuß musterte, fluchte Spud im Stillen darüber, dass er den Tropenhelm noch trug. Sah er wirklich so blöd aus? Normalerweise hätte

Pembos Spott ihn kalt gelassen, doch ihm fiel Mayjays Hohn ein. Der Triumph, den Konvoi angeführt zu haben, schmeckte auf einmal schal.

Nachdem er seine Sachen aus dem Kofferraum des Itala geholt hatte, ging Spud ins Hotel und zog sich um. Ian und Mike verabredeten sich mit ihm im größten Raum des Pubs in etwa einer Stunde. Es war nach sechs, die Party würde erst später in Gang kommen, und Mike wollte unbedingt noch in die Brandung springen, bevor es dunkel wurde.

Mike konnte es nicht erwarten, ins Wasser zu kommen. Er musste wach werden. Nach vier Bieren auf leeren Magen und einem Nachmittag in der Sonne fühlte er sich vollkommen erschöpft.

Eine Stunde später, geschniegelt und in Anzug und Krawatte, stürzten sie sich ins Gedränge auf der Esplanade. Als es dunkel wurde, verbreitete sich eine erwartungsvolle Stimmung. Das war an einem Samstagabend in Scarborough immer so. Bald würde das Snake Pit zum Leben erwachen.

»Komm, wir lassen die Hamburger sausen«, sagte Ian, als sie sich bei Peters am Meer wieder einmal vor einer langen Schlange sahen. »Auf der Party wird es etwas zu essen geben.«

Obwohl er Hunger hatte, war Mike einverstanden, und sie schlenderten die Straße hinauf zum Scarborough Beach Hotel, dessen Salons und Biergarten für die Sponsorenparty gemietet worden waren. Sie stellten sich dem Türsteher vor, der ihre Namen auf seiner Liste nachprüfte, und wurden sogleich eingelassen. Spud jedoch war nirgends zu sehen.

Mayjay ebenso wenig. Auch die anderen Mädchen nicht, die sie so gern kennenlernen wollten. Stattdessen standen im Salon, der auch schon bessere Zeiten gesehen hatte, ein paar Männer in Anzügen beisammen, tranken Champagner und Bier, tauschten Visitenkarten aus und sprachen über Geschäfte.

»Tolle Party«, sagte Ian, nachdem er einen vorbeigehenden Kellner gefragt hatte, »es gibt nicht mal Bourbon. Wenn man was von den härteren Sachen haben will, muss man es in der großen Bar kaufen.«

Sie hielten den nächsten Kellner an und erkundigten sich nach Speisen. Ein Büfett werde im Biergarten gerichtet, erfuhren sie, und man werde die Gäste in Kürze dazu auffordern. Bevor der Mann davoneilen konnte, steckte Ian ihm einen Geldschein zu und fragte, wo die Mädchen seien.

»Da drinnen.« Der Kellner schob die fünf Dollar in die Tasche und wies

mit einer ruckartigen Kopfbewegung in Richtung Biergarten. »Mit einem Haufen hoher Tiere, die Fotos und Zeug für die Presse machen. Ich könnte Sie einschleusen, wenn Sie wollen.«

»Nein, wir warten auf das Essen.«

Mike nickte Ian bekräftigend zu, denn er fühlte sich noch immer schwach vor Hunger.

»Wenigstens wissen wir jetzt, wo Spud steckt«, sagte er.

»Scheiß auf ihn.« Ian machte auf dem Absatz kehrt. »Komm, wir gehen in die große Bar, ich brauche einen Bourbon.«

Die große Bar war für die Allgemeinheit geöffnet und überfüllt.

Während Ian sich seinen Weg durch das Gedränge bahnte, fand Mike eine Nische für sie in der Ecke am anderen Ende der Bar.

»Ich habe doch gesagt, ich will ein Bier.« Misstrauisch schaute er auf den Whisky mit Cola, den Ian ihm zehn Minuten später reichte.

»Hier geht es nicht darum, was du *willst*, sondern was du *brauchst*«, entgegnete Ian, »und du *brauchst* einen Bourbon.«

Ach, Pembo, dachte Mike, als er kurz an dem Drink nippte – es war ein Doppelter. Pembo hatte offensichtlich vor, sich zu betrinken, doch Mike war nicht in der Stimmung. Das Bad hatte ihn ein wenig erfrischt, aber das reichte nicht. Der Tag war anstrengend gewesen, und er verfügte nicht über Pembos Energie. Er kannte den Grund. Er wusste, woher Pembos Energie rührte.

»Ich sage dir, was du noch brauchst.« Ian fuhr mit der Hand tief in die Innentasche seines Jacketts und holte ein kleines, zugeschraubtes Plastikröhrchen heraus.

»Nein«, sagte Mike mit Nachdruck, »das verflixte Zeug nehme ich nie wieder.«

Vor kurzem hatte er Ian auf einem seiner Abende begleitet, an dem er Pillen einwarf, nur um zu sehen, wie es war. Er hatte in den höchsten Höhen geschwebt, wie ein Drache, bis sechs Uhr am nächsten Morgen. Es war lustig gewesen. Das Herzrasen am folgenden Tag allerdings nicht. Es hatte ihm auf unangenehme Weise ins Gedächtnis gerufen, dass sein Herz angeschlagen war.

Die Aufputschtabletten waren eine Angewohnheit, die Ian Pemberton von seinem Geschäftspartner übernommen hatte – einem nassforschenden jungen amerikanischen Finanzexperten namens Phil Cowan. Sobald die



beiden zusammen in die Stadt kamen, machten sie die ganze Nacht durch.

»Zwei für jeden.« Ian streckte die Hand aus und zeigte Mike vier Dexedrine-Tabletten, die auf seiner Handfläche lagen. Er hatte ein paar Stunden zuvor schon zwei geschluckt, als sie im Biergarten saßen, aber er könnte eine Auffrischung gebrauchen. »Sind nur Dexies«, sagte er beruhigend und steckte das Röhrchen wieder in seine Tasche, »die tun dir nichts, peppen dich nur ein bisschen auf.« Er beäugte Mike. »Und du könntest ein bisschen Aufmunterung gebrauchen – du bist nicht gut drauf, oder?« Das war das Problem mit Mike McAllister, dachte Ian. Wenn Mike nicht in Stimmung war, konnte er es auch nicht gut vortäuschen. Er tat nie so, als hätte er seinen Spaß, wenn es nicht so war – manchmal konnte er eine richtige Schlaftablette sein. »Herrgott, du siehst aus, als wolltest du nicht mal hier sein.«

Das will ich auch nicht, dachte Mike. In Wahrheit wollte er nirgendwo sein. Er wollte nur etwas zu essen und ins Bett.

»Komm schon«, drängte Ian und knallte die Pillen auf den Bartisch vor ihnen, »komm in Schwung. Du willst es doch Spud nicht verderben, oder?«

»Erpress mich nicht, Pembo.«

»Warum nicht?« Ian fand es völlig in Ordnung. »Du hast es selbst gesagt. Heute ist Spuds großer Tag, Erinnerst du dich?«

Die Rockband im nahe gelegenen Snake Pit spielte »Time Is On My Side«. Mike war großer Fan der Stones, und es erschien ihm wie ein Omen. Ach, zum Teufel, dachte er. Pembo hatte recht, er musste in Stimmung kommen. Er nahm zwei Pillen, schluckte sie und kippte gleichzeitig den größten Teil seiner Cola mit Bourbon hinunter. Über das Herzrasen würde er sich morgen Gedanken machen.

»So ist es brav«, sagte Ian und tat es ihm nach. »Und ich sage dir« – er grinste gierig –, »wenn es dir gelingt, heute Abend was zu reißen, dann wirst du mir dankbar sein. Mit zwei Dexies kannst du ewig weitermachen.«

Mike gab die nächste Runde aus, zwei doppelte Bourbon. Eine halbe Stunde später spürte er keinen Hunger mehr und war nicht mehr müde, und die Musik von der anderen Straßenseite klang anregend.

»Komm, wir gehen ins Snake Pit«, sagte er und leerte sein Glas.

Ian stimmte sofort zu. Auf das Signal hatte er gewartet.

Es war neun Uhr, und im Biergarten, der inzwischen stimmungsvoll mit Lampions geschmückt war, machten sich die Gäste über das Büfett her. Kellner füllten die Teller mit Fleisch, Krabben und Hummer in atemberaubender Geschwindigkeit auf, die Speisen verschwanden, sobald sie hingestellt wurden.

Spud fragte sich, wo Mike und Pembo blieben. Er hatte im großen Salon nachgesehen, der auch überfüllt war, doch dort war von den Jungs keine Spur. Ein Kellner hatte ihm gesagt, sie seien in die Bar gegangen, doch seine Suche blieb auch dort erfolglos. Sie waren nicht aufzutreiben, und Spud ärgerte sich. Er hatte Mayjay genauestens für die Bekanntmachung instruiert, und sie war anscheinend scharf darauf.

»Alle deine Freunde sind garantiert interessant, Spud«, hatte sie gesagt. Mayjay meinte es mehr oder weniger auch so. Alle wären interessanter, hatte sie gedacht, als der verdammte Journalist und der Bürgermeister, mit denen die dumme Gans Trish Barraclough sie in den letzten zehn Minuten zusammengesetzt hatte. Der Fotograf einer miesen kleinen Lokalzeitung hatte drauflos geknipst, als wäre er von der scheiß *New York Times*.

Spud, wieder einmal durch Mayjays widersprüchliches Verhalten irritiert, fühlte sich durch ihr Interesse an seinen Freunden geschmeichelt und wartete ungeduldig auf Mike und Pembo, damit er sich brüsten konnte. Doch als sie nicht auftauchten, verlor Mayjay das Interesse und unterhielt sich mit dem Geschäftsführer von Qantas, der buchstäblich an ihren Lippen hing. Jetzt, nachdem er vergeblich den Pub durchforscht hatte, ging Spud verärgert zurück in den Biergarten.

Trish Barraclough beobachtete erleichtert, wie Mayjay mit dem Geschäftsführer von Qantas und der frisch gekürten Miss Bunbury plauderte, und war angenehm überrascht, dass Mayjay ordentlich die Begrüßungsrunde machte.

Trish schaute auf ihre Armbanduhr. Sie würde ihr noch bis zehn Uhr geben, beschloss sie, noch etwa eine halbe Stunde, dann wollte sie Mayjay einsammeln und zurück ins Hotel bringen. Sie richtete ihre Aufmerksamkeit auf Gerrard Whitford, der sie plötzlich attraktiv fand, wie ihr bewusst wurde. Sie hatte ihre Kostümjacke ausgezogen – die

zwar dünn war, doch Trish hatte darin den ganzen Nachmittag über geschwitzt –, und sie wusste, er fand ihre Brüste fesselnd. Ihr war auch bekannt, dass alle Wettbewerberinnen seine Telefonnummer hatten und ihm erfolgreich aus dem Weg gegangen waren und dass sie es nun war, der nichts anderes übrigblieb, als seine Gesellschaft zu ertragen.

Howard Stonehaven beobachtete Gerrard mit Abscheu. Die Wirkung von Alkohol in Verbindung mit einer Vielzahl schöner junger Frauen brachte das Schlimmste in dem Mann zur Geltung. Kein Wunder, dass viele Mädchen verschwanden, dachte Howard. Die ganze Party war öde. Und auch das war Gerrards Schuld. Er hatte sich energisch für diesen Ort ausgesprochen.

Spud hing ähnlichen Gedanken nach. Die Party war eine große Enttäuschung – er hatte sich auf den Abend wirklich gefreut. Die Hälfte der Mädchen war ins Snake Pit verduftet, wo wahrscheinlich auch Mike und Pembo waren, dachte er. Herrgott, die waren ja nicht blöd. Sie hatten ohne Zweifel gehört, dass die Party ein Reinform war und sich schnurstracks zur Rockmusik begeben, wer wollte es ihnen verdenken? Spud nahm sein Jackett und ging zur Tür.

»Entschuldige bitte, Gerrard.« Trish konnte es schließlich nicht mehr ertragen. Der Blick des Mannes haftete an ihren Brüsten, und sie spürte, dass er drauf und dran war, ihr einen unsittlichen Antrag zu machen. Offensichtlich dachte er, dass jede Frau, die länger als fünf Minuten bei ihm stand, ihn attraktiv fand. Wusste er denn nicht, dass Frauen Typen wie ihn verabscheuten? Dass es immer schon so war? Sie hätte es ihm am liebsten offen ins Gesicht gesagt, ließ es aber. Sie machte das Spielchen mit, wie üblich.

»Kann jetzt nicht mehr bleiben, so gern ich mich noch mit Ihnen unterhalten würde«, sagte sie und schlüpfte in ihre Jacke. Gerrards Blick fuhr ruckartig nach oben und heftete sich auf ihre Augen. »Die Pflicht ruft, tut mir leid.« Schon rauschte sie davon, um sich zu Mayjay, Miss Bunbury und dem Geschäftsführer von Qantas zu gesellen.

»Hallo, Brian, amüsiert du dich gut?« Trish schenkte Brian Tomlinson ein besonders strahlendes Lächeln. Qantas war der wichtigste Kunde der Werbeagentur, und seine finanzielle Unterstützung für diesen Schönheitswettbewerb, die ebenfalls von der Agentur abgewickelt

wurde, war ein Coup im Cross-Marketing.

»Es könnte nicht besser sein.«

Trish bemerkte Brians Seitenblick auf Mayjay. Noch so ein Frauenheld, der auf Eroberungen aus ist, dachte sie.

»Und wie steht's mit dir, Penelope?« Trish schenkte Miss Bunbury ein strahlendes Lächeln. »Ist ein großer Abend für dich, nicht wahr?«

Penelope antwortete begeistert. Es sei sehr aufregend, und sie amüsiere sich prächtig, sagte sie. Es sei der größte Abend ihres Lebens. Penelope war ein nettes Mädchen.

Mayjay hatte genug vom Geplänkel. Sie hatte ihre verschiedenen Alternativen gegeneinander abgewogen. Mr. Qantas wollte offensichtlich mit ihr schlafen, aber sie mochte ihn nicht besonders. Aus Langeweile hatte sie sich überlegt, ob sie sich nicht ins Snake Pit absetzen sollte, wo man, wie der Türsteher ihr gesagt hatte, Kokain bekommen könnte. Ihr eigener Vorrat war zur Neige gegangen, und sie brauchte etwas, um sich den langweiligen Abend zu erleichtern. Aufputzmittel waren unter den Models in Sydney weit verbreitet; sie schnieften und schluckten ständig, wohlwissend, dass sie damit nicht zunehmen würden.

Das Snake Pit hatte Mayjay in den vergangenen zehn Minuten gelockt, und nachdem Trish sich eingeschaltet hatte, war der Fall klar.

»Ich geh dann mal.«

Dass sie Penelope unterbrochen hatte, war entsetzlich rüde. Sie machte auf dem Absatz kehrt und war im Begriff, sich zu entfernen, aber Trish war schneller.

»Wohin?«, fragte sie freundlich und bereitete Mayjays Flucht abrupt ein Ende.

»Zur Musik. Zur Tanzfläche.« Mayjays frecher Unterton machte deutlich: Wohin denn sonst? Ich langweile mich.

»Ich halte das für keine gute Idee.« Trish behielt ihren freundlichen Ton bei, doch ihr Lächeln wirkte angespannt.

»Oh, warum denn das?« Mach nur weiter, dachte Mayjay, sag es, ich fordere dich heraus. *Wir zahlen dir ein Vermögen, du Schlampe, wie kannst du es wagen, früher zu gehen?* Sie wusste genau, was Trish dachte.

»Es wäre unklug von dir, allein ins Snake Pit zu gehen. Wie ich hörte, geht es da ziemlich wüst zu.«

»Ich bin nicht allein. Ein paar von den Mädchen sind hingegangen. Ich werde bei ihnen sein.«

»Seit wann bist du *eins von den Mädchen*, Mayjay?« Den anderen zuliebe lachte Trish leichthin, als hätte sie einen Scherz gemacht, doch das war nicht so. Mein Gott, die Frau hatte Nerven. Die Mädchen bekamen im Gegensatz zu ihr kein Vermögen bezahlt, und Mayjay hatte klar und deutlich zu verstehen gegeben, dass sie die anderen ohnehin als unter ihrer Würde betrachtete. Wie konnte sie so ein Doppelspiel wagen!

»Im Übrigen haben die Mädchen keine Aufpasserin, du schon.« Trish drehte sich mit bescheidenem Schulterzucken zu Brian und Penelope um.

»Das bin ich, fürchte ich, und ich kann meine Pflichten nicht vernachlässigen.« Dann, wieder an Mayjay gewandt, noch immer charmant, aber mit der deutlichen Mahnung, dass auch Mayjay ihre Pflichten hatte: »Ich stehe um zehn Uhr an der Limousine.«

Die dumme Kuh Trish Barraclough war zu weit gegangen, dachte Mayjay. »Ich brauche die Limo nicht«, sagte sie geradeheraus. »Und ich suche mir einen neuen Aufpasser.« Sie schenkte dem Geschäftsführer von Qantas ein betörendes Lächeln. Mr. Qantas, dachte sie, wie zum Henker war doch noch sein Name? Ach ja. »Brian, würden Sie die Stelle annehmen? Wollen Sie für heute Abend mein Aufpasser sein?« Sie hakte sich bei ihm unter, die Augen fest auf seinen Mund gerichtet, die Zungenspitze fuhr verführerisch über ihre Lippen. »Anscheinend brauche ich jemanden, der auf mich aufpasst.«

Brian Tomlinson reagierte sofort auf diese Botschaft. »Ja, natürlich«, sagte er in der Hoffnung, dass seine Stimme normal klang. »Ich würde mich sehr freuen, auf Sie aufzupassen, Mayjay.«

»Oh, gut.« Sie schaute ihm in die Augen und kuschelte eine Brust an seinen Arm. »Das ist schön«, gurrte sie.

Eine verwirrende Sekunde lang glaubte Brian, sie meinte ihre körperliche Berührung, und stimmte von ganzem Herzen zu.

»Siehst du, Trish.« Ohne Luft zu holen, wandte Mayjay sich an ihre Agentin, den Tonfall kaum merklich verändert. »Du wirst gar nicht gebraucht.« Ihre Augen und die besitzergreifende Hand auf Brians Unterarm signalisierten eine klare Botschaft. *Sieh her, du Schlampe! Dein wichtigster Kunde frisst mir aus der Hand. Und jetzt sag noch, ich würde meine Arbeit nicht erledigen!*

Trish nickte nur. Wenn Mayjay über ihre Pflicht, den wichtigsten Kunden der Agentur zu unterhalten, hinausgehen wollte, worüber durfte sie sich dann beklagen?

Trish beachtete Mayjays großen Abgang nicht, als sie mit Brian Tomlinson hinausschwebte. Die Frau würde sich in dem Geschäft nicht halten, dachte sie. Mayjay war eine Eintagsfliege, trotz ihrer Schönheit – nur eine miese Amateurin. Trish hatte sie alle mit monotoner Regelmäßigkeit kommen und gehen sehen.

»Kommen Sie mit mir, Penelope«, sagte sie und steuerte die etwas überraschte Miss Bunbury auf ein paar Geschäftsleute zu. »Das sind wichtige Leute, mit denen Sie plaudern sollten.« Sie würde Penelope fünf Minuten ihrer Zeit schenken, dachte sie. Dann konnte sie durch den Hintereingang hinausschlüpfen, wo die Limousine wartete.

Brian Tomlinson legte den Arm um Mayjay, als sie auf die Straße hinaustreten wollten. Er nahm an, dass sie mit ihm nach Hause kam, und wollte schleunigst das Feld räumen. Daher war er im Begriff, sie zu seinem Wagen zu geleiten, der in der Nähe abgestellt war. Doch sie blieb an der Tür stehen.

»Ich muss noch zwei Leute treffen, bevor ich gehe«, sagte sie. »Trinken Sie doch noch etwas. Es dürfte nicht lange dauern.«

Misstrauen flackerte in seinen Augen auf. Wollte sie ihn zum Narren halten? Ihm war nicht nach Spielchen zumute.

Mayjay, die seinen Argwohn spürte, beruhigte ihn rasch.

»Die zahlen mir eine Menge Geld, Brian.« Ihre Entschuldigung klang nicht nur ernst, sondern absolut vernünftig. »Es ist nur klug, wenn ich mich von den Leuten verabschiede.«

Sie führte ihn durchaus nicht an der Nase herum, wie er befürchtete, doch sie benutzte ihn. Brian Tomlinson war ihr sehr gelegen gekommen, um sich von Trish Barraclough loszueisen. Sie war jedoch bereit, mit ihm zu schlafen – Mr. Qantas war eine wertvolle Eroberung, die sich als nützlich erweisen konnte. Aber er war nicht ihr Typ. Die Aussicht, Sex mit ihm zu haben, begeisterte sie nicht, und Mayjay verlangte, dass Sex prickelnd war. Sie brauchte eine Linie Koks, sagte sie sich – künstliche Stimulierung war wichtig, wenn man mit einem Mann ins Bett ging, den man nicht mochte. *Boris im Snake Pit*, hatte der Türsteher gesagt. Sie

*werden ihn bei La Spiaggia finden.*

»Nur ein paar Minuten, mehr nicht.« Sie zog seinen Arm noch enger um sich und presste sich verführerisch an ihn. »Fünf, höchstens zehn.«

Die andere Hand legte sie ihm in den Nacken, und Brian konnte den dargebotenen, geöffneten Lippen nicht widerstehen. Als sie sich küssten, spürte er kurz ihre Zunge, und ihr Becken bewegte sich sanft an seiner wachsenden Erektion.

»Bleib in der großen Bar«, flüsterte sie, als ihre Lippen sich voneinander lösten. Falls Trish Barraclough Mr. Qantas ohne Begleitung sähe, würde die dumme Kuh sich zwangsläufig auf die Suche begeben. »Wir treffen uns dort in zehn Minuten.«

Brian ging folgsam in die große Bar, wo er wieder zu Atem kam, ein kühlendes Bier trank und sich genussvoll eine nackte Mayjay vorstellte.

Im Snake Pit brodelte die Hitze. Die schlichte Holztanzfläche, die über dem Sand ausgelegt war, bebte unter einem Meer von Leibern. Barfuß, ausgelassen und schweißtriefend hüpfen, twisteten und stampften die Tanzenden durch die Nacht, die heiße Luft war mit fieberhafter Energie geladen.

Spud hatte seinen Ärger abgeworfen, als er Mike und Ian sah. »Wusste ich doch, dass ich euch hier finde, ihr Mistkerle!«, hatte er ihnen über den Lärm hinweg zugebrüllt, als er zu ihnen stieß. Sie standen im Sand. Mike, barfuß wie die anderen, die Hosen aufgekrempt, mit flatterndem, offenem Hemd, war gerade von der Tanzfläche gekommen, die nackte Brust schweißglänzend. Ian, der sich in den Sand geworfen hatte und ein Bier hinunterkippte, befand sich in einem ähnlichen Zustand.

Spud hatte sofort erkannt, dass die Jungs high waren, er sah es an ihren Augen. Na gut, Pembo war neuerdings ständig high mit seinen verdammten Aufputschpillen. Obwohl es Mike nicht ähnlich sah, sich darauf einzulassen. Egal, sie hatten ihren Spaß.

Er hatte sich neben sie fallen lassen, die Schuhe und das Jackett ausgezogen und den allgegenwärtigen Flachmann mit Jack Daniel's zutage gefördert. Ich kann ebenso gut an ihrem Spaß teilhaben, hatte er gedacht, den Flachmann herumgereicht und die Hosenbeine hochgekrempt.

Jetzt saßen sie in friedlicher Eintracht beisammen, kippten den Bourbon

hinunter und sahen den Mädchen auf der Tanzfläche zu. Sie tauschten ihre Meinungen aus, hin und wieder uneins darüber, wer heiß war und wer nicht, doch über die Rothaarige waren sie sich einig. Miss Albany hätte den Schönheitswettbewerb gewinnen sollen, sagte Mike, und die anderen stimmten ihm zu.

Sie beobachteten Miss Albany, als sie die Tanzfläche verließ, um sich zu zwei anderen, ebenfalls hübschen Mädchen zu stellen. Auch sie gehörten zu den Kandidatinnen. Und als sie sahen, dass die Mädchen ihre Schuhe aufhoben, waren die jungen Männer, die vermuteten, dass sie gehen wollten, im Begriff aufzuspringen.

»Das sind also deine Kumpel, Spud.«

Die Stimme erklang direkt über ihnen und hatte etwas, das Aufmerksamkeit verlangte, selbst in dem allgemeinen Lärm.

Alle drei drehten sich um und schauten zu ihr auf. Sie hatte sich nur einen halben Meter hinter ihnen breitbeinig aufgebaut, die Sandalen in der Hand. Sie schlich sich gern an Leute heran.

»Ich bin Mayjay«, sagte sie, die Augen auf Mike gerichtet. »Ihr müsst nicht aufstehen.« Sie lachte, obwohl keiner Anstalten gemacht hatte, denn sie waren sofort sprachlos angesichts der braunen Beine und des perfekten Körpers im enganliegenden roten Minikleid. »Was dagegen, wenn ich mich zu euch geselle?«

Das hatte sie bereits, ließ ihre Tasche und die Sandalen fallen, setzte sich zwischen Spud und Mike und grub die nackten Zehen in den Sand.

»Du hast mir nicht gesagt, dass deine Freunde so gut aussehen, Spud.« Wieder hatte sie nur Augen für Mike.

Mayjay hatte ihn sofort gesehen, als sie kam. Sie wollte sich auf der Suche nach Boris zum Kiosk begeben, als sie Spud mit zwei Kumpanen entdeckt hatte. Auch ihm hatte sie aus dem Weg gehen wollen – sie mochte Spud, doch da Mr. Qantas auf sie wartete, wäre es unklug, sich auf einen Plausch einzulassen. Dann fiel ihr der junge Mann neben ihm auf, der lächelnd Spuds Flachmann entgegennahm, den Kopf in den Nacken legte, als er daraus trank, sein dunkles, zerzaustes Haar schweißnass, seine nackte Brust glitzerte. Sie konnte ihren Blick nicht von ihm abwenden. Das war der Mann, den sie haben wollte, dachte sie. Scheiß auf Brian Tomlinson und Scheiß auf Boris – für Sex mit dem Mann wäre keine Linie Koks notwendig.



Sie hatte ihre Sandalen ausgezogen und war schnurstracks durch den Sand auf sie zu gegangen. Mr. Qantas würde wütend sein, aber nicht nach ihr suchen. Er würde des Wartens müde werden und allein nach Hause gehen, und wen kümmerte es schon? Hier war ihre Herausforderung. Hier lag der Reiz der Nacht.

»Mike McAllister und Ian Pemberton, auch bekannt als Pembo ...« Mayjay löste ihren Blick von Mike, als Spud sie miteinander bekanntmachte. Auch der andere sah gut aus, stellte sie fest. Er war sogar ausgesprochen hübsch, und obwohl er nicht so muskulös war wie sein Freund, war die verschwitzte nackte Brust, die auch er durch sein offenes Hemd sehen ließ, durchtrainiert und sehr attraktiv. Eine hübsche Sammlung, dachte sie, der Abend kam in Schwung. Noch wichtiger war, sie sah ihnen an, dass beide high waren. In Anbetracht der erweiterten Pupillen vermutete sie, dass es Koks war. Das gefiel ihr. Die beiden waren auf Abenteuer aus. Das bin ich auch, Jungs, dachte sie.

Sie lächelte Mike zu. »Willst du es nicht teilen?« Sie beugte sich nah zu ihm, damit sie die Band nicht übertönen musste.

Mike erschrak schuldbewusst. Hatte sie seine Gedanken gelesen? Der Ausdruck in ihren Augen war so deutlich auffordernd gewesen, dass er an nichts anderes hatte denken können, als mit ihr ins Bett zu gehen.

»Was teilen?«

»Den Koks, oder was ihr euch sonst reingezogen habt.«

Ian holte sein Jackett, das im Sand lag, und durchwühlte mit einer Hand die Innentasche.

»Kein Koks, nur Dexies, fürchte ich.«

»Das reicht.« Sie nahm die beiden Pillen entgegen, die er ihr anbot, Spud reichte ihr den Flachmann, und sie schluckte sie mit Jack Daniel's hinunter. »Danke.« Sie gab den Flachmann an Spud zurück und stand auf. »Wollt ihr tanzen?« Das Angebot war an Mike gerichtet.

»Klar.«

Mühsam kam er auf die Beine, und sie gingen zur Tanzfläche. Spud und Ian schauten hinüber zu der Stelle, an der die Rothaarige mit ihren Freundinnen gestanden hatte. Sie waren fort. Mike hatte Mayjay aufgegebelt, und sie hatten ihre Chance verpasst. Verdammt, dachten sie. Ein Sänger hatte sich jetzt zu der Band gesellt und gab einen Song der Fortunes zum Besten: »You've Got Your Troubles, I've Got Mine«.

Als sie die Tanzfläche betraten, wirbelte Mayjay nicht unabhängig von ihrem Partner herum wie die anderen, sondern schmiegte ihren Körper an ihn, und sie tanzten engumschlungen. Die Einladung, die sie mit ihren Blicken ausgesprochen hatte, wiederholte sie nun mit dem ganzen Körper, und Mike, peinlich berührt ob seiner spontanen Erregung, versuchte zunächst, ein wenig auf Abstand zu gehen.

»Nein, nicht so«, raunte sie ihm zu, ihr Atem streifte sein Ohr, ihre Hand lag in seinem Kreuz, und sie zog ihn näher zu sich heran. »Geh mit, Mike. Einfach mit.« Ihr Körper wiegte sich im Gleichklang mit der Musik und ihrem eigenen Mantra dicht an seinem. »Geh mit, Mike. Geh mit.«

Mike vergaß alle Hemmungen und ließ sich auf sie ein. Die Pillen, der Alkohol, die Musik und vor allem die Bewegungen ihres Körpers vereinten sich zu einem Rausch, der ihn alles um sich herum vergessen ließ. Das war kein Tanz, das war Sex. Und es konnte ewig so weitergehen, langsam, sinnlich, ohne wildes Verlangen. Er versank in Begehren, als seine Hände auf ihr Gesäß glitten und ihre Becken sich harmonisch bewegten, das Tempo von ihrem Flüstern und dem Rhythmus der Musik vorgegeben. Es ging weiter, immer weiter, Mikes Körper und Geist verloren sich in einem Zustand absoluter Sinnlichkeit.

»Wir machen jetzt eine kleine Pause, Leute. Geht nicht weg.«

Das abrupte Ende der Musik versetzte ihn wieder in die Gegenwart – es war wie ein Schock. Und während der Bandleader die Ankündigung machte, riss er sich los, schaute sich um und fragte sich, ob er verlegen sein müsse. Doch niemand schien etwas bemerkt zu haben.

Die Band spielte einen letzten Riff, und die Menge spendete Beifall, doch Mike war noch in Gedanken versunken. Mein Gott, er fühlte sich geil. Noch immer, als könnte er ewig so weitermachen. Es mussten die Pillen sein – kein Wunder, dass Pembo gesagt hatte, sie seien gut für Sex.

»Ich glaube, wir sollten verschwinden, meinst du nicht?« Nach dem Ausdruck in Mayjays Augen zu urteilen, fühlte sie wie er. »Egal wohin«, sagte sie, »aber irgendwo hin, und zwar schnell.«

Mayjay hatte keinerlei Bedenken, wo sie es machten oder wer sie dabei sah. »Komm, wir gehen an den Strand.«

»Ich weiß eine Stelle.« Der Bootsschuppen, dachte er. Der Schlüssel war beim letzten Mal, als er ihn aufgesucht hatte, noch an seinem Versteck gewesen, und selbst wenn er jetzt nicht mehr dort wäre, der Bootsschuppen war alt und baufällig, und es wäre leicht, einzubrechen. Er nahm ihre Hand, und sie traten von der Tanzfläche.

»Schlampe! Verdammte Schlampe!«

»Weiter so, Carol! Gib's ihr!«

Plötzlich, ohne die laute Musik und den Jubel der Menge, war der Krawall auf der Straße deutlich zu hören.

»Kämpf! Kämpf! Kämpf!«

Dutzende setzten sich in Bewegung und strömten aus dem Snake Pit, um zu sehen, was los war.

»Kommt, wir schauen uns das mal an«, sagte Spud, als er mit Ian neben sie trat. Spud reichte Mayjay ihre Sandalen und die Abendtasche. »Die nimmst du lieber mit, sonst werden sie bestimmt geklaut.«

Spud trug sein Jackett und seine Schuhe. Er hatte Ian gesagt, er solle die restlichen Sachen mitnehmen, doch Ian hatte es vergessen. Spud hielt es für verdammt idiotisch von Pembo, Designerklamotten wie die so einfach herumliegen zu lassen, andererseits war Pembo immer ein Idiot, wenn er die Pillen geschluckt hatte, und dasselbe galt an diesem Abend auch für Mike. Geschah ihnen gerade recht, wenn sie sich schon auf die Drogen eingelassen hatten, dachte er, ich bin nicht meines Bruders Hüter.

Die vier ließen sich mit dem allgemeinen Exodus auf die Straße hinaustreiben.

Draußen fand ein wüster Ringkampf auf der Rasenfläche statt. Carol, die Rockerbraut, und Miss Albany, die Rothaarige, wälzten sich auf dem Boden, stöhnten und fluchten, Arme und Beine schlugen wild um sich, die Bandenmitglieder, die im Kreis um sie herum standen, spornten sie an.

»Mach schon, Carol! Zeig's ihr!«, kreischten die Bräute, während die Rocker in gleichmäßigem Rhythmus zu klatschen begannen.

Miss Albanys dünnes Sommerkleid wurde in Fetzen gerissen und eine prächtige Brust enthüllt, während Carols Lederjacke den Ansturm ohne Schaden überstand. Doch die Äußerlichkeiten täuschten. Miss Albany, deren eigentlicher Name Bev war, stammte aus der rauen

Goldminenstadt Coolgardie, und ihre fünf Brüder hatten ihr alle Tricks beigebracht, die sie kannten. Carol hatte sich die falsche Gegnerin ausgesucht.

Bev warf ein Bein um Carol, wobei sie ein gutes Stück Spitzenunterhose sehen ließ, setzte sich rittlings auf sie und drückte ihre Handgelenke auf den Boden. Wo zum Teufel waren die verdammten Bullen, dachte sie. Ihr machte es nichts aus, dass ihr Kleid ruiniert wurde, doch sie würde sich von der Kuh nicht das Gesicht zerkratzen lassen – sie war immerhin Schönheitskönigin, verdammt nochmal.

Carol unter ihr bockte, schrie ihr Zoten an den Kopf, und es gelang ihr, einen Arm freizubekommen. Bev stand rasch auf und wich zurück, um ein wenig Abstand zu gewinnen.

Auch Carol erhob sich, schwer atmend. Sie verlor an Schwung. Aber aus Angst, vor der Bande das Gesicht zu verlieren, griff sie an, die Arme ausgestreckt, Finger bereit, fest entschlossen, Bev die Augen auszukratzen.

Bev hatte die Nase voll. Wenn die Bullen nicht kamen, musste sie es eben selbst in die Hand nehmen. Sie trat geschickt zur Seite, und als Carol an ihr vorbei ins Leere angriff, packte sie ihren Arm und wirbelte sie herum. Sie wartete nicht, bis Carol ihr Gleichgewicht gefunden hatte, sondern packte ihre Schultern und stieß ihre Stirn so fest sie konnte in das Gesicht der Frau. Carol sank wimmernd auf die Knie und fasste sich an die gebrochene Nase. Der Kampf war zu Ende.

Wie auf ein Stichwort traf die Polizei ein, und da der Spaß vorbei war, zerstreute sich die Menge rasch.

Mayjay, die das Schauspiel erregt hatte, war eifrig darauf bedacht, dort fortzufahren, wo Mike und sie aufgehört hatten. Die Pillen trafen auf die Reste der Cola, und sie fühlte sich high. Ihr war auch bewusst, dass Ian, der neben ihr gestanden und die Mädchen offen begafft hatte, den Kampf als ebenso antörend empfunden hatte wie sie.

»Wir gehen ein bisschen spazieren, Pembo«, sagte sie, den Arm um Mikes Hüfte geschlungen, den Körper dicht an ihn gepresst, und signalisierte damit unmissverständlich, dass mit »spazieren gehen« etwas ganz anderes gemeint war. »Willst du mitkommen?«

Weder Mike noch Ian, erst recht nicht Spud, waren sich sicher, ob sie die Einladung richtig verstanden hatten.

»Je mehr, umso größer ist der Spaß«, sagte sie und beäugte Ian. Es war eine ganze Weile her, seit sie einen flotten Dreier hatte. Ach, zum Teufel, sie könnte Spud dabei etwas Gutes tun. »Warum kommst du nicht mit, Spud? Du kannst zuschauen.« Sie zwinkerte ihm zu – sie und Spud kannten sich schließlich schon lange.

Spud erkannte dieselbe Herausforderung, die sie an den Tag gelegt hatte, als er siebzehn war und sie sich seinen Gürtel um den Hals geschlungen hatte. Mayjay schockierte gern. Damals hatte sie mit ihm gespielt, und jetzt war es nicht anders. Sie spielte mit ihnen allen. Für Rubys Kleine war alles ein Spiel. Und doch wieder nicht. Sie meinte es toderntst.

Mike lachte gezwungen. Er fand den Witz ein bisschen daneben, und dass Pembo begeistert dreinschaute, fand er noch unangenehmer. Mein Gott, die beiden waren weggetreten, aber doch bestimmt nicht so.

»Sie macht Witze, du dummer Hund«, sagte er und führte Mayjay in Richtung Bootsschuppen.

»Ach ja?«, sagte Ian leise zu Spud, als er ihnen nachschaute. Er hatte es nicht so empfunden, sie hatte ihn doch deutlich angemacht. Andererseits war er ganz schön high, vielleicht war es Wunschdenken.

»Nein, sie macht keine Witze.« Spud bemerkte den Blick, den Mayjay ihnen über die Schulter zuwarf, und wusste, sie hätte gern, dass sie ihnen folgten.

»Scheiße.«

Ian kam nicht auf die Idee, Spud zu fragen, woher er wisse, wie Mayjay tickte. Wie eine Motte zum Licht folgte er dem Paar, das in den Dünen verschwand. Er wusste nicht genau, was er machen sollte, vielleicht einfach abwarten, bis er an der Reihe war, aber hey, er hatte eine Chance.

Spud, stocknüchtern, wusste, dass er die Sache auf der Stelle beenden sollte. Pembo war betrunken und berauscht und konnte nicht mehr klar denken. Da war Ärger vorprogrammiert. Aber er setzte keinen Schlusstrich.

»Lass dich von Mike nicht sehen«, raunte er ihm zu, als sie zusammen den schemenhaften Gestalten in der Ferne folgten. Spud konnte nicht widerstehen. Er wollte es wissen.

»Sie mag es auf die besondere Art«, sagte er.

Der Abend war wolkenlos, der Mond fast voll, und sein Widerschein auf der ruhigen Meeresoberfläche tauchte den Strand in ein unheimliches Halbdunkel. Auf dem Vorland und in den nahe gelegenen Dünen waren die Menschen kaum auszumachen, einige hockten in Gruppen zusammen und ließen einen Joint oder eine Flasche herumgehen, manche saßen zu zweit da und knutschten, ein Paar war noch heftiger zugange. Niemand schenkte Mike und Mayjay auch nur die geringste Beachtung, als sie zum Bootsschuppen gingen.

»Bis hier hin reicht.« Mayjay blieb stehen. Sie wollte nicht länger warten; sie wollte es im Sand machen, wie das Paar, an dem sie gerade vorbeigekommen waren. Ihre Hände fuhren an seinen Hosengürtel, ihre Sandalen, die sie um die Handgelenke geschlungen hatte, waren ihr im Weg, als sie sich unbeholfen an der Schnalle zu schaffen machte.

Mike hielt sie auf, obwohl auch er erregt war. Mein Gott, war die Frau heiß. »Es ist nicht weit«, sagte er. »Noch ein Stück am Strand entlang.« Der klapprige alte Bootsschuppen stand auf Pfählen ein paar Fuß über dem Sand, eine Holzrampe führte auf der dem Meer zugewandten Seite hinunter. Das große Doppeltor am oberen Ende war von innen verriegelt, und man gelangte durch eine Einzeltür an der Vorderseite hinein. Mike fand den Schlüssel rasch – er lag da, wo er immer gewesen war, unter dem zerbrochenen Fenstersims an der Seitenwand.

Er ging ihr voraus zur Vorderseite, entfernte das Vorhängeschloss und schob den Riegel zurück. Die rostigen alten Scharniere quietschten, als er die Tür öffnete, und sie traten hinein in den muffigen Holzgeruch.

Mit flackernden Blicken schaute Mayjay sich um. Zwei Brandungsboote, auf Hochglanz poliert, standen einsatzbereit, und an den Holzbalken zu beiden Seiten des Schuppens hing Rettungsausrüstung. Seile und Taljen baumelten an großen Haken, an kleineren Zwirnknäuel, aufgerollter Draht und Werkzeug. Der Raum hatte eine männliche Ausstrahlung, ein Reich, in dem Frauen nichts zu suchen hatten. Sie war froh, dass sie hierher gekommen waren, es war verboten und aufregend.

Mike wollte gerade die Tür schließen.

»Lass offen«, sagte sie und drehte sich zu ihm um. »Ich will was sehen.« Sie warf ihre Sandalen und die Abendtasche zu Boden, packte das

Minikleid am Saum, zog es mit einer raschen Bewegung über den Kopf und stand dann bis auf ihren Seidenslip nackt vor ihm. Sie trug keinen BH. Mayjay wollte nicht nur sehen, sie wollte gesehen werden. Jetzt, im matten Glanz des Mondes, der durch das Fenster ihr gegenüber fiel, und dem Licht, das durch die offene Tür zu ihrer Linken hereindrang, wusste sie, dass sie, wenn auch schwach, von jedem gesehen würde, der zufällig einen Blick in den Bootsschuppen werfen wollte. Als sie ihren Slip abstreifte, fragte sie sich, ob die anderen ihnen gefolgt waren.

Der Anblick ihres Körpers brachte Mikes Puls in Wallung, und er zog sich rasch von der Taille abwärts aus. Als er die Arme nach ihr ausstreckte, hielt sie ihn auf, eine Hand auf seiner Brust.

»Das auch«, sagte sie und streifte das offene Hemd von seinen Schultern.

»Ich möchte alles von dir spüren.«

Nachdem beide nun nackt waren, schlängelte sie ihren Körper an den seinen, ließ seinen steifen Penis zwischen ihre Beine gleiten, umfing ihn mit den Oberschenkeln, bewegte ihr Becken an ihm, ihre Brüste rieben an seiner Brust. Doch Mike war nicht mehr in der Stimmung, sich noch weiter reizen zu lassen. Ihr Vorspiel hatten sie auf der Tanzfläche gehabt. Mit einer Hand fuhr er unter ihr Gesäß, hob sie in die Höhe, bereit, sie an die Wand gelehnt zu nehmen.

Mayjay schlang ihre Beine um ihn und öffnete sich ihm. Sie mochte es im Stehen, und sie wollte es heute Abend auf die rasche Art. Da erblickte sie die Gestalten am Fenster auf der anderen Seite. Sie konnte nicht erkennen, wer es war, aber sie wusste es. Spud und Pembo sahen zu. Ihr Publikum war eingetroffen.

»Moment.« Sie löste sich mühsam von ihm, bückte sich und tastete im Dunkeln nach Mikes Hose und dem Gürtel.

Mike sah ihr verwirrt dabei zu. Was zum Teufel ging hier vor? Wollte sie es lieber auf dem Boden? Er war im Begriff, zu ihr zu gehen, doch da stand sie schon auf, seinen Gürtel in der Hand. Sie zog ihn durch die Schnalle und legte ihn sich wie eine Schlinge um den Hals.

»Zieh dran, wenn ich es dir sage«, bat sie, lehnte sich mit dem Rücken an die Wand, den Blick auf das Fenster gerichtet. Der Gedanke an die beiden Zuschauer turnte sie am meisten an.

Mike achtete nicht auf den Gürtel, der zwischen ihnen baumelte, als er sie sich wieder auf die Hüfte setzte. Er hatte keine Ahnung, was sie

meinte, und er kümmerte sich nicht darum, als er in sie eindrang. Mayjay ließ das Fenster nicht aus den Augen.

»Herrgott, weiß sie, dass wir hier stehen?«, flüsterte Ian. Sie sahen nur die beiden schemenhaften Gestalten, die sich an der Wand bewegten, doch von ihrer Kopfhaltung her zu urteilen, hätte Ian schwören können, dass sie direkt in ihre Richtung schaute.

Spud gab keine Antwort. O ja, dachte er, sie wusste nur allzu gut, dass sie da waren. Er wartete ab, was sie mit dem Gürtel vorhatte. Das hatte er seit seinem siebzehnten Lebensjahr herausfinden wollen. Mayjay steigerte sich auf einen Orgasmus hin. Es würde nicht mehr lange dauern, und sie freute sich darauf, ihren Höhepunkt mit Publikum zu erleben. Seht zu und lernt etwas, Jungs, dachte sie.

»Zieh an dem Gürtel«, zischte sie. »Zieh fest an dem Gürtel.«

Doch Mike hörte sie nicht – er war zu sehr mit seinem eigenen sexuellen Drang beschäftigt. Pembo hatte recht gehabt in Bezug auf die Pillen, dachte er, als ihre Körper heftig aufeinanderstießen – selbst bei diesem Tempo hatte er das Gefühl, die ganze Nacht weitermachen zu können. Sie zog selbst an dem Gürtel, klemmte die Halsschlagader ab und wartete auf den köstlichen Strom stauenden Bluts im Hirn, der ihren Orgasmus um das Zehnfache steigern würde. Doch es funktionierte nicht, sie konnte keinen gleichbleibenden Druck beibehalten, sie bewegten sich zu stark, zu ruckartig. Sie brauchte einen willigen Partner. »Zieh am Gürtel«, drängte sie erneut, doch Mike hörte nicht hin. Scheiß auf ihn, dachte sie, streckte die Hand nach oben und fuhr auf der Suche nach einem Haken oder Nagel an dem Holzbalken direkt über ihrem Kopf entlang. Sie hatte es schon einmal gemacht, wenn der Mann, mit dem sie schlief, nicht an dem Spiel teilnehmen wollte, und eine Schlinge am Kopfende des Bettes befestigt. Oft war sie auf der Höhe ihres Orgasmus ohnmächtig geworden. Auch das gehörte zum Genuss – der Anblick des schockierten Gesichts des Partners, wenn sie wieder zu Bewusstsein kam.

Mike war verwirrt. Sie hatte sich ihm angepasst, aber jetzt hatte sie den Rhythmus durchbrochen. Was um alles in der Welt machte sie nur? Sie drückte ihm den Gürtel in die Hand. »Häng ihn an irgendetwas«, drängte sie.



Er zögerte verstört.

»Mach schon, Mike!« Sie verfiel in ihren eigenen Rhythmus, spannte die Muskeln an, sog ihn in sich auf, ließ dann wieder los, zog ihn noch tiefer.

»Das wird auch für dich gut sein, garantiert.«

Ineinander verschlungen rückte er sie unbeholfen an der Wand entlang und fummelte über ihrem Kopf herum. Sie zu spüren, trieb ihn an. Es war bizarr, aber wenn sie es so wollte ... Er fand, wonach er suchte, nahm das Zwirnknauel von dem rostigen Nagel und zwängte ein Gürtelloch darüber.

»Ja«, hauchte sie, »ja.« Sie schob den Kopf nach vorn, den Gürtel fest um den Hals.

Für Mike war der Anblick beunruhigend, aber enorm erotisch.

Spud spähte durch das verschmierte Fenster. »Was passiert mit dem Gürtel?«, flüsterte er. Er hatte schon gesehen, dass sie ihn um den Hals legte, konnte aber nicht erkennen, was da vor sich ging. Er sah nur ihren wilden Geschlechtsverkehr.

»Ich weiß nicht.« Ian ließ das Paar nicht aus den Augen. »Ich glaube, sie haben ihn an etwas aufgehängt.«

Nachdem sie zunächst Mayjay nackt gesehen hatten, was ein beeindruckender Anblick gewesen war, hatten Spud und Ian das Schauspiel nicht so erotisch gefunden, wie sie erwartet hatten. Am Anfang war es tatsächlich lustig gewesen, Mikes Hintern hüpfen zu sehen. Jetzt wollten sie nur noch wissen, wie es mit dem Gürtel weitergehen würde.

»Komm mit.« Spud kroch an die Ecke des Bootsschuppens, um sich an die offene Tür zu stellen. Er drehte sich um, als Ian zögerte. »Die sehen uns nicht, du dummer Hund. Herrgott, hör sie dir doch an, die legen sich mächtig ins Zeug.«

Auch an der Stelle, an der die beiden standen, konnten sie die animalischen Laute vernehmen, die sich dem zunehmend drängenderen Klopfen der Körper gegen Holz anpassten. Sekunden später, als sie durch die Tür spähten, war das Paar drinnen so selbstvergessen, dass Spud und Ian sich gar nicht erst die Mühe gaben, ihre Anwesenheit zu verbergen, sondern einfach stehen blieben, gebannt von dem Anblick.

»Mein Gott, sie stranguliert sich«, flüsterte Ian. »Sollen wir etwas unternehmen?«

»Nein.« Spud sah fasziniert zu. »Ihr gefällt es so.«

Mayjay hatte ihr Publikum vergessen. Sie wand sich in orgastischer Raserei. Nachdem ihr Blutkreislauf abgeschnitten war, überwältigte sie ein Ansturm von Lust, und sie begann zu zucken. Wogen der Ekstase überrollten sie, sie war im Delirium. Gleich würde sie ohnmächtig. Mike spürte ihren bebenden Körper, ihre Muskeln, die sich zusammenzogen. Die Macht ihres Orgasmus brachte ihn auch zum Höhepunkt.

Die alten Holzdielen hielten es nicht mehr aus. Sie brachen unter der Belastung zusammen. Und Mike, kurz vor der Ejakulation, brach mit ihnen ein, seine Füße verschwanden im Boden, Mayjay wurde ihm entrissen, als er schwer auf dem Rücken landete.

Der Anblick war derart komisch, dass Spud und Ian unwillkürlich in lautes Gelächter ausbrachen.

Mike hörte, wie seine Freunde sich ausschütteten, nahm sie aber nicht zur Kenntnis. Mayjays Füße waren direkt vor seiner Nase, ihre Knie schlaff. Sie hing noch an dem Gürtel – er musste sie herunterholen, bevor sie erstickte. Er hievte seine Beine aus dem Loch und wunderte sich, dass sie nicht mit ihm herabgestürzt war, er hätte nicht gedacht, dass der Haken noch so stabil war.

In dem Moment, als er ihr Gesicht sah, wusste er, dass sie tot war. Ihr Kopf war unnatürlich abgewinkelt, ihre Augen starrten ihn an, ihr Mund stand grotesk offen, die Zunge hing heraus wie bei einem Clown.

Der Haken war tatsächlich stabil. So klein er auch war, er bestand aus Stahl, der im Lauf der Jahre in den festen Holzbalken eingerostet war. Er war stabil genug gewesen, um dem kurzen, stoßenden Gewicht zweier Körper und dem Knacken eines gebrochenen Genicks zu widerstehen.

»O Gott!« Mikes Stimme war kaum zu erkennen, ein heiseres, ungläubiges Wispern. »O Gott! O Gott!«, sagte er immer wieder, während er in blankem Entsetzen auf die verzernte Maske vor sich starrte.

Spud und Ian waren schnell zu sich gekommen. Von ihrem Aussichtspunkt an der Tür hatten sie gesehen, dass das Mädchen nicht mit Mike auf dem Boden gelandet war, dass ihre Gestalt noch dort hing und sehr still war.

Jetzt, da Mike wie betäubt davorstand, nahm Spud die Sache in die

Hand. Herrgott, dachte er, war Mike denn dermaßen weggetreten, dass er die Gefahr nicht sah? Das Mädchen war ohnmächtig – sie mussten sie wiederbeleben. Wenn sie noch länger warteten, würde sie ersticken.

Warum zum Teufel stand er einfach nur da rum?

»Komm schon, Kumpel«, drängte er und rannte zu ihm. »Wir müssen sie herunterholen, bevor sie erdrosselt wird.«

»Sie ist tot.« Mike konnte den Blick nicht von ihrem Gesicht abwenden. Spud ebenso wenig.

»Großer Gott!«, flüsterte er so entsetzt wie Mike. »Großer Gott, ihr Genick ist gebrochen.«

Spud kam als Erster wieder zur Besinnung und hob den Körper des Mädchens an. »Hol den Gürtel vom Haken«, befahl er.

Ian schlich vorsichtig zu den beiden, beobachtete, wie sie das Mädchen herunterhoben und den Gürtel von ihrem Hals lösten. Er schlug die Hand vor den Mund, als er sie dort liegen sah, das Gesicht verzerrt, die Augen in glasigem Blick erstarrt. Dann begann er zu jammern.

»Sei still, Pembo.« Spud schloss die Augen des Mädchens, denn auch er wollte sie nicht ansehen. Er drückte die Zunge wieder in den Mund und schloss auch ihren Unterkiefer.

Ian wandte sich ab, ihm wurde schlecht.

Spud übernahm sofort das Kommando. Mein Gott, irgendjemand musste es tun, dachte er. Pembo kotzte bestimmt gleich, und Mike stand da wie ein verdammter Zombie.

»Hol ihre Kleider.« Er richtete den Befehl an Ian. Dann an Mike: »Zieh dich an.«

Ian folgte ihm, dankbar für die Ablenkung, doch Mike blieb neben dem Mädchen hocken und starrte sie verständnislos an. Wie war das passiert?

»Zieh dich an, Mikey.« Das war ein Befehl. »Dein Bein fängt an zu bluten, wir wollen keine Beweise zurücklassen.«

Die Bemerkung riss Mike kurz aus seiner Betäubung. »Was soll das heißen? Wir müssen die Polizei rufen.«

»Nein, ich werde mich um alles kümmern. Überlass das mal mir.«

Spud hatte sich in Sekundenschnelle für eine Vorgehensweise entschieden und dabei die Polizei außen vor gelassen. Die Polizei kam in Spuds Gleichung nur vor, wenn sie sich als nützlich erweisen konnte,

und seine korrupten Freunde bei den Bullen würden ihm hier nicht weiterhelfen können.

Mike sah verwirrt aus. Das Mädchen war tot, natürlich mussten sie die Polizei rufen. Er war vollkommen durcheinander und konnte keinen klaren Gedanken fassen.

»Zieh deine Hose an – du blutest sonst auf den Boden.« Spud sammelte Mikes Sachen zusammen und warf sie ihm zu.

Mike erhob sich und fing sie instinktiv auf, drehte dann den Kopf, um die schmerzende Rückseite seines rechten Oberschenkels zu überprüfen. Eine oberflächliche Schnittwunde, die jedoch leicht blutete. Er zog sich an, noch immer auf Autopilot geschaltet, und überließ Spud das Kommando. Er wusste nicht, was er sonst machen sollte.

»Den Gürtel auch.«

Spud warf ihn Mike zu, doch er fing ihn nicht instinktiv auf. Er starrte auf die Stelle zu seinen Füßen, an der er gelandet war.

»Leg ihn an.« Spud erteilte den Befehl mit Autorität und sah zu, wie Mike sich langsam nach dem Gürtel bückte. Herrje, der Kerl war auf einem anderen Stern, dachte er. Spud nahm die Kleidungsstücke, die Ian ihm reichte, und schob die Füße des Mädchens durch den Slip. Ian wandte sich ab. Scheiß auf dich, Pembo, du könntest mir ruhig zur Hand gehen, dachte er. Doch er bat ihn lieber nicht darum. Pembo würde nur ausrasten. Nachdem der Slip saß, begann er, das Minikleid über den Kopf des Mädchens zu ziehen.

»Wir stecken alle zusammen da drin, Kumpel«, sagte er. »Das ist dir doch klar, oder?« Damit wollte er die beiden warnen.

Spud hatte Ians Gedanken richtig gelesen. Ian Pemberton wollte mit alldem nichts zu tun haben. Auf keinen Fall wollte er zu den Bullen. Was würden seine Eltern sagen, wenn er in so eine schäbige Sache verstrickt wäre? Aber er wollte Spud auch nicht helfen, den Tod des Mädchens zu vertuschen. Er wollte nur weglaufen. Er wollte vom Bootsschuppen weglaufen, ohne einen Blick zurückzuwerfen. Er hatte damit nichts zu tun.

»Wir halten zusammen, Pembo.« Spud zog das Kleid über die Hüften des Mädchens, hob ihren Körper an und stöhnte dabei ein wenig. »Das ist unter Kumpels so.« Er schaute zu Ian auf. »Du verstehst, was ich meine, oder?« Diesmal war es mehr als ein warnendes Wort, es war eine

deutliche Drohung.

»Klar, Spud.« Ian drehte sich um. Das Mädchen war jetzt angezogen und der Anblick leichter zu ertragen. »Verstehe.« Ihre Blicke trafen sich.

Manchmal bekam Ian Angst vor Spud.

Spud hob die Leiche vom Boden, drapierte den Arm des Mädchens über seine Schulter, ihr Kopf lehnte sich wie trunken an seinen. Es hatte keinen Sinn, die anderen um Hilfe zu bitten. Die beiden waren nutzlos, standen unter Schock, waren noch zugehörnt und konnten nicht klar denken.

»Gib mir ihr Zeug.«

Er nahm die Sandalen und die Abendtasche, die Ian ihm reichte, schleifte und trug das Mädchen zur Tür und erteilte dabei seine letzten Anweisungen. »Schließt den Schuppen ab und legt den Schlüssel an seinen Platz, dann geht zum Snake Pit und lasst euch sehen. Vergesst nicht, meine Sachen mitzunehmen – die sind draußen am Fenster. Ich treffe euch dort, so bald ich kann. Wenn jemand fragt, bin ich auf dem Klo.«

Spud hoffte inständig, dass Mikes und Ians Sachen noch da waren, wo die beiden sie liegengelassen hatten. Sollten ihre Jacketts und Schuhe gestohlen worden sein, wäre das eine zusätzliche Komplikation.

Während er auf die Dünen zu torkelte, hoffte er ebenso inständig, dass er und Mayjay wie ein beliebiges betrunkenes Pärchen aussahen.

Eigentlich brauchte er nicht zu torkeln. Er war stark und trug ihr Gewicht mit Leichtigkeit, doch hin und wieder schwankte er absichtlich, lallte sogar trunken vor sich hin, falls jemand sie sehen sollte, und hielt die ganze Zeit den Kopf gesenkt. Er lieferte eine gute Vorstellung, und er spielte seine Rolle mit Verve, wobei er inständig hoffte, dass es nicht nötig war. Er entfernte sich vom Strand, und hier war anscheinend niemand.

Im Snake Pit war der Sänger wieder in vollem Gang, und auf der Tanzfläche ging es so wild zu wie vorher.

Mikes und Ians Jacketts und Schuhe lagen wie durch ein Wunder noch an Ort und Stelle. Ian machte sich sofort daran, Spuds Anweisungen zu folgen, er ließ sich blicken, tanzte und flirtete mit jedem Mädchen, das ihm über den Weg lief, wenn auch mit einem Anflug von Verzweiflung.

Mike jedoch saß bei ihren Jacketts und starrte mürrisch ins Leere, sah nichts außer dem Mädchen, das dort mit seinem Gürtel um den Hals hing. Mit dem Gürtel, den er jetzt um die Hüften trug. Wie war es passiert?

Spud kam zurück und fuhr fort, laut und betrunken aufzutreten, obwohl er stocknüchtern war. Er tanzte mit zwei Mädchen und sang bei »Heartbreak Hotel« mit, was den Sänger verärgerte, dann ging er über die Straße in den Pub, wo er den Mann hinter der Bar bestach, ihm den Flachmann wieder aufzufüllen.

Er gab vor, viel Whisky zu trinken, nahm tatsächlich aber nur sehr wenig zu sich und ermutigte die anderen, auszutrinken, besonders Mike.

Letzterer murmelte wieder etwas über die Polizei vor sich hin, und Spud musste ihn ablenken.

»Jetzt nicht, Kumpel«, raunte er ihm zu. »Nicht heute Abend. Du bist nicht in dem Zustand, heute Abend noch etwas zu unternehmen, wir werden morgen darüber sprechen. Komm, trink noch einen Schluck.«

Sie blieben bis ein Uhr in der Früh im Snake Pit, und Mike war betrunken, als sie zu dritt mit Ians Wagen wegfuhr. Als ihn die anderen in Claremont absetzten, nahm Spud ihm und auch Ian ein Versprechen ab. Sie würden sich hier bei Mike um zehn Uhr treffen, und bis dahin sollte keiner ein Wort darüber verlieren, was geschehen war. Auf der Rückfahrt zu ihrer Stadtwohnung weigerte sich Spud, die Sache mit Ian zu erörtern. »Ich sage gar nichts, solange du noch zugebröhnt bist. Wie gesagt, wir sprechen morgen darüber.« Und als sie nach Hause kamen, verschwand er mit den Worten »Nacht, Pembo« in seinem Schlafzimmer, als wäre nichts passiert.

Ian blieb nichts anderes übrig, als sich in sein Schlafzimmer zurückzuziehen, wo er stundenlang an die Decke starrte, zu Tode erschrocken. Er wünschte sich, er wäre in Kalgoorlie geblieben.

Die Nachricht kam am Morgen im Radio und im Fernsehen.

Mayjay, das Gesicht Westaustraliens, war tot am Scarborough Beach gefunden worden. Zwei Jogger hatten die Leiche kurz nach dem Morgengrauen entdeckt. Die Todesursache sei ein gebrochenes Genick, und man gehe von einem Verbrechen aus. Die Polizei wünsche dringend eine Rockerbande zu befragen, die am Abend zuvor vor dem Snake Pit

für Unruhe gesorgt hatten.  
Ganz Westaustralien stand unter Schock.

»Es lief im Radio, hast du es gehört?«

Spud kam zurück in die Wohnung, nachdem er die *Sunday Times* und zwei Becher Kaffee geholt hatte, und stellte fest, dass Ian erregt auf und ab lief. Auch die Leute in der Cafébar hatten von nichts anderem gesprochen.

»Natürlich bringen sie es im Radio. Auch in der Glotze, und morgen steht es in ganz Australien auf Seite eins.«

Ians Aufregung ärgerte Spud. Was zum Henker hatte er denn erwartet? Dass Mayjays Tod ohne Reaktion blieb?

»Aber sie deuten an, dass es Mord war!«

»Warum sollten sie nicht? Man geht nicht einfach durch die Gegend und bricht sich das Genick, vor allem nicht in den Dünen von Scarborough!« Vor Empörung wurde Spud laut. Er selbst war ein wenig nervös, und Ians beinahe hysterische Verfassung half auch nicht weiter. »Reiß dich am Riemen, Pembo, und mach die Glotze an.«

Nachdem sie die Kurznachrichten im Fernsehen gehört hatten, begann Ian erneut zu toben. Spud sagte ihm, er solle den Mund halten.

»Wir sprechen darüber erst, wenn wir Mike treffen«, sagte er. »Das haben wir so ausgemacht.«

Zehn Minuten später verließen sie die Wohnung. Ian behielt sein Schweigen bei, war aber noch immer unruhig.

Nicht Ians Nervosität war Spuds Hauptsorge. Pembo würde aus purer Angst die Klappe halten, das wusste Spud. Mike bereitete ihm Kummer. Die Drogen und der Alkohol dürften inzwischen ihre Wirkung verloren haben, und Mike würde das Richtige tun wollen. Wie immer.

»Ich gehe zur Polizei. Das hätte ich gestern Abend schon tun sollen.« Genau das hatte Spud befürchtet.

Die drei standen am Ende des Piers von Claremont. Der Steg war Mikes Idee gewesen; vom Balkon aus hatte er gesehen, dass er leer war.

»Ich will nicht, dass ihr mitkommt, und ich werde ihnen nicht sagen, dass ihr da wart. Es wird genau so sein, wie es passiert ist, nur ich und das Mädchen.« Mike brachte es nicht über sich, ihren Namen

auszusprechen.

Ian fiel ein Stein vom Herzen. Er war aus dem Schneider.

»Ach ja?«, höhnte Spud. »Und wie kam sie dann in die Dünen?«

»Ich habe sie selbst dorthin gebracht. Ich hatte Angst und wusste nicht, was ich tat.«

Der Hohn ließ nach, und Spud sprach es aus. »Du brauchst Zeugen, Mikey. Allein bist du ein toter Mann – sie werden dich wegen Mordes anklagen.«

»Es war ein tödlicher Unfall.«

Auch Mike hatte, ähnlich wie Ian, fast die ganze Nacht wach gelegen. Die Wirkung der Aufputschpillen hatten ihm den Schlaf geraubt, doch als die Trunkenheit nachließ, war er in der Lage gewesen, die Ereignisse des Abends zu überdenken, und er hatte sich auf die Konsequenzen vorbereitet.

»Es war ein absurder, grässlicher, sinnloser Tod«, sagte er mit Bedacht, »aber es war ein Unfall.« Das hatte er sich immer wieder gesagt, während er versucht hatte, das verzerrte Gesicht des Mädchens aus dem Kopf zu bekommen.

Ein absurder, grässlicher, sinnloser Tod? Spud war wütend, Mike war sich anscheinend über die Folgen nicht im Klaren.

»Herrgott, Mikey«, platzte er heraus, »wir sprechen immerhin über Mayjay! Das Gesicht Westaustraliens! Die Kampagne lief im gesamten Bundesstaat, auch die Regierung war beteiligt! Die Presse wird ausrasten, und die Bullen brauchen einen Sündenbock!« Er wartete einen Augenblick, bis der Groschen fiel. »Begreifst du nicht, was das heißt?«

»Nein. Was heißt es, Spud?«

»Das heißt, dass du uns brauchst, Kumpel. Es bedeutet, dass du Zeugen brauchst!«

Ian wurde wieder schlecht. Das war der schlimmste Albtraum.

Mike lehnte sich an den Eckpfeiler des Stegs, von dem er mit Spud immer ins Wasser gesprungen war, als sie noch Kinder waren. Seine Knie wurden weich, und die Nachwirkungen der Pillen hatten eingesetzt – er spürte das Herzrasen.

»Setz dich, Kumpel, du siehst furchtbar aus.«

Sie setzten sich alle, Mike lehnte am Pfeiler, die anderen hatten die Knie angezogen. Sie sahen aus wie übergroße Kinder, die zusammenhockten,



um einen bösen Streich auszuhecken.

»Du weißt, dass ich keinen Unsinn rede, oder?«, fragte Spud.

»Ja ...« Mike sah ein, dass es ohne Zeugen bestimmt schlecht aussähe.

»Aber ich werde es riskieren, ich werde allein hingehen. Mein Gott, ich war mit dem Mädchen zusammen, oder nicht? Ihr beide hattet damit nichts zu tun.«

»Natürlich hatten wir.«

»Nein«, schaltete Ian sich ein, der einen Ausweg sah. Wenn Mike es allein durchziehen wollte, sollten sie ihn gewähren lassen. Alles war besser, als durch den Dreck gezogen zu werden wie zwei Spanner, die einen Sexualakt mit tödlichem Ausgang beobachtet hatten. Er wäre für immer abgestempelt; seine Eltern würden vor Scham vergehen. »Mike hat recht, Spud. Wir waren nicht mit dem Mädchen zusammen.«

»Aber es hätte sein können, oder?« Spud drehte sich wie ein tollwütiger Hund zu ihm um. »Erzähl mir nicht, du hättest ihre Spielchen nicht mitgemacht, wenn sie dich gefragt hätte, Pembo – du warst scharf darauf. Ich weiß, dass ich es ganz sicher gemacht hätte. Zufällig war es Mike. Wir hängen mit drin, *Kumpel*, mach dir da nichts vor. Und wir halten zusammen – dazu sind *Kumpel* da!«

Er benutzte das Wort »Kumpel« absichtlich beleidigend. Pembo war nur dann Kumpel, wenn es ihm in den Kram passte, und für ihn war es an der Zeit, zu lernen, dass echte Kameradschaft mehr bedeutete. Viel, viel mehr.

Ian verstummte. Er konnte sich nicht mit Spud messen, er würde tun, was man ihm sagte. Doch sein Leben war zerschmettert; er starrte auf den Steg, zupfte geistesabwesend an dem alten, zersplitterten Holz und stellte sich alles vor – den Abscheu seiner Eltern, den Hohn seiner Arbeitskollegen. Man würde es ihm nie vergessen.

»Keine Bange, Pembo, du bist aus dem Schneider.« Spuds Tonfall blieb beleidigend, doch seine Augen ruhten auf Mike, als er seine Ankündigung machte. »Wir gehen nicht zur Polizei, keiner von uns.« Mike, verwirrt über den entgegengesetzten, neuen Kurs, wollte schon unterbrechen.

»Nein, nein, lass mich ausreden, Mikey, bitte«, sagte Spud ruhig, und Mike ließ ihn fortfahren.

»Wenn du zur Polizei gehst, gehen Pembo und ich mit, ob es dir gefällt

oder nicht. Wenn du versuchst, allein hinzugehen, dann tauchen wir einfach auf, da führt kein Weg dran vorbei.«

Mike antwortete nicht, und Ian zupfte weiter an seinem Loch im Steg. »Aber hast du darüber nachgedacht, was es mit Pembos Familie und Karriere anrichten würde?«

Ian hörte auf zu ziehen und schaute auf. Hatte er richtig gehört?

»Was noch wichtiger ist, hast du dir überlegt, was es deiner eigenen Familie zufügen würde? Was meinst du, wie es deine Mum und deinen Dad treffen würde? Und was ist mit *deiner* Karriere, Mikey? Zunächst kannst du dich von dem Ausflug in die Pilbara-Region verabschieden – du wirst vor Gericht stehen. Dann, selbst wenn du mit deiner ›Unfalltod‹-Strategie durchkommst, wird es im Land durch alle Zeitungen gegangen sein, und wer will schon einen Typen mit deiner Vergangenheit einstellen? Die ganzen Studienjahre sind für die Katz gewesen.«

Spud hatte viel Zeit darauf verwendet, sich diese Argumentation zurechtzulegen, und er sah an Mikes Reaktion, dass er den richtigen Weg eingeschlagen hatte. Mike hatte die indirekten Folgen für den Rest seines Lebens und das Leben seiner Familie nicht bedacht; er war zu sehr damit beschäftigt gewesen, das Richtige zu tun. Spud gratulierte sich zu der zusätzlichen Note – dass Mike neben seinem eigenen auch Pembos Leben ruinieren würde, war einfach ein Geniestreich. Er persönlich piffte auf Pembos Leben. Und er hatte sich nicht einmal bemüht, sein eigenes als Druckmittel einzusetzen – negative Publicity würde *ihn* bestimmt nicht vernichten. Letzten Endes hatte er sich über sein Verhalten gewundert. Klar, er würde lieber nicht in den Tod der Tochter von Ruby Chan verwickelt werden, doch sollte es zur Krise kommen, würde er mit Ruby fertig. Spud war zu dem Schluss gekommen, dass seine Motive ausnahmsweise einmal durchaus altruistischer Natur waren. Er wollte Mikey retten. Mikey war sein Kumpel.

Er zog den letzten Trumpf. Es war auf jeden Fall ein Klischee, aber es war unwiderlegbar.

»Sie ist tot, Mikey. Zwei Familien und zwei Karrieren zu ruinieren, würde daran nichts ändern. Es würde sie nicht wieder lebendig machen.« Ians einvernehmliches Nicken war besorgt und einfühlsam, doch er hatte das Gefühl, Spud applaudieren zu müssen. Meine Güte, Spud war clever.

»Was machen wir also?«, fragte Mike.

In diesem Moment hasste er sich. Er konnte nicht so tun, als täte er das für Pembo, obwohl es schlau von Spud war, ihm diesen Ausweg zu zeigen. Er tat es nicht einmal für seine Familie. Seine Eltern wären entsetzt, doch sie würden zu ihm halten, wohlwissend, dass er das Richtige getan und sich gestellt hatte. Er machte es für sich. Und das war die Handlung eines Feiglings.

»Wir tun nichts.« Spud entwarf die Marschroute. »Mich wird man befragen, das steht fest. Ich kannte Mayjay, und ich habe an der Öffentlichkeitskampagne mitgewirkt – die Bullen werden jeden auftreiben, der mit ihr zu tun hatte. Aber ich bezweifle, dass sie auf euch kommen werden. Sie können nicht jeden verhören, der gestern Abend da war.«

Ian atmete hörbar auf, doch seine Erleichterung war nicht von langer Dauer.

»Natürlich sieht die Sache anders aus, wenn jemand euch beide persönlich identifiziert, der euch in ihrer Begleitung gesehen hat.«

»Was sagen wir denen?«

»Die Wahrheit, Pembo. Du hast mit ihr geplaudert, Mike hat mit ihr getanzt.« Spud lächelte sarkastisch. »Ihr lasst einfach nur die schmutzigen Einzelheiten weg.«

Bei den Untersuchungen zu Mayjays Tod fanden ausgedehnte Befragungen statt. Die Rocker hatten Alibis, die meisten von den Bandenmitgliedern selbst bestätigt, und die Polizei nahm sie immer wieder in die Mangel. Die Rocker blieben die Hauptverdächtigen. Soweit ermittelt werden konnte, war die letzte Person, die einen konkreten Wortwechsel mit der Verstorbenen hatte, der Qantas-Geschäftsführer Brian Tomlinson. Die persönliche Agentin der Verstorbenen, Trish Barraclough, konnte bezeugen, dass die beiden die Sponsorenparty verlassen hatten, und war selbst vor zehn Uhr aus dem Scarborough Beach Hotel gegangen in der Annahme, ihre Klientin sei in der Begleitung von Mr. Tomlinson in Sicherheit. Mr. Tomlinson jedoch hatte noch eine halbe Stunde in der großen Bar gesessen; der Barkeeper, mit dem er geplaudert hatte, bestätigte, dass er gegen halb elf allein aufgebrochen sei. Etwa zur gleichen Zeit hatte der bekannte

Geschäftsmann Spud Farrell die Verstorbene im Snake Pit gesehen und tatsächlich kurz mit ihr gesprochen.

Unter den Hunderten, die an jenem Abend zugegen waren, wurden Zufallsbefragungen durchgeführt, und einige wussten zu berichten, Mayjay sowohl im Snake Pit selbst als auch draußen auf der Straße beobachtet zu haben, wo sie sich den Kampf zwischen der Rockerbraut und der Kandidatin des Schönheitswettbewerbs angesehen hatte.

Niemand hatte bemerkt, mit wem Mayjay zusammen war, und danach war sie nicht mehr gesehen worden.

Mike McAllister und Ian Pemberton gehörten nicht zu den Befragten. Die Presse im ganzen Land brachte Tag für Tag Berichte, Reportagen und Fotos, ohne wirklich Neues berichten zu können.

Mary-Janes Mutter, Ruby Chan, wurde in keinem Presseartikel erwähnt. Der Kommissar, ein Stammgast im Sun Majestic Massage Parlour, war Rubys Bitte nachgekommen, ihren Namen und die Einzelheiten ihrer Beschäftigung der Presse zu unterschlagen. Er hatte ihr zugestimmt, dass es aus Achtung vor ihrer Tochter nur recht sei.

Zwei Wochen später, als Ian Pemberton nach Kalgoorlie zurückkehrte, wurde noch immer ausführlich berichtet, aber nicht mehr auf den Titelseiten. Und einen Monat danach, als die Polizei mit ihren Untersuchungen nicht weitergekommen war, schien die Sache ins Stocken geraten zu sein.

»Du musst versuchen, es aus dem Kopf zu kriegen, Mikey.«

Spud hielt den Blick auf die Straße gerichtet, als er über die Chaussee fuhr, doch er spürte die Anspannung in Mike, der neben ihm saß. Sie schien seit jenem Abend mit Händen greifbar. Vielleicht war es auch nur, wenn Mike mit ihm zusammen war, dachte er. Schwer zu sagen, sie gingen nicht mehr gemeinsam aus. Mike hatte sich sehr zurückgezogen, und bei den wenigen Gelegenheiten, als Spud ihn besucht hatte, war er nicht mitteilend gewesen. Spud fand, es sei höchste Zeit, dass sie miteinander redeten.

Mike sah starr zum Fenster hinaus. Er hatte gewusst, dass Spud mit ihm sprechen wollte.

Spuds flatternder Blick verließ die Straße, als Mike still blieb. »Du kannst dich davon nicht so runterziehen lassen, Kumpel. Das ist nicht gut für dich, weißt du.«

»Ja, ja.« Mikes Antwort war gereizt. »Ich weiß.«

»Du willst nicht darüber sprechen, oder?«

»Du kannst Gedanken lesen, Spud.«

»Stimmt.« Spud richtete seine Aggression auf den Wagen, und sie brausten weit über dem Tempolimit über den Canning Highway. »Dann sprechen wir eben nicht«, fuhr er Mike an. Das war nun der Dank dafür, dass er dem Kerl die Haut gerettet hatte!

Mike schlug das Gewissen, als sie vor dem Flughafen anhielten. Es war nicht fair von ihm, das Ganze an Spud auszulassen. Ob zu Recht oder Unrecht, Spud war für seinen Freund ein hohes Risiko eingegangen. Nicht Spud war der Feigling.

Spud öffnete den Kofferraum, und Mike hob seine Ausrüstung heraus.

»Danke fürs Bringen.«

Da er spürte, dass Mike ihn nicht mit in den Flughafen nehmen wollte, verwandelte sich Spuds Wut in Verletztheit. Mike schloss ihn aus.

»Okay«, sagte er abrupt. »Bis dann.«

»Hör zu, Spud.« Mike hielt ihn auf. »Zwischen uns hat sich nichts verändert.« Das war eine Lüge, dachte Mike, etwas *hatte* sich verändert, weil *er* sich verändert hatte. Unwiderruflich. Doch das war nicht Spuds Schuld. »Du bist mein bester Freund, das warst du schon immer, und ich bin dankbar für ... für alles, was du getan hast.« Die Worte fielen ihm schwer. »Ich kann nur nicht darüber sprechen, das ist alles.«

Er hatte das Gesicht des Mädchens vor Augen, während er das sagte, den starren Blick, die heraushängende Zunge. Sie würde immer da sein, mit seinem Gürtel um ihren Hals. Er hatte sich gefragt, ob es anders wäre, wenn er sich gestellt hätte; ob er eine Form von Entlastung gefunden hätte, wenn er seine Schuld eingestanden hätte. Doch der Feigling in ihm hatte gehofft, dass er es nie erfahren würde.

Spud grinste versöhnlich. »Kein Wort mehr, Kumpel, kein Wort mehr.«

Er schloss Mike in die Arme. »Auf ewige Freundschaft, ja, Mikey?«

»Ja.« Mike erwiderte die Umarmung. »Auf ewige Freundschaft.«

Mike warf sich den Rucksack über die Schulter und ging, den Koffer in der Hand, in den Flughafen. Spud sah ihm nach. Armer alter Mikey, dachte er, er machte es sich schwer. Aber er würde darüber hinwegkommen. Da oben in Pilbara würde alles bald wie ein schlechter Traum verwehen.

## **Drittes Buch**

Der alte Holzschaukelstuhl knarrte rhythmisch, ein tröstendes Geräusch, während Jo sanft vor und zurück schaukelte. Eine winzige, perfekte Hand umfasste ihren Zeigefinger und zog jedes Mal daran, wenn der Mund gierig an ihrer Brust saugte. Die tiefschwarzen Augenwimpern flatterten in wilder Ekstase. Die Zeit des Stillens war immer eine Orgie. Jo lachte, überwältigt von unbeschreiblicher Liebe.

Johanna Whitely hatte im Royal Hospital for Women von Sydney im September 1967 ein Mädchen zur Welt gebracht. Sie hatte es Alana genannt.

In der Namenswahl steckte kein Hintergedanke. Sie hatte nicht die Absicht, Forderungen an Mike zu stellen, sie erwartete nicht einmal, ihn wiederzusehen. Sollte dies doch der Fall sein und er dann fälschlicherweise der Tatsache, dass sie ihrem Kind den Namen Alana gegeben hatte, eine Bedeutung beimäße, würde sie ihm einfach die Wahrheit sagen. Der Name war hübsch. Er hatte ihr immer gefallen.

Jo hatte ihre persönlichen Gründe für die Wahl. Ihre eigenen Kindheitserinnerungen waren nicht glücklich, und sie wünschte sich eine Vergangenheit, an der ihre Tochter teilhaben konnte. Diese Vergangenheit, entschied sie, würde Mikes sein. Sie wollte dem Kind Bilder von dem herrlichen alten Haus am Fluss heraufbeschwören, in dem sein Vater aufgewachsen war, von den Segelbooten, dem Anleger und dem Hund Baxter. Wenn Alana alt genug war, erzählte sie ihr vielleicht sogar, dass sie am ersten Weihnachtstag an Bord einer schönen Yacht gezeugt wurde. Einer Yacht namens *Alana*. Das wäre überhaupt nicht wahr, doch es war eine nette romantische Notlüge. Und es *war* am ersten Weihnachtstag passiert.

Anfangs hatte Jo den Nachmittag in Mikes Schlafzimmer an der Seitenveranda verwünscht. Es war nur eine von zwei Gelegenheiten gewesen, an denen sie ungeschützt miteinander geschlafen hatten – nach ihrem ersten Mal hatte sie sich ein Diaphragma anpassen lassen. Doch sie hatte es an dem Weihnachtstag nicht mitgenommen, sie hatte nicht daran gedacht.

Als ihre schlimmsten Befürchtungen bestätigt worden waren, hatte sie es Mike nicht sagen können. Während sie ihm zuhörte, wenn er über seine

Karrierepläne sprach und begeistert vom Angebot der Pilbara-Expedition im nächsten Jahr schwärmte, hatte sie am Ende gewusst, dass in seiner Zukunft für sie kein Platz war. Sie war sich nie sicher gewesen, hatte aber gehofft. Nun, da sie sein Kind austrug, hatte sie sich nichts mehr vormachen können.

In den darauffolgenden zwei Wochen in Manjimup hatte sie ihre Pläne geschmiedet und die Neuigkeit auch vor ihrer Mutter geheimgehalten. Ihre Mutter bestand garantiert darauf, dass sie zu Hause bliebe, und Jo hatte sich geschworen, nie wieder unter demselben Dach zu leben wie Darren Collins.

In ihrer pragmatischen Art hatte Jo sich eingeredet, es müsste so sein. Wenigstens war damit eine Entscheidung gefallen. Sie hätte vielleicht noch Jahre, womöglich ihr ganzes Leben darauf gehofft, dass Mike den Wert ihrer Beziehung erkennen würde. Denn sie bezweifelte nicht, dass er sie auf seine Weise liebte, auch wenn sein Ehrgeiz diese Tatsache überschattete. Mike verstand einfach nicht, welches kostbare Geschenk diese Liebe bedeutete, wie schwer es war, einen wirklich passenden Menschen zu finden. Doch sie wollte nicht ewig an den Rändern seines Lebens warten müssen. Und sie konnte ihm kein Kind aufhalsen. Jetzt nicht. Er musste frei sein. Und sie auch. Ein Kind würde ihr eigenes Leben nicht ruinieren, entschied sie, ein Kind würde es bereichern. Alles, was sie sich vorgenommen hatte, konnte sie auch so erreichen, ihren Abschluss machen, eine Laufbahn als Medizinerin einschlagen. Und dann hatte sie ein Kind, mit dem sie das alles teilen konnte.

Als sie in Sydney eingetroffen war, hatte sie Kontakt mit ihrer Tante aufgenommen, wie sie es ihrer Mutter versprochen hatte.

»Sobald Nora dir geholfen hat, eine Unterkunft zu finden, sagst du uns Bescheid, wo du bist, ja?«, hatte ihre Mutter gesagt. Hillary Collins hatte es nicht gefallen, ihre jüngere Schwester anzurufen und sie um den Gefallen zu bitten. Sie und Nora hatten sich seit Jahren auseinandergelebt, der Austausch von Pflichtkarten zu Weihnachten und an Geburtstagen waren ihre einzige Kommunikationsform. Doch ihr war nichts anderes übriggeblieben: Johanna hatte darauf bestanden, nach Sydney zu gehen. Warum um alles in der Welt das Mädchen sein Studium im Osten fortsetzen wollte, überstieg Hillarys Verständnis. Andererseits war Jo schon immer widerspenstig und unberechenbar



gewesen. Wahrscheinlich zog sie aus Trotz nach Sydney, nur um zusätzliche Distanz zwischen sich und Darren zu legen, hatte Hillary gedacht. Wenn, dann war es außerordentlich undankbar nach all der Hilfe, die er ihr gewährt hatte.

»Darren wird dir auch weiterhin Unterstützung schicken«, hatte sie ihr vielsagend zu verstehen gegeben.

»Danke, das ist sehr nett von ihm.«

Auch ohne den vermittelnden Anruf ihrer Mutter hatte Jo die Absicht gehabt, ihre Tante aufzusuchen. Nora war die Einzige, die sie in Sydney kannte, und sie brauchte einen Kontakt. Vielleicht sogar eine Vertraute, obwohl sie nicht sicher gewesen war, wie weit sie Nora einweihen wollte.

Im Gegensatz zu ihrer Mutter war Jo über die Jahre hinweg mit Nora in Verbindung geblieben. Sie hatten sich regelmäßig geschrieben. Jo war noch ein Kind, als sie ihre Tante zum letzten Mal gesehen hatte, doch sie war zeitweilig der wichtigste Einfluss in ihrem Leben. Nora war kurz nach dem Tod von Jos Vater ins Haus der Familie nach South Perth gezogen und hatte Hillary durch die Trauerzeit geholfen. Nora war es, die sich um das einsame, am Boden zerstörte kleine Mädchen gekümmert hatte. Sie war drei Jahre bei ihnen geblieben, hatte den zerbrechlichen Haushalt zusammengehalten, während sie ihr Psychologiestudium an der UWA abschloss. Dann, kurz nachdem Hillary wieder geheiratet hatte, war Nora nach Sydney gezogen, und etwa ein Jahr danach hatte sie selbst geheiratet.

Hillary war nicht zur Hochzeit ihrer einzigen Schwester nach Sydney gefahren, was Jo sogar mit elf Jahren befremdlich gefunden hatte, zumal Nora eine solche Stütze gewesen war, als ihre Mutter sie brauchte. Sie hatte es auch eigenartig gefunden, dass Nora im Lauf der Jahre nur selten erwähnt wurde, und wenn sie selbst von ihr sprach, hatte ihre Mutter geschwiegen und nur geringes Interesse an ihrer jüngeren Schwester gezeigt.

»Die ist jetzt eine aus Sydney«, hatte Hillary wegwerfend gesagt. »Du kannst ihr ja schreiben, wenn du willst, aber ich kann mich damit nicht abgeben.« Es war, als lebten sie in zwei unterschiedlichen Welten.

Jo hatte nie erfahren, wie oder warum die Schwestern sich auseinandergelebt hatten, aber kurz nach ihrer Ankunft in Sydney fand

sie es heraus.

Nora hatte sie mit offenen Armen in Empfang genommen und darauf bestanden, dass Jo bei ihr und ihrer Familie in dem Terrassenhaus in Potts Point blieb.

»Zumindest, bis wir etwas Anständiges für dich gefunden haben«, hatte sie gesagt. »Du willst sicher in der Nähe der Uni wohnen.«

»Ja, auf jeden Fall.«

Jo hatte ihrer Tante nicht erzählt, dass es Jahre dauern könnte, bis sie die Uni wiedersehen würde. Sie selbst hatte nicht allzu viel darüber nachgedacht. Sie würde ihr Kind bekommen und dann weitersehen. Ein Schritt nach dem anderen.

Nora war genau so, wie Jo sie in Erinnerung hatte: stark, direkt, tüchtig und mit einem Sinn für Humor, der zuweilen absichtlich schockierend war. Schlank und athletisch gebaut, schien sie nicht einmal älter geworden zu sein, obwohl sie viel kleiner wirkte als früher. Andererseits sahen Erwachsene für eine Neunjährige immer groß aus, und Kinder achten nicht auf das Alter.

»Wie kommst du mit Darren aus?«, fragte Nora.

»Gut.«

Jo war erst seit einer Woche in Sydney, als Nora die Frage in einer scheinbar allgemeinen Unterhaltung über ihr Leben in Perth an der Uni und ihre Ferien in Majimup stellte.

»Nein, ich meine, wie kommst du *wirklich* mit Darren aus. Magst du ihn?«

Sie saßen auf dem hinteren Balkon mit Blick über die kleinen Häuser von Woolloomooloo und Domain und die Silhouette der Stadt dahinter, über die sich der Bogen der Harbour Bridge wölbte. Noras Haus gehörte zu einer langen Reihe imposanter Gebäude über der Victoria Street, die gerade von habgierigen Stadtentwicklern und korrupten Bauplanern bedroht waren. »Sie versuchen, auf illegale Weise die Wohngebietsnutzung zu ändern, damit sie Hochhäuser bauen und die Aussicht zu ihrem Vorteil nutzen können«, hatte Nora gesagt. »Sie bieten den Leuten ein Vermögen für den Verkauf, doch Geoff und ich werden hierbleiben. Wir werden gegen sie kämpfen.« Errichtet auf einem Sandsteinkliff über dem Tal, hatten die höher gelegenen Häuser

eine wahrhaft spektakuläre Aussicht.

Jo bemerkte, dass Nora sie neugierig betrachtete und bereits etwas in ihre Zurückhaltung hineindeutete.

»Nein, ich mag ihn *nicht* sehr«, gab sie zu. Als ihre Tante sie weiterhin betrachtete und auf mehr Information wartete, beschloss sie, dass sie ebenso gut die Wahrheit sagen könnte. »Eigentlich kann ich ihn nicht ausstehen.«

»Das dachte ich mir – du hast ihn in deinen Briefen nie erwähnt. Warum kannst du ihn nicht ausstehen, Jo?«

»Weil er meine Beziehung zu Mum zerstört hat.«

»Hat er dir je etwas angetan?«

Jo schwankte. Sie war im Begriff gewesen, Nora alles zu erzählen, doch die Fragen hatten sie überrumpelt. Sie waren so offen, so direkt gewesen. Was hatte sie auch groß zu erzählen? *Als ich noch ein Kind war, hat er mich immer angesehen und unter irgendeinem Vorwand angefasst, und ich mochte ihn nicht.* Es klänge bestimmt genau so, wie es sich in den Ohren ihrer Mutter angehört hätte, wenn sie es ihr je erzählt hätte: die übertriebene Reaktion eines Kindes, das den Tod seines Vater noch betrauert und eifersüchtig auf den neuen Mann seiner Mutter ist. So sähe Nora es bestimmt auch. Vielleicht versuchte sie dann sogar, Darren zu verteidigen. »Aber er wollte doch nur ein guter Stiefvater sein«, könnte sie sagen. Das konnte Jo nicht gebrauchen.

»Nein, er hat nie was getan.«

Nora sah, dass das Mädchen sich verschlossen hatte. »Mir hat er etwas angetan«, sagte sie. Gut, damit hatte sie die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt. »Er hat mich im Vorderzimmer des Hauses in South Perth vergewaltigt, als du mit deiner Mum bei der Royal Show warst.«

Womit ihr die ungeteilte Aufmerksamkeit sicher war. Eigentlich fand Nora es ziemlich komisch, wie sich die Augen ihrer schönen, eleganten jungen Nichte weiteten und ihr Unterkiefer herunterklappte. Jo war verständlicherweise baff. Doch es sollte noch schlimmer kommen.

»Das war kurz bevor Hillary ihn heiratete«, sagte sie. »Ich war dreiundzwanzig und noch Jungfrau.« Sie lächelte, Schluss mit der Schocktherapie. »Vergiss nicht, es war in den fünfziger Jahren, damals haben wir uns noch für den Richtigen aufgehoben.«

»Er hat dich *vergewaltigt*?« Jos Stimme war ein kaum hörbares Wispern.

»Na ja, es begann als Verführung – ein Kuss und eine kuschelige Umarmung auf dem Sofa in dem Zimmer, in dem Hill Besuchern Tee vorsetzte, denen sie imponieren wollte. Ich muss zugeben, ich fand es so prickelnd sündhaft, dass ich eine Weile mitmachte. Vielleicht versuchte ich, mir selbst etwas zu beweisen«, fügte Nora in aller Offenheit hinzu. »Als Kind war ich immer neidisch auf Hill. Sie war acht Jahre älter als ich, eine tolle Frau, und ich war die dürre kleine Schwester und spielte den Wildfang, obwohl mir eigentlich nicht danach war. Ich hatte mir immer gewünscht, dass Jungen mir in Scharen nachliefen, so wie bei Hill. Vermutlich habe ich mir etwas beweisen wollen, als ich ihrem Verlobten einen Zungenkuss gewährte. Und seien wir ehrlich, Darren ist ein sehr gut aussehender Mann.«

Jo gab keinen Kommentar dazu ab. Sie persönlich hatte ihn nie so gesehen.

»Wie auch immer«, fuhr Nora fort, »kurz darauf ging er mir an die Wäsche, und als ich versuchte, ihm Einhalt zu gebieten, warf er mir vor, ihn aufzueilen.« Wieder ein ehrliches Schulterzucken. »Vermutlich hatte er ja recht, oder? Aber mit dreiundzwanzig war ich auf sexuellem Gebiet noch ein dummes Kind, obwohl ich auf dich und Hill aufgepasst hatte – die, offen gesagt, völlig durcheinander war, als dein Vater starb. Ich versuchte, vernünftig mit Darren zu reden. Ich sagte ihm, es tue mir leid, ich hätte nicht vorgehabt, ihn zu verführen, er sei der Verlobte meiner Schwester, und es sei furchtbar von mir gewesen ... Doch das hielt ihn nicht auf, und das ist der Punkt, an dem die ganze Sache hässlich wurde. Er bezeichnete mich als Nutte, denn ich wolle es, und er sei derjenige, der es mir geben wolle. Er wusste, dass ich noch Jungfrau war.«

Nora hatte die ganze Zeit in ihrer gewohnt nüchternen Art gesprochen, ohne melodramatischen Unterton, und sie beendete ihre Ausführungen auch so.

»Danach warnte er mich, falls ich Hill sagte, was geschehen sei, würde er behaupten, ich hätte mich auf ihn gestürzt, er hätte mich zurückgestoßen, und ich erfände die Geschichte nur, weil ich Angst hätte, er würde es ihr sagen. Er war überaus zuversichtlich. *Sie wird mir glauben. Du hast keine Chance.* Das waren seine Worte.«

Nora lehnte sich zurück, die Geschichte war beendet. »So sieht es aus,

Kleine. Und, nur ganz nebenbei, das bleibt unter uns. Geoff habe ich es nie erzählt. Er hat Hillary nicht kennengelernt, aber vielleicht wird er es eines Tages, und das braucht er nicht zu wissen.« Sie nickte Jo aufmunternd zu. »Wir sind einer Meinung, Jo: Darren ist kein netter Mann. Warum erzählst du mir also nicht, was er dir getan hat?«

»Aber du hast es Mum gesagt, nicht wahr? Was meinte sie dazu?«

»Natürlich hat sie ihm geglaubt. Ich sei schon immer eifersüchtig gewesen ... ich wolle nicht, dass sie glücklich werde ... ich bekäme keinen ab, deshalb versuche ich, ihr den Mann auszuspannen ... Sie wurde richtig hysterisch. Darren hatte recht – ich hatte keine Chance.«

»Aber warum? Warum sollte Mum so naiv sein? Nach allem, was du für sie getan hattest? Für uns beide?«

Nora hatte sich nicht ausführlich darüber auslassen wollen, was sie wirklich glaubte; sie hatte ihre Geschichte nur als Aufmunterung für Jo erzählt, damit es ihr leichter fiel, über sich zu reden. Doch die Kleine wollte anscheinend unbedingt die Wahrheit hören, und vielleicht war es ja hilfreich, wenn sie begriff, wie versessen ihre Mutter auf den Mann war, den Jo so sehr verabscheute.

»Hillary hatte es schwer, als dein Dad aus dem Krieg heimkehrte«, sagte sie vorsichtig. Sie befand sich auf dünnem Eis.

»Dad auch.«

Es war eine Abwehrreaktion, die Nora nicht weiter überraschte. Jo war erst sechs gewesen, als ihr Vater starb. Sie hatte ihn als das sanfte Wesen in Erinnerung behalten, das er in seinen letzten Jahren war; ein schöner Mann, gewiss, aber zerbrechlich, sterbend.

»Er hat im Krieg eine Gasvergiftung erlitten, Jo.«

»Das weiß ich. Das habe ich von Anfang an gewusst.« Wieder die Abwehrhaltung. Jo wusste nicht so recht, warum sie über ihren Vater sprachen.

»Hillary war aufgeregt, als er nach Hause kam und allem Anschein nach gesund war. Sie war natürlich voller Sorge gewesen und dachte, dass jetzt, da er wieder zu Hause war, Normalität einkehren würde. Aber das war nicht der Fall. Ein Jahr später war der Krieg vorbei, doch Hills Probleme fingen erst an. Dein Dad war ein sehr kranker Mann.«

»Worauf willst du eigentlich hinaus? Dass Mum dankbar war, als er starb?«

»Nein, überhaupt nicht, sie hat ihn sehr geliebt.« Verdammt, dachte Nora, sie hatte gewusst, dass es schwierig werden würde. Vielleicht hätte sie das Thema ruhen lassen sollen. »Ich versuche nur zu erklären, wie Darren deine Mutter in seinen Bann schlug. Sie war Anfang dreißig, eine sinnliche junge Frau, und dein Vater war jahrelang Invalide gewesen ...« »Ich kam 1945 zur Welt, Nora, Dad kann nicht impotent gewesen sein.« »Natürlich nicht.«

Nun, vielleicht nicht in der Euphorie seiner Heimkehr, dachte Nora, aber erinnerte sich Jo denn nicht an die ständige Herzschwäche und die Atemnot in den letzten Jahren? Hatte sie den Sauerstoffbehälter vergessen, der immer in Bereitschaft stand? War ihr Gedächtnis so selektiv?

Jos abwehrende Haltung war in Streitlust übergegangen, und Nora wurde klar, dass es sinnlos war darzulegen, warum ihre Mutter Darren blind ergeben war. Jo war zu sehr mit ihren eigenen Vorstellungen beschäftigt, zu entschlossen, das Bild eines Mannes zu bewahren, an den sie sich kaum erinnern konnte. Nora fand die erbitterte Art, wie sie sich an diesen Vater klammerte, ausgesprochen rührend. Es war, als wäre er alles gewesen, was sie hatte.

»Ich will damit nur sagen, dass deine Mutter verletzbar war, Jo«, fuhr sie sanft fort. »Sie war einsam, am Boden zerstört nach dem Tod deines Vaters, und Darren hat sie einfach umgehauen.«

Das hatte er gewiss, dachte sie, im wahrsten Sinne des Wortes. Hillary hatte sie damals, als sie noch wie Schwestern miteinander umgingen, mit Einzelheiten über Darrens sexuelle Fähigkeiten unterhalten. *Du wolltest wissen, wie es ist, nicht wahr, Nora?* Noch so eine boshafte Anschuldigung, die Hillary ihr nach der Vergewaltigung entgegengehalten hatte.

»Und deshalb hat sie ihm mehr Glauben geschenkt als dir, der Schwester, die sie während ihrer Trauer versorgt hat? Wer hatte sich um ihre Tochter gekümmert?« Jo blieb unversöhnlich. Noras Versuch einer Erklärung hatte die Abneigung, die sie gegenüber ihrer Mutter empfand, nur wieder aufleben lassen. »Tut mir leid, das beeindruckt mich nicht.« Wenigstens waren sie von ihrem Vater abgekommen, dachte Nora, die bedauerte, das Thema angeschnitten zu haben. Ihr war nicht klar gewesen, dass Jo derart abwehrend reagieren würde.

»Du bist dran, Kleine«, sagte sie. »Erzähl mir von Darren.«

Jo, die ebenso erleichtert über den Themenwechsel war, erzählte ihrer Tante alles, die Geschichte ihrer Kindheit sprudelte nur so aus ihr hervor, das zweite Mal in ihrem Leben, dass sie darüber sprach. Die vorsichtige Version, die sie Mike hatte zuteil werden lassen, war eine gewisse Erleichterung für sie gewesen, doch das hier war anders, eine vollständige Entlastung. Nora war viel mehr als nur eine fürsorgliche, mitfühlende Zuhörerin. Nora wusste genau, wovon Jo sprach. Nora kannte Darren.

»Deswegen hasse ich ihn«, sagte sie eine Viertelstunde später. »Nicht aufgrund dessen, was er mir angetan hat, sondern was er mit mir und Mum gemacht hat. Er hat eine Mauer zwischen uns errichtet.«

Jo, der plötzlich klar wurde, dass ihre Geschichte mit Noras nicht zu vergleichen war, starrte befangen auf die Holzdielen des Balkons. »Tut mir leid, ich habe die ganze Zeit eigentlich über nichts geredet, oder? Ich meine, was hat er mir schon *getan*? Er hat mich nicht missbraucht, er hat mich nicht entjungfert, oder?«

Nora sagte nichts, doch das Mädchen tat ihr unsäglich leid. Nein, dachte sie, er hat dir nicht die Jungfräulichkeit geraubt, Kleine. Er hat dir viel, viel mehr genommen. Er hat dir die Kindheit gestohlen. Warum war ihr nie in den Sinn gekommen, dass Darren sich an Hillarys Tochter heranmachen konnte, dachte sie schuldbewusst. Natürlich würde er. Darren Collins war ein Ungeheuer.

Jo starrte nach wie vor unglücklich zu Boden. »Ich wünschte nur, ich hätte es Mum sagen können, mehr nicht.«

»Sie hätte dir nicht geglaubt.«

»Ich weiß.«

»Nein, Kleine, du weißt es *nicht*.« Nora hielt inne und wartete, bis Jo zu ihr aufschaute. »Deine Mutter weiß es.« Sie ließ die Worte einwirken, bevor sie fortfuhr. »Ich glaube, dass Hillary es immer gewusst hat. So wie sie wusste, dass ich vor vielen Jahren die Wahrheit gesagt habe.«

»Aber *warum*?«, fragte Jo ungläubig. Die Feststellung erschien ihr außergewöhnlich. »Warum hat sie dir nicht geglaubt? Warum hätte sie mir nicht geglaubt, wenn ich es ihr gesagt hätte?«

»Sie konnte das nicht zulassen. Sie kann es noch immer nicht. Ich bezweifle, ob sie sich jemals der Wahrheit stellen wird. Wenigstens

glaube ich das.«

»Wie kannst du dir so sicher sein?«

»Ist sie in seiner Gegenwart noch immer so? Wenn Darren im Zimmer ist, dann ist sonst niemand anwesend?«

Jo erinnerte sich an die unzähligen Male, an denen sie für ihre Mutter anscheinend unsichtbar gewesen war. »Ja«, sagte sie.

»So war es seit dem Augenblick, als sie sich zum ersten Mal begegneten. Hillarys ganzes Dasein dreht sich um ihn, das war schon immer so. Sie verschließt die Augen gegenüber allem, was sie als Bedrohung empfindet – ihre Schwester, ihre Tochter, selbst der Mann selbst. Sie kann es nicht zulassen, etwas Schlechtes über Darren zu denken, und er weiß es. Meine Güte, er käme wahrscheinlich sogar mit Mord davon, wenn er wollte. Jedenfalls in Hillarys Augen.«

Jo nickte nachdenklich. Alles, was Nora sagte, klang wahr. Sie hatte immer gewusst, dass ihre Mutter ihr nicht glauben würde, aber hatte sie gespürt, dass ihre Mutter ihr nicht glauben *wollte*? War das der Grund, warum sie all die Jahre geschwiegen hatte? Sie sah sich jetzt selbst, wie sie zurückwich, als Darren über ihr hübsches neues Kleid strich, wie seine Hände über ihre Schultern und Arme fuhren. Sie sah ihre Mutter, die ins Zimmer kam; Darren fuhr fort, sie zu streicheln, nicht ganz so lüstern, sein Gesicht nichtssagend und väterlich, aber trotzdem sicher in seinen Bewegungen. Sie hörte, wie die beiden ihre Kommentare über das hübsche Kleid austauschten, und sie spürte, wie sie selbst sich fragte, warum ihre Mutter nicht sah, dass etwas nicht stimmte.

Sie war angewidert und wütend. Gott sei Dank hatte sie ihre eigenen Kräfte entwickelt. Ihr fiel ein, wie sie sich, als sie älter geworden war, behauptet hatte, ihn durch Anstarren aus der Fassung gebracht und ihn herausgefordert hatte, den einen Schritt weiter zu gehen in der Hoffnung, ihre Mutter würde ihn erwischen, wie ihre Kühnheit ihn abgeschreckt hatte. Darren hatte sich als Feigling erwiesen, was auch gut so war, dachte sie jetzt. Was wäre nötig gewesen, damit ihre Mutter sie verteidigte? Eine Vergewaltigung, so wie bei Nora? Oder hätte Hillary auch davor die Augen verschlossen?

»Sei deiner Mutter nicht böse, Jo. Sie kann nichts dafür, sie ist ihr eigenes Opfer.«

Diesmal bereute Nora nicht, es ausgesprochen zu haben. Schon besser,



wenn Jo ihre Mutter verstand, dachte sie. Vielleicht könnte sie eines Tages sogar Mitleid mit ihr empfinden. Nora jedenfalls konnte es.

»Arme Hillary«, sagte sie. »Es ist tragisch. Jahrelang hat sie sich selbst Freunde und Familie versagt. Sie hat sich selbst ein Gefängnis gebaut, und sie wird uns alle lieber ausschließen, als eine Wahrheit einzugestehen, die sie im Grunde ihres Herzens kennt.«

»Ich frage mich, ob sie ihr Enkelkind ausschließen wird.«

Nun war es an Jo, zu schockieren, obwohl es nicht ihre Absicht gewesen war. Der Tag war wie geschaffen für Geständnisse, und dieser Augenblick schien genau richtig, um es Nora zu sagen. Im Übrigen war es gut, eine Verbündete zu haben.

Eine Stunde später wurde der nachmittägliche Frieden gestört, als Stevie und Paula, zehn und acht Jahre alt, aus der Schule kamen. Doch inzwischen war alles in die Wege geleitet.

»Jo wird nun doch keine Wohnung nehmen«, verkündete Nora. »Sie bleibt bei uns.«

»Super!«, brüllte Steve.

Noras Kinder hatten Jo bereits ins Herz geschlossen, und beide umarmten sie, bevor sie hinausrannten, um sich Sandwichs mit Vegemite zu streichen.

»Den Ausdruck hat er von Uncle Ted«, hatte Nora bei Jos erster Begegnung mit den Kindern erklärt, »dazu gehört auch ›große Klasse‹ und ›hast du Töne‹ und so. Mir gefällt es.« Sie hatte versprochen, Jo zu Uncle Ted mitzunehmen, der in den Blue Mountains lebte. Er sei ein Naturbursche und ein schillernder Typ zugleich, hatte sie gesagt, die Kinder himmelten ihn an. Jo, die den Onkel ihrer Mutter nie kennengelernt hatte, war klargeworden, dass sie in Sydney von mehr Verwandten umgeben war als jemals in ihrem Leben.

Während sie den Kindern nachschaute, die in die Küche galoppierten, und Nora ihnen hinterherrief: »Es ist kein Wettrennen!«, wurde sie von Familiensinn überwältigt und musste gegen peinliche Tränen ankämpfen. »Meinst du nicht, du solltest zuerst mit Geoff darüber sprechen?«, fragte sie und schaute blinzeln zur Seite in der Hoffnung, dass Nora ihren schwachen Augenblick nicht mitbekommen hatte. Jo weinte nur selten, nie im Beisein anderer.

»Unsinn, hier gibt es jede Menge Zimmer, und er mag dich. Vom ersten

Augenblick an, und warum um alles in der Welt sollte er nicht? Wir sind eine Familie.«

Mehr war nicht nötig. Jos Augen liefen über, und sie konzentrierte sich auf das mehrstöckige Parkhaus – die einzige hässliche Form, die den ansonsten perfekten Ausblick störte. »Du hast recht, das Parkhaus ist ein absolutes Ungetüm«, sagte sie und zwang die Tränen, in den Augenhöhlen zu bleiben.

»Na komm, Kleine.« Nora schob ihren Stuhl heran und nahm Jo in die Arme. »Komm, lass es raus.«

Jo schluchzte wie noch nie in ihrem Leben. Es war ein Nachmittag der Offenbarungen gewesen, und sie fühlte sich ausgelaugt.

»Na, na.« Nora, eine kleine Frau, beträchtlich kleiner als Jo, zog das Mädchen an ihre Brust wie ein schlaksiges Kind. »Du bist nicht mehr allein«, flüsterte sie.

Jo kam sich lächerlich vor und schluchzte um so mehr.

Kurz darauf nahm sie sich zusammen, und Nora, die sich bewusst war, dass ihre Nichte solche emotionalen Ausbrüche nicht gewohnt war, rückte von ihr ab, um ihr Raum zu geben.

»Hast du wirklich gedacht, du könntest das alles allein bewerkstelligen?«, fragte sie.

»Ja.«

Trotz des tränenüberströmten Gesichts drückten die braun-grünen Augen wilde Entschlossenheit aus, und Nora erkannte, dass Jo es sehr wahrscheinlich auch allein geschafft hätte. Sie war stark, daran gab es keinen Zweifel.

»Jetzt musst du es nicht mehr«, sagte sie.

»Ich weiß. Und ich bin froh darüber«, gab Jo zu. »Danke.«

»Wieso danke?« Nora grinste schalkhaft. »Ich habe zwei Kinder in der Schule, arbeite nicht, und Geoff ist im öffentlichen Dienst – da wird Darrens Geld uns gelegen kommen, das kann ich dir sagen.«

Jo hatte darauf bestanden, dass sie, wenn sie bei ihnen wohnen sollte, ihren Anteil zahlen würde, und als sie Noras Lächeln erwiderte, wenn auch zögernd, wurde ihr klar, dass dies wieder ein erstes Mal war. Sie hatte immer ein schlechtes Gewissen gehabt, Darrens Geld anzunehmen. Das war vorbei.

»Wieso solltest du?«, hatte Nora gefragt, als sie ihre Schuldgefühle zum

Ausdruck gebracht hatte. »Du hast es verdient. Er zahlt für dein Schweigen und stellt dich in seine Schuld, nur für den Fall.«  
Noras Lächeln verblasste; ein Thema mussten sie noch ansprechen.  
»Du musst deiner Mutter von deiner Schwangerschaft erzählen«, sagte sie.  
»Noch nicht«, antwortete Jo gleichgültig. »Ich warte noch eine Weile.«  
»Dann lass mich wenigstens bei ihr anrufen, damit ich ihr sagen kann, dass du hier bei uns bleibst.«  
»Nein. Mike wird versuchen herauszufinden, wo ich bin. Es ist besser, wenn sie ihm keine Anschrift geben kann.«  
»Was sage ich dann?«  
»Dass ich den alten Onkel Ted in den Blue Mountains besuche.«  
»Irgendwann wirst du es ihr sagen müssen, Kleine.«  
»Ja.«

Jo sagte es ihrer Mutter erst kurz vor der Geburt des Kindes. Sie rief in unregelmäßigen Abständen an, um mit ihr zu plaudern, doch über ihre Schwangerschaft verlor sie kein Wort. Und ihre Mutter fragte nicht nach, warum sie sich noch nicht an der Universität in Sydney eingeschrieben hatte. Sie nahm Jos glatte Erklärung hin, sie wolle ein Jahr pausieren und einen Teilzeitjob als Empfangsdame bei einem Arzt in der Macaquarie Street annehmen, was auch stimmte. Hillarys Hauptsorge galt offensichtlich der Unterbringung.

»Ich dachte, du wolltest dir eine Wohnung nehmen«, sagte sie. »Du solltest Nora nicht zur Last fallen.«  
»Das tue ich nicht. Wir haben eine Vereinbarung getroffen. Ich bezahle ihr wöchentlich die in Sydney übliche Miete.«  
»Oh. Schön, dann geht das vermutlich klar. Ich meine, es ist sehr nett von Nora, dich aufzunehmen, aber ich will ihr nicht verpflichtet sein.«  
Die Reaktion auf den Anruf sechs Monate später war viel weniger entspannt.  
»Du bist was?«  
»Schwanger.«  
Eine sehr lange Pause trat ein. Dann: »Was willst du unternehmen?«  
»Wie meinst du das?«  
»Na ja, du bist nicht verheiratet. Du willst es doch bestimmt nicht

*bekommen.*«

»In zwei Wochen ist es soweit, Mum.«

»O mein Gott.« Sie schnappte hörbar nach Luft, dann kam Darrens Stimme. »Was ist los, stimmt was nicht?« Ein gedämpfter Wortwechsel zwischen den beiden, wobei ihre Mutter offensichtlich die Hand über den Hörer legte. Jo konnte die Worte nicht verstehen. Doch als Hillarys Stimme wieder durch die Leitung kam, grenzte sie an Hysterie.

»Warum hast du es mir nicht *gesagt*? Was hast du dir denn dabei gedacht? Ein Kind bekommen, ohne es deiner eigenen *Mutter* zu sagen?« Sie steigerte sich in Rage. »*Bedeute* ich dir denn gar nichts? Du bist meine *Tochter*, wie kannst du mir das antun? Uns *beiden*? Darren ist auch entsetzt. Wie konntest du es uns verschweigen?«

Ihre Mutter war wirklich außer sich, und Jo sollte wohl ein schlechtes Gewissen haben, oder zumindest besorgt sein, doch sie spürte nichts dergleichen.

Dann meldete Darren sich.

»Deine Mutter ist ziemlich aufgebracht, Johanna.«

»Ja, das höre ich.«

»Du hättest es uns sagen sollen.«

»Ja.«

»Ich bringe sie natürlich nach Sydney. Zur Geburt werden wir da sein.«

»Nein. Kommt nicht her. Sag Mum, ich werde anrufen, sobald das Kind da ist.«

Pause. »Das ist sehr grausam, weißt du. Du brichst deiner Mutter das Herz, ich hoffe, das ist dir klar.«

»Das ist nicht meine Absicht. Sag ihr, dass es mir leidtut.«

Jo legte auf. Es *war* grausam von ihr, dachte sie. Aber es war notwendig.

Kurz nach Alanas Geburt rief Jo ihre Mutter wie versprochen an. Sie schlug vor, Hillary solle allein nach Sydney kommen.

»Wenn es dir nichts ausmacht, Mum«, sagte sie. »Ich kann es kaum erwarten, dich zu sehen und dir das Kind zu zeigen, aber ich bin wirklich erschöpft, mir ist nicht nach Geselligkeit.«

Hillary war sowohl verletzt als auch beleidigt. »Darren ist dein Stiefvater, das zählt für mich kaum zu Geselligkeit.«

»Schon gut, tut mir leid.« Jo hatte nicht die Energie zu streiten, sie war am Tag zuvor aus dem Krankenhaus gekommen und ausgelaugt. Im Übrigen, sollte sie je ihre Mutter wegen Darren zur Rede stellen, dann nicht am Telefon. »Aber können wir nicht den ersten Besuch nur unter uns halten? Du weißt schon, Mutter, Tochter, Enkelin – das ist doch etwas Besonderes, findest du nicht?«

Der Vorwand war einigermaßen plausibel und genau das, was Hillary hören musste. Sie war mehr als beschwichtigt, sie war zutiefst gerührt.

»Ja, Schatz, natürlich ist es etwas Besonderes. Es ist etwas sehr Besonderes. Und ich kann es kaum erwarten, dich zu sehen, euch beide. Alana, was für ein schöner Name.«

Hillary quartierte sich für die vier Tage ihres Aufenthalts nicht im Haus in Potts Point ein, obwohl Nora und Geoff sie eingeladen hatten.

Stattdessen hatte sie ein Zimmer im Hilton gebucht.

»Meine Güte, Hill, das ist ein bisschen extravagant«, sagte Nora, nachdem sie ihre Schwester an der Haustür umarmt hatte. Hillary hatte sich auch nicht von Geoff am Flughafen abholen lassen, sie nahm lieber ein Taxi direkt zum Hotel, um sich frischzumachen, bevor sie zu ihnen kam. »Warum willst du in einem Hotel absteigen, wenn wir hier jede Menge Zimmer haben?«

»Oh, du kennst mich doch, Nor.« Hillary lachte fröhlich. »Ich liebe schöne Hotels.«

»Stimmt. Komm rein.« Nora ging ihr voran ins Wohnzimmer.

»Das ist Geoff«, sagte sie und stellte den angenehmen, unaufdringlich wirkenden Mann vor, der sich einen Nachmittag freigenommen hatte, um die Schwester seiner Frau kennenzulernen, und seit etwa einer

Stunde geduldig gewartet hatte. »Geoff, das ist Hill.«

»Hallo, Hillary.« Er reichte ihr die Hand.

»Geoff, wie schön, dich endlich kennenzulernen.« Hillary ließ ihren ganzen Charme spielen, als sie sich die Hände schüttelten.

»Gleichfalls. Und du siehst so gut aus, wie man mir immer erzählt hat.«

Auch Geoff gab sich charmant, aber eigentlich folgte er nur seinen Anweisungen. »Schmeichle ihr«, hatte Nora gesagt. »Hillary braucht Schmeicheleien, obwohl ich nicht weiß, warum, sie ist eine absolut tolle Frau.« Nora hatte nicht übertrieben, dachte er, es war offensichtlich, woher Jo ihr gutes Aussehen hatte. Hillary Collins war wie ihre Tochter eine natürliche Schönheit. Geoff persönlich fand die blonde Strähnchenfrisur und das sorgfältig aufgetragene Make-up ziemlich unnötig, aber er war erleichtert, dass er keine Show hatte abziehen müssen.

»Du hast sie seit dreizehn Jahren nicht mehr gesehen«, hatte er zu Nora gesagt. »Was ist, wenn sie sich verändert hat?«

»Dann mach ihr was vor«, hatte Nora gesagt, was ihr nicht ähnlich sah. Sie war eine kluge Strippenzieherin und log selbst, wenn es ihr in den Kram passte, doch ihn bat sie nie darum.

Hillary wandte sich mit mädchenhaftem Kichern an Nora. »Du hast ihm aufgetragen, das zu sagen, nicht wahr?«

»Geoff lügt nie. Du siehst so gut aus wie eh und je, Hill.«

Hillary hoffte es. Mit siebenundvierzig fiel es von Jahr zu Jahr schwerer.

»Und du bist durchtrainiert wie immer, Nor«, sagte sie. Ein Kompliment verdiente immer eine Erwiderung, obwohl man Nora in Hillarys Augen das Alter ansah. Gute Güte, sie war erst neununddreißig, warum färbte sie sich nicht den grauen Haaransatz? Eigentlich sollte sie das Mausbraun gänzlich loswerden, kastanienbraun wäre viel schmeichelhafter. »Sieh dich doch nur an, kein Gramm Fett, der Körper einer Achtzehnjährigen, das ist absolut unanständig.«

Sie waren beide zu sehr bemüht, dachte Geoff, was wohl auch nicht weiter überraschend war.

»Soll ich Wasser aufsetzen, oder ist es Zeit, den Champagner aufzumachen?«, fragte er.

»Wir wollen den Korken knallen lassen, nicht wahr? Es gibt einiges zu feiern.«

»O ja«, stimmte Hillary zu, »auf jeden Fall Champagner. Wo ist denn Jo? Wo ist das Kind?«

»Oben, sie stillt gerade. Komm mit.«

Geoff verschwand in der Küche, und die Frauen gingen die Treppe hinauf. Nora drückte leise die Tür des kleinen Einzelzimmers auf, das sie in ein Kinderzimmer verwandelt hatten.

Jo hörte sie zunächst nicht, sie war zu sehr mit dem Kind an ihrer Brust beschäftigt. Sie saß in dem alten Holzschaukelstuhl, den Nora für das Kinderzimmer gestiftet hatte, und wiegte ihre Kleine sanft, betrachtete den kleinen Mund, der jetzt nur schwach nuckelte, satt und schläfrig. Nora warf einen kurzen Blick auf ihre Schwester. Hillary war von dem Anblick verzaubert. In ihren Augen deutete sich sogar eine Träne an.

»Ich lasse euch beide eine Weile allein«, flüsterte sie.

Jo wurde sich der Frauen an der Tür plötzlich bewusst und schaute auf.

»Hallo, Mum.« Sie lächelte. »Tut mir leid, dass ich nicht runtergekommen bin. Ich habe dich kommen hören, aber ...«

»Du lieber Himmel, Schätzchen, du musst dich doch nicht entschuldigen.« Hillary, die ihre Emotionen sofort im Griff hatte, eilte geschäftig ins Zimmer, küsste Jo auf die Stirn, setzte sich auf das kleine Einzelbett und beugte sich vor, um das Baby zu betrachten.

»Ich werde Geoff beim Champagner zur Hand gehen«, sagte Nora überflüssigerweise, ging hinaus und schloss die Tür hinter sich.

»Das ist also Alana. Was hat sie nur für wundervolles schwarzes Haar, und die Wimpern erst! Sie ist sehr schön.«

»Ja, nicht wahr?«

Schweigend bewunderten sie die Kleine, die jegliches Interesse an der Brust verloren hatte und allmählich einnickte. Jo ließ sie ein Bäuerchen machen und hielt das winzige Bündel dann mit spitzbübischem Lächeln ihrer Mutter hin. »Gib Grandma ein Küsschen«, sagte sie.

»Das will ich nicht gehört haben«, warnte Hillary, als sie das Kind entgegennahm, in ihre Armbeuge bettete und ihm über die seidigen Daunenhaare strich.

»Wie soll sie dich denn sonst nennen? Nanna? Nan? Gran?«

»Hillary ist schon in Ordnung, danke.«

Jo lachte, sie hatte gewusst, dass ihre Mutter das sagen würde.

Hillary schaute von ihrer Enkelin auf, und wieder überkam sie eine

Woge von Gefühlen, die sie diesmal gar nicht erst zu verbergen versuchte.

»Du siehst strahlend aus, Jo. Mutterschaft steht dir gut.«

»Ja.«

Die beiden Frauen lächelten sich an, und Jo erschienen die Jahre der Bitterkeit plötzlich unwichtig. Was hatte es für einen Sinn, in der Vergangenheit zu haften, wenn es eine ganz neue Zukunft gab, um die man sich zu kümmern hatte, dachte sie.

»Schön, dich zu sehen, Mum.«

»Ja. Ach, Liebes.« Hillary reichte das Kind zurück und kramte in ihrer Handtasche. »Ach, Liebes, wie albern. Babys sind so eine emotionale Sache, nicht wahr?« Sie stellte sich rasch wieder her und betupfte die äußeren Augenwinkel vorsichtig mit einem Spitzentaschentuch.

»Nichts passiert.«

»Mm?« Hillary, die jetzt nach ihrer Puderdose suchte, blickte von ihrer Handtasche auf.

»Deine Wimperntusche – alles in Ordnung, sie ist nicht verlaufen.« Das sollte kein Seitenhieb sein.

»Oh, gut.« Hillary stellte die Tasche zur Seite und richtete sich auf eine ausgedehnte Plauderstunde ein. »Und jetzt erzähl mir von Alana. Der Name ist schön, er gefällt mir. Woher kommt er?«

»Von einer vierundzwanzig Fuß langen Yacht.«

»Tatsächlich? Wie interessant.«

Jo war sich klar, dass ihre Mutter im Begriff war, sie auszuhorchen, und beschloss, den Anfang zu machen. Sie erzählte ihrer Mutter die grundlegenden Fakten. Alanas Vater sei ein Studienkollege an der Uni gewesen, mit dem sie eine feste Beziehung gehabt habe. Sie habe ihm nicht gesagt, dass sie schwanger sei, und sie habe auch nicht die Absicht, ihn über das Kind in Kenntnis zu setzen, zumindest nicht sofort. Sie werde abwarten, bis sie sich mit Alana richtig eingelebt habe. Aber sie werde auf jeden Fall zur rechten Zeit Kontakt mit ihm aufnehmen – falls er eine Rolle im Leben seiner Tochter spielen wolle, sei es nur fair, wenn er die Möglichkeit bekäme.

»Aber natürlich musst du es ihm gleich sagen«, unterbrach Hillary sie, »je eher, desto besser. Was ist mit Unterhalt?«

»Kommandier mich nicht herum, Mum.« Jo war freundlich, aber



bestimmt. »Ich habe meine Entscheidungen getroffen, und ich werde es auf meine Art tun.«

»Na ja, das ist ja nichts Neues, oder?« Die Worte sprudelten einfach heraus, und Hillary verwünschte sich. Sie versuchte es wiedergutzumachen. »Er hat angerufen, verstehst du. Zumindest vermuten wir, dass er es war. Er sagte, sein Name sei Mike ...?«

»Ja, Mike, das stimmt.« Ihre Mutter versuchte ihr den Familiennamen zu entlocken, doch Jo half ihr nicht. »Was hast du ihm gesagt?«

»Ich persönlich habe nicht mit ihm gesprochen. Es war Darren.«

Hillary rief sich die Szene in Erinnerung – eine der seltenen Gelegenheiten, bei denen sie die Handlungsweise ihres Mannes offen kritisiert hatte.

»Warum hast du es mir nicht *gesagt*?«, hatte sie wissen wollen. Nicht ein einziges Mal hatte er den jungen Mann erwähnt, der versucht hatte, Kontakt mit ihrer Tochter aufzunehmen; das Thema war erst nach Jos Anruf zur Sprache gekommen, mit dem sie ihre Schwangerschaft verkündet hatte.

»Mike sowieso«, hatte er gleichgültig gesagt. »Muss der Vater gewesen sein.«

»Um Himmels willen, Darren, du hättest es mir *sagen* sollen.«

»Warum?« Darren hatte zunächst den Unschuldigen gespielt.

»*Warum*? Er hat sie gesucht, wie konntest du ihn einfach abspeisen? Er ist der Vater ihres *Kindes*!«

»Das konnte ich ja nicht wissen, oder? Er hätte jeder x-Beliebige sein können.«

»Was hast du ihm gesagt? Hast du ihm Noras Anschrift gegeben?«

»Nein, wieso sollte ich? Wir wussten ja nicht einmal, dass sie dort bleiben würde, oder?«

»Aber Nora hätte gewusst, wo sie zu finden war.«

»Mein Gott, Hillary, ich habe nur versucht, dich zu schützen.« Ein Kurswechsel: nun war er der zu Unrecht Beschuldigte. »Du hattest den Kontakt zu deiner Tochter verloren, du warst empört – ich wollte dich nicht mit jedem dahergelaufenen Hinz und Kunz behelligen, der versuchte, ihr nachzujagen.« Bekümmert, verletzt. »Ich bemühe mich, das Beste für dich zu tun, und das ist der Dank dafür.«

»Tut mir leid.«

In nur einer Minute hatte er sie erfolgreich totgeredet, eine Kunst, die er bis zur Vollkommenheit beherrschte.

»Was hat Darren ihm gesagt?«, fragte Jo jetzt. »Hat er ihm Noras Telefonnummer gegeben?«

»Nein.« Hillary plagte das schlechte Gewissen. »Aber verstehst du, Schätzchen, wir wussten ja nicht, ob du hierbleiben würdest. Und wir wussten nichts von der Schwangerschaft, oder dass Mike der Vater war. Wie auch? Wir ...«

»Ist schon gut, Mum.« Also hatte Darren ihr nicht gesagt, dass Mike angerufen hatte, dachte Jo. Der verzweifelte Versuch ihrer Mutter, lieber die Schuld auf sich zu laden, als ihren Mann in einem schlechten Licht dastehen zu lassen, lag auf der Hand. Doch Jo war ihrem Stiefvater ausnahmsweise einmal dankbar. »Das ist gut, wirklich. Darren hat das Richtige getan. Ich bin dankbar dafür.«

Es klopfte an der Tür, und Nora steckte ihren Kopf herein.

»Der Champagner steht auf dem Tisch, wenn ihr soweit seid«, sagte sie. Sie gingen hinunter zu Geoff auf dem Balkon, wo sie anstießen und auf das Kind tranken. Hillary geriet ins Schwelgen über die Aussicht und war entsetzt, als sie hörte, dass die Häuser in der Victoria Street von Bauunternehmern bedroht waren, die Hochhäuser errichten wollten.

»Diese schönen Gebäude«, rief sie aus, »das ist furchtbar. Allerdings machen sie im Westen genau dasselbe – zerstören Geschichte und stellen Ungetüme auf. Moderne Architektur ist so scheußlich, nicht wahr?«

Diese pauschale Feststellung reizte Geoff zu leichtem Widerspruch. »Oh, ich weiß nicht, es gibt immer Ausnahmen. Was ist mit dem Opera House? Mir persönlich gefällt es. Ich glaube, es ist das Beste, was diesem Land passieren konnte, es wird uns zu Bekanntheit verhelfen.«

Hillary hatte, wie ganz Australien, die Pläne für das neue Opernhaus von Sydney gesehen, die in den Medien verbreitet worden waren, und wie so viele hatte sie damit nicht allzu viel anfangen können.

»Auf jeden Fall ist es unkonventionell«, sagte sie und wählte ihre Worte angesichts Geoffs offenkundiger Begeisterung mit Bedacht.

»Ja, entweder man mag es, oder man mag es nicht – es hat viele Kontroversen darüber gegeben. Utzon tut mir leid.«

Nora sah ihrer Schwester an, dass sie mit dem Namen nichts anzufangen wusste. »Jørn Utzon«, erklärte sie, »der Architekt.«

»Natürlich.« Überrumpelt fügte Hillary hinzu: »Ist er nicht letztes Jahr rausgeflogen?«, dankbar, dass sie sich erinnerte, darüber gelesen zu haben. Sie hatte den Fortschritt des Opera House eigentlich nicht verfolgt. Warum auch? Von Manjimup war es ein weiter Weg.

»Man hat Veränderungen in seinem Entwurf erzwungen«, sagte Nora. »Das war verdammt unfair.«

Geoff zeigte nach rechts, wo die Harbour Bridge über das Gewirr von Gebäuden und die Bäume im Park hinausragte. »Von hier aus kann man Bennelong Point nicht richtig sehen, aber da wird sie entstehen, da drüben. Ich werde dich mitnehmen, damit du es dir ansehen kannst, solange du hier bist, wenn du willst«, bot Geoff an.

»Ja, das würde ich sehr gern. Danke.« Das wäre ein gutes Gesprächsthema, wenn sie nach Hause käme, dachte Hillary, wenn sie sagte, dass sie das Opera House im Bau gesehen habe.

Nora lenkte die Unterhaltung auf Jos Zukunft – ihrer Meinung nach war genug geplänkelt worden.

»Ich denke, Jo sollte sich nächstes Jahr an der Uni einschreiben«, sagte sie geradeheraus, ohne auf den warnenden Blick ihres Mannes zu achten, der ihren Vorstoß für verfrüht hielt. »Je schneller sie ihr Studium abschließt, desto eher kann sie ihr Leben weiterführen.«

Hillary war sprachlos. »Aber sie hat gerade erst ein Kind zur Welt gebracht.«

»Oh, das hält heutzutage keine Frau mehr ab«, fuhr Nora lebhaft fort.

»Karriere und Mutterschaft ergänzen sich in Zeiten der Emanzipation hervorragend.«

»Wie kommt es dann, dass du deine Karriere nicht weiter verfolgt hast?«

Hillarys Tonfall war etwas eisig. »Wenn ich mich recht erinnere, warst du begeistert von Psychologie. Wie kommt es, dass du jetzt Hausfrau und Mutter bist?«

»Weil ich mich dafür entschieden habe, und es ist ein recht stattlicher Beruf, das kannst du mir glauben.« Nora grinste, wohlwissend, dass sie sich selbst widersprach und Hillary damit aus der Fassung brachte. »Ich werde wieder arbeiten, wenn die Kinder beide in der Highschool sind. Im Moment genieße ich ihre Gesellschaft noch zu sehr. Wer weiß, vielleicht gehe ich wieder zur Einwanderungsbehörde zurück.« Sie zwinkerte ihrem Mann zu. Dort hatten sie sich kennengelernt: Geoff war

leitender Psychologe im Amt für Einwanderung. »Das heißt, wenn der Boss mich haben will.«

Geoff erhob sich. »Dabei fällt mir ein«, sagte er, »dass ich mir Arbeit mit nach Hause gebracht habe.« Er wusste, Nora wollte ein wenig provozieren und dachte, dass Hillary allen Grund hätte, beleidigt zu sein. Doch er wollte sich nicht einmischen; die Frauen waren Schwestern, und sie sollten es untereinander austragen. »Wenn ihr mich bitte entschuldigen wollt.«

»Dann«, sagte Hillary, die Augenbrauen hochgezogen, »sollte Jo doch bestimmt, so wie du, die Gesellschaft ihres Kindes genießen, bevor sie sich für eine Karriere entscheidet.«

»Aber sie hat keine Karriere, oder?« Nora ließ nicht locker. Zwar hatte es ihr immer Spaß gemacht, ihre Schwester zu piesacken und zu beobachten, wie sie allmählich immer unnahbarer und überheblicher wurde, doch jetzt meinte sie es ernst. »Und sie wird erst eine Karriere vor sich haben, wenn sie einen Abschluss hat. Jo muss ihre Qualifikationen haben, bevor sie sich entscheiden kann – der Unterschied ist dir hoffentlich klar.«

Jo war amüsiert, dass über sie geredet wurde, als wäre sie gar nicht da, und die Spannungen zwischen den Schwestern interessierten sie. Sie waren wieder in ihr altes Schema zurückgefallen, als wäre nichts zwischen ihnen vorgefallen. Ihr typisch geschwisterliches Verhalten war faszinierend, dachte sie.

»Dann soll sie sich also mal eben zwischen den Vorlesungen ausklinken, um ihr Kind zu stillen, ja?«, sagte Hillary spöttisch.

»Nein, sie könnte ihre Milch abpumpen, und ich könnte hier das Füttern übernehmen.«

Hillary schnaubte verächtlich, wie eine feine Dame zwar, aber sie schnaubte. »Jetzt bist du albern, Nora.« Ihr Tonfall blieb herablassend, doch sie ärgerte sich, dass ihre Schwester den Nerv hatte, so etwas überhaupt vorzuschlagen. Johanna sollte nach Manjimup kommen.

»Wir haben es besprochen.« Nora stichelte nicht mehr, sondern war eifrig darauf bedacht, dass Hillary den Sinn ihrer Argumentation einsah.

»Ich kann es selbst kaum erwarten! Es wird so sein, als hätte ich nach all den Jahren wieder ein eigenes Kind.«

In ihrer Begeisterung machte Nora sich nicht klar, wie geschmacklos

ihre Aussage klang – dass sie nämlich im Endeffekt die Tochter und das Enkelkind ihrer Schwester übernehmen würde. Doch Hillary hörte nichts außer der Tatsache, dass diese haarsträubende Vereinbarung bereits zur Diskussion gestanden hatte.

Sie richtete ihre Aufmerksamkeit auf ihre Tochter. »Ihr habt es *besprochen*?« Das konnte nicht sein, dachte sie. Jo würde ihr Kind mit nach Hause bringen – sie und Darren hatten lang und breit darüber diskutiert. Sie hatten sogar geplant, welches Zimmer sie in ein Kinderzimmer umwandeln würden.

Jo war verblüfft, wie schockiert ihre Mutter reagierte. Sie hatte immer die Absicht gehabt, in Sydney zu bleiben – war ihrer Mutter das denn nicht klar?

»Du willst also dein Medizinstudium fortsetzen?«, sagte Hillary ruhig, während sie um Fassung rang. »Und zwar schon nächstes Jahr.«

Jo nickte. »Jetzt, da es im Bereich des Möglichen liegt, je eher, desto besser. Da gebe ich Nora recht.«

»Tja ... vermutlich ist eine Karriere ziemlich erstrebenswert, solange du meinst, alles bewältigen zu können. Aber du musst doch nicht unbedingt Sydney anpeilen, Schätzchen. Du könntest dein Studium in Perth fortsetzen, oder nicht?«

»Ja, wahrscheinlich, aber ...«

»Dann musst du es natürlich. Darren wird eine Versetzung beantragen. Wir werden in die Stadt ziehen, und ich werde da sein und mich um das Kind kümmern.«

Einen Augenblick herrschte Schweigen. Hillary schaute von ihrer Schwester zu ihrer Tochter; beide sagten nichts. Was konnten sie auch schon sagen, dachte sie, diese Lösung war naheliegend.

»Schließlich bin ich deine Mutter, Jo, und Alana ist meine Enkelin.« Sie gestattete sich ein leises, selbstironisches Lachen. »So sehr ich bisweilen auch leugne, Großmutter zu sein. Du musst mir verzeihen, Schätzchen, das ist natürlich reine Eitelkeit ...«

Jo atmete tief ein. »Ich werde mich hier in Sydney einschreiben, Mum.« Das Lächeln gefror auf Hillarys Gesicht. »Verstehe.«

Wieder warf sie einen Blick auf Nora, diesmal mit Argwohn. Paranoia machte sich breit. Hier war eine Verschwörung im Gange, dachte sie. Ihre Schwester wollte ihr die Tochter stehlen, und ihre Tochter hatte die

Absicht, sie ihrer Enkelin zu berauben. Warum?

»Du warst von Anfang an entschlossen, nicht wahr?«, sagte sie anklagend. »Du hattest die ganze Zeit vor, in Sydney zu bleiben.«

»Ja.«

»Warum hast du es mir nicht gesagt?«

»Ich dachte, du müsstest es wissen.«

»Und woher sollte ich es wissen, Johanna? Warum hätte es mir auch nur in den Sinn kommen sollen, dass du mir meine Enkelin vorenthalten willst?«

»Ich will dir dein Enkelkind nicht vorenthalten ...«

»Aber das tust du doch, oder? Das macht ihr beide. Und ich will wissen, warum.«

O nein, das willst du nicht, dachte Nora und bewunderte die Selbstgerechtigkeit ihrer Schwester. Du willst es ganz und gar nicht wissen. Mit angehaltenem Atem wartete sie darauf, dass Jo die Wahrheit preisgeben würde.

Doch angesichts der verletzten Unschuld ihrer Mutter überfiel Jo eine gewisse Hoffnungslosigkeit. Was sollte sie sagen? *Ich will mein Kind nicht einem Menschen wie deinem Mann aussetzen.* Das brachte sie nicht über sich. Nicht jetzt. Ohne Zweifel würde eine Zeit kommen, in der eine Konfrontation unvermeidlich wäre, aber nicht heute.

»Ich kann mein Studium nicht in Perth beenden, Mum«, sagte sie vorsichtig. »Verstehst du nicht? Ich kann nicht wieder zurück an die UWA, weil Mike dort sein wird.« Das wäre er nicht, dachte sie. Er dürfte inzwischen sein Studium beendet haben und in der Pilbara-Region sein. Hillary atmete erleichtert auf. Es lag keine Verschwörung vor – wie dumm von ihr, so etwas zu denken. »Ach so, ja, verstehe. Oh, Schätzchen, tut mir leid, das war mir nicht klar gewesen.« Alles ergab einen perfekten Sinn, und sie nickte mitfühlend. »Du willst dem Vater aus dem Weg gehen. Natürlich.«

Jo wagte nicht, Nora anzuschauen. »Ja, ich will dem Vater ausweichen. Deshalb muss ich mich hier in Sydney einschreiben.«

Wie traurig, dachte Hillary. Sehr traurig, aber auch sehr verständlich. Arme Jo. »Du liebe Güte, was für eine tragische Situation«, sagte sie.

Hillary lehnte Noras Einladung zum Abendessen ab.

»Danke, Nor, Schätzchen, aber der Flug war so lang, und ich bin vollkommen fertig. Morgen vielleicht?«, fragte sie voller Hoffnung.  
»Natürlich. Und übermorgen Abend auch, und überübermorgen. Du hast noch ganze drei Tage, Hill.«

»Bis morgen, Mum.« Jo umarmte ihre Mutter an der Haustür. Geoff hatte darauf bestanden, Hillary ins Hilton zu fahren. »Wir machen noch einen Spaziergang bis zum Cross hinauf, und ich zeige dir die Gegend.«  
»Wie aufregend«, sagte ihre Mutter lachend. »Ich kann es kaum erwarten.« Hillary war wieder die Alte.

In den nächsten Tagen genossen Mutter und Tochter ihr Beisammensein. Sie erkundeten das schillernde Kneipenviertel Kings Cross, setzten sich in Szene-Cafés, die von Künstlern und Studenten bevölkert wurden, und sie schnalzte empört mit der Zunge über die Prostituierten, die offen in Hauseingängen ihre Dienste anboten. Sie tat, als wäre sie schockiert, aber sie fand das alles aufregend.

»Schon ein bisschen anders als Manjimup«, sagte sie.

Sie gingen über die alte Butler Stairs hinunter nach Woolloomooloo. In den Fels gehauen, führten die Stufen von der schicken Victoria Street in das Arbeiterviertel im darunterliegenden Tal. Hillary fand es sehr malerisch.

»Meine Güte«, sagte sie, als sie durch die schmalen, von kleinen Arbeiterhäusern gesäumten Straßen gingen. »Wie um alles in der Welt kann man nur in solchen Häuschen wohnen?«

Wenn sie zusammen waren, versuchte sie, keine weitere Diskussion über Jos Zukunft anzuschneiden, noch versuchte sie, ihrer Tochter Versprechungen zu entlocken. Sie hob es sich für den letzten Tag ihres Aufenthalts auf – eigentlich bis zur letzten Minute, als sie sich voneinander verabschiedeten.

»Ich warte draußen, falls wir das Taxi nicht kommen hören«, sagte Nora und ließ Mutter und Tochter im Wohnzimmer allein.

»Du bringst sie mit, wenn du uns in den Ferien besuchst, ja?«, sagte Hillary und wiegte das schlafende Kind auf ihren Armen. »Darren wird natürlich die Kosten für die Flüge bezahlen.«

»Sie ist noch ein bisschen zu jung, um zu reisen, Mum. Ich werde noch eine Weile damit warten.«

»Ja, natürlich, Schätzchen, das verstehe ich.« Alana zappelte, und Hillary

schaute auf das kleine Gesicht herab, das sich zu einem Gähnen verzog, die winzigen Fäuste grapschten in die Luft. Die Kleine wurde wach, Zeit, gefüttert zu werden. »Aber wenn sie ein bisschen größer ist ...« Hillary lächelte auf die kleinen, perfekten Finger herab, die sich um ihren Daumen schlossen. »O Jo, es wird so schön, ich kann es kaum erwarten.« Genau das brauchten sie, dachte sie, das Baby würde die Kluft zwischen ihrer Tochter und ihrem Mann schließen. »Wir werden eine richtige Familie.«

Niemals, dachte Jo. Niemals. Sie wurde einer Antwort enthoben. Alana stieß einen hungrigen Schrei aus, und Nora rief von der Haustür: »Das Taxi ist da.«

»Tschüs, Mum«, sagte sie und übernahm das Baby, »gute Reise.« Sie küsste die Wange, die ihre Mutter ihr darbot.

Zunächst blieb Jo an der Uni für sich. Nicht etwa, weil sie es so wollte. Die anderen Medizinstudenten im vierten Jahr hatten ihre Kurse gemeinsam besucht, und inzwischen hatten sich feste Freundschaften gebildet. Sie ertrug die unvermeidliche Anmache einiger Studenten, die sich für Supertypen hielten, doch Jo reagierte auf ihre Aufmerksamkeiten mit derart distanzierter Gleichgültigkeit, dass diese, gekränkt durch ihre Abfuhr, schnell das Gerücht in Umlauf setzten, Jo Whitely sei »eingebildet«.

Jo machte es nichts aus, eine Einzelgängerin zu sein, das hatte sie noch nie gestört. Im Übrigen hatte sie keine Zeit, mit Leuten zu verkehren. Da sie seit dem Morgengrauen auf den Beinen war und sich um Alana gekümmert hatte, kam sie gerade rechtzeitig zur ersten Vorlesung und ging, sobald die letzte zu Ende war. Über Mittag saß sie für gewöhnlich auf einer der Bänke an den alten Steinmauern im zentralen Hof der Universität. Sie kaute an einem Sandwich, während sie über ihren Büchern brütete, und manchmal, besonders wenn das Wetter rau war, ließ sie das Sandwich ganz aus und verbrachte die Mittagszeit in der Bibliothek. Da ihr Schlaf fehlte, war sie ständig matt, doch es machte ihr Spaß, wieder an der Universität zu sein.

»Du bist Jo Whitely, nicht wahr? Du studierst Medizin, im vierten Jahr.« Sie saß auf ihrer gewohnten Bank. Es war ein schöner Tag zu Frühlingsbeginn. Sie überschattete ihre Augen vor der Septembersonne



und schaute zu dem jungen Mann auf. Er war kein Medizinstudent, doch sie hatte ihn auf dem Campus schon gesehen. Schlank, mittelblond und durchschnittlich aussehend, fiel er nicht besonders auf, bis auf die Tatsache, dass er offensichtlich beliebt war. Anscheinend war er immer von anderen umringt.

»Stimmt«, sagte sie zurückhaltend.

»Andrew Gaden. Letztes Jahr Jura.« Er streckte die Hand aus, und sie musste sie wohl oder übel schütteln. »Was dagegen, wenn ich dir Gesellschaft leiste?«

Sie hatte etwas dagegen, doch es war zu spät für Einwände. Er hatte bereits Platz genommen. Bestimmt wollte er sie anmachen.

»Ich befinde mich auf einer Rekrutierungskampagne. Hättest du Interesse, am Debattierclub teilzunehmen?«

»Oh.« Vielleicht war es ja gar kein Flirtversuch. »Ich fürchte« – sie lächelte kleinlaut –, »ich kann nicht. Ich habe echt nicht die Zeit.«

»Warum nicht?« Die Frage war arglos und anscheinend rein rhetorisch, denn er fuhr fort: »Die Treffen finden nur einmal im Monat statt, und wir haben alle zwei Wochen eine kurze Besprechung. Alles sehr zwanglos, wir haben immer viel Spaß. Es würde dir gefallen. Wirklich.«

Er schenkte ihr ein begeistertes Lächeln, und ihr fiel auf, dass er Grübchen hatte.

»Dessen bin ich mir sicher.« Sie wusste es, sie war gern in der Diskussionsgruppe an der UWA gewesen. »Danke, dass du mich gefragt hast, Andrew, aber es tut mir leid, ich habe beschlossen, mich nicht außerhalb des Lehrplans zu engagieren.«

»Warum?«

Wieder war die Frage arglos, und die Überraschung offensichtlich echt. Andrew war nicht nur Vorsitzender des Debattierclubs, sondern schrieb regelmäßig Beiträge für das Mitteilungsblatt der Universität und verfasste Sketche für die jährliche Revue, an der er auch teilnahm. Andrew Garden war der Meinung, dass Aktivitäten außerhalb des Lehrplans das A und O des Universitätslebens waren.

»Ich habe letztes Jahr ausgesetzt«, sagte sie und fragte sich, ob er wieder nach dem Grund fragen würde, »und ich muss eine Menge aufholen.«

»Aha, deshalb steckst du also dauernd die Nase in Bücher. Ich dachte schon, es sei ein Fall von übereifrigem Büffeln.«

»Nein, hier geht es darum, verlorene Zeit aufzuholen.«

»Apropos Zeit« – er schaute auf seine Uhr – »wir haben noch fünfzehn Minuten. Wie wär's mit einem Kaffee?«

Lächelnd stand er auf, und sie erhob sich automatisch. Sein Verhalten war entwaffnend, seine Grübchen verführerisch, doch sie fühlte sich nicht bedroht. Er baggerte sie nicht an, dachte sie, er war einfach nur freundlich, und sie könnte einen Freund gebrauchen. Sie mochte ihn. »Na schön«, sagte sie.

Tatsächlich baggerte Andrew sie an. Er hatte mit seinem besten Freund Ben um zwanzig Dollar gewettet, dass er Jo Whitely rumkriegern würde.

»Keine Chance, Andy«, hatte Ben gesagt. »Sie ist überheblich.«

Sie behielten die Wette für sich; Andrew gehörte nicht zu denen, die sich mit ihren Eroberungen brüsten mussten. Doch er fand die zurückhaltende Jo Whitely unglaublich attraktiv, und die Herausforderung, die sie darstellte, unwiderstehlich.

Sechs Wochen später nahm er die Wette zurück und gab eine Niederlage zu, obwohl er Ben den Grund nicht nannte. Ein Rendezvous stand noch aus, er hatte sie noch nicht einmal geküsst, geschweige denn mit ihr geschlafen, doch er stellte fest, dass er sich in Jo Whitely verliebt hatte. So sehr, dass er nicht wagte, sie allzu sehr zu bedrängen. Er spürte, dass sie keine Beziehung suchte, und er selbst war nicht mehr an einem One-Night-Stand interessiert.

Andrew Gaden fand sie attraktiv, das wusste Jo, und sie achtete darauf, ihn nicht zu ermutigen. Doch Andy hatte Flair, es machte Spaß, etwas mit ihm zu unternehmen, und sie genoss seine Gesellschaft. Ihr war nicht klar gewesen, wie sehr ihr ein Freund an der Uni gefehlt hatte. Sie hatte sich sogar dem Debattierclub angeschlossen, nachdem sie mit Nora darüber gesprochen hatte, die es an der Zeit fand, dass sie unter Leute kam.

»Das wird dir guttun – du brauchst Freunde«, hatte Nora gesagt, und als Jo zögerlich blieb, hatte sie eifrig hinzugefügt: »Ihr könntet eure Treffen hier abhalten.«

Jo hatte gelacht, da sie es für einen Scherz gehalten hatte. »O Nora, was um alles in der Welt würde ich nur ohne dich machen?«

»Du kämst zurecht, Kleine. Zähl genug bist du.«

»Nicht so zäh, um den Debattierclub mit nach Hause zu bringen und ihn meinem unehelichen Kind vorzustellen, fürchte ich.«

»Ich verstehe nicht, warum du so entschlossen bist, daraus ein Geheimnis zu machen«, hatte Nora unbekümmert gesagt. »Ein uneheliches Kind zu haben, wird nicht mehr so verurteilt wie früher.«

»Wo ich herkomme, schon.«

»Na gut, dann sagen wir eben, sie ist meine Tochter.«

Jo hatte Noras Angebot nicht angenommen. Der Debattierclub hatte sich allerdings als eine ausgezeichnete Idee erwiesen: er war nicht allzu zeitraubend, und Jo gewann dadurch Freunde. Sie nahm ihr Mittagessen jetzt gemeinsam mit den anderen in der Mensa ein, fand die Unterhaltung anregend und erfreute sich an ihrer Gesellschaft, so wie es umgekehrt auch der Fall war. Schon bald verbreitete sich die Meinung, Jo Whitely sei ganz und gar nicht überheblich.

Andrew hingegen kam nicht voran. Jo blühte auf, aber ohne ihn. Er verbrachte weniger Zeit mit ihr allein als vorher, wenn sie sich zu ihren einsamen Mittagessen zu ihm gesetzt hatte, er konnte sie noch immer nicht zu einem Kinobesuch oder einem Abendessen überreden, und sie verschwand nach wie vor ohne erkennbaren Grund und blieb nie, um nach einem Treffen oder einer Diskussion noch mit anderen zusammenzusitzen. Es war enttäuschend und rätselhaft.

Das letzte Semester ging dem Ende entgegen, und die große Debatte, die letzte des Clubs in dem Jahr, sollte in der großen Aula der Universität abgehalten werden. Neben der jährlichen Revue der Theatergruppe war die große Debatte immer ein Höhepunkt, ihr Thema stets satirisch mit der Absicht, Institutionen, Haltungen, die Politik der Regierung oder Ähnliches ins Lächerliche zu ziehen. Das Thema in diesem Jahr »Für und Wider der Errichtung des Sydney Opera House« war Jos Idee gewesen, und die anderen Mitglieder des Klubs hatten sie eifrig aufgegriffen.

Da sie durch viele Unterhaltungen mit Geoff und Nora inspiriert war, freute Jo sich auf die Debatte, und als die Teams durch Streichholzziehen bestimmt wurden, war sie begeistert, als das Los der Abschlussrednerin für die Gegner auf sie fiel. Das gab ihr reichlich Gelegenheit, provokant aufzutreten.

Die Aula war gerammelt voll mit Studenten, die alle Redner entweder

bejubelt oder verhöhnt hatten und bei jedem Standpunkt dazwischengerufen hatten. Die Debatte näherte sich ihrem Ende, und Jo kam zum Abschluss ihrer Darlegungen.

»Die Wahrheit ist, wir sind eine *sportliche* Nation. Wozu brauchen wir überhaupt eine einheimische Kultur? Australier sind jahrelang gut mit der amerikanischen und britischen Kultur gefahren! Der Abschlussredner der Befürworter hat uns von Koryphäen wie Robert Helpman und Joan Sutherland erzählt.« Der Abschlussredner des gegnerischen Teams war Andy Gaden gewesen. »Das sind zwar Koryphäen, aber ich frage euch, wo stehen sie in der Beliebtheit beim gemeinen Volk, wenn man sie mit einem Dawn Fraser oder Rod Laver vergleicht?« Noch mehr Jubel und Hohn.

»Dieses Land hat keinen Platz für ein Opernhaus!« Jo erhob ihre Stimme über den allgemeinen Lärm. »Was wir brauchen, sind mehr Schwimmhallen und Tennis- und Kricketplätze, mehr Rennbahnen. Es ist unsere verdammte Pflicht, die Frasers und Lavers von morgen zu fördern und unsere zukünftigen Don Bradmans zu entdecken!« Sie wiegelte das Publikum auf und streckte die Faust mit theatralischem Nachdruck in die Luft. »Dieses Land hat kein Interesse an Künsten, und warum auch? Warum sollte man sich mit einer australischen Filmindustrie abgeben, wenn wir Hollywood haben? Warum soll man sich um die Oper und das Ballett und das Theater kümmern, wenn wir unseren Football, unser Rugby und unser Kricket haben? Wer *braucht* das Sydney Opera House?« Sie erhob ihre Stimme jetzt über die Menge. »Australien nicht! Natürlich sind wir gegen das Opernhaus. Gegen jedes Opernhaus. Es gehört nicht zu unserer Identität! Das Sydney Opera House ist *un-australisch*!«

Unter donnerndem Applaus verließ sie das Podium und kehrte an ihren Platz zwischen den anderen Rednern zurück, die zu beiden Seiten der Bühne aufgereiht standen. Der Schiedsrichter rief daraufhin alle Redner und Rednerinnen nacheinander auf, sich zu erheben. Das Ergebnis der Debatte sollte wie immer durch die Reaktion des Publikums entschieden werden.

Die Menge brachte ihre Meinung lautstark zum Ausdruck, pfiff dazu und stampfte heftig mit den Füßen, und wie zu erwarten war, gewannen die Gegner spielend. Alle Studierenden, auch die Sportbegeisterten, waren

für den Bau der Oper, und die Verulkung durch das Team der Gegner hatten ihnen Spaß gemacht. Jo Whitely erhielt den lautesten Beifall von allen, selbst von der A-Mannschaft Rugby.

»Ach, komm schon, Jo«, drängte Andy eine halbe Stunde später.

»Gerade heute Abend machst du mal nicht die Flatter – das lassen wir nicht zu.« Die Gruppe, insgesamt fünfzehn, ging ins Dolphin Hotel in Surry Hills, und Jo schien sich wie gewöhnlich verdrücken zu wollen.

»Durchbrich die Regel, sei ein Teufel.«

Jo zögerte nur eine Sekunde. »Auf einen Drink«, sagte sie. Sie war in Hochstimmung, und Nora hatte ihr gesagt, sie solle sich nicht beeilen, nach Hause zu kommen.

»Lass ausnahmsweise mal fünfe gerade sein, Kleines«, hatte sie gesagt.

»Heute ist dein großer Abend, und Alana wird ohnehin fest schlafen.«

Es war ein lauer Novemberabend, und die Gruppe belegte den kleinen, von Weinranken überwucherten Innenhof hinter dem Hotel. Das ältere Paar, das dort saß, zog sich rasch ins Foyer zurück, als die Studenten einfielen. Tische wurden zusammengerückt, Bierkrüge und Schalen mit Chips aus der Bar geholt, dann ließen sie sich nieder und plauderten lautstark über das Ereignis des Abends, wobei einer den anderen zu übertrumpfen suchte. Jo war nicht die Einzige in Hochstimmung; die große Debatte war ein Erfolg gewesen.

»Ich hol mir selbst was, danke, Andy«, sagte sie, als er sie fragte, was sie trinken wolle. »Ich bin ja nur auf einen Drink mitgekommen.«

»Wenn du dir von mir keinen ausgeben lässt, Johanna, ist unsere Freundschaft zu Ende«, beharrte er. »Was soll es denn sein? Wärst du mit einem Bier zufrieden?« Sie schüttelte kleinlaut den Kopf. »Was dann? Weißwein? Gin Tonic? Cola Rum?«

»Tut mir leid«, sagte sie. »Portwein mit Limonade?«

Er zog eine Augenbraue hoch und ging an die Bar.

Am Ende blieb Jo auf zwei Drinks. Nachdem sie ihren Portwein mit Limonade so lange wie möglich gestreckt hatte, schlich sie an die Bar, um sich noch einen zu holen, dazu noch einen Krug Bier für den Tisch. Es gefiel ihr zu gut, um schon zu gehen. Eigentlich wollte sie keinen zweiten Drink, doch sie wusste, wenn sie vor einem leeren Glas säße, würde es unweigerlich mit Bier gefüllt. Als sie wieder in den Hof

hinaustrat, stieß sie mit Andy zusammen.

»Oh«, sagte er, offensichtlich erleichtert, »da bist du. Ich dachte, du wärst fort.« Er war hinaus auf die Crown Street gelaufen in der Hoffnung, sie einzuholen, da er vermutete, dass sie nach einem Taxi suchte.

»Warum sollte ich gehen, ohne mich zu verabschieden?« Sie drückte ihm den Krug in beide Hände. »Der geht auf mich.«

Sie gingen wieder zu den anderen. An einem Ende des Tisches saß eine Gruppe, die angeregt plauderte, doch die anderen führten ruhigere Gespräche zu zweit oder zu dritt, ein Paar hatte sich an einen ganz anderen Tisch in der dunkelsten Ecke des Hofs gesetzt, wo ihre Münder, entfernt von den Lampions, keiner Unterhaltung mehr nachgingen.

Andrew stellte den Bierkrug auf den Tisch und führte Jo zu den Stühlen, auf denen das Pärchen gesessen hatte. Er wollte vorschlagen, sich separat zu setzen, doch sie schien so sehr in Partylaune, dass er es nicht riskieren wollte.

»Was machst du denn in den Ferien?«, fragte er und zog sie so in ein Zweiergespräch, bevor sie sich an dem Gespräch der anderen beteiligen konnte. Die Uni dauerte nur noch vierzehn Tage, und seine Verzweiflung gebot ihm, dass dies der Abend war, an dem er einen Vorstoß wagen musste.

»Meine Mutter kommt aus Perth. Wir fahren in die Blue Mountains.« Das Feriendilemma war leicht gelöst worden. Der alte Onkel Ted hatte das Kind noch nicht gesehen, und Hillary selbst hatte vorgeschlagen, sie wolle die Reise nach Osten antreten, denn sie sah ein, dass Alana noch viel zu klein war, um zu reisen. Sie werde allein kommen, hatte sie gesagt, Darren habe zu tun, und sie hatte die Idee begrüßt, Onkel Ted zu besuchen. »Du lieber Himmel, ich habe ihn seit meiner Kindheit nicht mehr gesehen.«

»Die Blue Mountains – das wird schön«, bemerkte Andrew beiläufig.

»Die ganzen Ferien über?« Er hoffte nicht.

»Nein, Mum ist nur eine Woche hier.«

»Gut. Dann bist du also in Sydney ...?«

»Ja.« Sie spürte, dass er sich mit ihr verabreden wollte, daher warf sie rasch ein: »Und was machst *du* in den Ferien, Andy?«

»Na ja, es sind keine richtigen Ferien für mich, oder? Ich bin im letzten

Jahr und werde mich nach einer Stelle umsehen müssen.«

»Wohl kaum.« Sie lachte. Andy Garden war ein ausgezeichnete Jurastudent, das war allgemein bekannt. Wahrscheinlich würde er sich eine Kanzlei aussuchen können. »Das ist eine aufregende Zeit für dich, nicht wahr?«

»Ja, irgendwie schon.«

Sie hat keine Ahnung, wie schön sie ist, dachte er, ihr helles Haar fing den Schein der Lampions ein, die im Weinlaub aufgehängt waren, ihre Augen funkelten. Sie war so lebhaft. Die zurückhaltende Jo Whitely hatte sich in der Tat gewandelt. Andererseits hatte es nur an der Barriere gelegen, die sie aufgebaut hatte, was er inzwischen seit geraumer Zeit wusste.

»Die Uni wird mir fehlen«, sagte er und nahm einen Schluck Bier, »es hat viel Spaß gemacht.«

»Du meinst das, was außerhalb des Lehrplans lief.« Sie grinste. »Ich weiß nicht, wann du je die Zeit hattest, zu studieren.«

»Na ja, der Verstand wird angeregt, nicht wahr«, sagte er und sah sie über den Rand seines Bierglases mit gespielter Ernst stirnrunzelnd an.

»Ich hoffe, du machst im nächsten Jahr mit dem Debattierclub weiter, wenn ich nicht da bin, um dich herumzukommandieren.«

»Oh, das werde ich«, versprach sie, »auf jeden Fall. Ich bin so dankbar, dass du mich mit einbezogen hast. Es gefällt mir.«

Er stellte das Glas ab. »Weißt du, was mir im Zusammenhang mit der Uni am meisten fehlen wird, Jo?«

»Was?«

»Du.« Er ergriff ihre Hand. Ob er sie nun abschreckte oder nicht, es war an der Zeit, offen zu sein. Sie zog sich nicht zurück, was er ermutigend fand. »Ich möchte dich auch weiterhin sehen, Jo. Nicht nur zu Debattiertreffen oder zum Mittagessen in der Mensa. Ich möchte dich näher kennenlernen. Warum willst du dich nicht mit mir verabreden? Ich mache keine große Welle – nur ein Abendessen, für den Anfang.«

Ein Anfang wofür, fragte sie sich. Sie hatte darauf gewartet, dass es passieren würde, und gewusst, dass sie das Unausweichliche nicht würde vermeiden können. Der Gedanke, seine Freundschaft zu verlieren, machte sie traurig: sie hatte ihr sehr viel bedeutet.

»Ich mag dich, Andy. Du gefällst mir sehr. Abgesehen von meiner

Familie bist du der einzige Freund, den ich in Sydney habe. Na ja, um ehrlich zu sein«, gab sie mit trockenem Humor zu, »du bist so ungefähr der einzige Freund, den ich überhaupt habe, Punkt.«

»Warum dann? Warum schließt du mich andauernd aus?«

Sie packte seine Hand mit festem Griff – eine Geste, die sowohl Freundschaft als auch eine Entschuldigung ausdrückte. »Ich bin nicht an einer Beziehung interessiert. Tut mir leid.«

»Ich bitte dich nicht darum.«

O doch, dachte sie, und sie lächelte, als sie ihre Hand zurückzog. »Ich muss gehen.«

»Du hast noch nicht ausgetrunken.«

»Mehr möchte ich aber nicht mehr. Ich bin nur auf ein Glas mitgekommen, Erinnerst du dich?«

Sie war bereits auf den Beinen. Er stand auf. »Ich werde dir ein Taxi holen.«

»Nein, bleib du bei den anderen. Ich kann mir selber eins suchen.«

»Du bist fest entschlossen, mich abzuschütteln, nicht wahr?« Er lächelte, die Grübchen tauchten kurz auf. »Komm schon«, sagte er und nahm ihren Arm.

Jo sagte den anderen gute Nacht, und dann traten sie gemeinsam hinaus auf die geschäftige Crown Street, Autos flitzten vorbei, doch von einem Taxi war nichts zu sehen.

Andrew war froh über die Gelegenheit, Zeit zu gewinnen. »Am Taylor Square gibt es einen Stand«, sagte er und nahm erneut ihren Arm, bereit, sie die paar Häuserblocks zu begleiten.

»Geh wieder zu den anderen, Andy.« Er wollte sich nicht vom Fleck rühren, und sie lachte. »Ich versuche nicht, dich abzuschütteln, ehrlich. Ich brauche nicht einmal ein Taxi, von hier aus kann ich zu Fuß zur Victoria Street gehen.«

Victoria Street, na, das war immerhin ein Anfang, dachte er.

»Durch Darlinghurst? Kommt nicht in Frage, da würdest du überfallen. Außerdem habe ich genug von den anderen. Deine Gesellschaft ist mir lieber, lass uns gehen.« Arm in Arm gingen sie die Crown Street entlang. An der breiten Kreuzung des Taylor Square, an der grelle Leuchtreklamen von Nachtclubs und Restaurants aufleuchteten, überquerten sie die Oxford Street und kamen an das einsame Taxi, das



am Stand neben dem Zeitungs- und Tabakwarenkiosk parkte.

»Danke, Andy«, sagte sie, als er die hintere Tür des Wagens für sie öffnete, »du hast mich vor einem Überfall bewahrt, und ich bin dir zu tiefstem Dank verpflichtet.« Sie küsste ihn auf die Wange.

»Ich setze dich zu Hause ab und fahre mit dem Taxi weiter.« Als sie kurz zögerte, fügte er hinzu: »Es könnte eine Ewigkeit dauern, bis das nächste hier auftaucht.«

»Oh. Natürlich. Entschuldige.«

Sie stiegen ein, Andrew in der Hoffnung, dass sie die beiden freien Taxis nicht sah, die hinter ihnen anhielten.

»Potts Point, bitte«, sagte sie dem Fahrer. »Victoria Street.«

Sie fuhren in einvernehmlichem Schweigen. Zumindest dachte Jo das. Sie selbst hatte nie das Bedürfnis nach überflüssigem seichtem Gerede. Doch Andrew hatte beschlossen, alles auf eine Karte zu setzen. Warum auch nicht? Er hatte nichts zu verlieren. Sie war offensichtlich bereit, aus seinem Leben zu verschwinden, und er hatte wenigstens das Recht, den Grund dafür zu erfahren. Als die Lichter von Kings Cross direkt vor ihnen auftauchten, wandte er sich an sie.

»Warum empfindest du mich als Bedrohung?«, fragte er.

Die Frage war absichtlich brüsk, und sie suchte nach einer Antwort.

»Ich empfinde dich nicht als Bedrohung, Andy«, wich sie ihm erst mal aus.

»Nein? Ich bin so ungefähr der einzige Freund, den du hast, *Punkt*, das hast du gesagt. Und trotzdem willst du die Freundschaft wegwerfen. Für mich klingt das nach Verfolgungswahn.«

Der Taxifahrer bog in die Victoria Street ein. »Welche Nummer, die Dame?«

»Fünfundachtzig, bitte, fast am Ende.«

Sie wusste, dass Andy auf eine Antwort wartete, und er hatte eine verdient, das war nur fair. Aber wie *lautete* die Antwort? Niemand an der Uni wusste, dass sie alleinerziehende Mutter war, und so wollte sie es auch weiter halten. Sie war ehrlich gewesen, als sie ihm gesagt hatte, sie sei nicht an einer festen Beziehung interessiert; sie konnte es sich nicht leisten, jemanden in ihr Leben zu lassen. Im Übrigen war sie nicht in ihn verliebt, sie wollte nicht mit ihm schlafen. Aber sie wusste seine Freundschaft sehr wohl zu schätzen. Was sollte sie sagen? Sie beschloss,

sich ihm anzuvertrauen.

»Hier ist es«, sagte sie abrupt. Das Taxi war gerade an Noras Terrassenhaus vorbeigefahren.

Sie hielten ein paar Häuser weiter an, und Andrew half ihr aus dem Wagen. Sie holte ihren Geldbeutel heraus.

»Nein, lass nur, darum kümmere ich mich«, sagte er.

»Ich bitte dich nicht herein.«

»Das weiß ich. Lassen Sie den Zähler weiterlaufen«, sagte er dem Fahrer. »Ich fahre weiter nach Randwick.«

»Geht klar, Kumpel.«

Er brachte sie an die Haustür der Nummer fünfundachtzig. »Was ist denn los, Jo? Sag es mir.« Dass sie in sich ging, war nicht zu übersehen gewesen, und er hatte gespürt, wie sie versuchte, zu einer wie auch immer gearteten Entscheidung zu kommen.

Na schön, dachte sie praktisch, die Wahrheit würde den Fall besiegeln: er hörte bestimmt auf, um sie zu werben, sobald er von ihrem Kind erfuhr. Hoffentlich bedeutete das nicht das Ende ihrer Freundschaft. Sie beschloss, die Sache beim Namen zu nennen.

»Ich habe ein Kind«, sagte sie. »Keinen Mann, den hat es nie gegeben, nur ein Kind.«

Er war zu verblüfft, um zu antworten.

»Sie ist inzwischen ein Jahr alt. Sie heißt Alana.«

Noch nie hatte sie erlebt, dass ihm die Worte ausgingen. Schließlich räusperte er sich. »Na ja ... em ... das schlägt jedenfalls ein wie eine Bombe.«

»Das denke ich mir.«

Sie fragte sich, warum sie so schrecklich enttäuscht war; das war unvernünftig. Natürlich wäre er schockiert – welche Reaktion hatte sie von ihm erwartet? Aber ihr war auch klar, dass es dumm von ihr gewesen war, zu glauben, ihre Freundschaft könne dann noch Bestand haben.

»Mir wäre es lieb, wenn du es niemandem sagen würdest, Andy.«

»Klar ... selbstverständlich ... ich meine, natürlich sage ich es niemandem.«

»Gut.«

Das war's dann wohl, dachte sie traurig und ließ ihn auf der Straße

stehen.

Die große Veranda im ersten Stock war überfüllt und laut, als weitere Gäste sich aus der gerammelt vollen Bar drängten. Die zahlreichen Tische und Stühle auf der Veranda waren besetzt, und es gab kaum genug Stehplatz, um zu einem Schlag auszuholen. Doch früher oder später würde es trotzdem Hiebe setzen. Im Mermaid Hotel ging es an einem Samstagabend wüst zu.

Trotz des Gedränges war die Hitze nicht unangenehm. Unter dem Wellblechdach schwirrten große Ventilatoren, und vom Meer zog eine Brise herein. Es war Ende Juli, mitten in der trockenen Jahreszeit. Mike und Dan standen in der hinteren Ecke am Holzgeländer, wo sie mit ein paar Minenarbeitern von Hamersley Iron ein Bier tranken. Mike kannte die Männer noch nicht, andererseits kannte Mike bis auf Dan ohnehin niemanden in Dampier. Er kam nur selten in die Stadt, doch diesmal war er nicht nur wegen Vorräten hier – das Geld war ihm ausgegangen, und er suchte einen Job. Die Kneipe war ein guter Ort, um Erkundigungen einzuholen.

Unter den Zechbrüdern waren ein paar ebenso trinkfeste Frauen, was zuweilen Ärger bedeutete – die wenigen Frauen in Dampier konnten zu heftigen Konkurrenzkämpfen führen. Doch an diesem Abend herrschte ein Klima rauer Kumpanei unter den Anwesenden. Alle waren anscheinend darauf aus, sich zu amüsieren.

Dann kam die Schwedin.

Sie hieß Mia. Sie war sehr, sehr blond, braungebrannt, hatte eine perfekte Figur und sah außergewöhnlich gut aus. Sie schnitt mit dem Mann und der Frau in ihrer Begleitung eine Schneise durch die Menge, Männer begafften sie offen, während sie auf Dan und die Minenarbeiter zuing. Der eine oder andere grüßte den Mann, der bei ihr war und zwei Bierkrüge trug. »Hallo, Eric«, sagten sie, sahen ihn aber nicht an. Alle hatten nur Augen für Mia. Auch diejenigen, die sie schon kannten und wussten, dass sie Erics Frau war.

Dan stellte sie einander vor – er kannte jeden in Dampier. Mike war unwillkürlich enttäuscht, als ihm klarwurde, dass Mia in Begleitung ihres Mannes war. Dann ermahnte er sich, dass es auch gut so war. Er hatte in den vergangenen sechs Monaten weibliche Gesellschaft gemieden, und

so wollte er es auch weiter halten.

Mias Freundin Eva jedoch hatte nicht vor, ihm das leichtzumachen.

»Hallo«, sagte sie, als sie bekanntgemacht wurden. »Ich habe dich vor einem Monat mal bei Woolworth gesehen.« Sie rückte nah an ihn heran, was ihr bei dem Gedränge leichtfiel.

Mike lächelte. »Du hast ein gutes Gedächtnis.«

Mit Gedächtnis hatte das nichts zu tun, dachte Eva, wer könnte schon einen so gutaussehenden Kerl vergessen? Seitdem hatte sie die Augen nach ihm offen gehalten.

»Wie kommt es, dass du nicht in der Stadt unterwegs warst?«, fragte sie. Eva arbeitete in Dampiers geschäftigem Einkaufszentrum, dem Mittelpunkt der Stadt, in dem sich alle versammelten.

»Mike ist so etwas wie ein Einsiedler«, sagte Dan, als Eric alle Gläser nachfüllte. »Er lebt ziemlich zurückgezogen.«

Davon unbeeindruckt blieb Eva bei Mike stehen und hakte sich bald bei ihm unter. Sie war es gewohnt, sich die Männer aussuchen zu können, und sie hatte entschieden, dass der hier für die Nacht ihr gehören sollte. Mike gelang es nicht, ihre Nähe zu ignorieren, ihre Formen, die straffe Haut, die seinen Körper in Erregung versetzte, denn er hatte seit acht Monaten mit niemandem geschlafen. Seit *der* Nacht. Er verwünschte sich im Stillen. Er hätte nicht ins Mermaid kommen sollen. Eigentlich sollte er auf der Stelle gehen. Aber das tat er nicht. Er blieb, wo er war, Evas Arm schlängelte sich um ihn, ihr Körper berührte den seinen. Auch als er an der Reihe war, eine Runde auszugeben, und zur Bar ging, folgte sie ihm unter dem Vorwand, ihm beim Tragen der Bierkrüge zu helfen. Sie hielt seine Hand, um den wenigen anderen Frauen zu zeigen, dass er ihr Eigentum war. Während der Abend lauter, betrunken und immer rauer wurde, reagierte Mikes Libido unwillkürlich auf die Erkenntnis, dass er sie haben konnte.

Eva wusste, dass sie in der Bar die freie Wahl hatte – alle waren scharf ohne Ende. Aber sie hatte sich entschieden, sie wollte Mike.

Auf der Veranda kam es nun doch zu einer Prügelei, bei der ein Mann quer über einen Tisch flog.

»Komm, wir gehen an den Strand«, sagte sie zu Mike, und sie verließen das Hotel.

Zwischen Bäumen und Palmen, das Meer vor ihnen, küssten sie sich

heftig, suchten nach nackter Haut und zogen sich gegenseitig die Kleider vom Leib, unfähig, noch länger zu warten.

Mike hob sie an und trug sie an den glatten Stamm eines nach Limonen duftenden Eukalyptusbaums, und die Brise in den Palmen ganz in der Nähe übertönte ihr Stöhnen. Er selbst gab nur wenige Geräusche von sich, während er mit der Not der Verzweiflung in sie eindrang. Für ihn war diese Paarung nichts weiter als eine langersehnte sexuelle Befreiung, und er stöhnte leicht, die Augen geschlossen, die Zähne zusammengebissen, als er sich dem Höhepunkt näherte.

Sie schrie genussvoll auf, während sie sich ihm entgegenwarf, und als Mike kurz vor der Ejakulation stand, öffnete er die Augen. Doch das Mädchen, das sich wild bewegte, die Beine um ihn geschlungen, den Kopf in Ekstase zurückgeworfen, war nicht das Mädchen von der Veranda. Es war das tote Mädchen. Sein Gürtel lag um ihr gebrochenes Genick, ihre Zunge hing aus dem Mund, und sie starrte ihn in grotesker Anklage an.

In Sekundenschnelle war es vorbei, und er wandte sich ab, zog seine Shorts hoch und wagte nicht, das Mädchen anzusehen, dessen Namen er plötzlich vergessen hatte. Ihm war schlecht.

»Na, das haben wir aber gebraucht, was?« Eva kicherte, während sie ihren Slip anzog. »Schnell, aber gut, oder? Mein Güte, du warst echt scharf, was? Willst du mit zu mir kommen?« Sie hakte ihren BH wieder zu. »Ich habe jede Menge Bier. Du könntest über Nacht bleiben, und wir könnten es wiederholen.«

Er antwortete nicht, was sie als Zustimmung auslegte.

»Komm«, sagte sie und nahm seine Hand.

»Nein.« Mike hätte ihre Hand am liebsten abgeschüttelt, tat es aber nicht. Schließlich war es nicht ihre Schuld. »Danke für das Angebot, aber nein.« Er zwang sich, sie anzusehen, und versuchte zu lächeln, mit wenig Erfolg. »Komm, ich bring dich wieder in den Pub.«

»Oh.« Eva sah ihn überrascht an. »Schon gut, wenn du es so willst.« Hand in Hand gingen sie in die Kneipe zurück. Eva wäre am liebsten beleidigt davongestürmt, aber sie wollte nicht allein zurückkehren. Sie musste kundtun, dass sie den gutaussiehenden jungen Fremden erobert hatte. Doch sie war trotzdem gekränkt. Also war er nur auf eine schnelle Nummer ausgewesen, dachte sie. Die Sorte kannte sie. Hielt sich wohl

für was Besseres. Ach, scheiß auf ihn.

Sie war noch gekränkter, als er sie an der Treppe stehen ließ, die zur Veranda hinauf führte.

»Ich muss gehen«, sagte er kurz angebunden.

Sie schaute ihm nach, als er zu seinem Wagen ging. Scheiß auf dich, du Schweinehund, hätte sie ihm gern nachgerufen, unterließ es aber. Sie hatte einen Ruf zu verlieren.

Mike fuhr aus der Stadt hinaus ins Buschland an ein Wasserloch, an dem er häufig campierte. Er legte sich nicht ans Ufer und schaute nicht in den von Diamanten übersäten Himmel. Er bewunderte nicht die nächtliche Stille und hielt den Atem nicht an, weil er sich fragte, welches der unzähligen Geschöpfe wohl durch den Spinifex in seiner Nähe huschte. Er stieg nicht einmal aus dem Wagen. Er beugte sich über das Lenkrad und starrte auf die Windschutzscheibe, ohne etwas zu sehen.

Wie hatte er sich nur derart etwas vormachen können? Wie hatte er nur annehmen können, dass das tote Mädchen ihn verlassen hatte?

Die Halbinsel Burrup und die Inselgruppe von Dampier, etwa fünfzehnhundert Kilometer nördlich von Perth, gehörten zu einer Region namens Pilbara, einem der abgelegensten und ursprünglichsten Gebiete Australiens. Die zerklüftete Landschaft aus uralten Felsformationen, baumlosen Inseln und einem rauen Hinterland wirkte auf manche unwirtlich. Niemand jedoch konnte die Macht ihrer schlichten, zeitlosen Schönheit leugnen. Die Pilbara-Region konnte verzaubern. Sie konnte ins Blut gehen. Alle, die einmal dort gewesen waren, wussten das. Mike McAllister war sie ins Blut gegangen.

Zunächst war er nicht sicher gewesen, weshalb er nach Beendigung der zweimonatigen Studie des Museumsteams noch in der Region bleiben wollte. Lag es daran, dass es ihm hier so gut gefiel? Oder war es sein Bedürfnis, zu entkommen? Er träumte noch von dem Mädchen. Er sah sie dort im Bootsschuppen von Scarborough Beach hängen, seinen Gürtel um ihren Hals, und er wusste, dass sie ihn sein Leben lang nicht loslassen würde. Ähnlich wie Muzza suchte ihn nun das Bild einer Vergangenheit heim, das er am liebsten nie gesehen hätte.

Muzza selbst hatte etwas gespürt. Damals, als Mike bei ihm vorbeigeschaut hatte, um sich zu verabschieden.

»Was ist los, Kumpel?«

Muzza war verwirrt gewesen, als Mike mehrfach angerufen hatte, um ihm zu sagen, er habe zu tun, und verletzt, dass Mike ihn ganze sechs Wochen nicht besucht hatte und jetzt nur gekommen war, um sich zu verabschieden. Er sparte sich jedoch jeden Kommentar, und holte nur wie üblich zwei Bier aus dem Kühlschrank. Aber als er vor seiner Staffelei stand und zu seinem Pinsel griff, um dem Porträt den letzten Schliff zu geben, verblüffte ihn das, was er in Mikes Augen sah. Der Mann vor ihm war ein anderer als der auf dem Gemälde.

»Was ist passiert?«

»Was soll passiert sein? Nichts. Ich habe dir doch gesagt, ich war mit den Vorbereitungen für die Fahrt beschäftigt, mehr nicht.« Mike missverstand die Frage absichtlich. »Heute wird nicht gemalt, Muz, ich habe keine Lust.« Da er ihn nicht kränken wollte, fügte er dann hinzu: »Tut mir leid, Kumpel, hab zu viel im Kopf.«

»Klar.« Muzza legte die Pinsel weg. »Es ist ohnehin fertig, du kannst einen Blick darauf werfen, wenn du willst.«

Das Porträt war tatsächlich fertig, dachte Muzza. Er konnte nur malen, was er sah. Und er wollte das, was er in Mikes Augen sah, nicht malen.

»Das ist das Beste, was du je gemacht hast, Muz.«

Mike betrachtete das Gemälde ehrfürchtig. Muzza hatte darin sein Wesen eingefangen. Oder vielleicht das Wesen des Jungen, der er einmal war, dachte er. Jetzt hatte sich etwas verändert. Er mochte sich nicht mehr.

»Ja, es ist gut, nicht wahr?«

Eine Stunde später, als Mike ging, deutete er auf das Porträt.

»Pass gut für mich darauf auf, Muz.« Er sah es noch eine Weile an. »Mir gefällt der Gedanke, dass ich hier bei dir bin.« Dann fügte er so locker wie möglich hinzu: »Trink hin und wieder ein Bier mit mir, ja?«

Nachdem Mike mit dem leeren Versprechen gegangen war, er werde schreiben, obwohl beide wussten, dass er es nicht tun würde, hatte Muzza das Porträt sehr lange betrachtet. Und er hatte gebetet, dass der wie auch immer geartete Dämon, der Mike McAllister peinigte, bei ihrer nächsten Begegnung verschwunden wäre.

Die meeresbiologische und ökologische Erforschung des Dampier-Archipels hatte Mike die ideale Fluchtmöglichkeit geboten.



Das Team des Museums hatte sich auf die Hamersley-Untiefen zwischen den äußeren Inseln konzentriert, von Rosemary Island im Westen bis zu Legendre Island im Osten, und beim täglichen Tauchgang verlor sich Mike in der Unterwasserwelt, die er liebte. Das Bild des Mädchens schwand aus dem Gedächtnis. Und wenn sie an den hohen Granitkliffs der Inseln vorbeifuhren und in einer der unberührten Sandbuchten ankerten, um eine Runde zu schwimmen, suchte ihn das Mädchen nicht heim. Allerdings war er von allem losgelöst gewesen. Die ursprüngliche Landschaft schaltete den Verstand aus. In der ihr eigenen Zeitlosigkeit löschte sie die Vergangenheit aus und ließ die Zukunft verschwimmen. An Land jedoch, wenn er in der brütenden Hitze durch die Straßen von Dampier ging oder im Mermaid mit Kumpels aus dem Team trank, lagen die Dinge anders. Sobald er eine attraktive Frau erblickte, blitzte das Bild des toten Mädchens erschreckend wieder vor ihm auf. Jeder verführerische Aspekt des weiblichen Körpers – die Form einer Brust, die Rundung einer Hüfte – und das Mädchen war da. Nur eine Sekunde lang. Bis er den Blick abwandte. Er hatte sich angewöhnt, weibliche Gesellschaft zu meiden.

Als das Team schließlich nach Perth zurückgekehrt war, war ihm die Entscheidung, noch zu bleiben, nicht schwergefallen. Pilbara hatte ihn verändert. Vielleicht aber auch das Mädchen. Vielleicht hatte das Bedürfnis, der Erinnerung an sie zu entfliehen, die Wirkung dieses abgelegenen, öden Teils der Welt noch verstärkt – er wusste es selbst nicht mehr genau. Eines schien jedoch klar: seine Karriere stand nicht so unbedingt mehr im Vordergrund wie bisher. Er beschloss, alles erst mal aufzuschieben. Er war alleinstehend, frei, und er war in Pilbara; eine Karriere hätte Zeit bis später. Vielleicht aber auch nicht. Sein brennender Ehrgeiz, ein Ziel im Leben zu haben, hatte sich anscheinend verflüchtigt. Er hatte einen gebrauchten Toyota Scout gekauft, ihn ausgerüstet und das Gebiet erforscht, hatte unterwegs gezeltet, war ins Hinterland gefahren, wo die felsigen Hügel roter Tonerde und ausgetrockneten Flussbetten wichen. Selbst in diesem unwirtlichen Land besaß die Flora ihre eigene Schönheit. Drachenbaum-Gewächse, eine stachelige Akazienart, die einen Mann zerfetzen würde, wenn er mit bloßen Füßen hindurchginge, erstrahlten in gelbem Gewand, und die reptilienartigen Zweige des treffend benannten Schlangenbaums wanden sich in

lebensechten Formen. Nach den Monsunregen prangten die Farben im Überfluss. Das Silbergold der Stachelkopfgäser mischte sich mit malvenfarbenen Federbüschen, und lebhaft rote Buschblüten betupften die Landschaft wie Blutstropfen.

Er folgte den trockenen Flussbetten bis an die Wasserlöcher, an denen es zwischen den Kajeputbäumen, dem roten Eukalyptus und den weißen Coolibah-Bäumen Wildtiere im Überfluss gab. Am späten Nachmittag schlug er dann sein Lager auf und spülte beim Schwimmen den Staub des Tages ab, wobei er ein wachsames Auge auf die großen Pythons warf, die auf jedes nichtsahnende Wallaby lauerten, das sich in der Abenddämmerung ans Ufer wagen könnte, um zu trinken. Er beobachtete die unermüdlichen Schlangenhalsvögel, die auf ihrer endlosen Fischpatrouille abtauchten und wie durch ein Wunder wieder an die Wasseroberfläche kamen, und braune Milane, die müßig über seinem Kopf kreisten, während die lärmenden Gelbfuß-Pfeifgänse, die sie argwöhnisch beäugten, ihre Standplätze am Ufer verließen und gegen die Sicherheit des Wassers eintauschten.

Nicht ein einziges Mal hatte ihm die Gesellschaft anderer gefehlt, die Einsamkeit hatte ihm einen gewissen Frieden beschert, und das Bild des toten Mädchens tauchte kaum noch auf. Doch die Einsamkeit hatte auch zur inneren Einkehr geführt, und seine Gedanken kreisten immer mehr um Jo. Er sah sie vor sich, ihren klaren, offenen Blick und das Lächeln, das, wie er jetzt erst wirklich begriff, so liebevoll gewesen war. Er hatte ihre Liebe mit Füßen getreten, nicht wahr? Und als sie ihn verließ, hatte er sie konsequent und erfolgreich in die Vergangenheit verbannt. Die einzige Frau, die er geliebt hatte, die Frau, die er *immer* lieben würde, hatte er sich aus dem Kopf geschlagen, nur um seine eigene, ach so wichtige Karriere weiterzuverfolgen. Warum war er so blind gewesen? Wieso hatte er sich über seine eigenen Gefühle so getäuscht? Und noch schlimmer: Wie stand er nun da? Ein abgebrühter Schweinehund, in Muzzas Worten, und ein kalter Fisch, laut Jools. Er war zu dem Schluss gekommen, dass beide recht hatten. Irgend etwas fehlte in ihm. Er war eine emotionale Wüste, abgelegen und unwirtlich wie dieses Land, das sich nur um sich und um sonst nichts kümmerte. Ein Reisender würde hier draußen sterben. Ähnlich wie dieses Land war er unfähig zu geben. Kein Wunder, dass Jo ihn verlassen hatte – wer wollte es ihr schon

verdenken?

Mikes Selbstanalyse war rückhaltlos ehrlich, doch er wollte sich endlich dem Mann stellen, der er war. Auch wenn er sich nicht ändern konnte, half ihm diese Erkenntnis vielleicht, weiterzukommen.

Eine große Attraktion hatte Dampier immer zu bieten, wenn er in die Stadt fahren musste, um neue Vorräte zu kaufen. Dan Aitkins, dessen Wahlspruch lautete »Dan ist dein Mann«, war ein Unternehmer, der sich ein ansehnliches Geschäft aufgebaut hatte und mit seiner Cessna 172 den großen Industriekonzernen seine Dienste anbot. Er machte eine Menge Geld mit Erkundungsflügen über der Gegend für Dampier Salt und Hamersley Iron, erzählte er Mike. Manchmal seien es einfach nur Vergnügungsflüge für die hohen Tiere, doch in den meisten Fällen dienten sie der Erkundung.

Die beiden hatten sich kennengelernt, kurz nachdem Mike in Dampier eingetroffen war. Dan hatte für das Museumsteam mehrere Aufklärungsflüge über das Riff unternommen, um ihnen einen Überblick über die Lage zu verschaffen, und er hatte den Kontakt mit Mike aufrechterhalten, als die anderen abgereist waren. Mike war ihm ähnlich, fand Dan. Er war hier, um zu entkommen. Wovor, wusste Dan nicht, es war ihm gleichgültig, doch die Pilbara-Region hatte es dem Kerl genauso angetan wie ihm.

Dan war fünf Jahre zuvor nach einer gescheiterten Ehe in den Norden gekommen. Niemand wusste mehr über diese Landschaft oder liebte sie mehr als Dan. Er freute sich, das mit Mike teilen zu können.

»Gottes Erdboden, Kumpel«, hatte er gesagt, als sie über die Hügel der Halbinsel geflogen waren, um über den Archipel zu streifen. »Gottes eigener, verdammt Erdboden.«

Mike bekam nie genug von den Flügen mit Dan. Aus der Luft betrachtet, war die einzigartige Landschaft am spektakulärsten, die Natur gab sich höchst widersprüchlich. Die rotbraunen Felsblöcke der Dioritberge schienen aus ihrer Umgebung herauszuwachsen, als brächen sie aus Protest gegen ihr fesselndes Laub aus. Doch die äußere Erscheinung täuschte – im Lauf der Jahrhunderte war genau das Gegenteil eingetreten. Nischen im Fels hatten das stetige Wachstum von Stachelgräsern ermöglicht, und diese Kombination sorgte für einen

atemberaubenden Anblick. So weit das Auge reichte, erstreckte sich ein ursprüngliches Mosaik unglaublichen Ausmaßes.

Aus der Luft betrachtet fiel auch der industrielle Schandfleck auf, der Dan zufolge mit jedem Jahr größer wurde.

»Ich kritisiere es nicht, Kumpel, ich lebe davon«, hatte er zu Mike gesagt, »aber, mein Gott, sieh nur, wie es um sich greift.«

Es stimmte, dass die nackte Erde der Hamersley-Iron-Verladestationen, bei denen zwei Kilometer lange Züge das Erz aus den Minen im Landesinnern anlieferten, verwüstet wirkte, und die Docks und Anleger von Port Dampier, die weit hinaus ins klare, blaue Meer reichten, sahen hässlich und aufdringlich aus. Auch die durchaus beeindruckenden, endlosen Teiche der Dampier Solar Salt Farm, die sich kalt und weiß über viele hundert Hektar erstreckten, stellten ein schändliches Eindringen in die Natur dar.

Für Mike jedoch hatte das alles etwas Aberwitziges. Die Störung durch den Menschen schien angesichts der unbesiegbaren Zeitlosigkeit ringsum bedeutungslos. So hässlich das Eindringen auch sein mochte, es schien nichts weiter zu sein als ein vorübergehender Schönheitsfehler, der keine bleibende Narbe hinterlassen würde. In vielen Millionen Jahren gäbe es die Menschheit nicht mehr, aber dieses Gebiet noch. Dieses Land hatte schon vor dem Menschen existiert und würde noch lange nach seinem Untergang bestehen.

Der Friede, den Mike in seinem Nomadenleben gefunden hatte, brach infolge seiner sexuellen Eskapade im Mermaid Hotel zusammen. Sollte das tote Mädchen denn jedes Mal zugegen sein, wenn er eine Frau anrührte, fragte er sich verzweifelt. War er dazu bestimmt, für den Rest seines Lebens den Akt mit ihr zu verbinden? Er beschloss, sich von jeglicher Versuchung fernzuhalten.

Also nahm er eine Stelle als Matrose an Bord eines Krabbenkutters an, der vom kleinen, aber florierenden Fischerhafen in Point Samson ausfuhr, knapp dreißig Kilometer nordöstlich von Dampier. Die Halbinsel Point Samson mit ihren abgelegenen Buchten und weißen Sandstränden war ungewöhnlich schön, und die nahe gelegenen Kleinstädte Roeburne und Cossack, die ersten europäischen Ansiedlungen in der Pilbara-Region, boten malerische Motive.

Die griechischen Brüder, denen der Krabbenkutter gehörte, erlaubten Mike, an Bord zu leben. Sie waren froh darüber, ihr Schiff unter ständiger Bewachung zu haben, während sie nach Hause zu ihren Familien gingen, und die Vereinbarung kam Mike entgegen. Aus den Wochen wurden Monate, und das tote Mädchen hörte auf, ihn zu verfolgen. Mike gab sich mit seinem eintönigen Dasein zufrieden. Die Brüder Kostopoulos erinnerten Mike manchmal an fleischige, griechische Versionen von Tubby und Fats Lard, den Langustenfischern aus Geraldton.

Kurz nachdem ihr neuer Matrose bei ihnen angefangen hatte, stellten Nick und George fest, dass der »Junge«, wie sie ihn nannten, eine echte Entdeckung war.

»Fahr näher an die Mangroven ran, Nick.«

Die Nacht war still, es herrschte Vollmond, ideale Voraussetzungen für die Schleppnetzfisherei.

Nick, der am Ruder stand, war verwundert über Mikes Vorschlag.

»Aber wir fischen immer so weit weg von den Mangroven. Wir wollen das Netz nicht ruinieren.«

»Wir haben Springflut, das Netz wird sich nicht verheddern. Du kannst viel näher ran.«

»Warum sollte ich?«

»Weil da die Krabben sind.«

»Ach, ist das wahr?«

»Ja.« Mike überhörte Nicks Spott. »Die Krabben sind da, wo die Nährstoffe sind, und die Nährstoffe sind im seichteren Wasser bei den Mangroven«, sagte er geduldig. »Wir haben Vollmond und Springflut – du kannst viel näher ranfahren als unter normalen Voraussetzungen. Fahr schon«, drängte er, »versuch es wenigstens.«

»Tu, was er sagt, Nick.« George schaltete sich ein, bevor sein Bruder nein sagen konnte. »Ein Versuch kann doch nicht schaden, oder?«, sagte er gut gelaunt und trotzte dem düsteren Blick seines Bruders.

Sie machten an dem Abend einen Rekordfang, den besten in dieser Saison.

»Woher wusstest du das?«, fragte George. »Woher wusstest du das mit den ...«, er suchte nach dem Wort, »... den Nährstoffen?«

Mike lächelte, wich aber aus. Er hatte nicht das Verlangen, die Brüder in

seine Vergangenheit einzuweihen. »Die Mangroven«, sagte er rätselhaft. »Die Mangroven sind das Kraftwerk des Meeres.«

Seit dieser Nacht wagten sich die Brüder möglichst nah an die Mangroven heran, und bei Springflut erzielten sie stets einen Rekordfang.

Sie verdoppelten seinen Lohn, denn sie wollten ihn nicht verlieren, und Nick gewöhnte sich an, ihn »Genie« zu nennen. »Hey, du Genie«, sagte er, »wo sollen wir heute Abend fischen?« Der Junge hatte anscheinend immer die richtigen Antworten parat.

Der Spitzname erinnerte Mike daran, dass Tubby Lard ihn Einstein genannt hatte, und er fand es tröstlich. Es tat gut, sich an einen Teil seiner Vergangenheit mit Freude zu erinnern – er hatte sich angewöhnt, alles außer der Gegenwart zu verdrängen.

Und so führte Mike auch weiterhin das Leben eines Einsiedlers. Die Abende, an denen sie nicht ausfuhren, verbrachte er damit, Bücher zu lesen oder Musik aus seinem Transistorradio zu hören, und an seinen freien Nachmittagen tauchte er an den Riffen vor der nördlichen Küste von Point Samson. Die Riffe wimmelten von Meerestieren, und dort fühlte er sich am glücklichsten. Hin und wieder unternahm er einen Ausflug nach Dampier, um neue Bücher zu kaufen und sich ab und zu mit Dan zu treffen, doch das war auch schon das Äußerste an Geselligkeit. Bis er Rupert Crofton-Asher kennenlernte. Ash veränderte alles.

Es war an Silvester. Mike war zu Weihnachten nicht nach Hause gefahren. Er hatte seine Eltern angerufen, wie er es in unregelmäßigen Abständen tat, und ihnen mitgeteilt, er verdiene gutes Geld und habe vor, über die Feiertage zu arbeiten. Das stimmte überhaupt nicht. Die Brüder fuhren während der Monsunzeit nicht aus und waren mit ihren Familien zu ihrem üblichen Jahresurlaub in den Süden gefahren. Für gewöhnlich hätten sie ihren Matrosen entlassen, doch da sie ihr »junges Genie« nur ungern verlieren wollten, hatten sie Mike beauftragt, das Schiff zu warten und zu pönen. Mike freute sich über das Angebot und die damit verbundene Ausrede. In Wirklichkeit war er noch nicht bereit, nach Perth zurückzukehren. Er wusste nicht, wann das jemals der Fall sein würde. An einem Sonntagnachmittag fuhr er mit dem Beiboot des

Krabbenkutters zu den Riffen weit vor den Stränden von Point Samson hinaus. Während seines Tauchgangs machte er es mit einem leichten Anker am Riff fest. Mitten in der Monsunzeit wählte er stets sorgfältig tiefes, klares Wasser und achtete auf Würfelquallen, die zu der Jahreszeit überhandnahmen. Außerdem hielt er sich nah am Riff, um den stechenden Quallen, den Seeschlangen oder anderen als bissig geltenden Geschöpfen rechtzeitig zu entkommen.

Nachdem er wieder aufgetaucht war, schöpfte er Atem, schwamm ein Stück, schnorchelte und beobachtete eine große Karettschildkröte, die auch gerade an die Oberfläche gekommen war. Nicht weit entfernt kreuzte ein Boot, ein sieben Meter langes Bluefin Savage. Er winkte dem Fischer an Bord zu, und der Mann winkte zurück.

Die Schildkröte tauchte ab, und Mike folgte dem schwerfälligen Tier, das wild paddelte, um schneller voranzukommen. Nachdem es Schwung aufgenommen hatte, hörte es auf zu paddeln, benutzte seine Flossen nur noch als Ruder und glitt wie ein Geschoss dahin, mühelos, kräftig, nicht mehr schwerfällig, sondern elegant und schön.

Mike folgte der Schildkröte, so lange er es wagte. Er wäre gern länger unten geblieben, doch er hütete sich neuerdings vor Überanstrengung. Um den Druck auszugleichen, stieg er langsam auf.

Als er an die Wasseroberfläche kam, ging es rings um ihn her zu wie in einem Bienenstock. Überall waren Rückenflossen, und graue Gestalten schossen in halsbrecherischer Geschwindigkeit durch das Wasser. Nach dem ersten Schreck wurde ihm klar, dass es Delphine waren, ein großer Schwarm aus mehreren Dutzend, wie es schien.

In knapp hundert Meter Entfernung beschleunigte die Bluefin. Der Mann am Ruder winkte Mike erneut zu. Er hatte in sicherem Abstand vom Riff nach dem Taucher Ausschau gehalten, und sein Winken schien anzudeuten »sieh dir das an«. Er brachte den Motor auf Touren und drehte dann kleine Kreise, wendete scharf, pflügte durch seine eigene Heckwelle, und die Delphine ließen sich sogleich auf das Spiel ein. Sie folgten dem Boot, und bei jeder Wende schossen sie aus dem Wasser und tauchten ins Kielwasser, schlängelten, wichen aus und versuchten, die nächste Bewegung vorauszuahnen. Sie änderten ihre Taktik, manche tauchten unter dem Boot durch, andere schwammen neben dem Bug, doch jedes Mal, wenn es wendete, beeilten sie sich, ins Kielwasser zu

kommen und spektakuläre Luftsprünge darin zu vollführen.

Mike saß auf der Kante des Riffs bis zur Hüfte im Wasser und beobachtete ihr Spiel. Es dauerte noch eine Viertelstunde und hätte noch viel länger gehen können, wenn der Skipper das Spiel nicht beendet hätte. Die Delphine waren unermüdlich darauf aus, ihren Spaß zu haben. Der Mann senkte die Geschwindigkeit auf Kriechtempo und fuhr zu Mike herüber, die Delphine folgten und bettelten um mehr. Er schaltete in den Leerlauf und ließ sich etwa zwanzig Meter vom Riff entfernt treiben.

»Mir geht der Sprit aus, wenn ich das noch lange mache«, sagte er.

»Vielen Dank für die Vorführung, das war ein echter Genuss.«

»Ja, die sind schon toll, nicht wahr?«

Die beiden sahen zu, als die Delphine, denen klargeworden war, dass das Spiel ein Ende hatte, sich aufmachten, um sich woanders zu vergnügen.

»So einen großen Schwarm habe ich noch nirgendwo gesehen«, sagte Mike.

»Ja, er ist groß, aber ich habe hier schon größere erlebt. Woher kommen Sie?«

»Aus Perth.« Mike entnahm dem Akzent des Mannes, dass er Amerikaner war.

»Wie wär's mit einem Bier? Ich habe ein paar kalt stehen.«

»Prima, danke.«

Er warf seine Flossen, die Taucherbrille und den Schnorchel ins Beiboot und schwamm zur Motoryacht. Dann kletterte er über das Heck an Bord. Der Mann reichte ihm ein Handtuch.

»Rupert Crofton-Asher«, sagte er. »Man nennt mich Ash.«

Er war ein geschmeidiger, athletisch wirkender Mann Mitte dreißig mit wettergegerbtem Gesicht und gestutztem Bart, der eine kräftige Kinnpartie betonte. Sein Lächeln war freundlich und der leicht schleppende Akzent angenehm.

»Hallo, Ash. Mein Name ist Mike McAllister.«

Die beiden Männer schüttelten sich die Hand, und während Mike sich abtrocknete, legte Ash einen Gang ein.

»Ich will nur etwas auf Abstand zum Riff gehen.«

Fünf Minuten später schaltete er den Motor gänzlich ab, und sie ließen sich auf offenem Meer treiben. Ash holte eine Flasche Swan Lager aus



der Kühlbox in der Kabine. Er schenkte zwei Gläser ein und reichte eins davon Mike.

»Prost«, sagte er, und sie stießen an.

»Prost«, antwortete Mike.

Ash drehte seinen Kapitänsstuhl herum in Richtung Heck und machte es sich bequem, die bloßen Füße auf dem Bootsrand, während Mike sich ihm gegenüber auf das Motorgehäuse setzte. Beide tranken durstig ihr Bier. Es war heiß und die Luft schwer von der Feuchtigkeit der Monsunzeit.

»Viel besser kann man es nicht haben, oder?« Ash schaute über das tiefblaue Wasser und den weißen Strand von Point Samson.

»Gottes Erdboden«, stimmte Mike ihm zu und zitierte Dan.

»Wie lange bis du schon hier, Mike?«

»Vor einem Jahr bin ich hergekommen.«

»Tatsächlich? So lange?« Ash war überrascht. Er wusste nicht warum, aber er hatte den jungen Mann für einen Feriengast gehalten. »Komisch, dass ich dir noch nicht über den Weg gelaufen bin. Ich selbst gehöre schon zum festen Inventar und bin seit über fünf Jahren hier.«

»Oh, ich bin ein bisschen herumvagabundiert. Im Moment arbeite ich auf einem Krabbenkutter.«

Auch das überraschte Ash. Der junge Mike McAllister sah nicht aus wie ein Fischer und drückte sich gewählt aus. Ash hätte ihn für einen gebildeten Mann gehalten. »Also wohnst du hier in Point Samson?«

»Ich wohne auf dem Kutter.«

»Tatsächlich?« Vielleicht war er Student, der sich ein Jahr Auszeit genommen hatte, dachte Ash. Er wollte schon weiter nachfragen, doch Mike kam ihm zuvor.

»Und was ist mit dir, Ash? Bist du Amerikaner?«

»Kanadier, aus Ontario.« Ash war nicht neugierig, er war immer an Menschen und ihren Geschichten interessiert, und jetzt setzte er gern zu seiner eigenen an.

»Ich kam vor sechs Jahren nach Perth zu den Empire Games und bin dort hängengeblieben«, sagte er. »Habe mich in eine Australierin verliebt. Wir haben geheiratet und sind hierhergezogen, und dann habe ich mich in die Pilbara-Region verliebt, und das war's dann. Jetzt gibt es kein Zurück mehr, wir sind beide süchtig nach dieser Gegend.«

»Die Games? Soll das heißen, als Teilnehmer?«

»Ja, ich gehörte der kanadischen Leichtathletikmannschaft an.« Mike wirkte ehrlich beeindruckt, doch bevor er reagieren konnte, lachte Ash laut auf. »Keine große Sache, das kann ich dir versichern. Ich war Reserveläufer in der Vier-mal-hundert-Meter-Staffel und bin nicht einmal angetreten. Mit neunundzwanzig war ich wohl schon zu alt.« Er lachte wieder, und sein Lachen wirkte so ansteckend, dass Mike grinsen musste. Ash war sehr einnehmend.

»Trotzdem muss es eine Ehre gewesen sein, zur Mannschaft zu gehören«, sagte er.

»Oh, auf jeden Fall.« Ash leerte sein Glas und holte die Flasche aus der Kühlbox. »Was ist mit dir, Mike?«, fragte er, als er ihnen nachschenkte.

»Bist du ein Sportler? Du siehst ziemlich durchtrainiert aus.«

»Ich habe an der Uni viel Rugby gespielt.« Plötzlich lieferte Mike eine Kurzfassung seiner eigenen Geschichte – er sah keinen Grund, es nicht zu tun, Ash war ein entspannter Gesprächspartner.

»Ach was, Meeresbiologe?« Ash schien höchst interessiert. »So was könnten wir hier gut gebrauchen. Das industrielle Wachstum stellt durchaus eine gewisse Bedrohung für das Meeresleben dar.«

»Eine gewisse? Was ist mit Dampier Salt?« Mike hatte in seinem selbst auferlegten Exil vergessen, wie sehr ihm Unterhaltung gefehlt hatte, und ehe er sich's versah, hob er zu einer empörten Rede gegen die Einrichtung der Dampier Solar Salt Farm an. »Hunderte Hektar unberührter Mangrovensümpfe geflutet und zerstört! Das ist kriminell. Ist dir klar, was das mit der Ökologie der Gegend anrichtet?«

Ash antwortete nicht, und Mike fuhr fort.

»Ich will damit sagen, ist dir klar, wie wichtig die Mangroven für das Meer in Küstennähe sind? Da fängt die ganze ursprüngliche Energieumwandlung an, ganz zu schweigen von ihrer Bedeutung als nährstoffreiche Gebiete für die meisten Fischarten. Die Mangroven sind das Kraftwerk für das gesamte Meeressystem!« Mike breitete die Arme in einer allumfassenden Geste aus, verschüttete dabei sein Bier, bemerkte es aber nicht. »Und das heißt, Dampier Salt hat verdammt viel zu verantworten.«

Er verstummte, denn er war sich bewusst, dass Ash aufmerksam genickt, aber kein Wort gesagt hatte. »Entschuldigung, ich habe mich hinreißen

lassen.«

»Du musst dich nicht entschuldigen, es tut gut, jemanden so leidenschaftlich über die Umwelt sprechen zu hören.«

»Alte Gewohnheiten lassen sich nur schwer überwinden, vermute ich.«

Mike lächelte. »Mein Gott, so viel habe ich schon lange nicht mehr dahergeredet. Aber, genug von mir«, sagte er und wechselte das Thema.

»Was machst du hier oben, Ash?«

»Ich bin Bergbauingenieur bei Dampier Salt.«

Eine Pause trat ein. »Ups«, sagte Mike.

Ash warf den Kopf in den Nacken und lachte.

»Tut mir leid, ich wollte dir nicht zu nahe treten ...«

»Keine Ursache, bestimmt nicht.« Ash grinste. »Hey, auch ich bin ziemlich grün, ich bin Kanadier, denk dran! Ich stehe auf deiner Seite.« Sein Lächeln verschwand, als er fortfuhr. »Ich habe die Politik verfolgt, die in meiner Heimat aufgegriffen wurde. Rachel Carson hat den Ball ins Rollen gebracht ...« Mike nickte; er hatte *Der Stumme Frühling* gelesen, das revolutionäre Buch über die Umwelt, das 1962 in Amerika erschienen war. »Und ich sage dir, Mike, ich würde sogar Geld darauf setzen, dass es nur eine Frage der Zeit ist, bis wir Umweltgesetze hier in Westaustralien bekommen. Seien wir doch mal ehrlich, mit der ganzen industriellen Entwicklung, die hier vor sich geht, müssen wir unbedingt etwas unternehmen.«

Gedankenverloren trank er einen Schluck Bier. Ash kam die Begegnung mit dem jungen Mike McAllister höchst gelegen.

»Weißt du, gerade gestern sprach der Chef über die Möglichkeit, dass Dampier Salt ein paar profitable biologische Nebenprodukte erzeugen könnte.«

»Wäre eine gute Idee«, stimmte Mike ihm zu. »In den Teichen dürfte viel Meeresleben sein, besonders im Anfangsstadium, bevor der Salzgehalt zu hoch wird.«

»Ja, das wäre sinnvoll, nicht wahr? Das sehe sogar ich ein.« Ash lächelte selbstironisch. »Als gelernter Bauingenieur verfüge ich über ein Grundwissen in Geologie, aber ich kann Scheiße nicht von Ton unterscheiden, wenn es um Dinge wie Mangroven geht, oder darum, was Fische wohin zieht. Mir scheint, du bist genau der, den wir brauchen. Hey, warum sprichst du nicht mal mit dem Chef?« Er schaute ihn

erwartungsvoll und begeistert an. »Maurie würde dir gefallen, er ist großartig, und ich wette, er wird sich auf die Chance stürzen, dich an Bord zu holen. Was meinst du, Mike?«

Die Unterhaltung war im Nu zu einem Stellenangebot geworden, und Mike zuckte unwillkürlich zurück. Er war noch nicht bereit, wieder einen Job anzunehmen.

»Tja, danke, Ash, das ist sehr nett von dir«, sagte er unsicher und gehemmt, »aber ich fühle mich auf dem Krabbenkutter wohl. Jedenfalls vorläufig«, fügte er hinzu. Er wollte nicht undankbar erscheinen.

»Vielleicht später, wenn ich ein Stück weitergekommen bin.«

Ash war neugierig geworden. Ein Stück weiter womit? Merkwürdig, dachte er, dass ein hochqualifizierter junger Mann mit so einer Leidenschaft für sein Spezialgebiet sich entschied, auszusteigen. Doch er verfolgte das Thema nicht weiter.

»Schon gut«, sagte er umgänglich und trank sein Glas leer. »Hol dir noch ein Bier, während ich den Fisch ausnehme.« Er hob das nasse Sackleinen von einem Eimer in der Ecke der Kajüte. Darunter kam ein guter Fang Diamantbarsche und Kaiserschnapper zum Vorschein.

»Guter Fang.« Mike stand auf und trank sein Bier leer. »Ich helfe dir, wenn du willst.«

»Gern, aber nur, wenn du mir auch beim Essen hilfst.« Als Mike zögerte, fügte er hinzu: »Es hat keinen Sinn, den Fisch auszunehmen, wenn du dich nicht auch davon ernähren willst. Wie wäre es mit einem Essen heute Abend mit Beth und mir?«

»Danke.« Mike lächelte. »Gern.«

»Abgemacht.«

Ash zog zwei Schneidbretter heraus, und die Unterhaltung verstummte, als sie sich mit den Innereien der Fische beschäftigten. Pelikane stritten sich um die Köpfe, die sie über Bord warfen, und Möwen stießen herab, um sich lärmend über die Eingeweide herzumachen.

Dann fuhr Ash wieder ans Riff zu Mikes Beiboot, bevor er sich auf den Weg zum Liegeplatz der Bluefin machte, der sich am gegenüberliegenden westlichen Ende der Bucht befand.

»Bis heute Abend«, rief er.

»Du bist Mike McAllister.«

Die Frau, die ihm die Fliegengittertür öffnete und ihn auf der kleinen Veranda begrüßte, mochte Ende zwanzig sein. Sie hatte helles Haar und Sommersprossen und war mit ihrem kräftigen, sportlichen Körper ein wenig zu muskulös, ihr Gesicht etwas zu knochig, um als konventionell hübsch zu gelten, doch Beth Crofton-Asher hatte ein ebenso einnehmendes Wesen wie ihr Mann. Lachfältchen entstanden um ihre Augen, als sie lächelte.

»Ich bin Beth, hallo.«

»Hallo.«

Mike schob die Flaschen, die er in einer braunen Papiertüte bei sich trug, auf den anderen Arm und schüttelte ihr die Hand, die sie ihm anbot. Er hatte die Bierflaschen aus dem Vorrat genommen, den die Brüder an Bord des Kutters hatten. Bevor Beth ihn hereinbitten konnte, schoss ein Energiebündel in Form eines vierjährigen Kindes durch das Zimmer hinter ihr hinaus auf die Veranda.

»Und das ist Pete«, sagte sie, als der kleine Junge abrupt vor Mike anhielt und ihn aus großen, braunen Augen ansah. »Sag hallo zu Mike, Pete.«

»Hi, Mike.« Der kleine Junge reichte ihm die Hand, die Mike schüttelte.

»Hi, Pete.«

»Komm rein.«

Das Innere des Häuschens war schlicht. Ein verhältnismäßig großer Raum diente allen Zwecken, zu beiden Seiten führten Türen in die zwei kleinen Schlafzimmer. In einer Ecke standen Sessel und ein Sofa, ein kleiner Esstisch für vier Personen in der anderen, und dem Eingang gegenüber trennte eine Anrichte den Küchenbereich ab.

Ash schaute von der Anrichte auf, wo er den Fisch filetierte. »Hi, Mike, setz dich«, rief er ihm zu und deutete auf einen der Hocker in seiner Nähe. »Ich bin hier fast fertig. Hey, Schatz«, sagte er zu Beth, »holst du uns bitte ein Bier?«

Beth nahm Mike die Flaschen ab, öffnete eine und schenkte ihnen drei Gläser ein, während Pete auf einen Hocker kletterte. Er setzte sich vorsichtig hin, die Ellbogen auf der Anrichte, Kinn in die Hände gestützt, und betrachtete Mike.

»Wie ich sehe, habt ihr euch schon kennengelernt«, sagte Ash.

»Ja, haben wir.« Mike zwinkerte dem kleinen Jungen zu, der sein

Gesicht zu einem Lächeln verzog. »Wie alt bist du, Pete?«

»Vier. Wie alt bist du?«

»Sechszwanzig.«

»Ich kann lesen.«

»Mann, das ist ja toll!«

»Und ich kann schreiben.«

»Das ist ja noch toller.«

»Er bekommt besonderen Unterricht«, erläuterte Ash. »Beth ist Kindergärtnerin mit radikalen Methoden. Sie glaubt, Kinder sollten vor ihrem fünften Lebensjahr vollständig lesen und schreiben gelernt haben.«

»Nicht vollständig«, hielt ihm seine Frau gutgelaunt entgegen, stellte sich neben ihn und begann, den Salat anzurichten. »Aber sie sollten bis zu einem gewissen Grad lesen und schreiben können, bevor sie ins Schulalter kommen. Wenn die Eltern das nötige Kleingeld haben, natürlich«, fügte sie hinzu. »Viele hier haben das leider nicht, was meiner Meinung nach eine Schande ist.«

»Beth ist militant, wenn es um Bildung geht.« Ash grinste Mike zu und redete weiter über seine Frau, als wäre sie nicht vorhanden, doch sein Stolz auf sie war offensichtlich. »Sie führt einen Kindergarten in Roebourne, der vom sozialen Dienst eingerichtet wurde. Die meisten Kinder sind indigen, und sie himmeln sie an. Sie tun alles, was sie sagt, und dazu gehört auch, lesen und schreiben zu lernen. Die Eltern sind fast Analphabeten, und ihre Vier- und Fünfjährigen sind regelrechte kleine Genies.«

Beth lachte, doch als sie weitere Einzelheiten über ihre Arbeit erzählte, wurde deutlich, dass sie sehr engagiert war. Mike fand die Unterhaltung faszinierend, und er fühlte sich wie zu Hause, während das Paar weiter plauderte. Ashs Scherze richteten sich meistens auf Beth, doch sie gab ihm gekonnt humorvoll kontra.

Nachdem der Fisch filetiert und der Salat angerichtet war, begaben sie sich in den kleinen Innenhof, den Ash hinter dem Haus angelegt hatte. Dort schwelte schon Glut im selbstgemachten, gemauerten Grill, und hinten im Hof, neben dem baufälligen Abtritt, verbreitete eine einzelne Lampe einen fluoreszierenden malvenblauen Schimmer. Insekten umschwirrten sie in dichten Schwärmen, das blaue Licht zog Moskitos

und Motten von der gedämpfteren gelben Beleuchtung des Innenhofs ab. Sie setzten sich an den Holztisch, Pete aß seine panierten Fischstäbchen, die Beth auf dem Herd in der Küche gebraten hatte. »Er zieht die gefrorene Version vor«, sagte sie kleinlaut. Als sie an dem Käse und den Oliven pickten, die sie herausgestellt hatte, und Ash Bier nachschenkte, fragte Mike, wie sie sich kennengelernt hatten.

Bei den Empire Games, erzählte Ash. Beth habe als Turmspringerin teilgenommen. Bevor Mike dazu einen Kommentar abgeben konnte, ergriff Beth das Wort. Sie stellte ihr Licht überraschenderweise ebenso unter den Scheffel wie ihr Mann.

»Ich hätte es wahrscheinlich überhaupt nicht bis in die Mannschaft geschafft, wenn ich nicht in Perth geboren und aufgewachsen wäre«, sagte sie. »Es gab ein großes Kontingent aus der Gegend – keine Kosten für Reise und Unterkunft, verstehst du.«

»Quatsch«, sagte Ash. »Du warst verdammt gut.«

»Ich habe keine Medaille gewonnen.«

»Wenigstens bist du angetreten! Sie hat es auch bis in die Endausscheidung gebracht«, fügte er, an Mike gewandt, stolz hinzu.

»Ihr seid meiner Meinung nach beide viel zu bescheiden«, sagte Mike.

»Wäre ich auserwählt worden, um mein Land zu repräsentieren, würde ich mich damit brüsten.«

»Ich mache es«, beharrte Ash. »Ich brüste mich mit ihr.«

»Ich auch. Ich prahle mit ihm.« Beth lachte. »O Gott, wir hören uns an wie ein grauenhaftes Doppelpack.«

Nachdem Pete ins Bett gebracht worden war, öffneten sie eine Flasche Wein, brieten den Fisch mit Butter und Limone in Folie und aßen jeweils zwei große Portionen. Sie redeten ununterbrochen, und Mike erzählte ihnen alles über sich, ohne sich auch nur im Geringsten bedroht zu fühlen. Auch als Beth ihn fragte, ob er eine Freundin habe.

»Ich hatte einmal eine«, sagte er. »Ich meine, etwas *Ernstes*. Wir waren ungefähr anderthalb Jahre zusammen, aber ich habe es vermässelt. Heute könnte ich mich dafür ohrfeigen«, sagte er.

Wie sehr er in Gegenwart der beiden an Jo denken musste! Vielleicht lag es daran, dass er sie um das beneidete, was sie hatten, oder der Wein auf das Bier machte ihn sentimental. Wenigstens redete er es sich ein, doch er wusste, es war weder Neid noch der Alkohol. Es war Reue. Ash und

Beth waren einer Meinung darin, was möglich gewesen wäre, wenn er anders gehandelt hätte. Aber was hätte er denn anders machen sollten? Er wusste es immer noch nicht. Ganz seinem Charakter entsprechend, hatte er Jos Liebe angenommen und dabei nichts zurückgegeben. Er konnte sich deswegen nicht ausstehen, doch es gab kein Zurück, warum also mit Reue leben? Was hatte es für einen Sinn? Der Punkt war, Jo fehlte ihm. Plötzlich vermisste er sie ganz schrecklich.

Beth, die seine Versunkenheit bemerkte, tat Mike McAllister leid. Also war es eine abgebrochene Liebesaffäre, die ihn veranlasst hatte, sich so zu vergraben, dachte sie. Tja, sie müssten ihm also eine neue Freundin suchen. Trotz der Frauenknappheit in der Gegend würde es nicht schwer sein, er musste meilenweit der geeignetste Mann sein – gute Gesellschaft, intelligent, und er sah aus wie ein griechischer Gott. Was wollte ein Mädchen mehr?

Eine Stunde später, als Mike sich verabschiedete, setzte sie die Räder in Bewegung.

»Nächsten Sonntag treffen wir uns im Skippers«, sagte sie und warf einen Blick auf ihren Mann, der überrascht wirkte – davon wusste er noch nichts. »Komm doch auch.«

Das Skippers, das beliebte Restaurant am Strand – eigentlich das einzige in der Gegend –, hatte Mike absichtlich monatelang gemieden. Er war selbst erstaunt, wie rasch er die Einladung annahm.

»Prima, mach ich gern«, sagte er, und dabei wurde ihm klar, dass er gehofft hatte, sie würden eine nächste Begegnung vorschlagen. Er selbst hätte sie auch eingeladen, doch das war an Bord eines Krabbenkutters kaum möglich.

»Vielen Dank für den heutigen Abend.« Er schüttelte Ash die Hand, und als Beth ihn auf die Wange küsste, sagte er: »Morgen bringe ich euch eine Ladung Krabben vorbei.«

»Versprochen?«

»Ehrenwort.«

»So kannst du das Herz dieser Frau mit Sicherheit erobern.«

Eine halbe Stunde später, als sie ins Bett gingen, stimmte Ash nicht mit Beths Theorie überein, ein gebrochenes Herz sei der Grund dafür, dass Mike ausgestiegen war.



»Nein, ich glaube, er versucht zu entfliehen. Frag mich nicht, wovor, aber ein Mann verliert nicht seinen Ehrgeiz und wirft seine Karriere wegen einer achtzehnmonatigen Liebesaffäre über Bord«, sagte er.  
»Aber wenn du eine Frau für ihn auftreiben willst, bitte, denn eins steht fest: er ist einsam.«

Ash ging ins Bett und zog das dünne Laken über sich. »Eigentlich«, fuhr er fort, »bin ich mir nicht sicher, ob er hinter einer Frau her ist. Ich will ihn bearbeiten, dass er eine Stelle bei uns annimmt. Ich werde ihn auch im Yachtclub vorstellen und mit ihm und ein paar anderen Typen in die Kneipe gehen – er könnte ein bisschen männliche Gesellschaft gebrauchen.«

Nachdem sie sich ausgezogen hatte, kuschelte Beth sich an ihn. »Es sprach der wahre Frauenfeind«, sagte sie.

Dann machten sie das Licht aus und liebten sich.

Die Crofton-Ashers hatten Mike klargemacht, wie einsam er war, ohne es zu wissen, und als die Wochen vergingen, begrüßte er die Veränderung, die sie in sein Leben gebracht hatten. Er hatte geglaubt, in seinem abgeschiedenen Dasein einigermaßen glücklich zu sein, doch jetzt wusste er, dass er nur Zeit hatte verstreichen lassen.

Beths Absichten wurden ihm jedoch schnell klar; sie hatte von Anfang an keinen Zweifel daran gelassen.

»Heather, darf ich dir Mike vorstellen? Mike McAllister, Heather Gaynor.«

Kaum hatte er einen Fuß auf die offene Veranda des Skippers gesetzt, hatte Beth ihn zu dem Tisch gezogen, an dem ein halbes Dutzend Gäste saßen, um ihn neben die einzige junge Frau ohne Begleitung zu setzen.

»Hallo, Heather.«

»Mike.«

Beth sagte: »Heather ist Lehrerin an einer Schule in Dampier. Sie kommt aus Perth und ist seit drei Jahren hier.« Dann bemerkte sie das Paar, das gerade eintraf. »Oh, Maurie und Margot sind da. Ihr könnt ja ein bisschen weiterplaudern.« Schon sauste sie davon, um die endgültige Sitzordnung zu arrangieren.

Mike hatte der Abend gefallen. Die Männer waren Ashs Arbeitskollegen bei Dampier Salt, und die Unterhaltung war anregend gewesen. Er war zuerst zurückgeschreckt, als Ash, nachdem er ihn als Meeresbiologen vorgestellt hatte, sogleich das Thema Umweltschutz ansprach. Bestimmt sahen die Männer ihn als Feind an, dachte er. Aber das war nicht der Fall. Im Gegenteil, sie löcherten ihn mit Fragen – besonders Maurie, der Chef. Mike milderte seinen ätzenden Angriff auf die Entweihung der Landschaft und sprach über zukünftige Schutzmaßnahmen, die man ergreifen könnte. Maurie fand seine Ansichten höchst interessant, während Ash den Wortwechsel zufrieden beobachtete – sein sorgfältig geplanter Feldzug verlief genau so, wie er es sich erhofft hatte.

Beths ebenso sorgsam geplanter Feldzug war nicht ganz so erfolgreich verlaufen.

Heather hatte Mike gefallen. Sie war eine intelligente, sympathische junge Frau Mitte zwanzig, und durchaus attraktiv. Doch am Ende des

Abends, als man sich verabschiedete, hatte er sich nicht mit ihr verabredet. Er spürte, dass sie es sich gewünscht hätte, doch er war nicht versucht gewesen, sich selbst auf die Probe zu stellen. Freundschaften mit Frauen waren gefährlich. Sie führten unweigerlich zu einer sexuellen Beziehung, und das würde die Rückkehr des toten Mädchens bedeuten. Ash, von Natur aus gesellig, mochte männliche Kameradschaft und ein abendliches Gelage, und das hieß, das Mermaid Hotel lockte regelmäßig. Für einen Strandräuber, wie er sich selbst nannte, führte Ash ein sehr geselliges Leben, dachte Mike.

Mike selbst zog die Bar im Bootsclub dem Mermaid vor, doch die gelegentliche feuchtfröhliche Nacht im Pub war jetzt unvermeidlich, nachdem Rupert Crofton-Asher sein gesellschaftliches Leben übernommen hatte.

»Hallo, Fremder.«

Eva lächelte flirtend und hakte sich bei Mike unter. Sie war nicht nachtragend, schon gar nicht bei einem so gutaussehenden Mann. »Ich habe dich ja seit Ewigkeiten nicht mehr gesehen. Wo warst du?«, fragte sie, und der Druck ihrer Brust signalisierte ihm, dass alles vergeben war und eine Wiederholung noch im Angebot stand.

»Hallo.«

Mike konnte sich absolut nicht an ihren Namen erinnern, und er fragte sich, wie er sie Ash vorstellen sollte. Doch das erwies sich als unnötig.

»Wie geht's dir, Ash?«

»Danke gut, Eva. Soll ich dir ein Bier holen?«

Natürlich kannten sie sich.

»Eigentlich bin ich an der Reihe«, sagte Mike. Er tauchte an die Bar ab und war für den Rest des Abends verschwunden, sehr zu Evas Verärgerung. Beharrlich mied er ihre Versuche, den Flirt weiterzuführen. Es gab Zeiten, in denen Ashs obligatorische Gelage und Beths eifrige Kuppelei Mike auf mehr als rein gesellige Art mit Frauen in Kontakt brachten. Manche, wie Eva, hatten keinen Zweifel daran gelassen, dass sie zu haben waren, und sein Körper kam nicht umhin zu reagieren. Das machte das Leben schwer. Schließlich gab er nach. Als er hörte, dass zwei »Mädchen« in Hearson Cove angekommen seien, stattete er ihnen einen Besuch ab, denn er war zu dem Entschluss gekommen, dass es die

am wenigsten komplizierte Möglichkeit wäre, seine Frustration loszuwerden.

Die abgelegene Bucht von Hearson Cove auf der Ostseite der Halbinsel Burrup wurde von den selbständigen Prostituierten gern benutzt, die mit ihren Wohnmobilen anreisten.

Mike wusste, dass er die Rückkehr des toten Mädchens herausforderte, und als das Wohnmobil zu den Stößen ihrer Körper auf der schmalen Koje schwankte, hielt er die Augen fest geschlossen. Aber sie war da, in seiner Vorstellung. Es gab keinen Ausweg, nur kurzzeitige Befriedigung. Eine Beziehung einzugehen käme einer regelmäßigen Einladung des toten Mädchens in sein Leben gleich, und das konnte er nicht riskieren.

»Warum um alles in der Welt verabredet er sich nicht mit Heather? Er hat sie zum vierten Mal getroffen, und sie haben sich den ganzen Nachmittag unterhalten, offensichtlich mag er sie.«

Nach einem weiteren sonntäglichen Grillabend war es Beth ein Rätsel, warum Mike sich nicht für Frauen interessierte.

»Es ist so *schade*. Heather würde *so gut* zu ihm passen, findest du nicht?«

Ash sagte nichts. Er lag im Bett und beobachtete seine Frau. Sie saß nackt auf dem kleinen Hocker vor dem Spiegel auf der Frisierkommode und bürstete sich frustriert die Haare aus. Beth hatte beim Grillen ziemlich viel getrunken, und bei solchen Gelegenheiten erforderten ihre Monologe nur selten eine Antwort.

»Und sie ist verrückt nach ihm, das sehe ich ihr an.« Beth legte die Bürste ab und nahm den Tiegel Feuchtigkeitscreme in die Hand.

»Vielleicht findet er sie nicht sexy, vielleicht ist es das«, sagte sie und tupfte sich zerstreut die Creme ins Gesicht. »Ich halte sie für schrecklich attraktiv, obwohl man unmöglich sagen kann, was Männer anmacht, oder?« Sie teilte den Gedanken kurz mit ihrem Spiegelbild.

»Andererseits, was ist mit Wendy? Wendy ist wirklich sexy, und sie hat ihn so angebaggert, weiß du noch?« Diesmal suchten ihre Augen eine Antwort bei seinem Spiegelbild. »Weißt du nicht mehr, Ash? Als ich sie auf Mauries Geburtstagsparty vorgestellt habe, war sie ganz hingerissen von ihm. Das weißt du doch *bestimmt* noch.«

»Ja.« Ash lächelte. Er selbst war auch ein wenig betrunken und hörte ihr

eigentlich nicht richtig zu, doch ihre Eskapaden belustigten ihn, und, mein Gott, wie er den gesunden, kräftigen Körper liebte.

»Na ja, warum sollte er Wendy nicht sexy finden? Das würde doch jeder Mann.« Sie hatte die Creme einmassiert und schaute nun fragend in den Spiegel. »Ich meine, du würdest es doch, oder nicht? Sei ehrlich.«

»Wir haben heute Abend Bubbelwasser getrunken, nicht wahr?«

»O Mann.« Sie drehte sich zu ihm um, wobei der Hocker leicht ins Schwanken geriet. »Du glaubst doch nicht etwa, dass er schwul sein könnte, oder?«, fragte sie und fand ihr Gleichgewicht wieder.

Ash lachte nicht nur, er schüttete sich aus.

»Nein, wirklich nicht, und das meine ich ernst. Das kann nicht sein, bestimmt, er sieht so ... *maskulin* aus. Andererseits ist es manchmal schwer zu beurteilen, oder? Dabei spielt es keine Rolle, falls er es sein sollte«, fügte sie hastig hinzu, »aber, du meine Güte, wenn er schwul ist, muss ich aufhören, ihn mit Frauen zusammenzubringen, oder?«

»Letzte Woche hat er mit einer Prostituierten geschlafen.« Ash beschloss, das Thema abzuschließen, höchste Zeit, dass sie ins Bett kam.

»Er hat was?«

»Er hat eine der Frauen aufgesucht, draußen in Hearson ...«

»Das hat er dir *gesagt*?« Sie unterbrach ihn, ihr Mund blieb offen stehen.

»Nein, aber es spricht sich herum, du weißt, wie es läuft. Die halbe Belegschaft von Hamersley Iron lässt sich dort blicken.«

»Oh, der arme Mike.« Beths Gesicht war ein Abbild der Sorge. »Oh, der arme junge Mann.«

Was nun, dachte Ash. Er wagte nicht zu fragen, doch sie setzte ohnehin zu einer Erklärung an.

»Er sehnt sich noch immer nach dem Mädchen. Nach all der Zeit liebt er sie noch immer! Er sucht lieber eine Prostituierte auf, als sich auf eine andere Frau einzulassen. Oh, wie furchtbar für ihn!«

»Hör auf, dir um die sexuellen Probleme anderer Menschen Sorgen zu machen und komm ins Bett, Schatz.«

»Aber verstehst du denn nicht ...«

»Nein, versteh ich nicht. Jetzt komm ins Bett.« Es gab nur eine Möglichkeit, sie zum Schweigen zu bringen.

Danach hörte Beth auf, Mike mit Frauen verkuppeln zu wollen, obwohl sie in Bezug auf Heather auch weiterhin die Daumen drückte. Er konnte

nicht ewig seiner Sehnsucht nachhängen, sagte sie sich. Gebrochene Herzen hatten die Eigenschaft, sich selbst zu heilen, und Heather passte perfekt zu ihm.

Mike war für die Atempause dankbar. Er mochte Beth sehr. Sie war intelligent, warmherzig, lustig und der großzügigste Mensch, den er je kennengelernt hatte. Doch er war erleichtert, als sie sich aus seinen Angelegenheiten schließlich heraushielt.

Auch zum nächsten Weihnachtsfest fuhr er nicht heim nach Perth, doch nicht weil er Familie und Freunden und alten Alpträumen aus dem Weg gehen wollte. Als die griechischen Brüder für die Monsunzeit in den Süden zogen, hatte er gekündigt und eine Stelle bei Dampier Salt angenommen. Seit beinahe drei Monaten arbeitete er nun als Meeresbiologe, der das biologische Gleichgewicht der Salzteiche überwachte und die kommerziellen Nutzungsmöglichkeiten von *Artemia spp.*, gemeinhin bekannt als Salinenkrebs, erforschte.

Ashs Plan war aufgegangen. Mikes Leben hatte sich unwiderruflich verändert.

Er war in eine der alten Fischerkaten gezogen, nicht weit von Ash entfernt. Es war eine schlichte Schindelhütte mit Wellblechdach, nicht viel mehr als ein Schuppen, doch sie reichte ihm.

Seine Eltern waren erleichtert, als sie von der neuen Stelle hörten, und darüber, dass er endlich eine richtige Adresse hatte, aber aus unterschiedlichen Gründen. Jim McAllister hatte sich Sorgen gemacht, dass Mike sein Leben verplemperte, nachdem er so hart gearbeitet und Qualifikationen erhalten hatte, die einem lohnenden Zweck dienen konnten. »Wenn er sich die Hörner abstoßen wollte, hätte er das vor dem Studium machen sollen«, hatte er sich in den vergangenen Jahren regelmäßig beklagt. Maggie aber freute sich einfach, dass ihr Sohn glücklich klang und zur Ruhe gekommen war; sie hatte sich um sein seelisches Wohlbefinden ernsthafte Sorgen gemacht.

Mike nahm seine Verbindungen zu Perth wieder auf, schrieb regelmäßig an Muzza und ließ sich poetisch über seine Liebe zur Pilbara-Region aus. Muzza schrieb zurück und schickte ihm Skizzen seiner neuesten Arbeiten – er stellte eine Ausstellung zusammen.

Auch die Anrufe bei der Familie waren regelmäßiger, und dann, nur wenige Wochen später kam Perth direkt zu ihm.

»Na, willst du mich denn nicht reinbitten?«

Mike hatte die Eingangstür zu seiner Hütte geöffnet, als es klopfte, und damit gerechnet, Ash oder Beth oder den kleinen Pete vor sich zu sehen. Verblüfft und ungläubig starrte er den jungen Mann an, der dort stand, Aktentasche in der Hand, den Mietwagen auf der unbefestigten Straße abgestellt.

»Pembo!«

»Ich bin einen höllisch langen Weg gekommen, um dich zu sehen, die Fahrt hat Durst gemacht, und ich verzeihe dir nie, wenn du nicht ein Bier für mich hast.«

Mike lachte, und die beiden umarmten sich.

»Was machst du denn nun wirklich hier, Pembo?«, fragte er fünf Minuten später, als sie sich auf der Rückseite unter die schattenspendende Persenning gesetzt hatten, die Mike aufgespannt hatte. Er hatte die Absicht, einen Innenhof und eine Veranda nach vorn hinaus zu bauen, war aber noch nicht dazu gekommen. »Du bist doch bestimmt nicht so weit in den Norden gefahren, nur um mich zu sehen, also erzähl mir keinen Scheiß«, sagte er grinsend.

»Na ja, in gewisser Weise schon. Prost.« Ian hob sein Glas und kippte dann schnell den halben Inhalt hinunter, bevor er fortfuhr. »Wir stecken Land ab und führen ein paar grundsätzliche Untersuchungen durch, vor allem in Bezug auf Nickelvorkommen, aber dafür hätte ich meine *Lakaien* schicken können«, sagte er mit prahlerisch hochgezogener Augenbraue. »Spud und ich waren uns jedoch einig, dass du viel zu lange außer Reichweite warst, und ich wurde auserwählt, hier heraufzukommen und nachzusehen, ob es dir gutgeht. Das ist offensichtlich der Fall.« Ironisch betrachtete er die klapprige Hütte und die Persenning. »Gütiger Himmel, ein wahres Herrenhaus!«, sagte er und klang genauso wie seine Mutter.

Mike schüttete sich aus vor Lachen. Pembo war sehr witzig, wenn er es übertrieb.

»Welche *Lakaien*?«, fragte er pflichtschuldig.

»In zwei Jahren hat sich vieles verändert, Mike.« Ian wurde ernst.

»Zunächst einmal bin ich reich und werde rapide immer reicher – zumindest auf dem Papier.« Er stellte sein Bier auf die Holzkiste, die als

Tisch diente, und beugte sich vor, die Ellbogen auf die Knie gestützt, die Augen leuchteten. »Excalibur macht einen Riesengewinn. Wir sind an die Börse gegangen, und unsere Aktien haben ihren Wert im letzten Monat vervierfacht.«

»Du liebe Zeit, echt? Wie das?«

»Ich nehme an, du hast über den Nickelfund von Poseidon in Windarra im letzten September gehört?«

»Ich habe es am Rande mitbekommen«, sagte Mike mit einem Hauch Ironie. »Ich lese durchaus gelegentlich die Zeitung, und wir sind hier in einer Bergbaugegend.« Natürlich wusste er von der Entdeckung des großen Nickelvorkommens, das weltweit Aufmerksamkeit auf Westaustralien gelenkt hatte.

Ian fuhr fort: »Poseidons Aktien wurden für achtzig Cent gehandelt, aber als die Entdeckung veröffentlicht wurde, gingen sie ab wie eine Rakete. Sie steigen jetzt sprunghaft an, und für den durchschnittlichen Investor sind sie im Wert viel zu hoch, daher suchen alle nach anderen Nickelaktien. Selbst nach beliebigen anderen Bergbauaktien. Die Welt befindet sich im Bergbauwahn, Mike, und wir machen Kohle damit.« Er grinste. »Weißt du noch, dass ich dir an der Uni gesagt habe, du hättest zu Geologie wechseln sollen? Ich hatte doch recht, oder?«

»Für dich, ja. Aber ich bin glücklich da, wo ich stehe. Du machst also Kasse mit dem Boom. Aber viele andere auch, wie ich hörte. Ist das nicht gefährlich?«

»Oh, wir sind aus dem Nickel raus, bevor er zusammenkracht«, sagte Ian, »und wir werden länger als die meisten Bestand haben, denn wir sind nicht die Schäbigen. Wir stehen jetzt unter der Schirmherrschaft der Excalibur Holding – Excalibur Mining ebenso, wir machen das Ganze. Manchmal schürfen wir für die größeren Firmen, manchmal entwickeln wir die Abbaustelle selbst.« Er griff nach der Aktentasche, die zu seinen Füßen lag. »Sieh dir das hier mal an.« Er zog die neueste Ausgabe des *Bulletin* heraus, schlug die Zeitung auf und legte sie stolz vor Mike auf die Holzkiste. »Was hältst du davon?«, fragte er.

Mike überflog den Artikel.

»Tja, *Bulletin* nimmt dich und Phil auf jeden Fall ernst«, sagte er, als er zu Ende gelesen hatte.

Ian lächelte glücklich, denn Mikes Kommentar hatte ihm gefallen. »O ja,



wir sind echt gut dabei. Selbst wenn der Zusammenbruch kommt und das Nickel uns ausgeht, können wir nicht untergehen. Wir schürfen die gesamte Bandbreite der Basismetalle wie Kupfer, Blei und Zink. Und natürlich sind wir hinter dem stets zuverlässigen Gold her.«

Ian legte Wert darauf, Mike wissen zu lassen, dass er sauber arbeitete. Er war sich nicht sicher, warum, aber er wollte nicht, dass Mike McAllister von dem zweifelhaften Weg erfuhr, den er gegangen war, um so weit zu kommen. Phil Cowan und er waren ein gutes Team gewesen, Phil hatte die Ideen gehabt und war ein finanzielles Genie, doch Ians

Fachkenntnissen in Geologie war es zu verdanken, dass es sich ausgezahlt hatte. Seine Berichte waren nie glatte Lügen gewesen. Es hatte immer genügend Beweise gegeben, um Möglichkeiten in Aussicht zu stellen, und Excalibur konnte nicht verantwortlich gemacht werden, wenn die Bergbaufirmen in die Hose gingen, ohne eine tiefgreifendere Untersuchung zu verlangen. Doch infolge der Poseidon-Funde hatten sie es sich anders überlegt. Sie waren stattdessen sauber geworden.

Auf lange Sicht gab es keinen Unterschied, es ging nur darum, Geld zu machen, doch Mike gehörte zu den Studentagen, als akademische Qualifikationen noch etwas zählten. Und vielleicht, dachte Ian, hatten sie auch ihm damals etwas bedeutet. Vielleicht war ihm deshalb so wichtig, Mike von seiner Redlichkeit zu überzeugen.

»Ich nehme an, du hast meine Adresse von Muzza bekommen«, sagte Mike. Er war neugierig auf Nachrichten aus der Heimat. »Wie geht es ihm? Wir haben uns geschrieben, und er hörte sich großartig an.«

»Stimmt. So gut ging es ihm noch nie.«

»Er bereitet eine Ausstellung vor, sagt er.«

»Ja, Mitte des Jahres. Er arbeitet wie ein Wahnsinniger.«

»Geht er noch zum Psychiater? Ich habe ihn gefragt, aber er spricht in Rätseln. Er sagt, ich müsse nach Perth kommen, um es herauszufinden.«

»Soll das heißen, er hat es dir nicht erzählt?«

»Was?«

»Uns hat er es auch nicht gesagt, aber es ist ziemlich offensichtlich.«

»Was denn?«

»Die Seelenklempnerin ist keine Seelenklempnerin mehr, sondern seine Freundin.«

»Was ist sie?«

»Du hast mich richtig verstanden, seine Freundin. Wenigstens nehmen Spud und ich das an. Er hat uns nichts gesagt, aber wir schauen alle paar Wochen bei ihm vorbei, immer an einem Sonntag, und die letzten beiden Male war sie da. Sie heißt Olga ... irgendwas Unaussprechliches.« Ian schwadronierte weiter. »Was er mit einer Frau anfängt, wenn er keinen hochkriegt, ist mir schleierhaft. Spud nimmt an, dass sie ein bisschen spinnt, aber es tut ihm offensichtlich gut, deshalb freuen wir uns für ihn ...«

»Wie geht's Spud?« Mike wechselte das Thema.

»Er lässt dir ausrichten, dass er ein Leben auf der Überholspur führt.« Mike lächelte bei der Erinnerung an einen der Lieblingssprüche seines Freundes.

»Unter anderem züchtet er reinrassige Rennpferde. Er hat in Swan Valley eine Zuchtfarm gekauft.«

»Ein Buchmacher, der Rennpferde züchtet?«

»Oh, er ist ziemlich vorsichtig gewesen, alles ist legal. Die Zuchtfarm läuft unter dem Namen einer Privatfirma, so dass er seine Buchmacherlizenz behalten kann. Er hat auch das Spielersyndikat beibehalten, aber er hat es genau im Auge. Wenn die Scheiße anfängt zu dampfen, zieht er sich raus.«

»Er segelt hart am Wind, falls er als seriös gelten will«, sagte Mike sarkastisch.

»Die kriegen Spud nicht. Er ist zu schlau.« Ian hatte genug davon, über die anderen zu sprechen – er hatte Mike seine größte Neuigkeit noch nicht erzählt. »Hey, mach noch ein Bier auf, wir müssen auf etwas anstoßen.«

»Worauf?«

»Hol das Bier, dann sag ich es.«

Mike holte eine gekühlte Flasche, und als ihre Gläser voll waren, hob Ian das seine.

»Auf Arlene«, sagte er. »Mach schon«, drängte er, als Mike ihn fragend anschaute.

»Na schön. Auf Arlene.«

Sie stießen an und tranken.

»Ich bin total verliebt und werde heiraten«, verkündete Ian.

Die beiden tranken sich einen beachtlichen Rausch an, während Ian von

seiner Verlobten schwärmte, und als das Bier ausging, machte er sich auf unsicheren Beinen auf den Weg, um nach Dampier zurückzufahren, wo er mit seinen Leuten untergebracht war.

Nachdem er fort war, wurde Mike klar, dass nicht ein Wort über sein Leben in den vergangenen zwei Jahren gefallen war. Pembo hatte nicht das geringste Interesse gezeigt, was Mike typisch fand, aber auch normal. Er war verblüfft gewesen, als Pembo vor seiner Tür stand, eine aufrüttelnde Mahnung an die Nacht in Scarborough. Er hatte mit Unbehagen zwischen ihnen gerechnet und befürchtet, Pembo könnte das Thema anschneiden. Doch Pembo war einfach nur Pembo gewesen. Arrogant, unerträglich eitel, egoistisch und doch eigenartig verletzlich. Er war noch immer auf Mikes Anerkennung bedacht, wie früher schon, und ihr Verhältnis zueinander schien unverändert. Mike war dankbar und ein wenig neidisch. Das tote Mädchen verfolgte Ian Pemberton offensichtlich nicht.

Er fragte sich, ob es bei Spud auch so war. Hatte Spud die Nacht erfolgreich verdrängt? Damals hatte er auf jeden Fall den Eindruck gemacht – er war der Stärkste unter ihnen dreien gewesen. Andererseits hatte Spud das tote Mädchen persönlich gekannt. Kam sie hin und wieder zu ihm zurück? Würde sie immer zwischen ihnen stehen, eine Vergangenheit, die sie teilten, unausgesprochen, aber immer präsent? Das Gefühl hatte er jedenfalls gehabt, als Spud sich am Flughafen von ihm verabschiedet hatte – er hatte gespürt, dass es zwischen ihnen nie wieder so sein würde wie früher.

Es gab nur eine Möglichkeit, das herauszufinden, entschied Mike, indem er einen Ausflug nach Perth machte. Er hatte das Angebot, über Weihnachten ein paar Wochen Urlaub zu nehmen, ausgeschlagen, doch jetzt würde er es annehmen. Es war an der Zeit, seine Familie, Spud und Muzza wiederzusehen. Höchste Zeit, dass er aufhörte, wegzulaufen.

Mike lag mit seiner Vermutung zu Ian Pemberton richtig. Ian hatte nie an das tote Mädchen gedacht. Anfangs durchaus, einfach weil er sich gefürchtet hatte. Nachdem er wieder in Kalgoorlie war, lebte er monatelang in Angst und Schrecken. Nun jedoch war er restlos aus dem Schneider, und in seinem Leben passierte viel zu viel Aufregendes. Die Nacht in Scarborough war nichts weiter als eine verschwommene Erinnerung.

Erstaunlicherweise war es für Spud nicht so einfach gewesen. Er hatte nie lange über die Vergangenheit gegrübelt und die Episode schnell hinter sich gelassen; er hatte sich sogar selbst dazu gratuliert, wie er Mike eine sehr unangenehme Situation erspart hatte. Doch er hatte nicht mit Ruby Chan und den Schuldgefühlen gerechnet, die sie ihn ihm wecken würde.

Ruby hatte den Verlust ihrer Tochter betrauert. Als zurückhaltende Frau teilte sie ihre Gefühle nur selten mit jemandem, doch sie hatte ihrem Kummer Ausdruck verleihen müssen, und der Einzige, an den sie sich hatte wenden können, war Spud gewesen. Niemand außer ihm kannte ihre Verbindung zu Mayjay.

»Sie war hübsch als kleines Mädchen, meine Mary-Jane«, sagte Ruby. Spud nickte.

Zum dritten Mal seit Mayjays Tod hatte er bei Ruby vorbeigeschaut. Nie schluchzte oder jammerte sie. Ruby weinte nicht einmal, sondern redete nur endlos über ihre Tochter, wobei Spud höchst unbehaglich zumute wurde. Er saß da, während sie sprach, in der Hoffnung, dass Ruby, wenn ihre Trauer nachließ und die ewigen Zeitungsberichte aufhörten, wieder die hartgesottene Geschäftsfrau würde, die sie war.

»Es ist allein meine Schuld«, sagte sie eines Tages. Unvermittelt, wie aus dem Nichts, und zunächst hatte Spud nicht gewusst, wovon sie redete. Sie waren im Sun Majestic und saßen im kleinen hinteren Büro über den Büchern zum Jahresabschluss. Mayjay war seit gut sechs Monaten tot, und Ruby war anscheinend wieder die Alte.

»Was ist deine Schuld?«, fragte er und dachte an ein Buchhaltungsproblem.

»Mary-Jane hat mir immer vorgeworfen, eine Hure zu sein.«

O nein, dachte Spud, nicht schon wieder.

»Ich selbst sehe nicht ein, was an Prostitution falsch sein sollte, solange ein Bordell gut und sauber geführt wird.« Ruby beäugte ihn über den Rand ihrer Brillengläser; sie trug neuerdings eine Lesebrille.

Warum ging sie so in die Defensive?, fragte Spud sich. Warum hatte sie das Bedürfnis, ihre Existenz zu rechtfertigen, noch dazu ausgerechnet ihm gegenüber? Wohin sollte das führen?

»Leider hat Mary-Jane das nie begriffen. Sie hat in mir eine Nutte gesehen. Es ist meine Schuld, dass sie tot ist.«

Eine Pause trat ein, und Spud hatte das Gefühl, er sollte etwas sagen, obwohl er beileibe nicht wusste, was.

»Alle Mütter machen sich dafür verantwortlich, was mit ihren Kindern passiert«, sagte er schließlich und versuchte, weise zu klingen. »Selbst wenn ein Kind krank wird, sagt die Mutter, es sei ihre Schuld.« Das hatte er irgendwo gelesen.

Doch Ruby hörte ihm nicht zu. Sie nahm die Brille ab, massierte ihre Stirn mit den Fingerspitzen und versuchte die Kopfschmerzen zu vertreiben, die im Anzug waren.

»Mary-Jane hat sehr früh beschlossen, ›schlecht‹ zu sein. Das war ihre Art, es mir heimzuzahlen. Aber mir war nicht klar, dass sie so viele Tricks gelernt hatte.«

Spud schwieg, noch immer verwirrt, erkannte aber, dass sie eine Entgegnung seinerseits weder brauchte noch forderte.

»Kannst du dich noch an den Tag erinnern, als ich nach Hause kam, und sie stand da mit deinem Gürtel um den Hals?«

Herrgott, dachte Spud, wie konnte er das vergessen? »Ja, natürlich weiß ich das noch. Ich wusste nicht, was sie vorhatte.« Er lächelte und versuchte, einen leichten Ton anzuschlagen. »Jedenfalls schockierte Mayjay gern.«

»Ich war damals schockiert.« Die Mandelaugen konzentrierten sich jetzt auf ihn, und Spud wurde sogleich mulmig zumute. »Autoerotik, wo hatte sie das gelernt?«

Spud zuckte mit den Schultern. Woher zum Teufel sollte er das wissen? Erwartete sie eine Antwort?

Ruby brauchte keine. »Vor etwa zehn Jahren«, fuhr sie fort, »gab es zwei

Mädchen im Sun Majestic, die sich auf Autoerotik spezialisiert hatten. Ich war damit nicht einverstanden, es ist ein gefährliches Spiel. Aber damals hatte ich noch nicht die Leitung, was hätte ich machen sollen? Eine von beiden war eines Nachts übereifrig mit einem Kunden, der am Ende tot war. Sie hat die Halsschlagader zu lange abgeklemmt. Er erlitt einen Herzanfall.«

Die Mandelaugen beobachteten ihn weiter, ruhig. »Bis zu dem Nachmittag, als ich euch beide zusammen sah, hatte ich keine Ahnung, dass Mary-Jane etwas über Autoerotik wusste.«

Herr im Himmel, dachte Spud, beschuldigte sie ihn? »Mein Gott, Ruby! Sie hat es ganz bestimmt nicht von mir gelernt!«

»Natürlich nicht«, sagte Ruby herablassend und leicht ungehalten. »Sie hat es im Sun Majestic gelernt – genau dort, wo ihre eigene Mutter arbeitete. Sie hat die Mädchen beobachtet, wie sie es machten.« Mit leerem Blick starrte sie an die Wand. »Sie muss erst vierzehn, höchstens fünfzehn gewesen sein.«

Spud atmete zutiefst erleichtert auf, denn sie hatte ihm im ersten Moment einen Schreck eingejagt. »Das tut dir nicht gut, Rube«, sagte er tröstend. »Es hat keinen Sinn, in die Vergangenheit zu schauen. Mary-Janes Tod war nicht deine Schuld, du musst aufhören, dir Vorwürfe zu machen. Im Übrigen«, sagte er in der Hoffnung, die Unterhaltung damit abzuwürgen und sich wieder ihren Büchern zuzuwenden, »eines Tages werden sie den Schweinehund kriegen, der es getan hat. Warte nur ab.«

»Ich hoffe nicht.«

»Wie bitte?« Spud war nicht sicher, ob er richtig gehört hatte.

»Es war nicht seine Schuld. Ich war es.« Sie wandte sich wieder ihm zu.

»Mary-Jane wurde nicht umgebracht. Sie hatte einen Gürtel um ihren Hals gehabt, davon geht man aus. Im Polizeibericht steht, es habe eine Wunde von der Schnalle gegeben.«

Spud nickte, er hatte es in den Zeitungen gelesen. Er wartete, bis sie fortfuhr.

»Sie haben gevögelt, und irgend etwas ist schiefgegangen, das ist passiert. Und jetzt rennt ein armer Hund rum und steht Todesängste aus. Er tut mir leid.«

Rubys Haltung täuschte. Sie hatte viel über ihre Theorie nachgedacht und erwartete nun, dass Spud sie verspotten würde. Doch sie hoffte

wider besseres Wissen, er würde es nicht tun.

Spud selbst fehlten die Worte. Wie leicht wäre es für ihn zu sagen: »Du hast recht, Rube«, und ihr die ganze Geschichte zu erzählen. Doch er brachte es nicht fertig. Er wagte es nicht.

»Geht es dir mit dem Gedanken besser, dass es so war?«, fragte er.

Ruby zuckte mit den Schultern, als wäre es gleichgültig. Aber das war es nicht. Es war ihr überhaupt nicht einerlei.

»Ich wette, du hast recht. Ich wette, genau *das* ist passiert.«

Sie sagte nichts, doch Spud spürte, dass er auf dem richtigen Pfad war.

Sie wollte überzeugt werden, er sah es in ihren Augen.

»Ein Geschlechtsverkehr, der danebenging«, sagte er nachdrücklich,

»genau das war es.« In Gedanken suchte er nach den Worten, die Mikey verwendet hatte, wie war das noch gleich? *Ein grotesker, abscheulicher, sinnloser Tod, aber ein Unfall*. Nein, das klang nicht richtig. »Es war ein tragischer Fehler, Rube. Es hätte nicht passieren dürfen. Aber es war ein Unfall. Niemanden trifft die Schuld – am wenigsten dich.«

Endlich knickte Ruby ein. Nur ein wenig. Sie bewegte sich nicht, doch eine Träne lief ihr über die Wange. Sie hatte an ihre Theorie glauben wollen, obwohl sie sich selbst die Schuld gab. Sie hatte erfahren wollen, dass ihre Tochter nicht in Todesangst, gepeinigt unter den Händen eines Wahnsinnigen gestorben war.

Spud stand auf, nahm sie bei den Schultern und stellte sie sanft auf die Füße. »Mary-Jane hat nicht gelitten. Ihr Genick war gebrochen. Es dürfte einfach geknackt haben, sie hat nichts gespürt. Du weißt, dass es stimmt, Ruby, nicht wahr?«

»Ja«, sagte sie, »ich weiß.«

Er drückte sie an sich, strich ihr über das immer noch pechschwarze Haar, während ihr stille Tränen über das Gesicht strömten.

Im Lauf der nächsten Tage schüttelte Spud die restlichen Schuldgefühle rasch ab. Bequemerweise vergaß er, dass Ruby sich ohne jegliches Zutun seinerseits eine eigene Theorie zurechtgelegt hatte. Er war zufrieden mit sich selbst. Wie klug er doch gewesen war. Ruby Chan wusste genau, wie ihre Tochter gestorben war, ohne je die Wahrheit erfahren zu haben.

Die Stute knabberte an seiner Schulter, doch er hielt die Hände hinter dem Rücken und weigerte sich, die Karotten hervorzuholen, hinter denen

sie her war. Sie schnüffelte mit bebenden Nüstern und suchenden Lippen an seinem Arm entlang. Er trug ein T-Shirt, und ihre samtweiche Haut liebte seine nackte Haut. Sie machte einen Schritt, um ihn herum. Er drehte sich auf der Stelle und sah sie weiterhin an, also probierte sie es mit der anderen Seite. Die Stute war nicht dumm. Er neckte sie noch weiter, bis sie genug hatte.

Spud lachte und hielt ihr eine Handvoll Karottenstücke hin. Er liebte die Stute. Sie war sein Lieblingssperd. Ein zweijähriger Fuchs, trug sie den Namen Killarney Miss, ein Tribut an seine irischen Vorfahren, und sollte in der nächsten Saison gewinnen.

Spud kraulte die weiße Blesse der Stute, wie sie es mochte, und schaute über das Tal auf die fernen Hügel. Hinter ihm herrschte auf der Zuchtfarm, in den Ställen und auf der Trainingsbahn emsiges Treiben, doch hier war sein Lieblingsplatz, an dem er den Blick über das Weideland seines Anwesens schweifen ließ und sich wie ein König fühlte.

Und er *war* ein König, dachte er, oder würde es bald sein. Spud Farrell, König der Unternehmer. Das alles hier war nur der Anfang. Die siebziger Jahre würden sein Jahrzehnt werden – jetzt, da er seriös war. Bald würde er seine Buchmacherlizenz aufgeben müssen, was schade war, aber es war zu riskant, auf beiden Seiten spielen zu wollen. Die Bordelle, das Sun Majestic und die beiden neuen, die er mit Ruby in Fremantle gekauft hatte, konnten nicht zu ihm zurückverfolgt werden. Was den Rest betraf, der war absolut seriös. Die Zuchtfarm, sein Stolz und seine Freude, die Büros in Dalkeith, die er vor kurzem erweitert hatte, die Stadtwohnung in der Esplanade, die jetzt ihm gehörte, nachdem er Pembo ausgezahlt hatte, und Farrell Motors, das zu einem richtigen Renner geworden war.

Die Stute langweilte sich jetzt. Sie tänzelte, stampfte und warf den Kopf herum.

Wie immer redete Spud sich ein, dass sie sich nur für ihn so aufspielte. Das war das Einzige, was ihm fehlte, dachte er, während er sie bewunderte. Er wünschte, er hätte jemanden, vor dem er sich brüsten könnte. Er wollte eine Frau. Keine Ehefrau oder eine Partnerin – er hatte nicht den Wunsch, sein wachsendes Vermögen zu teilen –, aber er wollte eine Frau, die ihn anhimmelte, die in ihm den König der Geschäfte sah,



der er tatsächlich war. Seit geraumer Zeit hatte er die Vorstellung von einer Geliebten. Sie wäre so schön, dass andere ihn beneiden würden – ein Symbol seines Erfolgs –, und er würde gut für sie sorgen. Sie müsste natürlich Asiatin sein; in der Hinsicht hatte Ruby ihn gründlich verwöhnt.

Er sprang vom Geländer. Höchste Zeit, die Tagträume zu beenden, er hatte sich um das Geschäftliche zu kümmern. Er würde seine asiatische Schönheit noch früh genug finden.

Seine Schritte hatten etwas Übermütiges, als er zurück zu den Stallungen ging. Im Übrigen, sagte er sich, hätte er schon in der nächsten Woche jemanden, vor dem er prahlen konnte. Mike kam nach Perth.

Spud konnte es kaum erwarten. Zwei ganze Jahre waren vergangen. Er würde ihn mit zur Farm hinaus nehmen, sobald er eintraf.

Doch Mike meldete sich nach seiner Ankunft nicht gleich bei Spud. Er stieg auf sein Motorrad und machte sich stattdessen auf den Weg nach Shenton Park.

»Hallo Muz.«

»Mike!« Muzza ergriff die Hand, die Mike ausstreckte, und zog ihn in eine bärenmäßige Umarmung.

Lachend befreite er sich wieder. »Schön, dich zu sehen, Muz. Mann, du siehst klasse aus.«

Muzza sah mehr als klasse aus, dachte er – er wirkte wie neu geboren. Glatt rasiert, die Haare sauber geschnitten, die Augen sprühten vor Lebhaftigkeit: das war der milchgesichtige Muzza aus alten Zeiten.

»Mir geht es auch prima. Komm rein und lern Olga kennen.«

Das Erste, was Mike sah, als er in das weiträumige Wohnzimmer trat, war sein Porträt. Es war inzwischen gerahmt und hing an exponierter Stelle. Auch andere Gemälde hingen dort. Doch er hatte keine Zeit, stehen zu bleiben und sie zu bewundern, oder auch nur einen Kommentar dazu abzugeben, da Muzza ihn eifrig durch den Bogengang in die Küche führte.

Eine schlanke, dunkelhaarige Frau stand am Spülbecken. Als sie hereinkamen, drehte sie sich um und trocknete sich die Hände an einem Geschirrtuch ab.

»Olga, darf ich dir Mike McAllister vorstellen. Mike, das ist Olga.« Muzzas Bekanntmachung klang, als hätte ihr eine Trompetenfanfare

folgen sollen – er hatte den Augenblick herbeigesehnt, in dem die beiden wichtigsten Menschen in seinem Leben sich begegnen würden.

»Hallo, Mike.« Olga lächelte und streckte ihm die Hand entgegen.

»Murray hat mir so viel von dir erzählt. Schön, dich endlich kennenzulernen.«

Sie sprach mit leichtem Akzent. Ihre Stimme war reizvoll, und ihr Lächeln milderte die scharfen Züge eines kantigen, intelligenten Gesichts. Sie war ein gutes Stück älter als Muzza, der erst fünfundzwanzig war – Mike schätzte sie auf Mitte dreißig. Sie hatte die Haare zu einem Pferdeschwanz zurückgebunden, trug kein Make-up, und eine schlichte Goldkette um den Hals war ihr einziger Schmuck.

»Schön, dich kennenzulernen, Olga.« Er grinste, als sie sich die Hände schüttelten. »Obwohl ich sagen muss, dass Muzza dich ziemlich geheimgehalten hat.«

»Er hat auf dich gewartet.«

Sie legte Muzza einen Arm um die Schultern, und er nahm automatisch ihre Hand in seine beiden Hände. In Mikes Augen ließ die Geste auf eine sehr körperliche Beziehung schließen – sie wirkten außergewöhnlich glücklich, dachte er.

»Olga ist meine Seelenklempnerin«, verkündete Muzza. »Alle besten Seelenklempner sind Polen.«

»Ich bin *nicht* deine Seelenklempnerin«, verbesserte sie ihn.

»Gut, sie *war* meine Seelenklempnerin. Vor sechs Monaten wurde sie mich als Patient los, weil sie behauptete, es sei unethisch.«

»Das glaube ich auch.« Mike lächelte – es lag auf der Hand, dass sie verliebt waren.

»Ja. Sie sagt, Seelenklempnerinnen sei es nicht erlaubt, den eigenen Ehemann zu behandeln.«

»Den eigenen *was*?«

Muzza lachte, hocherfreut über die verblüffte Reaktion seines besten Freundes.

»Wir haben Anfang November geheiratet«, sagte er und schaute zu seiner Frau auf.

Olga beugte sich zu ihm herab. Ihr Kuss war derart zärtlich, dass Mike sich schon fragte, ob er sich abwenden sollte. Doch er tat es nicht, denn er wusste, dass die beiden ihn an dem Moment teilhaben ließen. Er fühlte

sich privilegiert.

»Spud und Pembo habe ich es noch nicht gesagt, nicht einmal der Familie«, sagte Muzza. »Niemand außer dem Standesamt weiß davon. Olga hat es auch niemandem gesagt.«

»Murray hat auf dich gewartet, Mike. Du bist ihm sehr wichtig.« Mike war gerührt, doch er wusste nicht, was er sagen sollte. Er war auch ein wenig verwirrt. Olga hatte so bedeutungsschwanger gesprochen. Warum hatte Muzza auf ihn gewartet? Warum war er so überaus wichtig? Er umarmte sie, um seine Verstörtheit zu verbergen, und schüttelte anschließend Muzza die Hand.

»Gratuliere, ich freue mich wirklich für euch beide«, sagte er, was in seinen Ohren ziemlich lahm klang, doch sie strahlten vor Vergnügen. Dann schlug er Muzza auf den Rücken. »Das erklärt allerdings, warum du so gut aussiehst.«

»Zeit, dass wir anstoßen. Holst du uns bitte die Flasche, Schatz?«

Olga nahm den Moët et Chandon aus dem Kühlschrank.

Sie setzten sich an den Tisch, stießen auf die Ehe und die Freundschaft an, und dann kam Muz zur Sache.

»Du bist drei Wochen hier, hast du am Telefon gesagt?«

»Ja, bin gestern angekommen und wohne bei Mum und Dad. Du bist meine erste Anlaufstelle.«

»Gut.« Muzza ergriff die Hand seiner Frau. »Wir wollen übernächste Woche eine richtige Feier veranstalten. Willst du mein Trauzeuge sein?« Sein Tonfall war munter und rationell, doch Mike ließ sich nicht täuschen. Offensichtlich war die Zeremonie und seine eigene Rolle als Trauzeuge von großer Bedeutung für Muzza. Das war es also, was Olga gemeint hatte, dachte er. Deshalb hatte Muzza auf ihn gewartet.

»Klar. Es wird mir eine Ehre sein.«

»Toll! Dann ist ja alles geregelt.« Muzza lächelte seine Frau aufgeregt an. »Morgen werde ich die Bombe in der Familie platzen lassen.« Dann, an Mike gewandt: »Die werden hin und weg sein, sie schwärmen für sie. Sie finden, dass sie das Beste ist, was mir je passiert ist, und damit liegen sie richtig.«

»Olga geht in die Klinik«, sagte sie und erhob sich. »Ihr zwei habt viel nachzuholen. Tschüs, Mike, bis bald.« Sie gab ihm einen flüchtigen Kuss auf die Wange. »Ich lasse dich mit meinem Lustknaben allein.«

Mike fand die Bezeichnung eigenartig frivol für eine Frau wie Olga. Muzza schaute ihr gedankenverloren nach. »Das sagt sie nie in Gegenwart anderer.«

»Was?«

»Sie nennt mich nie ihren Lustknaben – das ist unser privater Scherz. Sie will, dass ich über sie spreche. Na ja, über *uns* ... du verstehst ...«

Mike schaute ihn ausdruckslos an. War ihm etwas entgangen?

Muzza grinste. »Das ist das Problem, wenn man eine Frau hat, die Seelenklompnerin ist. Sie ist sehr, sehr klug und immer einen Schritt voraus.« Er wirbelte seinen Rollstuhl herum und machte sich auf zum Kühlschrank. »Holst du uns zwei Gläser, bitte?«

Nachdem sie sich zwei Bier eingesehen hatten, begann Muzza zu reden.

»Spud und Pembo verstehen Olga und mich nicht«, sagte Muzza. »Vor sechs Monaten, als es mit uns anfang, sind sie mir echt auf die Nerven gegangen. Sie haben natürlich nichts gesagt, aber ich konnte es spüren, und ich hätte sie umbringen können.« Kurz blitzte der Wahn des alten Muzza in seinen Augen auf. »Olga meinte, ich würde überreagieren. Sie sagte, es seien gute Freunde, und sie seien froh, mich glücklich zu sehen. Sie hatte natürlich recht.« Er entspannte sich und zuckte lässig mit den Schultern. »Mein Gott, schließlich ist es nur natürlich, wenn Typen sich fragen, was ein Krüppel wie ich im Bett mit einer Frau anfängt, oder?« Die Bemerkung enthielt keine Bitterkeit, doch Mike war peinlich berührt. Er hoffte, dass Muz ihn nicht zu denen zählte, die »sich fragten«, und er hatte sicherlich nicht den Wunsch, Einzelheiten zu erfahren.

»Mir ist scheißegal, was Spud und Pembo jetzt denken«, fuhr Muzza fort. »Aber manchmal ärgert es mich, dass sie Olga als sonderbar empfinden.« Er lachte. »Na ja, kein Wunder, was? Sie ist wohl kaum ihr Typ. Die beiden finden intelligente Frauen einschüchternd, ist dir das mal aufgefallen? Spud und Pembo können über sexuelle Äußerlichkeiten nicht hinausschauen.«

Muzza grinste ironisch. »Was ihnen nicht klar ist, Mike, dass Olga total sexy ist.«

Mike war jetzt nicht nur peinlich berührt, er war äußerst verlegen. Er wollte das Thema wechseln, wusste aber nicht wie.

»Oh, versteh mich nicht falsch«, fuhr Muzza fort, »es ist kein Wunder geschehen. Ich bin nicht funktionsfähig, das werde ich nie sein. Aber es gibt andere Möglichkeiten, eine Frau zu befriedigen, besonders eine Frau, die so sinnlich ist wie Olga.« Er grinste.

Mike reichte es. »Muz, du musst mir das nicht sagen ...«

»Doch! Verstehst du nicht? Um Himmels willen, Mann, sei nicht so zimperlich! Ich muss es einem Menschen auf der Welt erzählen, und der bist du! Ich mache sie glücklich, Mike! Weißt du, was das heißt?« Er schlug in einer wilden Geste des Triumphs mit der Faust auf den Tisch.

»Ich fühle mich wieder als Mann! Das heißt es!«

Mike schämte sich. Wie dumm, wie geistlos von ihm, dass er nicht gemerkt hatte, wie wichtig Murray Hatfield die sexuelle Beziehung war.

»Tut mir leid«, sagte er. »Tut mir echt leid, Muz. Ich hätte begreifen sollen ...«

Doch Muzza war nicht gekränkt. »Hättest du nicht, warum auch?« Er grinste. »Herrgott, mal ehrlich, wie *konntest* du? Für den Casanova McAllister ist Sex einfach.«

Das Grinsen verschwand, als er sich wieder vorbeugte, diesmal todernst.

»Olga hat mein Leben verändert, Mike. Das ist die Wahrheit.«

Wenn Muzza doch nur die Wahrheit wüsste, was ihn anging, dachte Mike. Sex war ganz und gar nicht einfach für den Casanova McAllister. Der Casanova McAllister schaute nicht in das entrückte Gesicht der Frau, die er liebte. Der Casanova McAllister hielt die Augen fest geschlossen, um einem toten Mädchen auszuweichen.

»Ich beneide dich, Muz«, sagte er. »Ich beneide dich wirklich.«

Muzza lachte. Er glaubte Mike kein Wort, doch es fühlte sich so gut an, sich dem einzigen Mann offenbart zu haben, dem er vertrauen konnte.

»Das solltest du auch, Kumpel«, sagte er und schenkte ihnen noch ein Bier ein. »Danke, dass du mir zugehört hast, Mike.« Dann leerte er sein halbes Glas und knallte es auf den Tisch. »So, und jetzt erzähl mir von Pilbara.«

Sie redeten lange. Zumindest Mike. Und als er über seine Leidenschaft für die Pilbara-Region und die Wirkung sprach, die sie auf ihn ausübte, beobachtete Muzza seinen Freund mit der Objektivität des Künstlers. Er war erleichtert, dass Mike nicht mehr so gepeinigt schien wie bei ihrer letzten Begegnung. Aber er hatte sich trotzdem verändert, dachte Muzza.

Er war jedenfalls nicht derselbe wie auf dem Porträt. Andererseits war der Mensch auf dem Porträt ein Junge gewesen, und das hier war ein Mann. Vielleicht war es so einfach. Er hoffte es.

Nachdem sie sich noch zwei weitere Bier einverleibt hatten, riefen sie Spud an.

»Hey, Spud«, sagte Muzza, »willst du übernächste Woche auf eine Hochzeit kommen?«

»Wessen?«

»Meine.«

»Scheiße! Du *heiratest* Olga?«

Die Reaktion war instinktiv und sehr, sehr laut. Muzza und Mike grinsten sich an.

»Ja.«

Nach einer kurzen Pause: »Schön für dich, Kumpel. Ich werde da sein, und ob.«

Nachdem sie aufgelegt hatten, riefen sie Ian Pemberton an, der von Kalgoorlie wieder nach Perth gezogen war, wo die Hauptverwaltung von Excalibur jetzt saß.

Pembos Reaktion war etwas weniger krass, aber ebenso ungläubig.

»Echt?«

»Ja, echt.«

»Natürlich komm ich, Muz. Ich freu mich sehr für dich.«

Lachend legte er auf. »Verstehst du, was ich meine?«

Mike nickte. »Aber sie wünschen dir alles Gute, Muz.«

»Natürlich, das weiß ich.«

Als Olga wieder nach Hause kam, rückte Muzza mit einer weiteren Neuigkeit raus. Er wies auf Mikes Porträt.

»Ich möchte mich damit in diesem Jahr für den Archibald-Preis bewerben«, sagte Muzza, »vorausgesetzt, du hast nichts dagegen.«

»Natürlich nicht. Es ist dein Werk, also mach damit, was du willst. Aber wäre es nicht besser, eine Berühmtheit zu malen?«

Mikes oberflächliches Lachen war aufgesetzt. Das Porträt konfrontierte ihn mit dem Menschen, der er einmal gewesen war: mit jugendhaftem Gesicht und eifrig, ein junger Mann auf der Schwelle zum Leben. War es erst zwei Jahre her, dass er so ausgesehen hatte?

»Nein. Ich will keine Berühmtheit. Das hier ist mein bestes Werk. Ich

habe es *Lebensziel* genannt.«

Sie tauschten kurz einen Blick, denn beiden fielen die Unterhaltungen aus der Vergangenheit ein. Dann schaute Mike wieder auf das Porträt.

»Der Titel ist gut. Treffend.«

»Ja, nicht wahr?«

Mike nahm Olgas Einladung zum Abendessen nicht an, so gern er auch geblieben wäre.

»Mum macht einen Braten«, sagte er. »Das ist ihr besonderer Leckerbissen, sie glaubt, ich bin zwölf.«

»Das glauben Mütter doch immer.« Olga lächelte. Als sie ihn zur Tür brachte, sagte sie leise: »Danke, dass du Murrays Freund bist. Du tust ihm gut.«

»Das beruht auf Gegenseitigkeit, Olga. Auch er tut mir gut.«

Spud holte Mike in dem nagelneuen Land Rover ab, den er für die Farm gekauft hatte.

»Was soll der Akubra-Hut?« Mike musterte Spud von Kopf bis Fuß, die Stiefel, die Jeans, das ärmellose T-Shirt, vor allem aber den Hut. Er hatte Spud noch nie in einem Akubra gesehen.

»Muss mich meiner Rolle anpassen, Mikey.« Spud hielt die Fäuste hoch und boxte in die Luft. »Ich muss das Image aufbauen, wenn du weißt, was ich meine.«

Mike wich den Schlägen aus und lachte, als sie sich dann umarmten. Sie stiegen in den Rover, und Spud hielt kurz inne, bevor er die Zündung einschaltete. »Wie geht's dir, Mikey?«, fragte er vielsagend. »Alles in Ordnung?«

»Prima, Kumpel. Alles bestens.«

»Gut. So sollte es auch sein.«

Spud ließ den Motor an. Er hatte verstanden. Die Nacht in Scarborough würde auch weiterhin ein verbotenes Thema bleiben, so wie es vor zwei Jahren gewesen war. Ihm sollte es nur recht sein.

Spud drehte eine volle Besichtigungsrunde mit Mike über die Zuchtfarm, prahlte ohne Ende und sonnte sich im Lob seines Freundes.

Dann schlenderten sie hinunter zu Spuds Lieblingsplatz, wo sie sich auf das Gatter setzten und über das Tal schauten.

»Es ist schön, Spud, wirklich schön.«

»Ja.« Spud zündete sich eine Zigarette an. »Und das ist nur der Anfang, Mikey.« Die Zigarette zwischen den Lippen, breitete er die Arme weit aus, wie ein Flugzeug kurz vor dem Abheben. »Das ist nur der Anfang, Kumpel.«

Mike hatte keinen Zweifel daran. Er dachte an Spuds frühe Jahre. Seinen betrunkenen Vater, die Zeitungsrunden als Kind, seine morgendlichen Milchliefereien, wie er schon als Schuljunge seine Familie unterstützt hatte, und seine zähe Zielstrebigkeit.

»Du hast deinen Erfolg verdient, Spud«, sagte er. »Du hast hart gearbeitet, und es steht dir zu – schön für dich.«

Damit war der Tag für Spud abgerundet. Er hatte Mikes Achtung erworben, und er war trunken vor Stolz.

Auf der Rückfahrt in die Stadt kam Spud auf Muzzas bevorstehende Hochzeit zu sprechen.

Dann sagte er: »Wusstest du, dass Pembo auch nächstes Jahr heiratet?«

»Ja, das hat er mir gesagt. Arlene. Wie ist sie?«

»Cynthia.«

»Was?« Mike sah ihn an, um festzustellen, ob er scherzte, doch Spud hatte den Blick auf die Straße gerichtet und meinte es anscheinend todernt.

»Pembo heiratet seine Mutter.«

»Sag nichts ... du bist Mike ... ich habe ja schon so viel von dir gehört.« Pembo hatte sie gerade vorstellen wollen, doch Arlene hatte sich auf Mike gestürzt. »Ian hört gar nicht auf, über seinen besten Freund an der Uni zu sprechen. Wie *göttlich*, dich kennenzulernen, Mike. Ich bin Arlene.«

Mike begegnete Spuds Blick und hätte am liebsten laut gelacht.

»Arlene Johnstone, Mike McAllister.« Ian übernahm die formelle Bekanntmachung. »Mike, darf ich dir meine Verlobte Arlene vorstellen?«

Arlene lachte. »Nicht nötig, die Form zu wahren, Schatz. Ich habe das Gefühl, als würden wir uns schon *jahrelang* kennen, du nicht auch, Mike?«

»Sicher, Arlene, jahrelang.« Er wich Spuds Blick aus.

Trotz des heißen Februarnachmittags war es auf dem Hügel von Kings



Park im Schatten der Bäume erträglich, vom Fluss wehte eine leichte Brise herauf. Muzza und Olga hatten ihre Gäste gebeten, sich leger zu kleiden, was alle befolgt hatten, mit Ausnahme von Arlene, die auf lächerlich hohen Absätzen herumstakste und bei jedem Schritt im Gras einsank. Dabei machte es ihr nichts aus. Modische Standards waren in Arlenes Augen entscheidend, und sie würde bereitwillig in der schlimmsten Winternacht in einem Cocktailkleidchen frieren, wenn die Situation es erforderte.

Sonny und Chers »I Got You Babe« dröhnte durch die Lautsprecher der Anlage, und Mike stand neben Muzza als Olga von ihrem Freund und Kollegen Dr. Leo Bradman »durch das Mittelschiff« geführt wurde.

Mike dachte, wie elegant sie in ihrem schlichten roten Kleid und den schmalen Sandalen aussah. Das einzige Make-up, das sie angelegt hatte, war ein Hauch Lippenstift, doch das schwarze Haar fiel ihr offen und voll über ihre Schultern. Sie hatte wunderschönes Haar. Eigenartig, dachte er, dass Spud und Pembo nicht sehen konnten, wie attraktiv Olga in ihrer unaufdringlichen Art war.

Die Zeremonie war zauberhaft und sehr anrührend. Muzza, umringt von seiner Familie und seinen Freunden, strahlte noch mehr als die Braut.

Die beiden sahen sich in die Augen, während sie Shakespeares 116.

Sonett zitierten. Sie hatten es auswendig gelernt, und Olga fing an.

»Nie darf ein Hemmnis reiner Seelen Band

Im Wege stehen. Die Lieb ist Liebe nicht,

Die schwankend wird, schwankt unter ihr der Grund ...«

Sie führte die ersten vier Zeilen perfekt zu Ende, und nun war Muzza an der Reihe. Er fing gut an, aber dann ...

»Liebe ist nicht der Narr der Zeit, die zwar

Selbst Rosen fällt mit ihrem ...«

Mit ihrem was, dachte Muzza. Plötzlich fiel ihm nichts mehr ein. Mit ihrem – was?

»... mit ihrem Sichelschlag.« Olga sprach die Zeile für ihn zu Ende. Sie murmelte die Worte nicht oder zischte sie ihm leise zu in der Hoffnung, dass es niemand hören würde, sondern vervollständigte die Zeile einfach, und Muzza fuhr fort.

»Im flinken Lauf der Zeit unwandelbar

Besteht die Liebe bis zum Jüngsten Tag.«

Niemand hatte über den Patzer gelacht. Mike war sich sicher, dass es den meisten nicht einmal aufgefallen war.

»Wenn, was hier steht, sich je als falsch ergibt,

Dann schrieb ich nie, hat nie ein Mensch geliebt.«

Die letzten beiden Zeilen trugen sie gemeinsam vor.

Der Pfarrer rief Mike als den Trauzeugen auf, ihm den Ring zu geben.

Dann trat er mit Leo Bradman zurück zwischen die Gäste, während die Gelübde ausgetauscht wurden. Bis auf ein paar Freunde aus der Klinik, in der sie arbeitete, hatte Olga keine Familienangehörigen oder Repräsentanten ihrer Vergangenheit dabei, was Mike angesichts ihrer Geschichte, die er kannte, schmerzlich fand.

Olga habe den Kontakt zu ihren Eltern und ihrer jüngeren Schwester verloren, die in Polen lebten, hatte Muzza ihm erzählt. Ihr jüdischer Vater hatte sie enterbt, als sie gegen seinen Willen einen Australier geheiratet hatte, den sie an der Universität in Warschau kennengelernt hatte. Ein Jahr später war sie mit ihrem Mann nach Australien gekommen, doch die Ehe hatte nur noch ein Jahr gehalten, und sie war mit sechsundzwanzig Jahren auf sich allein gestellt.

»Schwierige Lage«, hatte Muzza gesagt, »allein in einem fremden Land, verlassen von einem Mann, der sie von Anfang an eigentlich nicht geliebt hatte.« Er hatte vernichtend geklungen, als er von dem Ehemann sprach. »Sie sagt nicht viel, aber ich kann zwischen den Zeilen lesen. So wie ich es sehe, war der Schweinehund einfach nur scharf auf sie. Sie war Jungfrau, und die einzige Möglichkeit, sie zu bekommen, war, sie zu heiraten. Sie liebte ihn. Sie vertraute ihm so, dass sie ihre Heimat verließ und mit ihm um die halbe Welt ging! Aber die Neuheit nutzte sich ab, und er hat sie ohne einen Cent sitzenlassen – so ein Arschloch! Sie wollte nicht nach Hause zurück. Ihre Qualifikationen wurden nicht anerkannt, daher musste sie abends in einem Restaurant arbeiten, um ihr Studium selbst zu finanzieren. Aber sie hat es geschafft. Sie ist stolz. Wenn ihre Familie sie nicht haben wolle, dann komme sie auch ohne sie klar, sagte sie.«

Die Hochzeitszeremonie ging zu Ende, und alle applaudierten, als Muzza und Olga sich küssten. Gratulanten sammelten sich um das Paar, und Muzzas Eltern, Geschwister, Tanten, Onkel, Cousinsen und Vettern umringten die Braut, umarmten sie als eine der Ihren.

Jedenfalls hatte Olga jetzt eine Familie, dachte Mike.

»Was für eine *schöne* Zeremonie, nicht wahr?«

Mike hatte sich schon auf den Weg zu Spud und Pembo machen wollen, die neben dem Biertisch mit Selbstbedienung Position bezogen hatten, doch Arlene hatte sich wieder bei ihm eingehakt.

»Ja, sicher«, stimmte er ihr zu.

»Du *wirst* doch zu *unserer* Hochzeit kommen, nicht wahr, Mike? Wir werden Weihnachten heiraten – *versprich* mir, dass du kommst.«

»Ehrenwort, Arlene. Ich schwöre es.«

Sie lachte fröhlich, ein Lachen, das sehr an Cynthias erinnerte, dachte Mike unwillkürlich. Sie sah sogar aus wie Cynthia. Jedenfalls eine junge Cynthia – sie konnte nicht älter als einundzwanzig, höchstens zweiundzwanzig sein. Doch sie war so schlank wie Cynthia, sehr blond und auf synthetische Art sehr schön. Es war unheimlich. Er fragte sich, wie schon bei Cynthia Pemberton, ob sich hinter der Fassade eine kluge Frau verbarg. Er hatte da so seine Zweifel.

»Ich freue mich so.« Arlenes Lächeln verblasste, sie war jetzt ernst.

»Eure Freundschaft ist Ian wichtig, weißt du.«

Das war sie bestimmt. Mike war genau der Freund, den Ian pflegen sollte, dachte Arlene, als sie zu ihrem Verlobten hinüberschaute, der sich mit Spud Farrell unterhielt. Spud war wichtig, weil er auf dem besten Weg zu Reichtum war, wie Ian ja auch, und die Reichen zogen sich gegenseitig an. Doch Männer aus gutem Hause wie Mike McAllister, Männer, die Klasse hatten und Achtung verlangten, waren, was das Image betraf, höchst vorteilhaft.

»Ich bin mir nicht sicher, ob dir klar ist, *wie* wichtig«, fügte sie mit vielsagendem Ausdruck hinzu, der besagte, dass es *ihr* sehr wohl bewusst war.

Mike fand den Blick und die versuchte Ernsthaftigkeit linkisch. Das war ein Feld, das sie nicht wie Cynthia beherrschte, dachte er. Cynthia flirtete so offen, wenn sie vorgab, ernst zu sein, dass man unweigerlich nachgab, auch wenn man wusste, dass es nur Heuchelei war. Wenn Arlene sich ihre künftige Schwiegermutter zum Vorbild nehmen wollte, dann sollte sie lieber Unterricht nehmen.

»Na ja, Freundschaften, die auf der Universität entstehen, halten für gewöhnlich sehr lange, oder?«, sagte er und stahl sich aus der

Unterhaltung.

»Ich das nicht witzig« – ihr Gesicht hellte sich auf – »genau das sagt mein Vater. Daddy sagt immer, seine engsten Freunde sind die aus Studienzeiten.« Arlene lächelte, zufrieden, dass sie so schnell auf Gemeinsamkeiten gestoßen waren. »An der Flinders Universität, wir kommen aus Südaustralien. Daddy ist Chirurg in der Orthopädie.« Sie wollte Mike zu verstehen geben, dass sie, ähnlich wie er, aus gutem Hause stammte.

»Ach ja?«

»Ja, Mummy ist auch in Flinders zur Uni gegangen, da haben sie sich kennengelernt, aber sie zogen nach Perth, als ich fünfzehn war. Wir haben draußen bei Kalamunda gewohnt, Daddy mag die Landluft, aber vor kurzem sind wir in die Stadt gezogen.« Sie setzte ein vertrauensseliges Lächeln auf. »Er sagt, er ist es leid, zu pendeln, aber ich glaube eigentlich, dass Mummy ihn dazu überredet hat. Sie hat mir gesagt, dass sie sich in den Bergen einsam fühlt.«

»Ja, das kann ich mir denken.«

Mike warf einen neidischen Blick auf Spud und Pembo am Biertisch; wie es aussah, blieb Arlene noch eine Weile an ihm kleben.

Die Hochzeitsgesellschaft sollte nun ins Kings Park Restaurant zum Empfang gehen. Doch Muzza wollte eine kurze Pause. Er hatte genug vom Posieren für die Fotografen und dem Anstoßen mit Champagner. Er sehnte sich nach einem Bier mit seinen Freunden.

»Mach ruhig«, drängte Olga ihn. »Ich führe die Truppe an und sehe dich dann auf dem Empfang.«

»Lieb von dir, Schatz.«

Er schaute sich um. Spud und Pembo waren drüben am Biertisch, aber wo steckte Mike? Olga entdeckte ihn zuerst, er steckte in einer Unterhaltung mit Arlene fest.

»Ich schicke Mike zu euch«, sagte sie. »Geh zu deinen Freunden, Liebling.«

Arlene plapperte noch immer auf Hochtouren. Sie erzählte Mike über ihr Interesse an Modedesign. Erst im Jahr zuvor hatte sie ihren Abschluss in Kunst an der UWA gemacht.

»Stell dir nur vor«, sagte sie, »wenn ich ein paar Jahre früher zur Uni

gegangen wäre, hätte ich mit dir und Ian studiert. Ist es nicht witzig, wie das Leben so spielt?«

»Ja, kann sein.«

Mike war inzwischen davon überzeugt, dass Arlene echt dämlich war, und hatte sich in die Unterhaltung gefügt – sie versuchte schließlich nur, nett zu sein. Doch er war dankbar, als Olga sie unterbrach.

»Wir gehen zum Empfang, Arlene«, sagte Olga.

Arlene fand die Einmischung extrem unhöflich. Und herrisch obendrein, dachte sie. Andererseits war Olga häufig herrisch. Und wo waren ihre Manieren? Sie hätte sich wenigstens entschuldigen können.

»Wunderbar.«

Arlene schenkte Mike ein Lächeln, denn sie nahm an, dass sie gemeinsam hinauf zum Restaurant gehen und ihr Gespräch fortsetzen würden. Sie musste dafür sorgen, dass sie beim Empfang neben ihm saß – sie würde die Platzkarten vertauschen, falls nötig. Ihr Plan, seine Freundschaft auf persönlicher Ebene zu festigen, lief ausgesprochen gut. Doch Olga mischte sich erneut ein und hakte sich kameradschaftlich bei Arlene unter.

»Die Jungs werden noch schnell ein Bier trinken, bevor sie sich uns anschließen«, sagte sie. »Sollen wir mit den anderen gehen?« Olga war Arlene gegenüber stets freundlich. Sie tat ihr leid, denn sie war sich sicher, dass das Mädchen im Grunde seines Herzens zutiefst unsicher war.

Arlene ärgerte sich, ging aber mit, denn ihr blieb nichts anderes übrig.

»Bis gleich, Mike«, rief sie ihm über die Schulter zu, während Olga sie abführte.

Arlene mochte Olga nicht. Olga war Ausländerin, unattraktiv und trotzdem äußerst selbstsicher. Die Mischung stimmte überhaupt nicht, sie sollte ihren Platz in der Hackordnung kennen. Und wie um alles in der Welt konnte die Frau nur ohne jegliches Make-up leben? Seltsamerweise weigerte Ian sich, Olga zu kritisieren. Für gewöhnlich amüsierte es ihn, wenn Arlene auf anderen Frauen herumhackte – er lachte vergnügt und stachelte sie an. Nicht aber, wenn es um Olga ging. »Ja, sie ist ein bisschen komisch, aber sie tut Muz gut«, war alles, was er dann sagte. Arlene fand es höchst ärgerlich.

Mike, Spud und Ian prosteten Muzza zu.

»Auf ein langes und glückliches Leben mit einer Frau, die dich liebt, Kumpel«, sagte Spud.

»Auf Muzza und Olga«, lautete Mikes Trinkspruch.

»Auf Muzza und Olga«, wiederholte Ian, und die drei kippten ihr Bier herunter, während Muzza von einem Ohr zum anderen grinste.

Er hob sein Glas. »Auf die Freundschaft«, verkündete er.

»Auf die Freundschaft.« Sie tranken erneut.

Dann setzten sich die Trinksprüche wie in alten Tagen fort. Sie schenkten sich immer wieder nach, während sie auf Mike und seine neue Stelle bei Dampier Salt anstießen, auf Spuds Zuchtfarm und den Perth Cup im nächsten Jahr, sowie auf Excalibur Holdings und das neue Unternehmen in der Pilbara-Region.

»Auf das nächste Hochzeitspaar«, sagte Muzza schließlich. »Auf Pembo und Arlene.«

»Auf Pembo und Arlene«, riefen Mike und Spud mit Begeisterung.

Ian strahlte. Er wünschte, Arlene wäre bei ihnen, um den Toast zu hören. Sie war eifrig darauf bedacht, dass seine Freunde sie mochten, und das hier war der Beweis. Herrgott, welcher Mann würde eine so gutaussehende Frau wie Arlene nicht mögen? Er konnte es kaum erwarten, sie zum Altar schreiten zu sehen, die hübscheste Braut der Welt. Alle würden ihn darum beneiden. Und dann konnten sie wie Mann und Frau zusammenleben. Er sehnte sich nach dem Tag, er war die Warterei leid. Mein Gott, er wünschte sich, es wäre schon Weihnachten. Als sie sich auf den Weg ins Restaurant machten, waren alle vier in bester Partylaune.

»Hey, Muzza«, sagte Ian leise, als sie sich der Tür näherten, »könntest du es irgendwie hinkriegen, den Toast gegen Ende des Empfangs noch einmal vorzubringen?«

Muzza sah ihn verständnislos an.

»Du weißt schon ... auf Arlene und mich und die Heirat zu Weihnachten, das würde ihr echt gefallen.«

»Klar, mach ich, Kumpel.« Muzza war amüsiert. Wie abwegig für einen Ian Pemberton, so bescheiden aufzutreten. Doch er fand die Bitte anrührend. Es gab keinen Zweifel: der Mann war verliebt. Pembo war Wachs in Arlenes Händen.

Andrew war überrascht gewesen, als Jo angekündigt hatte, sie werde über Weihnachten nach Hause fahren und außerdem in einer Woche schon abreisen.

»Aber du fährst doch über Weihnachten nie nach Hause«, sagte er.

»Deine Mutter kommt immer nach Sydney. Warum ist es diesmal anders? Und warum so bald? Bis Weihnachten sind noch drei Wochen.«

»Eigentlich fahre ich auch nicht nach Hause – jedenfalls nicht nach Manjimup. Mom ist nach Perth gezogen.« Sie schien ein wenig zerstreut.

»Aber deine Mutter kann doch bestimmt herkommen? Was ist mit Alana?«

Jo musste unwillkürlich lächeln. Seine beschützende Haltung gegenüber Alana war immer liebenswert.

»Sie ist drei Jahre alt, Andy. Sie ist schon ganz aufgeregt bei der Vorstellung, in einem Flugzeug zu fliegen. Ich könnte sie jetzt unmöglich enttäuschen.«

»Soll das heißen, du hast es ihr schon gesagt? Bevor du mit mir darüber gesprochen hast?« Andrew war ehrlich schockiert.

»Ja.« Das war die Schattenseite, dachte sie. Andy glaubte, sie gehöre ihm, aber das stimmte nicht. Vielleicht liebte sie ihn, sie wusste es wirklich nicht, aber je besitzergreifender er wurde, desto mehr zog sie sich in sich selbst zurück. »Ich muss nach Hause fahren, Andy«, sagte sie. »Da ist etwas passiert. Ich muss meine Mutter sehen.«

Sie hatte dichtgemacht, das sah er ihr an. Er hatte gelernt, sie nicht zu sehr zu drängen. Johanna behielt ihre Gefühle lieber für sich, und es war manchmal schwer, zu ihr durchzudringen. Jetzt ließ er das Thema besser ruhen, aber es galt, den richtigen Moment abzapfen, wenn sie dafür empfänglich war. Er musste sich erklären, bevor sie nach Perth fuhr. Johanna Whitely und Andrew Gaden waren seit über einem Jahr ein Paar. Anfangs hatte er Abstand gehalten, nachdem sie ihn mit der Neuigkeit über ihr Kind schockiert hatte. Doch dann regte sich sein Gewissen. Jo brauchte einen Freund, und er ließ sie im Stich. Nur wenige Wochen später, nachdem er ihre Freundschaft erneuert hatte, begriff er, dass er sich selbst zum Narren gehalten hatte. Er war verliebter in sie denn je, und er wollte viel mehr als Freundschaft.

Es hatte ganze sechs Monate gedauert, bevor sie miteinander geschlafen hatten, und er hatte geglaubt, dass sich danach alles ändern würde. Doch eigentlich war es nicht so. Sie war sinnlich im Bett und brachte ihm offen Zuneigung entgegen, doch er wusste noch immer nicht, woran er mit ihr war. Johanna blieb ein Rätsel.

In gewisser Weise war Jo sich selbst ein Rätsel. Was wollte sie? Sie hatte Andrews sexuellen Avancen in einem Moment der Schwäche nachgegeben und nie die Absicht gehabt, sich auf eine richtige Beziehung einzulassen. Doch Andy hatte sich als unwiderstehlich erwiesen. Er war lustig, er brachte sie zum Lachen, und außerdem war er ein ausgezeichneter Liebhaber. Mit ihm zu schlafen, war viel erfüllender als die tragisch distanzierten Intimitäten, die sie mit Mike erlebt hatte. Wie kam es also, dass sie ihn nicht so liebte, wie sie Mike geliebt hatte? Jo stellte sich diese Frage einfach nicht mehr.

Trotz seiner wiederholten Bitten hatte sie sich geweigert, in ihrem letzten Studienjahr bei ihm einzuziehen. Sie wohnte weiter bei Nora in Potts Point, die meisten Wochenenden jedoch hatte sie in der Wohnung verbracht, die er in Double Bay gekauft hatte. Andrew, inzwischen ein gefragter Anwalt, genoss das Drumherum, das mit Erfolg einherging. Dazu gehörte auch eine Dreizimmerwohnung mit Blick über den Hafen. Er hatte eins der freien Schlafzimmer für Alana reserviert, regelmäßig tauchte neues Spielzeug auf, und vor kurzem hatte er die Wände mit Donald-Duck-Tapeten dekoriert. Jo hatte sich damit etwas überfahren gefühlt.

»Andy, das hättest du nicht tun sollen!«

»Warum nicht? Schau sie dir doch an. Ihr gefällt es.«

Allie küssten jeden Donald Duck, an den sie heranreichte.

»Du verwöhnst sie so schon viel zu sehr.«

Jo wusste, dass ihre Antwort ausweichend klang, denn die Tatsache, dass das Kind verwöhnt wurde, war nicht das Problem. Es ging um ihr eigenes Gefühl, in eine Falle geraten zu sein. Andy behandelte sie wie eine Art Errungenschaft, er stülpte sich über ihr Leben. Und jetzt, so schien es, auch über das ihrer Tochter.

»Ich verwöhne sie gern. Hey, Allie«, sagte er und ging in die Knie,

»drück deinen Onkel Andy mal ganz fest.« Und Allie stürzte sich in seine ausgebreiteten Arme.



Das Werben um Alana war zunächst Teil von Andrews Eroberungsfeldzug gewesen. Er hatte beschlossen, Johanna zu heiraten. Wenn er dabei ein Kind erben musste, dann würde er die Bürde auf sich nehmen, sagte er sich. Doch Allie war schon längst keine Last mehr. Allie mit ihrem schwarzen Lockenkopf und den lachenden blauen Augen hatte sein Herz erobert.

Er hatte sich vorgenommen zu warten, bis Jo ihren Abschluss gemacht hatte, bevor er sie um ihre Hand bat. Er war sehr zuversichtlich. Ihr musste doch klar sein, was er zu bieten hatte. Ein Mann, der sie liebte, ein williger Vater für ihre Tochter und ein bequemes Leben – die ideale Kombination. Im Übrigen liebte sie ihn doch, obwohl es ihr selbst nicht klar zu sein schien.

Nachdem ihr letztes Semester nun abgeschlossen war, hatte Andrew einfach auf die Bekanntgabe der Ergebnisse gewartet – es war eine ausgemachte Sache, dass sie bestehen würde. Nun aber stand Jo vor ihm und kündigte an, dass sie mit Allie nach Perth fahren würde. In einer Woche! Darüber hinaus gab es anscheinend keinen Spielraum für Diskussionen. Johanna konnte zuweilen sehr frustrierend sein.

Ein paar Tage später fand er den richtigen Moment, an einem seltenen Sonntagnachmittag, als sie noch im Bett lagen, nachdem sie miteinander geschlafen hatten. Allie war mit Nora, Geoff und deren Kindern im Zoo. »Genieße zur Abwechslung mal einen freien Sonntag«, hatte Nora lachend zu Jo gesagt. »Mit drei Kindern im Auto ist ohnehin kein Platz mehr für dich.«

»Wie herrlich dekadent.« Jo kuschelte sich an Andy, den Kopf in seiner Schulterbeuge, einen Arm über seiner Brust.

»Du wirst mir fehlen, wenn du in Perth bist«, sagte er und spielte mit ihrem Haar. Sie trug es neuerdings etwas länger, bis auf die Schultern. Er stellte sich gern vor, sie mache es ihm zuliebe, doch eigentlich bezweifelte er das. Jo war eine sehr eigenständige Frau. Dann fragte er beiläufig: »Weißt du schon, wie lange du fortbleibst?«

»Ich bin mir nicht sicher. Einen Monat, vielleicht zwei.« Er hatte es verdient, den Grund zu erfahren, warum sie wegging, dachte sie, es war unfair gewesen, ihn auszuschließen. »Mums Ehe ist in die Brüche gegangen«, sagte sie abrupt. »Mein Stiefvater hat sie sitzenlassen. Ich

muss mich vergewissern, ob es ihr gutgeht.«

Er wartete auf weitere Erläuterungen, doch da kam nichts. Eigentlich hatte er auch nicht damit gerechnet. Sie sprach nie über ihre Familie.

»Verstehe.« Jetzt ist der Zeitpunkt gekommen, dachte er. »Ich hätte da noch eine Frage an dich, Jo, und ich hätte gern vor deiner Abreise eine Antwort.«

O nein, dachte sie. Frag mich nicht, Andy. Nicht schon wieder, bitte. Ich will nicht mit dir zusammenleben. Ich bin nicht dein Besitz. Ich gehöre niemandem.

»Willst du mich heiraten?«

Einen Augenblick lang schwieg sie verdutzt.

»Du bist überrascht«, sagte er und drehte sich zu ihr um. »Warum?«

Das fragte sie sich auch. Sie hatte gewusst, dass er sie liebte; wieso kam das unerwartet? Aber es war so. Seitdem sie zusammen waren, hatte sie keinen einzigen Gedanken daran verschwendet, dass er sie womöglich heiraten wollte.

»Ich liebe dich, Jo.« Er küsste sie. »Ich liebe dich sehr, und auch Allie liebe ich. Ich möchte dein Mann sein und ein Vater für Allie. Was meinst du? Wir würden ein tolles Team abgeben.«

Sie begegnete seinem Blick mit unverhohlener Ehrlichkeit. »Ich weiß nicht, ob ich eine gute Ehefrau wäre, Andy. Ich habe hart gearbeitet, und ich will Karriere machen.«

»Aber sicher.« Er sah sie offen an. »Ich werde dir nicht im Weg stehen. Mein Gott, Jo, das ist es, was ich an dir liebe, deine absolute, verdamnte Hartnäckigkeit!«

Sie richtete sich auf und schaute ihn an, während er sich auf einen Ellbogen stützte.

»Ich wäre dumm, wenn ich ein solches Angebot ausschläge, oder?«

»Ja.« Jetzt musste er lächeln.

»Willst du dir denn so früh in deinem Leben ein Kind aufbürden?«

»Ein Kind wie Allie, ja.«

»Liebe ich dich genug, Andy?«

Sie dachte, sie hätte ihn mit dieser Bemerkung umgehauen, doch er lachte erneut.

»Ja, Jo. Du liebst mich mehr, als dir klar ist.«

Er hatte recht, dachte sie. In ihrer Besessenheit, ihre Unabhängigkeit zu

wahren, war ihr entgangen, dass sie ihn tatsächlich liebte.

»Ich nehme an, das Plädoyer ist vorgetragen«, sagte sie.

»Können wir dann die Verhandlung vertagen?«

Er zog sie auf sich, und sie rollten über das Bett wie Kinder.

Sie schliefen nicht miteinander – jedenfalls nicht sofort. Stattdessen sprachen sie über ihre Zukunft und Jos Karriere. Andy gab sich die größte Mühe, sie zu begeistern und wurde dabei aufgereggt wie ein Schuljunge. Sie werde ihre Assistenzzeit absolvieren und dann werde er ihr helfen, eine eigene Praxis aufzubauen, sagte er.

»Mit deinem eigenen Messingschild«, verkündete er theatralisch und malte ein Schild in die Luft. »Dr. Johanna Whitely, Allgemeinmedizinerin. Nein, nein, das ist falsch. Dr. Johanna Gaden, Allgemeinmedizinerin.«

»Bist du nicht ein bisschen voreilig?«, fragte sie lachend. »Ich habe noch nicht bestanden, und erst recht noch kein Angebot für eine Assistentenstelle.«

Er wischte alle Vorbehalte mit einer Handbewegung beiseite. »Du wirst unter den ersten zehn sein, wie immer. Es gibt kein Krankenhaus in Sydney, das sich nicht um eine Assistenzärztin wie dich reißen würde.« Andys Überschwang war immer unwiderstehlich, selbst für eine Pragmatikerin wie Jo. Daher gab sie den Versuch auf, die Stimme der Vernunft zu sein, lehnte sich zurück und genoss seine jugenhafte Begeisterung.

Eine halbe Stunde später liebten sie sich still und intensiv, und danach, als er sie in den Armen hielt, sagte er: »Ich würde gern ein Plädoyer in eigener Sache vortragen.« Sie schaute ihn fragend an. »Eine kürzere Strafe?«, bettelte er. »Bitte, Jo. Zwei Monate sind eine sehr lange Zeit.« »Ja, das stimmt.« Sie küsste ihn. »Ich komme in einem Monat nach Hause. Versprochen.«

Er lächelte in sich hinein. Sie hatte nicht gemerkt, dass sie zum ersten Mal im Zusammenhang mit Sydney von »zu Hause« sprach – zumindest in seiner Gegenwart.

Der Flug dauerte lange, fast fünf Stunden: das Flugzeug hatte gegen einen kräftigen Westwind anzufliegen.

Nach dem prickelnden Moment des Abhebens war Allie mit ihren Stiften

und einem Block zur Ruhe gekommen. Sie zeichnete ein Bild von dem Flugzeug für Heely.

Da Hillary darauf bestanden hatte, dass ihr Enkelkind sie von Anfang an beim Vornamen nennen sollte, war sie nun »Heely«. Es war ihr nicht gelungen, weitere Eingriffe vorzunehmen, und sie hatte sich schließlich damit abgefunden, dass es bei Heely bleiben würde. »Immer noch besser als Grandma«, hatte sie gesagt.

Jo gelang es nicht, sich in ihr Buch zu vertiefen. Was erwartete sie, wenn sie in Perth landete? Ihre Mutter hatte am Telefon so merkwürdig geklungen.

»Ich komme dieses Jahr Weihnachten nicht nach Sydney«, hatte Hillary gesagt. »Außerdem bist *du* jetzt an der Reihe, *mich* zu besuchen. Du hast es versprochen, weißt du noch?«

Jo hatte sich Sorgen gemacht. Während ihres Studiums war es ihr gelungen, das Problem Weihnachten und Manjimup mit überraschender Leichtigkeit zu umgehen. »Ich komme, wenn ich mein Examen habe, Mum«, hatte sie gesagt, und Hillary stimmte dem zu.

»Verstehe, Schätzchen, ich besuche dich in Sydney. Leider kommt Darren nicht mit, er hat in letzter Zeit beängstigend viel zu tun.«

Jetzt hatte es den Anschein, dass Hillary das Versprechen ihrer Tochter einforderte. Jo hatte versucht auszuweichen.

»Es ist ein bisschen schwer für mich, jetzt nach Manjimup zu kommen, Mum. Meine Ergebnisse sind noch nicht da, und ...«

»Ich bin nicht in Manjimup. Ich bin in Perth. Darren hat mich vor sechs Monaten verlassen.«

»Oh.« Jo war erstaunt. Wie kam es, dass ihre Mutter es ihr damals nicht gesagt hatte? Wieso war sie nicht hysterisch?

»Gibt es da eine andere?« Sie hatte die Frage freundlich und vorsichtig gestellt.

»Ja.« Hillary hatte angespannt geklungen, aber recht beherrscht. »Eine sehr Hübsche und viel jünger. Achtundzwanzig, um genau zu sein. Es läuft schon eine Weile.«

»Verstehe.« Darren hatte Hillary also gegen ein neueres Modell eingetauscht, dachte Jo. Wie erstaunlich, dass er es nicht früher getan hatte.

»Er ist mit Yvonne in Manjimup geblieben, und ich bin nach Perth

gekommen. Wir hielten es so für das Beste.«

Jo war sprachlos. Wie ungewöhnlich, dass ihre Mutter so ruhig über die Situation sprach und die Frau sogar beim Namen nannte. Sie hätte erwartet, dass Hillary unter solchen Umständen ein einziges Wrack wäre.

»Ich habe eine sehr nette kleine Wohnung an der Ecke Victoria Street, Adelaide Terrace, schön und zentral. Und es gibt ein leerstehendes Zimmer – da kannst du mit Allie bequem unterkommen.« Hillarys Stimme klang eindeutig flehentlich. »Ich würde dich wirklich gern sehen, Liebes.«

»Ich bin in einer Woche da, Mum.«

Hillary wirkte so, wie sie am Telefon geklungen hatte, vollkommen beherrscht, doch die Anspannung war spürbar.

»Wie schön, Schätzchen«, sagte sie zu Allies Flugzeugzeichnung.

»Und das bist du, Heely«, sagte das kleine Mädchen und zeigte auf der Rückseite ein Strichmännchen mit viel Haar und roten Lippen.

»Du meine Güte, sehe ich nicht hübsch aus?«

»Ja.«

Allie richtete ihre lebhaften blauen Augen auf die ihrer Großmutter, zufrieden, dass Heely die Ähnlichkeit erkannt hatte. Dann legte sie sich bäuchlings mit ihrem Block auf den Boden und stürzte sich freudig auf die nächste Zeichnung. Doch nach wenigen Minuten war sie fest eingeschlafen. Sie brachten sie zu Bett.

»Hast du Hunger?«, fragte Hillary. »Es gibt Huhn, und Salat, und ...«

»Nein, danke, Mum, wir haben im Flugzeug gegessen.«

»Dann Kaffee? Tee? Weißwein?« Ihr war anzumerken, dass sie Letzteren bevorzugte.

»Ein Glas Wein wäre nett, danke«, sagte Jo. »Die Wohnung gefällt mir, Mum, sie ist gemütlich.« In einem einstöckigen Block mit nur fünf Apartments, alle mit einer eigenen kleinen Veranda vorn, war sie nicht ohne Reiz, doch die Nachmittagssonne drang kaum durch die schmalen Fenster vorn herein. »Obwohl du nicht viel Licht bekommst, oder?« In ihrer typischen Art konnte Jo sich eines Kommentars nicht enthalten. »Du kennst mich doch, Schätzchen, ich mag die Sonne nicht. Schlecht für die Haut.«

Sie machten es sich in den tiefen Ledersesseln bequem, die viel zu groß

für das kleine Wohnzimmer waren.

»Die sind aus Manjimup«, sagte Jo. Sie erkannte sie, ebenso wie das Sideboard und den Couchtisch, und durch die Tür die Essgarnitur, ebenfalls viel zu groß für das Zimmer.

»Ja. Darren hat die Wohnung für mich eingerichtet. Er wollte, dass ich mich wie zu Hause fühle.«

Altes raus und Neues rein, dachte Jo. Er hatte zweifelsohne nagelneue Möbel für seine nagelneue Geliebte gekauft.

»Er war sehr aufmerksam«, sagte Hillary. »Und äußerst großzügig, muss ich sagen. Er hat mir diese Wohnung gekauft. Sie läuft auf meinen Namen, sie gehört mir.«

Was war daran so großzügig, dachte Jo. Darren war sehr wohlhabend, und er saß inzwischen im Vorstand von Bunnings. Er hatte Anteile an den reichsten Sägewerken im Bundesstaat und besaß jede Menge Grundstücke. Darüber hinaus wäre sie jede Wette eingegangen, dass ein Großteil seines Kapitals aus steuerlichen Gründen auf Hillarys Namen investiert war. Darren plünderte seine Frau aus, dachte Jo verärgert. Er schuldete Hillary viel mehr als diese schäbige kleine Wohnung.

»Wann ist eure Scheidung?«, fragte sie frei heraus.

»Vorläufig noch nicht.« Hillary nahm ein paar ordentliche Schlucke Wein. »Es ist so etwas wie eine Trennung auf Probe, und wir werden sehen, wie es so läuft.« Sie klang ausweichend.

Demnach ließ der Schweinehund sie zappeln und mit der Hoffnung leben, dachte Jo. Am liebsten hätte sie ein bisschen Verstand in das verblendete Hirn ihrer Mutter geprügelt. Er wird nie wieder zu dir zurückkommen, Mum, siehst du das nicht?, wollte sie schreien. Du bist den Schweinehund ein für alle Mal los. Lass dich von ihm scheiden! Nimm ihn aus wie eine Weihnachtsgans, hol dir alles, was dir zusteht! Du hast es verdient!

»Du musst einen richtigen Vergleich abschließen, Mum«, sagte sie stattdessen.

»Ach, Schatz, das ist nicht nötig. Wie schon gesagt, er war mehr als großzügig. Ich bekomme eine sehr ordentliche monatliche Zuwendung, viel mehr als ich eigentlich brauche. Mein armer Liebling, er fühlt sich entsetzlich schuldig.«

*Schuldig! Er fühlt sich schuldig?*

Hillary sah die Ungläubigkeit im Gesicht ihrer Tochter. Liebe Jo, dachte sie. Die liebe kleine Jo versuchte mit aller Kraft, sie zu beschützen, aber sie begriff es nicht. Das hatte sie noch nie.

»Er liebt mich, Jo, und das wird er immer tun. Er hat es mir gesagt. Ich werde seine wahre Liebe sein, solange er lebt.«

»Warum hat er dich dann verlassen?«

»Er kann nicht anders, Schätzchen.« Hillarys Lächeln war brüchig, aber eigenartig feierlich. Sie hatte sich mit der tragischen Wahrheit der Situation abgefunden. »Er ist von Yvonne besessen. Es bricht ihm das Herz, und er hat Gewissensbisse, der Arme, aber er kann nichts dagegen tun.«

Wieder dieser ungläubige Ausdruck, stellte Hillary fest. Allerdings vermochte Jo einen leidenschaftlichen Mann wie Darren auch nicht zu verstehen. Jo war zu distanziert, zu klinisch. Ihre Tochter hatte nie eine solche Liebe gekannt, die sie und Darren verbunden hatte, und würde sie wahrscheinlich nie erfahren. Hillary versuchte sehr geduldig, die Situation zu erläutern.

»Darren hat Schönheit noch nie widerstehen können, Jo. Das ist der Grund, warum er sich anfangs in mich verliebte. Er war immer so stolz auf meine Schönheit, es sei mein Geschenk an ihn, sagte er dann.«

Sie leerte ihr Weinglas und betrachtete die Flasche nachdenklich. Sie hatte Schwierigkeiten, die passenden Worte zu finden, wollte aber ihrer Tochter gegenüber ehrlich sein.

»Als meine Schönheit nachließ, war es nur natürlich, dass seine Blicke auf Wanderschaft gingen. Ich wusste schon seit einiger Zeit, dass er sich zu anderen Frauen hingezogen fühlte. Jüngeren Frauen. Ich habe sogar gewusst, dass er seit kurzem hin und wieder mit ihnen schlief.«

*Seit kurzem? Darren ist während eurer gesamten Ehe durch sämtliche Betten gezogen, Mum.*

Hillary zuckte kleinlaut mit den Schultern. »Damit muss ich mich abfinden. Mit fünfzig hat man nicht mehr viel zu bieten, um konkurrieren zu können. Ich habe einfach nur nicht damit gerechnet, dass er sich verliebt«, sagte sie bedauernd. »Er auch nicht. Deshalb ist er innerlich so zerrissen, der Ärmste.«

Jo konnte es kaum fassen. Ihre Mutter nahm die Schuld für die Treulosigkeit ihres Mannes auf sich! Hillary glaubte ernsthaft, der

Verlust ihrer Schönheit sei dafür verantwortlich. Gab es denn keine Grenzen für Darrens manipulative Macht?

»Aber du bist schön, Mum. Du bist eine außergewöhnlich schöne Frau.«

»Ich bin keine achtundzwanzig, Liebes.«

»Du weißt doch genau, dass er nicht zu dir zurückkehrt, oder?«, fragte Jo mit brutaler Offenheit.

»Ja, ich glaube schon, dass du recht hast.« Hillarys Hand zitterte leicht, als sie sich Wein nachschenkte. »Aber wir werden immer die Vergangenheit haben, und er wird mich regelmäßig besuchen.«

*O nein, das wird er nicht, Mum. Sobald er sicher ist, dass er dich problemlos vom Hals hat, wird er dich vollständig abstreifen.*

»Ein Mensch erlebt nur eine große Liebe in seinem Leben«, fuhr Hillary ruhig, aber voller Überzeugung fort. »Darren war meine, und ich seine. Daran wird sich nichts ändern.«

Jo fiel ein, wie gern sie ihrer Mutter immer die Stirn geboten hätte. Wie sie sich nach Hillarys Gesichtsausdruck gesehnt hatte, wenn Jo die Wahrheit über das Ungeheuer ausgespuckt hätte, das sie geheiratet hatte. Dieser Tag würde nie kommen, das wurde ihr jetzt klar. Auch wenn ihre Mutter ihr glauben müsste, was sie sehr bezweifelte, die Wahrheit würde Hillarys Leben allen Sinn rauben.

Hillary beschloss, das Thema zu wechseln. Die brutale Ehrlichkeit ihrer Tochter war lästig.

»Wie lange bleibst du?«

»Ich hatte einen Monat geplant, könnte aber noch verlängern, wenn du willst.« Sie musste ihr Versprechen an Andy brechen, dachte sie. Er wäre enttäuscht. Sie selbst war enttäuscht, sie wollte zu ihm nach Hause. Aber ihr war aufgefallen, wie schnell ihre Mutter den Wein getrunken hatte. Und sie hatte die zittrige Hand an der Flasche gesehen. »Vielleicht zwei Monate?«

»Zwei Monate wären wunderbar. Das würde mir sehr gefallen.«

Mike trat aus dem exklusiven Stoffladen hinaus auf die London Arcade und schob sich den sperrigen, in Geschenkpapier eingewickelten Karton unter den Arm. Er war nicht schwer, aber es wäre ein Heidenumstand, ihn auf dem Motorrad nach Hause zu schaffen, dachte er. Er hätte die Bettwäsche liefern lassen sollen, aber Pembos Hochzeit war schon in



fünf Tagen, und in dem Weihnachtsrummel wollte der Laden nicht dafür garantieren, dass das Paket rechtzeitig ankam. Nur gut, dass er nicht die Kristallgläser oder das Porzellan übernommen hatte, die auch auf Arlenes Wunschliste gestanden hatten, dachte er.

Aus einem überfüllten Café in der Nähe wehte der Duft nach frischem Kaffee herüber. Mike eilte zu dem einzigen freien Tisch draußen.

»Was darf's denn sein?«, fragte die junge, Kaugummi kauende Kellnerin.

Er bestellte einen Kaffee und einen Schinkentoast. Dann lehnte er sich zurück, um die Passanten zu beobachten. Er fühlte sich wie ein Tourist. Perth mit seiner Geschäftigkeit war nicht mit Nestern wie Roebourne und Dampier im Hinterland zu vergleichen.

Als er sich umschaute, wurde sein Blick von der Frau angezogen, die ein paar Tische von ihm entfernt saß. Ihr Alter war schwer zu schätzen, wahrscheinlich in den Vierzigern. Sie war ausgesprochen schön und kam ihm irgendwie bekannt vor. Er war sicher, dass er sie nicht kannte, aber an wen erinnerte sie ihn? Dann überfiel ihn die erschreckende Erkenntnis, dass es Johanna war. Die Frau war eine ältere Version von Jo, dachte er und starrte sie unverhohlen an.

Sein Kaffee kam.

»Der Toast dauert noch.«

Die junge Kellnerin hörte er kaum. Er war von der Frau wie gebannt. Sie saß allein, mehrere Einkaufsstützen stapelten sich auf dem Stuhl neben ihr, und während sie ihren Kaffee trank, ließ sie den Geschenkladen ihr gegenüber nicht aus den Augen.

Mike folgte ihrem Blick und sah zwischen den Passanten hindurch ein kleines Mädchen, das ins Schaufenster starrte, fasziniert von den Auslagen.

»Allie«, rief die Frau, und Mike schaute wieder zu ihr hinüber. Sie winkte das Kind zu sich. Es kam zu ihr.

»Bleib da, wo ich dich sehen kann, Schätzchen«, sagte die Frau.

Das kleine Mädchen blickte sich nach etwas Interessantem in der Nähe um. »Kann ich mir die Postkarten ansehen?«, fragte sie.

»Ja. Wenn du willst, kannst du eine kaufen.«

Das Kind nahm die Münze, welche die Frau ihr reichte, und hüpfte fröhlich an den Kiosk und den Postkartenständer neben Mike.

Der Blick der Frau, der ihr folgte, begegnete plötzlich Mikes Augen, und er fühlte sich ertappt. Dann lächelte sie. Er lächelte dankbar zurück, denn sie nahm offensichtlich an, das Kind habe ihn fasziniert, und nicht, dass er sie begafft hatte. Er richtete seine Aufmerksamkeit auf die Kleine, die die Postkarten genau unter die Lupe nahm, und mit neuem Schreck wurde ihm bewusst, dass auch sie ihm bekannt vorkam.

Das kleine Mädchen merkte, dass es beobachtet wurde, drehte sich um und lächelte.

»Hallo«, sagte sie, und elektrisierende blaue Augen schauten ihn direkt an.

»Hallo«, erwiderte Mike. Er kannte dieses Kind.

»Welche gefällt dir am besten?«, fragte sie und stieß mit einem Zeigefinger auf die Postkarten. »Der Koala oder das Känguru?«

»Der Koala, glaube ich.« Ihr Gesicht gehörte zu Fotos aus seiner Kindheit. Ihr Gesicht war *sein* Gesicht.

»Mir auch.«

Sie nahm die Karte aus dem Ständer und hielt sie dem Mann im Kiosk hin, die Münze in der anderen ausgestreckten Hand, doch er beugte sich vor und zerzauste ihr Haar.

»Du bekommst sie umsonst, Kleine«, sagte er. »Als Weihnachtsgeschenk.«

»Danke.« Sie wandte sich mit glücklichem und nur allzu vertrautem Grinsen an Mike. »Er hat sie mir geschenkt«, sagte sie.

Mike hatte keinen Muskel bewegt, er hatte nicht einmal zu denken gewagt. Es war einfach unmöglich.

Sie hielt ihm die Postkarte zur Begutachtung hin. »Siehst du?«, sagte sie.

»Er hat ein Baby auf dem Rücken.«

»Tatsächlich.«

Allie strahlte den netten Mann an. Dann küsste sie die Postkarte. Allie küsste immer Sachen, die ihr gefielen, und Koalas mochte sie ausnehmend gern.

»Wie heißt du?«, fragte Mike.

»Alana.«

Er hielt die Luft an.

»Und wie heißt du?«

»Mike.«

»Mein Name kommt von einem Boot«, sagte sie stolz, »einer sehr, sehr schönen Yacht.«

»Ja«, hörte er sich sagen, »ich weiß.«

»In echt?« Allie sah ihn mit weit aufgerissenen Augen an. Sie hatte gedacht, niemand außer ihrer Mutter wisse von dem Boot. »Hast du es gesehen?«

»Ja. Und du hast recht, es ist eine sehr, sehr schöne Yacht.« Er schaute zu der Frau hinüber, in der er Johannas Mutter zu erkennen glaubte, und wieder schenkte ihm die Frau ein Lächeln. »Die Dame ist deine Großmutter, nicht wahr?«, fragte er das kleine Mädchen.

»Das ist Heely«, sagte sie.

»Meinst du, sie hat etwas dagegen, wenn ich ihr guten Tag sagte?«

»Nein.«

Das Kind nahm ihn an der Hand, und er stand auf.

Hillary tauschte ein Lächeln mit ihrer Enkelin, als Allie den gutaussehenden jungen Mann an ihren Tisch führte. Sie hatte ihren Wortwechsel bezaubernd gefunden.

»Wie ich sehe, hast du einen neuen Freund, Allie.«

»Sieh mal, Heely.« Sie hielt ihr die Postkarte hin. »Der Mann da drüben«, sie deutete auf den Kiosk, »hat sie mir geschenkt.«

»Das war sehr nett von ihm.«

»Sie sind Jos Mutter, nicht wahr«, fragte Mike, doch es war keine Frage.

»Ja.« Hillary hatte sich auf das Kind konzentriert. Jetzt, da sie den jungen Mann in Augenschein nahm, war sie verblüfft über die Ähnlichkeit zwischen den beiden.

»Ich bin Mike«, sagte er. »Mike McAllister.«

Den Familiennamen hatte sie noch nie gehört. »Ach so, natürlich«, sagte sie. »Hallo, Mike.« Sie streckte ihm die Hand entgegen. »Ich bin Hillary Collins. Ich habe gehofft, dass wir uns eines Tages begegnen würden.« Sie gaben sich die Hand.

»Sie setzen sich am besten zu mir«, sagte sie. »Wir haben einiges zu besprechen.«

Wie benommen holte Mike sein Paket und seinen Kaffee und gesellte sich zu Hillary, die, nachdem sie den Koala bewundert hatte, Allie wegschickte, um noch drei Postkarten zu kaufen.

»Sie ist meine Tochter, nicht wahr?«, fragte er, unfähig, den Blick von

dem Kind abzuwenden.

»Ja.«

»Einen Schinkentoast?«, fragte die junge Kellnerin spitz und meinte eigentlich: »Sie sitzen also jetzt *hier*, wie?«

»Ja, danke.«

Mike bestellte noch einen Kaffee für Hillary, die nichts essen wollte.

»Allie und ich haben vor einer halben Stunde zu Mittag gegessen«, sagte sie.

Die Kellnerin grinste unverholen, als sie wieder ins Café ging. Was für ein Charmeur, dachte sie, keine zehn Minuten hatte er gebraucht, um die Blondine anzuquatschen. Allerdings war es ein Wunder, dass er sich überhaupt bemüht hatte. So hübsch sie auch sein mochte, sie war alt genug, um seine Mutter zu sein. Über Geschmack lässt sich streiten, dachte sie.

Mike beachtete den Toast nicht, während sie sich unterhielten, und als sie nach zwanzig Minuten das Café verließen, blieb das Sandwich unangetastet liegen.

Zu dritt bogen sie vom London Court in die St. Georges Terrace, Hillary und Allie Hand in Hand, und Mike, das Paket unter einen Arm geschoben, trug die Einkaufstüten.

»Sie dürfte inzwischen zu Hause sein«, sagte Hillary, als sie die Pier Street überquerten. Dann flüsterte sie ihm zu: »Sie ist allein fortgegangen, um Allies Weihnachtsgeschenk zu kaufen.«

Sie kamen in die Victoria Street, und Hillary zeigte auf den Wohnblock an der gegenüberliegenden Ecke. »Da wohnen wir«, sagte sie.

Mike erkannte die Gegend wieder. Genau vor diesem Wohnblock hatten Spud und er damals die Brüder Brown und Ivan, den Polen, beobachtet, wie sie das Geld aus Anthony Wilsons Brieftasche stibitzten. Er sah sich mit den anderen jetzt vor sich, zusammengekauert unter der Straßenlaterne.

»Du wartest hier«, sagte Hillary verschwörerisch, als sie an die kleine vordere Veranda kamen. »In ein paar Minuten bin ich wieder da.« Sie nahm ihm die Einkaufstüten ab und verschwand mit Allie in der Wohnung.

Jede Faser in Hillarys Körper zuckte vor freudiger Erwartung. Sie stand kurz davor, Johanna mit dem Vater ihres Kindes wiederzuvereinigen. Gab

es etwas Romantischeres?

Mike hatte seine Geschichte umsichtig erzählt und versucht, die Schuld auf sich zu nehmen. Er hätte Jos Notlage spüren müssen. Doch Hillary hatte ihre eigenen Schlüsse gezogen. Kein Mann spürte je die Bedürfnisse einer Frau, dachte sie, und es war dumm gewesen von Johanna, einfach ohne ein Wort zu verschwinden. Das war natürlich das Problem bei Jo. Sie war zu stolz, zu eigensinnig und unabhängig und machte sich oft nur wenig Gedanken über die Gefühle anderer. Hillary hatte keine Ahnung, von wem sie das hatte. Doch ihre Tochter hatte den armen, verzweifelten und liebeskranken Jungen verlassen, der nicht wusste, an wen er sich wenden sollte. Das war wirklich nicht fair. Und er sah ja so gut aus!

Mike stellte sein Paket ab und hockte sich auf die niedrige Backsteinmauer um die Veranda. Er versuchte, sich einen entspannten, ja sogar lässigen Anstrich zu geben, doch das Herz schlug ihm bis zum Hals. Er teilte Hillarys Zuversicht nicht.

»Sag ihr einfach, dass du sie liebst, und alles ist vergeben und vergessen, Mike«, hatte Hillary gesagt. »Meine Güte, der Vater ihres Kindes? Ihre erste große Liebe? Da kann sie nicht widerstehen.«

Mike war sich nicht sicher, ob es so funktionieren würde. Nicht bei Johanna.

Jo machte gerade eine Tasse Tee, als sie hereinkamen.

»Hallo, Mum, war dein Einkauf erfolgreich?« Sie zwinkerte ihr zu, um ihr zu signalisieren, dass Allies Dreirad gut verstaute war. Allie war ein Wildfang und wollte wie die älteren Kinder Fahrrad fahren. Das Ding nach Sydney zu transportieren, wäre ein Mordsaufwand, dachte Jo.

»Sieh mal!« Allie rannte zu ihrer Mutter und hielt ihr die Postkarten hin.

»Die hier mag ich am liebsten«, sagte sie. »Es ist ein Koala mit seinem Baby.«

»Mit *ihrem* Baby«, korrigierte Jo automatisch.

»Ja. Es ist auf ihrem Rücken, siehst du? Und wir haben einen netten Mann getroffen, und der mag Koalas auch, und er wartet ...«

»Allie und ich machen jetzt einen Spaziergang unten am Fluss«, schaltete Hillary sich ein.

»Aber ihr seid doch gerade erst nach Hause gekommen.«

»Und jetzt gehen wir wieder raus. Du willst doch gern die Möwen füttern, was, Allie?«

Allie nickte eifrig.

»Dann hol ein bisschen Brot.«

Das Kind flitzte in die Küche.

»Möchtest du denn nicht zuerst einen Tee trinken, Mum?«

»Nein, danke, Schätzchen. Ich habe einen Kaffee getrunken, eigentlich zwei, in der London Arcade. Musst du noch zur Toilette, bevor wir gehen, Allie?«, fragte sie das kleine Mädchen, das mit einem frischen Brotlaib angetrabt kam. Doch Allie schüttelte den Kopf.

»Moment mal, den habe ich gerade gekauft. Ich hole dir altes Brot.«  
Jo wollte schon in die Küche gehen, doch Hillary nahm Allie an die Hand.

»Nein, nein, keine Sorge. Ich kaufe noch etwas, wenn wir unterwegs sind.« Die beiden gingen zur Tür. »Übrigens«, fügte Hillary hinzu,  
»wartet Allies netter Mann draußen.«

»Tschüs, Mum«, kreischte Allie, als sie zur Tür hinausgeschoben wurde. Fort waren sie und ließen Jo verwirrt über ihre Hast stehen.

»Tschüs, Mike«, hörte sie Allie rufen.

Mike? Reglos stand sie da. Mike? Hatte sie richtig gehört? Ja, denn sie kannte Hillary. Die Begeisterung ihrer Mutter für Romantik hatte sie übermannt – typisch für sie. Verdammt, Mum, du hättest etwas sagen können.

Sie atmete tief durch und ging ganz langsam zur geöffneten Haustür. Er saß gleich draußen auf der niedrigen Backsteinmauer und lächelte, als er sie sah. Dasselbe gewinnende Lächeln, dachte sie, derselbe überaus selbstbewusste Mike McAllister von früher. Sie erwiderte sein Lächeln nicht.

»Hallo, Mike«, sagte sie.

»Hallo, Jo.«

Jo schaute auf ihre Mutter und Allie, die nur zwanzig Meter entfernt an der Ampel standen und auf Grün warteten, um die Victoria Street zu überqueren.

»Ich bin reingelegt worden, oder?«

»Sieht ganz so aus.«

»Komm lieber rein.«

Er folgte ihr in die Wohnung, und sie machte hinter ihm die Tür zu.

»Ich habe gerade Tee aufgesetzt. Möchtest du eine Tasse?«

Sie begab sich auf der Stelle in die Küche, und Mike musste ihr wohl oder übel folgen.

»Nein, danke. Ich habe mit deiner Mutter Kaffee getrunken.«

»Aha. In der London Arcade.«

Sie nahm eine Tasse aus dem Schrank und goss das kochende Wasser über einen Teebeutel. Sie vermied es, ihn anzusehen, während sie sich beschäftigte. Sein Anblick hatte sie bis ins Mark getroffen, und sie war zutiefst verwirrt und beunruhigt, was sie gleichzeitig ärgerte.

Wie zurückhaltend sie war, dachte Mike, wie gleichgültig, ja sogar gereizt. Er kam sich wie ein Eindringling vor, der ihren Tagesablauf durcheinandergebracht hatte. So einfach, wie Hillary es vorausgesagt hatte, würde es nicht werden, doch er hatte auch nicht damit gerechnet. Er sehnte sich danach, Jo in die Arme zu schließen und sich für sein Verhalten zu entschuldigen. Er habe nicht die Absicht gehabt, sie auszuschließen, wollte er sagen. Er liebe sie – habe sie immer geliebt. Doch das würde nicht klappen, das wusste er. Der direkte Weg war bei Jo am besten. Wenigstens war es vor vier Jahren so gewesen.

»Du hättest es mir sagen sollen, Jo.«

»Was?«, wick sie ihm aus, als sie die Milch aus dem Kühlschrank holte.

»Du weißt verdammt genau, was.«

»Verstehe.« Sie drückte den Teebeutel aus und schüttete Milch in die Tasse. »Hillary hat geredet.«

»Das musste sie gar nicht, um Himmels willen. Ein Blick, und ich wusste Bescheid – man muss kaum Sherlock Holmes sein, um es herauszubekommen.« Er fand ihre Unnahbarkeit unerträglich. »Mein Gott, Jo, woher sollte ich es denn wissen? Wie hätte ich es erraten können? Du hättest es mir sagen sollen.«

Der anklagende Unterton in seiner Stimme zwang sie, ihn anzusehen.

»Warum?«, wollte sie wissen, erleichtert, dass er sich nicht in Sentimentalitäten erging, sondern direkt zur Sache kam. »Warum hätte ich es dir sagen sollen? Was hättest du gemacht?«

»Ich hätte dich natürlich geheiratet.«

Zum ersten Mal lächelte sie. Wie einfach es bei ihm klang. »Du hättest das Richtige getan, willst du damit sagen.«

»Klar.«

Diesmal lachte sie, aber nicht unfreundlich, und Mike war perplex.

»Das hättest du doch gewollt, oder?«, fragte er.

Sie übergang die Frage. »Du hättest dir freiwillig am Anfang deiner beruflichen Laufbahn ein Kind aufgebürdet?« Genau das hatte sie erst vor zehn Tagen Andy gefragt, fiel ihr ein.

»Ja.« Sie sah ihn schräg an, und er begann, sich zu verhaspeln. »Na ja, ich hätte es gemusst, oder? Ich meine, mir wäre nichts anderes übriggeblieben.«

Wieder lachte sie, diesmal liebevoll. Sie respektierte seine Ehrlichkeit, wie immer.

Mike entspannte sich. Durch ihr Lachen ermutigt, beschloss er, den Spieß umzudrehen.

»Du wolltest also meiner Karriere nicht im Wege stehen, stimmt's? Meinst du nicht, dass das ein bisschen übertrieben edelmütig ist, Jo?«

»Ja, wenn das mein einziger Grund gewesen wäre«, stimmte sie ihm zu.

»Aber das war es nicht.«

Mike nickte.

»Ich wollte keinen Mann heiraten, der mich nicht liebte.«

Sie drehte den Spieß wieder um.

»Aber ich *habe* dich geliebt«, protestierte er. Das stimmte doch, oder? Er hatte es ihr nie gesagt, aber sie musste es mit ihrer weiblichen Intuition einfach gemerkt haben. Natürlich hatte er sie geliebt. »Das hast du doch sicher gewusst«, sagte er mit einem Anflug von Verzweiflung.

Sie belächelte die Panik, die sich auf seinem Gesicht abzeichnete. »Ja, ich wusste, dass du mich liebtest«, sagte sie. »Das Problem war nur, du hast es selbst nicht gewusst, und ich war nicht bereit, so lange zu warten, bis du von allein darauf gekommen wärst.«

Jo hatte plötzlich das Gefühl, diesen Augenblick schon einmal erlebt zu haben. Eine ähnliche Szene hatte sie mit Andy gespielt, nur mit dem Unterschied, dass die Rollen vertauscht gewesen waren. *Du liebst mich viel mehr, als dir klar ist*, Jo, hörte sie ihn sagen, und sie hatte ihm geglaubt. Aber stimmte das? Allein Mikes Anblick hatte genügt, um Zweifel in ihr aufkommen zu lassen.

»Aber jetzt weiß ich es«, sagte Mike, »und ich liebe dich noch immer.«

Die Worte, die einst so schwierig gewesen waren, kamen ihm erstaunlich



leicht über die Lippen. Er war bereit, seine Karten auf den Tisch zu legen. Was hatte er schon zu verlieren? »Ich habe dich immer geliebt, und ich werde dich immer lieben.«

Wie hatte sie sich vor all den Jahren danach gesehnt, das von ihm zu hören, dachte sie wehmütig. Doch nun wappnete sie sich innerlich. Diese Sehnsucht gehörte in die Vergangenheit, sie durfte in ihrem Leben nicht wieder auftauchen. Aus einer romantischen Laune heraus all ihre wohlerwogenen Pläne umzuwerfen, wäre ein schwerer Fehler.

»Habe ich noch eine Chance?«, fragte er.

Während er voller Hoffnung, ein wenig atemlos sogar, auf ihre Antwort wartete, wurde Jo klar, dass sie sich geirrt hatte. Er war nicht mehr derselbe überaus selbstbewusste Mike McAllister. Trotz seiner nach außen gezeigten Zuversicht war ihm etwas abhanden gekommen. Er hatte sich verändert. Er war verletzlich.

»Ich werde im neuen Jahr heiraten, Mike.«

»Oh.« Es war wie ein Schlag ins Gesicht.

»Ich weiß noch nicht genau, wann.« Sie nahm ihre Teetasse und trank einen Schluck. »Wir haben das Datum noch nicht festgelegt.«

»Verstehe.«

Sie bemühte sich um einen neutralen Ton. »Ich bin jedoch froh, dass du hier bist. Es wird Zeit, dass Allie ihren leiblichen Vater kennenlernt. Ich hatte geplant, euch früher oder später miteinander bekanntzumachen.« Das stimmte, doch der innere Aufruhr, den sein unerwartetes Auftauchen ausgelöst hatte, machte ihr klar, dass sie diesen Augenblick bewusst hinausgezögert hatte. »Ich hätte gern, dass ihr beide Freunde werdet.«

»Ja, ich auch.« Er fragte sich, wie sie nur so eiskalt sein konnte. »Warum hast du ihr den Namen Alana gegeben?«, fragte er. Diese Wahl hatte doch bestimmt etwas zu bedeuten.

»Der Name ist hübsch. Er hat mir immer schon gefallen. Das weißt du.« Diese Antwort hatte sie seit Jahren parat.

Offenbar hatte der Name nichts zu bedeuten. »Natürlich«, sagte er.

»Wir machen euch miteinander bekannt, sobald Mum und Allie nach Hause kommen, ja?«

»Prima.«

»Ich mache eine Kanne Tee – Hillary wird welchen trinken wollen.«

Sie füllte den Wasserkocher auf, was nicht nötig gewesen wäre, und gab

die Teeblätter in die Kanne, vergaß dabei aber, dass bereits vier gehäufte Teelöffel darin waren. Wie würde Allie reagieren, fragte sie sich, und spürte, dass ihre Nerven geradezu panisch flatterten. Das ging alles viel zu schnell. Sie fühlte sich hilflos und aufgewühlt. Aber das durfte Mike nicht merken.

Allies Reaktion auf die Tatsache, dass der nette Mann, der Koalas mochte, ihr Vater war, fiel bemerkenswert undramatisch aus.

»Deshalb wusstest du also von dem Boot«, sagte sie mit der Logik einer Dreijährigen.

»Ja.«

»Die schöne Yacht gehörte Mikes Vater, Allie«, setzte Jo zu einer Erklärung an, doch ihre Tochter hörte nicht zu.

»Kann ich sie sehen?« Die Frage war an Mike gerichtet.

»Ich fahr mit dir raus, wenn du willst.«

»Wann?«

Mike schaute zu Jo. »Morgen?«

Sie zögerte. Ein Ausflug mit der Yacht war nicht so einfach, wie es klang – bestimmt hätte das eine Begegnung mit Jim und Maggie McAllister zur Folge. Natürlich war es nur richtig, wenn das Kind seine Großeltern kennenlernte, sagte sie sich, aber nicht jetzt. Noch nicht. Sie fühlte sich überfahren.

»Nur wir drei«, sagte Mike. Er wusste, was sie dachte. »Mum und Dad verbringen Weihnachten bei Jools in Sydney.«

Sie nickte dankbar. »Morgen geht in Ordnung.« Allie hüpfte auf und ab, und Hillary strahlte. Alles lief so gut, dachte sie.

»Ich fürchte, die *Alana* ist nicht mehr so schön, wie sie einmal war«, sagte Mike vorsichtig, als sie zum Liegeplatz hinausruderten. »Sie ist inzwischen fünfundzwanzig Jahre alt und sieht ziemlich mitgenommen aus.«

Doch für Allie war die *Alana* haargenau so schön wie das Bild, das ihre Mutter vor ihr hatte entstehen lassen.

Sie segelten hinüber nach Blackwall Reach, dann flussabwärts, um einen Blick auf die großen Schiffe zu werfen, die in den Docks von Fremantle lagen. Jo und Allie saßen am Bug und hielten ihre Hüte, die der Wind

fortzuwehen drohte, mit beiden Händen fest. Allie erkundigte sich nach jedem Orientierungspunkt, an dem sie vorbeikamen, und Jo leitete die Fragen laut rufend an Mike weiter, der am Steuer war.

Auf dem Rückweg vertäuten sie die Yacht am Steg in Point Walter, und Mike sprang in Hockstellung vom Pfahl, doch Allie, die vor dem tiefen Wasser Respekt hatte, war zu ängstlich, um hineinzuspringen.

»Sie ist keine gute Schwimmerin«, sagte Jo. »Na ja, *noch* nicht«, fügte sie hastig hinzu, denn sie war sich bewusst, dass es in Mikes Augen kriminell sein musste, wenn ein Kind nicht schwimmen konnte. »Ich melde sie nächstes Jahr zum Unterricht an.« Das musste sie wirklich, sagte sie sich, sie war sehr nachlässig gewesen.

»Warum fangen wir nicht gleich an?«, sagte er und nahm Allie mit ins seichte Wasser, wo er sie anlernte.

Nachdem sie festen, sandigen Grund unter den Füßen hatte, schwand Allies Angst vor dem Wasser schnell, und kurz darauf ließ Mike sie im Wasser paddeln, von seiner Hand gestützt. Er brachte ihr bei, mit dem Kopf unter Wasser auszuatmen und dabei die Luft durch Mund und Nase auszustoßen. Er war sanft, aber überzeugend, und die Kleine schenkte ihm volles Vertrauen. Allie war darauf bedacht, zu gefallen, und lernte schnell.

Jo, die vom Strand aus zusah, dachte, ein Zuschauer könnte sich wohl kaum vorstellen, dass diese beiden, Vater und Tochter, sich erst am Tag zuvor kennengelernt hatten.

Als sie wieder zum Liegeplatz in Claremont zurücksegelten, genoss sie die Schönheit der Freshwater Bay und dachte, wie perfekt der Nachmittag gewesen war. Doch gerade diese Vollkommenheit machte sie vorsichtig. Er hatte ihr all die anderen perfekten Tage in Erinnerung gerufen, die sie mit Mike auf dem Wasser verbracht hatte, und sie wollte nicht in die Vergangenheit zurückschauen. Sie konnte es sich nicht leisten, dass die sich anbahnende Beziehung zwischen Mike und Allie, so liebevoll sie auch sein mochte, auch ihr Leben bestimmte. Sie hatte eigene Pläne, sagte sie sich, und die betrafen Andy, nicht Mike.

»Pembo heiratet nächsten Samstag.«

Sie saß im Steuerhaus, Allie neben sich, Mike an der Pinne, und seine Stimme riss sie aus ihren Gedanken.

»Eine riesige Angelegenheit, halb Perth wird da sein«, sagte er. »Ich

wollte Jools mitnehmen, aber sie führt ihren neuen Verlobten Mum und Dad in Sydney vor. Willst du nicht mitkommen?«

Die Einladung war beiläufig ausgesprochen, doch er hoffte inständig, dass sie annehmen würde. Er spürte, wie sie ihren Schutzschirm neu aufgerichtet hatte.

»Pembo würde sich freuen, wenn du kämst, und wir müssen ja niemandem die ganze Geschichte erzählen.« Er warf einen Blick auf Allie, die sich fest an die Großschot klammerte, davon überzeugt, dass sie das Boot allein segelte, obwohl das Seil an einer Klampe befestigt war. »Nur dass du gerade in der Stadt bist.«

Jo zögerte.

»Unsere ganze Bande kommt«, fügte er hinzu, »einschließlich Muzza.« Muzza wäre bestimmt das entscheidende Argument, dachte er, sie hatten sich sehr nahgestanden.

»Ich habe das Porträt, das er von dir gemalt hat, in der New South Wales Gallery gesehen«, sagte sie. »Meiner Ansicht nach hätte er gewinnen sollen.«

»Ja, das fanden viele, sogar einige der Kritiker.« Er spürte, dass sie die Einladung umschiffte, doch er schwamm ohnehin mit dem Strom.

»Muzza hat es nichts ausgemacht, er war nur aufgeregt, dass er für den Archibald-Preis nominiert war.«

»Eine erstaunliche Begabung.«

Sie erinnerte sich, welche Wirkung das Porträt auf sie ausgeübt hatte. Sie musste es wohl über eine halbe Stunde angesehen haben. Der junge Mike McAllister, an den sie sich so lebhaft erinnerte, neugierig auf alles, was das Leben zu bieten hatte. Muzza hatte ihn vollendet eingefangen.

»Wie geht es ihm?«, fragte sie. »Ich denke oft an ihn.« Sie wäre gern mit Muzza in Kontakt geblieben, hatte es aber nicht gewagt aus Angst, Mike würde davon erfahren.

»Muzza geht es prima. Er ist verheiratet.«

»Tatsächlich? Wie schön.«

»Ja, eine verblüffende Polin namens Olga, die ihn fast so anhimmelt wie er sie.« Er schaute sie hoffnungsvoll an. »Die sind auch bei der Hochzeit. Kommst du mit?« Dann fügte er hinzu: »Muzza würde dich bestimmt gern mit Olga bekanntmachen.«

Sie lachte. »Das ist ja die reine Erpressung, aber ja, natürlich komme ich

mit«, sagte sie und schalt sich selbst. Die Einladung hatte nichts Bedrohliches, sie dramatisierte zu sehr. »Schön, die alte Bande mal wiederzusehen.«

Am Abend rief Jo bei Andy an. Er hatte sich alle paar Tage bei ihr gemeldet, seitdem sie in Perth war, aber diesmal ergriff sie die Initiative. Sie wusste nicht genau, warum, aber sie hatte das Bedürfnis, seine Stimme zu hören. Im Übrigen wäre es falsch, ihm die Neuigkeiten vorzuenthalten.

»Ich geh mal eben in die Küche«, sagte Hillary, als ihre Tochter zu wählen begann. Hillary zog sich immer mit ihrem Glas Wein in die Küche zurück, wenn Jo mit Andy sprach.

»Sei nicht albern, Mum«, begann Jo zu protestieren.

»Paare brauchen ihre Privatsphäre, Liebes.« Schon war Hillary verschwunden.

»Was für eine angenehme Überraschung«, sagte Andy, als er ihre Stimme hörte. Er klang so jung, wie ein Kind zu Weihnachten. »Ich wollte dich morgen anrufen.«

»Ich wollte mal die Erste sein.«

»Wie geht's Allie? Ist sie brav?«

»Sie ist im Traumland.« Jo warf einen Blick auf ihre Tochter, die auf der Couch fest eingeschlafen war. Es war etwa die Zeit, zu der Andy für gewöhnlich anrief, und er hielt immer einen kurzen Plausch mit Allie.

»Ich könnte sie nicht wecken, und wenn ich mir die größte Mühe gäbe.«

»So früh?« Eine kurze Pause trat ein, und Jo sah ihn vor sich, wie er auf seine Armbanduhr schaute. »Aber in Perth ist es jetzt erst sieben Uhr.« Andy wusste nur zu gut, dass es längerer Verhandlungen bedurfte, Allie ins Bett zu bekommen.

»Sie war den ganzen Nachmittag auf einem Boot. Ich glaube, ich habe das Geheimnis herausgefunden – eimerweise Seeluft.«

»Dann müssen wir ein Boot kaufen«, sagte er.

»Das wäre keine schlechte Idee. Aber du errätst nicht, auf *welchem* Boot wir waren, Andy. O mein Gott, es ging alles so schnell, ich habe dir so viel zu erzählen ...«

Er ahnte, um welches Boot es ging. Er hatte es schließlich oft genug von dem Kind gehört. Und Jo hatte ihm gerade so viel erzählt, wie er ihrer

Meinung nach wissen musste.

»Alana«, sagte er und bemühte sich um eine fröhliche Stimme. »Ihr wart auf der schönen, schönen Yacht, nicht wahr?«

*Die Yacht, die dem Vater des Kindes gehörte, hatte sie ihm das nicht gesagt?*

Er wartete, dass Jo fortfuhr, was sie auch machte, ganz aufgeregt.

»Ja, ist das nicht verwunderlich? Mike ist gestern plötzlich aufgetaucht ...«

*Mike, stimmt. Sie sagte, Mike sei sein Name. Den Familiennamen hatte sie nie erwähnt.*

»... Hillary ist ihm in der Stadt über den Weg gelaufen, und sie hat ihn mit nach Hause gebracht. Ich hätte sie dafür umbringen können, aber letztendlich war es gut so. Ich meine, es ist in Ordnung für Allie, ihren leiblichen Vater kennenzulernen, findest du nicht?«

»Natürlich ist es richtig.«

*Irgendwann in der Zukunft, Jo, ja, aber nicht jetzt! Das ist zu früh! Viel zu früh!*

»Jedenfalls war ich so nervös, als ich ihm Allie vorstellte, ich wusste nicht, was ich erwarten sollte. Aber du glaubst nicht, wie einfach es war, Andy. Das Boot interessierte sie mehr als er. Also ist Mike heute Nachmittag mit uns hinausgefahren ...«

*Der gute alte Mike.*

»... ich hatte schon die Befürchtung, dass ich seinen Eltern wiederbegegnen würde – eigentlich gehört das Boot Mikes Vater –, aber die sind für zwei Wochen bei seiner Schwester in Sydney, deshalb sind wir dem allen entkommen. Dabei wird es kein Problem sein, wenn sie zurückkommen – Mike sagt, sie werden verrückt nach Allie sein.«

Sie lachte kurz auf, die Worte sprudelten aus ihr heraus. »Es ist schrecklich von mir, aber weißt du, ich hatte total vergessen, dass Mikes Vater das Boot *Alana* nach seiner Mutter benannt hat. Wenn ich ihn sehe, werde ich so tun müssen, als erinnerte ich mich daran, er muss einfach etwas Besonderes darin sehen. Aber es wird gut für Allie sein, eine Verbindung mit ihren Großeltern zu knüpfen, findest du nicht?«

*Wunderbar. Eine Familie von der Stange.*

»Ja, natürlich, Jo. Ich freu mich für dich.«

Mitten im Redefluss hielt sie inne. »Nicht für mich, Andy. Es geht um

Allie. Ich spreche von Allie. Ich denke, es ist nur richtig, wenn sie weiß, woher sie stammt. Dass sie nicht nach einer märchenhaften Yacht benannt ist, sondern dass alles sehr real ist.«

*Merkst du nicht, wie du klingst, Jo? Hörst du deine eigene Stimme nicht?*

»Wirst du mit ihm schlafen?«

Die Worte rutschten ihm einfach heraus, und er verwünschte sich in dem Moment, als er sie aussprach. Aber es war zu spät, zwecklos, die Frage zurückzunehmen.

Eine tödliche Pause trat ein. Und er wartete.

»Natürlich werde ich nicht mit ihm schlafen.«

Die schockierte Reaktion war genau so, wie er es erwartet hatte – sehr ehrlich und sehr echt. Trotz ihrer hohen Intelligenz täuschte Johanna sich selbst, dachte Andy. Die helle Freude, die er durch den Hörer vernahm – glaubte sie denn wirklich, die bezöge sich nur auf ihr Kind?

»Warum um alles in der Welt stellst du mir diese Frage?« Sie war mehr als schockiert, sie war entsetzt.

»Tut mir leid. Ein Anflug männlicher Eifersucht, vermutlich. Du fehlst mir.« Er machte sogleich einen Rückzieher. Sinnlos, darüber zu diskutieren.

»Aber ich liebe dich, Andy.«

»Das weiß ich. Und ich liebe dich auch. Vergessen wir einfach, was ich gesagt habe, ja?«

Sie unterhielten sich noch eine Weile, doch sie waren angespannt, und sie waren beide erleichtert, als Jo den Anruf beendete.

»Ich bringe Allie lieber mal zu Bett«, sagte sie.

»Drück sie fest von mir.«

»Klar.« Sie lächelte. »Schmetterlingsküsse und alles. In ein paar Tagen telefonieren wir wieder.«

Sie erwartet, dass ich sie anrufe, dachte er, aber das werde ich nicht tun. Er würde auf den Anruf warten, den er befürchtete.

»Ja, in ein paar Tagen. Gute Nacht, Jo. Traum was Schönes.« Er hatte den Ausdruck von seinen Eltern übernommen, den er als Kind immer gehört hatte, und er sagte es immer, wenn sie eine Nacht zusammen verbrachten. Das gefiel ihr.

»Du auch, Andy. Traum was Schönes.«

Jo legte verwirrt auf und hatte das Gefühl, ihn verletzt zu haben, fragte

sich aber, warum.

Andy legte auf und wusste, dass es vorbei war.

Drei Tage später schliefen Mike und Jo miteinander. Sie hatten es beide nicht geplant. Aber Hillary.

Kurz vor neun kamen sie in die Wohnung zurück. Sie hatten Ian Pembertons Hochzeitsfeier früh verlassen, damit Jo ihre Tochter zu Bett bringen konnte.

»Was hältst du von Arlene?«, fragte Mike und trat an der Haustür neben sie, nachdem er das Taxi bezahlt hatte.

»Ich bin mir nicht sicher, ist sie dumm oder ist sie schlau? Schwer zu beurteilen. Aber sie ist ziemlich wie Pembos Mutter, meinst du nicht?« Er lachte. Jo hatte Cynthia erst am Nachmittag zum ersten Mal gesehen, aber sie hatte es mit einem Blick erfasst.

»Wie auch immer«, meinte sie achselzuckend, »Pembo verehrt sie, deshalb spielt es keine Rolle, oder?« Sie schloss die Tür auf, und sie traten ein. »Was Olga betrifft – du hast recht, sie ist verblüffend. Wie schön für Muzza, ich habe ihn noch nie so glücklich gesehen.«

Das Licht im Wohnzimmer brannte, aber niemand war da. Jo legte einen Finger auf die Lippen – Hillary brachte wahrscheinlich Allie zu Bett. Sie schlich hinaus, um nachzusehen, doch das Schlafzimmer war leer.

Sie kam zurück und sah Mike mit der Notiz in der Hand, die ihre Mutter auf dem Wohnzimmertisch hinterlassen hatte. Er las sie laut vor. »*Allie und ich sind in Hello Dolly gegangen. Sind um elf wieder da.*«

»So spät am Abend ins Kino?« Sie nahm den Zettel von ihm entgegen und starrte ungläubig darauf. »Warum um alles in der Welt macht Mum sich die Mühe? Sie hat *Hello Dolly* schon gesehen, und Allie wird den Film komplett verschlafen.«

»Ich glaube, du bist wieder in die Falle gegangen, Jo.«

Sie schaute ihn an und erwartete ein Lächeln, denn sie nahm an, es sollte ein Scherz sein. Das war es aber nicht.

»Ich glaube, wird sind beide reingetappt«, sagte er.

»Oh.« Sie kam sich dumm vor, nicht selbst darauf gekommen zu sein. Das war wieder typisch für Hillary. Aber sie wünschte, er hätte den lächerlichen Versuch ihrer Mutter, sie ins Bett zu manövrieren, nicht offen angesprochen. Die Wirkung hatte sich unverzüglich eingestellt.



Auf einmal hatte sich der Ton des Abends dramatisch verändert.

»Möchtest du einen Kaffee, während ich dir ein Taxi rufe?« Sie hätten eine Tasse Kaffee mit Hillary getrunken, wenn sie da gewesen wäre, oder? Warum implizierte die Einladung dann allem Anschein nach etwas anderes?

»Ich nehme unterwegs ein Taxi«, sagte er. Doch er machte keine Anstalten, zur Tür zu gehen, so wie sie sich nicht in die Küche begeben hatte. Wollte sie, dass er ging?

Sie standen knapp zwei Meter voneinander entfernt und schauten sich an.

»Willst du, dass ich gehe?«, fragte er.

»Ich glaube, es wäre besser.«

Beide verharrten reglos.

»Ich werde nächstes Jahr heiraten, Mike.« Sie sprach die Worte fest entschlossen aus, als wollte sie ihn zum Streit herausfordern.

»Das sagtest du bereits. Wie heißt er?«

»Andrew. Andrew Gaden. Er ist Anwalt.«

»Was ist mit Allie?«

»Oh, Andy liebt Allie.« Sie schaute zur Seite und warf ihr Haar mit einer Kopfbewegung nach hinten. Eine seltene Geste; das machte sie nur, wenn sie verlegen war, was nicht oft vorkam. »Eigentlich ist Allie wohl mit der Grund, warum er mich heiraten will – er hat das Gästezimmer mit Donald-Duck-Tapeten ausgestattet.« Sie geriet ins Stocken, denn ihr wurde klar, dass sie nur um des Sprechens willen redete.

Er hatte das Zögern ebenso bemerkt wie die ruckartige Kopfbewegung.

Er ging einen Schritt auf sie zu, beugte sich vor und küsste sie sanft.

Sie reagierte nicht, leistete aber auch keinen Widerstand.

»Ich werde heiraten, Mike«, wiederholte sie, obwohl es nicht mehr so klang wie vorher.

»Ja. Nächstes Jahr. Mich.«

Er küsste sie noch einmal. Diesmal reagierte sie, und in Gedanken versuchte sie vage, die Komplikationen zu erfassen. Was war mit ihren Plänen? Mit ihrer Karriere? Mit Andy? Dann verschwamm alles bei der Vorstellung, dass Hillary in ihrer albernen Romantik die ganze Zeit recht gehabt hatte. Vielleicht erlebte man nur eine große Liebe im Leben. Armer Andy, dachte sie, morgen müsste sie ihn anrufen. Andererseits

hatte Andy es doch gewusst, oder? Andy hatte gewusst, dass es passieren würde.

Sie liebten sich, und es war, als wären sie nie getrennt gewesen. In jeder Geste, in jeder leidenschaftlichen Umarmung schwang eine tiefe Vertrautheit mit, eine Wahrheit, die ihre Körper ganz selbstverständlich wiedererkannten. Doch als Jo schließlich zum Höhepunkt kam, sah Mike in ihre Augen. Das hatte er in der Vergangenheit nie getan.

»Ich liebe dich, Jo«, sagte er.

Flüsternd versicherte sie ihm immer wieder ihrer Liebe, so wie sie es früher gern getan hätte, aber nie gewagt hatte. Nicht einen Augenblick löste sie den Blick von seinen Augen, und dort entdeckte sie noch etwas außer Liebe. Sie sah Bedürfnis. Dass er sie brauchte, überstrahlte alles andere, und sie ließ sich gehen. Sie konnte ihm nicht genug von sich schenken. Endlich wusste Jo, wie sehr Mike sie liebte und brauchte, untrennbar, endgültig.

Endlich lagen sie sich schweigend in den Armen, beide überwältigt, beide in ihren Gedanken versunken.

Jo war nie klar gewesen, wie sehr sie sich danach gesehnt hatte, gebraucht zu werden. Sie hatte sich standhaft geweigert, von sich aus jemanden oder etwas zu brauchen. Warum auch? *Sie* wurde ja nicht gebraucht. Also hatte sie ihre Mauern aufgerichtet. Aber jetzt wurde sie gebraucht. Mike brauchte sie. Und zum ersten Mal im Leben war sie bereit, ein Bedürfnis in sich zuzugeben. Sie brauchte Mike.

Mike dachte an das tote Mädchen. Sie war nicht da gewesen. Nicht eine Sekunde lang. Nur Jo und die Liebe, die er für sie empfand, und die Liebe, die er in ihren Augen gesehen hatte, waren da gewesen. Selbst jetzt, wenn er an das tote Mädchen dachte und sich über ihre Abwesenheit wunderte, war ihr Bild nichts weiter als eine verschwommene Vorstellung aus der Vergangenheit, zu der er nicht gehörte.

»Jo ...« Er drehte sich auf die Seite und sah sie an. Er hatte nicht gewusst, dass er zu einer solchen Liebe fähig war, und er wusste nicht genau, wie er es ausdrücken sollte.

Offensichtlich war es nicht nötig.

»Ja«, sagte sie. »Ja, ich weiß.«

Die siebziger Jahre erwiesen sich als Spuds Jahrzehnt, so wie er es vorausgesehen hatte. Innerhalb von fünf Jahren war die Firma Farrell zur Farrell AG avanciert, und mit zweiunddreißig Jahren war Spud Farrell nicht nur ein wohlhabender und erfolgreicher Geschäftsmann, sondern ein seriöser obendrein – eine Tatsache, die manche seiner Zeitgenossen, die ihn gefährlich am Rande des Gesetzes gesehen hatten, überraschte. Darüber hinaus war allgemein bekannt, dass er großzügig an Wohltätigkeitsorganisationen spendete, den Jugendsport und öffentliche Projekte förderte.

Weniger bekannt war seine Freigebigkeit, wenn es um Geldmittel für Werbekampagnen der Regierung ging. Spud hatte die Gewinne aus seiner Unterstützung in jeder Hinsicht eingeheimst, von Vorabinformation bis hin zu praktischer Hilfe. Es gab nur selten Probleme mit der Entwicklungsplanung, und die typischen, kleinlichen Einwände gegen die Änderung des Bebauungsplans waren schnell überwunden.

»Auf die Ehe zwischen Regierung und Privatwirtschaft, Howard«, sagte Spud und hob sein Champagnerglas kurz zum Toast. Er und Howard Stonehaven, der Minister für Verkehr, Bau und Stadtentwicklung, dinierten zusammen im Oyster Beds in Fremantle. Sie waren enge Freunde geworden.

»Ich sag es doch die ganze Zeit, Spud.« Howard lächelte. »Das weißt du ja.«

Das Restaurant war über das Wasser gebaut, und auch sie waren mit dem Boot gekommen. Spuds Firmenbarkasse war am Steg vertäut, der Skipper an Bord wartete, um sie wieder an den Liegeplatz im Royal Freshwater Bay Yacht Club zu bringen.

»Du musst an dem langen Wochenende im nächsten Monat nach Queensland kommen«, sagte er und nickte der Kellnerin zu, damit sie abräumte. »Wir eröffnen das neue Hotel am Surfers Paradise. Nichts Aufwendiges zunächst, nur vierzig Zimmer, aber eine prächtige Aussicht. Ich bin mir sicher, es wird dir gefallen.«

»Du hast deine Finger auch überall drin, Spud«, sagte Howard mit widerwilliger Bewunderung. Er beneidete das Leben von

Geschäftsleuten wie Farrell, die herumreisten, um auf Firmenbooten zu Mittag zu essen und regelmäßig in Übersee aufkreuzten, um sich ein Tennisspiel in Wimbledon oder Cricket im Lord's Cricket Ground in London anzusehen.

»Oh ... ich taste mich nur langsam voran, sondiere aus, du weißt, wie es ist«, sagte Spud leichthin. »Das Hotelgeschäft ist lukrativ, aber ich vermute, Ferienresorts sind zukunftssträchtiger.« Er trank seinen Champagner aus und schenkte sich ein Glas Weißwein aus der Flasche im Eiskühler ein. »Dieses Land schreit geradezu nach Ferienresorts. Wir haben die Strände und das Klima, wir müssen nur die Palmen und die Swimmingpools dazugarnieren. Jede Menge Glitter und Flitter, das wollen die Touristen.«

»Da könnte etwas dran sein, Spud.« Howard hatte die Ohren aufgestellt. »Wir müssen das Interesse in Übersee wecken.« Er müsste mit Max sprechen, dem Tourismusminister – da dürfte doch etwas für sie beide herauszuholen sein, dachte er.

Howard lächelte verschlagen; es sollte heißen, *nichts ist unmöglich*.

»Ah, der Hummer.« Spud begrüßte die Kellnerin, die zwei große Krustentiere vor sie hinstellte, und die Unterhaltung verstummte. Bei Kaffee und Cognac kamen sie auf den Zweck ihres gemeinsamen Essens zu sprechen – ein möglicher Standort für Farrell Towers. Das Hochhaus, in dem eines Tages die Verwaltung der neuen Aktiengesellschaft untergebracht werden sollte, war erst auf dem Papier vorhanden, doch seine Verwirklichung war nur eine Frage der Zeit. Farrell Towers war Spuds persönlicher Traum.

Anderthalb Stunden später war die Firmenbarkasse wieder sicher am Liegeplatz, und Spud schüttelte Howard auf dem Parkplatz des Yachtclubs die Hand.

»Vergiss nicht die Eröffnungsfeier des Hotels«, sagte Spud. »Nächste Woche schicke ich dir die offizielle Einladung. Ich fliege mit einer Gruppe von zwanzig Leuten hin, und ich kann dir drei Tage in Aussicht stellen, die du nicht vergessen wirst.« Er zwinkerte anzüglich. »Und ich meine damit richtig Party – Vögelchen von der Goldküste, mit großen Titten – alles klar?«

»Danke, Spud, klingt gut.« Howard lächelte höflich. Er fand Spuds Manieren zuweilen wirklich ekelhaft, doch er würde die Einladung

annehmen – das war einer der Vorteile in seinem Geschäft. Spud grinste, als er wegfuhr; er hatte sich absichtlich von der ungehobelten Seite gezeigt. Howard war ein Snob und ein Heuchler. Sein Image als Minister war das eines glücklich verheirateten Mannes mit drei Kindern, doch er war immer der Erste, der sich die Callgirldienste zunutze machte, die bei Spuds Veranstaltungen geboten wurden. Spud machte es nichts aus, er kam diesen Wünschen gern nach. Zum Henker mit dir, dachte er, mach ruhig, Kumpel, nur setz dich nicht auf so ein hohes Ross.

Spud hatte Cora. Cora Santos war seit gut einem Jahr seine Geliebte. Sie war in jeder Hinsicht so schön wie auf dem Foto, was ihn überrascht hatte, denn er war davon ausgegangen, es sei überarbeitet worden. Sie war kleiner, als er erwartet hatte, und zuerst war er enttäuscht gewesen, bis er festgestellt hatte, dass ihr Brüste vollkommen waren und für ein Mädchen ihrer Größe verhältnismäßig üppig. Sie trug ihr Haar kurz, und auch das war zunächst eine Enttäuschung gewesen. Er hatte ihr gesagt, sie solle es wachsen lassen, damit es wieder so lang wäre wie auf dem Foto. Einerlei, sagte er sich, als man sich auf der Straße nach ihr umdrehte und er den Neid in den Augen der Männer sah, der Eindruck, den Coras Schönheit auf andere machte, erzielte genau den gewünschten Effekt. Und im Bett war sie erstaunlich.

Die Wirkung, die Cora auf ihn hatte, erstaunte Spud jedoch. Er fand ihre Persönlichkeit unwiderstehlich. Sie spielte ihre Rolle in der Öffentlichkeit bis zur Perfektion, so, wie er es von ihr wollte – die schüchterne, unnahbare Schönheit –, privat aber war Cora verspielt und quirlig. Sie sprühte nur so vor Vitalität. Alles schien Cora zu entzücken. Spud hatte die ersten Monate versucht, aus ihr schlau zu werden. War sie klug? War alles nur gespielt? Legte sie ihn aufs Kreuz? Er wusste es wirklich nicht.

Jetzt, nach über einem Jahr, hatte er aufgegeben, nach ihren Motiven zu fragen. Er hatte sich damit abgefunden, dass das Leben für Cora tatsächlich unkompliziert war.

Er fuhr die Bay View Terrace hinunter, nahm die alte Claremont-Pier vor sich wahr und bog nach links in die Victoria Avenue. Zufrieden registrierte er, dass der Anleger sich anscheinend nie veränderte – hier hatte er sich früher mit Mike immer aufgehalten. Er sah sie beide noch

vor sich, wie sie mit dem Hintern zuerst ins Wasser sprangen. Er fuhr am Haus der McAllisters vorbei, das neuerdings schäbig aussah, dachte er, doch das war es vielleicht schon immer gewesen. Es war bestimmt nicht so imposant wie sein eigenes Haus nur wenige Kilometer entfernt. Wer hätte es vor all den Jahren, als er Mike noch beneidet hatte, für möglich gehalten, dass er, Spud Farrell, eins der prächtigsten Häuser in der Victoria Avenue besitzen würde?

Spud hatte seine zweistöckige Villa, die bis an den Fluss reichte, erst im vergangenen Jahr gebaut. Sie war sein ganzer Stolz und seine Freude, Marmorsäulen prangten am Eingang, große Balkons schauten über das Wasser, und gepflegte Gärten reichten vom Parterre bis ans Ufer. Er beschäftigte sogar Personal. Dabei würde er sie nie Personal *nennen* – er war nicht so hochnäsiger wie einige seiner Freunde.

Als er in die Garage fuhr, die für vier Fahrzeuge Platz hatte, gingen die Doppeltüren des Hauses auf. Cora hatte den Mercedes gehört, sie hatte gewartet.

Kaum war er aus dem Wagen gestiegen, lief sie auf ihn zu und bedeckte ihn mit Küssen. Dann gingen sie Hand in Hand zum Haus, wobei Cora ihn mit Fragen bearbeitete. Er hatte ihr erzählt, dass er im Oyster Beds zu Mittag essen würde, und sie hatte geschmollt, als er sagte, es sei eine geschäftliche Besprechung, zu der sie nicht mitkommen könne. Doch sie hatte nur gespielt.

»Du hast Austern?«, fragte sie aufgeregt und hüpfte neben ihm her. »Du hast Austern? Ja?«

»Ja, ich habe Austern gehabt.«

»Und Hummer? Du hast Hummer?«

»Ja, den hatte ich auch.«

»Thermidor?«

»Ja, Thermidor.«

Er hatte ihr versprochen, Austern und Hummer Thermidor zu nehmen, Coras Lieblingsgerichte. Cora aß leidenschaftlich gern. Sie verschlang das Essen, morgens, mittags und abends, doch sie nahm nie zu. Sie sprach sogar gern über Speisen. Nach einem vollständigen Mittagessen konnte Cora durchaus in allen Einzelheiten darüber diskutieren, was sie für das Abendessen geplant hatte.

Als sie ins Haus traten, wehte eine angenehme Meeresbrise durch die

geöffneten Balkontüren, und jenseits der massiven Spiegelglasfenster glitzerte der vom Wind aufgewühlte Fluss silbergrau.

Natalia begrüßte ihn in ihrem gebrochenen Englisch, als sie mit einem Korb voll Bettwäsche vorbeikam. Sie war auf dem Weg zu der roten Treppe, die zum Waschraum hinunterführte, und machte sich wie üblich rar. Ihr Dienstherr und seine Mätresse beschränkten ihre Liebesspiele weder auf das Schlafzimmer noch auf eine bestimmte Tageszeit.

Spud zog sein Jackett und seine Krawatte aus und legte sie über einen Ledersessel im Wohnzimmer. »Hast du heute Morgen etwas gekauft?«, fragte er.

»Ja. Ich war einkaufen, wie du gesagt hast. Und sieh mal, Spud ...« Sie verschwand im großen Schlafzimmer, und er hörte sie nach ihm rufen.

»Sieh mal, was ich bekommen habe. Schön ...«

Spud nahm eine Montecristo-Zigarre aus dem Humidor auf dem Sideboard und knipste ein Ende ab.

»Was gefällt dir besser? Rot? Gelb?«

Sie tauchte auf, hielt sich jeweils ein Kleid vor und wirbelte vor ihm herum. Die kräftigen Farben sahen auf ihrer dunklen Haut prächtig aus.

»Sehr schön, ja? Sehr teuer. Welches gefällt dir am besten?«

»Sie sind beide nett«, sagte er, zündete ein Streichholz an und zog an der Zigarre, bis das Ende glühte. Die Kleider waren nicht teuer. Es waren hübsche kleine Sommerfähnchen und konnten nicht mehr als fünfzig Dollar pro Stück gekostet haben, dachte er. Er hatte ihr am Morgen noch fünfhundert in bar gegeben, als er sie auf dem Weg ins Büro an St. Georges Terrace abgesetzt hatte. Sie hatte es nach Hause an ihre Familie geschickt. Er respektierte die Art und Weise, wie sie ihre Familie unterstützte.

»Und für dich. Schau her ...« Sie ließ die Kleider auf das Sofa fallen und lief erneut ins Schlafzimmer, um mit einer Krawatte wieder aufzutauchen, die sie ihm entgegenstreckte. »Für dich hab ich die gekauft. Sehr, sehr teuer.«

Das stimmte. Reine Seide, Importware. Cora kannte sich aus. Sie kaufte ihm nie billige Geschenke.

Spud schob die Krawatte unter seinen Kragen. »Klasse«, sagte er. »Sie gefällt mir.«

»Ja.« Sie übernahm es, ihm einen fachmännischen Windsorknoten zu binden, trat dann zurück und begutachtete die Wirkung. »Die Farbe steht dir gut, das Blau.«

Sie sah so himmlisch ernst aus. Er wollte sie schon küssen, doch sie wandte sich ab und nahm eins der beiden Kleider an sich.

»Ich zieh es für dich an. Beide Kleider zieh ich an.« Als sie sich wieder zu ihm umdrehte, blitzten ihre Augen spielerisch auf, und sie lächelte verschmitzt. »Rot ... gelb ... du sagst, was dir am besten gefällt.«

Dann begann sie, sich langsam und aufreizend zu entkleiden.

Er kam eine halbe Stunde zu spät zu seiner auf vier Uhr angesetzten Besprechung.

Als er auf den Parkplatz des Bürogebäudes in der Stadt fuhr, in dem die Geschäftsleitung der Farrell AG drei Stockwerke belegte, ärgerte Spud sich über sich selbst. Er war stets auf Pünktlichkeit bedacht und

verlangte sie auch von anderen. Daher würde er sich für seine Verspätung entschuldigen müssen, und er entschuldigte sich nie bei Geschäftspartnern, wenn es nicht unbedingt notwendig war.

Als er auf der fünften Etage ankam, stellte er fest, dass seine Sekretärin Ian Pemberton und Phil Cowan in den Sitzungssaal geführt hatte und gerade dabei war, ihnen eine zweite Kanne Kaffee zu bringen.

»Danke, Marge«, sagte er anerkennend und wandte sich dann munter an die anderen: »Pembo, Phil, tut mir leid, wenn ich euch habe warten lassen. Das Mittagessen mit Howard hat länger gedauert, als ich beabsichtigt hatte. Trotzdem unverzeihlich, entschuldigt bitte.«

Ian störte es nicht im Geringsten. »Ach, zum Teufel, Spud, wir sind es doch nur, keine Vorstandssitzung.«

Doch Phil Cowan war nicht bereit, sich diese Gelegenheit entgehen zu lassen. Eine Entschuldigung von Spud Farrell war selten, und er nahm sich vor, das Beste daraus zu machen. Er schaute demonstrativ auf seine Armbanduhr, dann auf die Kanne Filterkaffee in Marges Händen.

»Ist eine Wartezeit von fünfunddreißig Minuten der Garant für etwas Stärkeres?«, fragte er in seinem New Yorker Akzent, blitzende Zähne in einem perfekten Grinsen, das charmant sein sollte, Spud aber auf die Nerven ging.

»Aber klar, Phil.« *Du kleines Stück Scheiße*, hätte Spud am liebsten



gesagt. »Ist noch ein bisschen früh am Tag, Kumpel, hast wohl ein Problem mit dem Alk, was?« Mein Gott, dachte er, Phil hatte viel größere Probleme als den Alkohol. Unter den gegebenen Umständen blieb ihm jedoch nicht anderes übrig.

Phil Cowans aufdringlicher Charme wurde Spud seit einiger Zeit zu viel. Früher hatte er sich wie alle anderen von dem liebenswerten Amerikaner einnehmen lassen. Phil war witzig, ein Partylöwe, obwohl seine unablässige Energie zuweilen anstrengend war. Doch Phil hatte aufgehört, witzig zu sein, und die Quelle der unermüdlichen Energie des Mannes machte Spud wirklich Sorgen. Er bedauerte inzwischen, dass Ian den Amerikaner in ihre Gemeinschaftsprojekte mit einbezogen hatte. Spud und Ian konkurrierten nicht mehr. Es hatte keinen Sinn – ihre Stärke lag in der Vereinigung ihrer Kräfte. Spud hatte dank Ians fachmännischem Rat ein Vermögen im Nickelboom gemacht, wobei sie beide unbekümmert die Gesetze des Insiderhandels missachtet hatten, und als die Farrell AG gegründet wurde, hatte Ian investiert und war zu einem der größeren Anteilseigner geworden. Das einzige Haar in der Suppe schien Phil zu sein.

Ian Pemberton hatte in den letzten Monaten in einer Zwickmühle gesteckt. Phil Cowan tat ihm leid. Er war ein Mann mit brillantem Verstand – er hatte sein Studium in Harvard als Jahrgangsbester abgeschlossen und war die treibende Kraft bei der Schaffung der Holdinggesellschaft Excalibur gewesen –, doch er ruinierte sein Leben. Ian wusste nicht, was er tun sollte. Er konnte es sich nicht leisten, seine Beziehung zu Spud und der Farrell AG aufs Spiel zu setzen. Er hatte Phil gewarnt, keine Drogen zu nehmen, wenn er mit Spud zu tun hatte, und Phil hatte eine Zeit lang anscheinend gespurt. Doch jetzt, da sie zu dritt hier saßen, war Phil zugedröhnt wie zehn.

»Wie lief denn das Essen mit Howard?«, fragte er in der Hoffnung, dass Spud die erweiterten Pupillen und die verräterischen Anzeichen bei Phil nicht aufgefallen waren, die er selbst nur allzu gut kannte.

»Ausgezeichnet – er fraß mir aus der Hand. Buchstäblich. Champagner, Austern, Hummer, Cognac – der lässt es sich gern gutgehen.«

Phil brach in unnötig lautes Gelächter aus. Nachdem er seinen Bourbon in einem Zug heruntergekippt hatte, hielt er Marge, die gerade mit dem Kaffeetablett hinausgehen wollte, sein leeres Glas hin.

»Hey, Marge, Süße, krieg ich noch einen? Der war nur ein Tropfen auf den heißen Stein.«

Marge warf ihrem Chef einen kurzen Blick zu. Ian sah besorgt zu. Das unverschämte Gelächter, das überdrehte Verhalten waren verräterisch. Auch Spud hatte die Anzeichen bemerkt, doch er beschloss zu warten, bis Phil sich selbst zu Fall brachte. Er nickte Marge zu.

Nachdem er seinen Bourbon bekommen hatte, zeigte Phil sich von seiner besten Seite. Er sagte keinen Ton, während Spud und Ian über die beiden Bauplätze sprachen, die Howard Stonehaven als mögliche Standorte für Farrell Towers vorgeschlagen hatte. Stattdessen schaute er über den Sitzungstisch hinweg durch die Fenster, die auf die Gewässer der Stadt hinausgingen.

»Was meinst *du* dazu, Phil?« Spud stand auf, beugte sich über den Tisch und bellte Phil die Frage direkt ins Gesicht.

»Wie?« Phil wurde abrupt in die Wirklichkeit zurückgeholt. Worüber hatten sie gesprochen? Er hatte kein Wort mitbekommen.

»Farrell Towers ...« Spud schob seinen Stuhl zurück und schritt im Sitzungssaal auf und ab, wie so oft, wenn er eine Theorie darlegte oder seine Kollegen anspornte. »Farrell Towers wird eines Tages das Symbol für die Farrell AG werden. Dort wird auch die Zentrale der Excalibur Holdings untergebracht. Ich würde sagen, es ist ein ganz schön wichtiges Projekt für uns alle, oder?«

»Ja ... klar ...«

»Was hältst du also von den Bauplätzen, über die wir gesprochen haben?« Er war inzwischen um den Tisch herum gekommen und stand neben Phils Stuhl. »Wir hätten gern deine Meinung gehört, nicht wahr, Pembo?« Sein Lächeln war gefährlich, und er schaute Ian nicht an. Seine Augen waren mit unheilvollem Glitzern auf Phil gerichtet. Ian gab keine Antwort, sondern zuckte zusammen und wartete auf das Unvermeidliche. »Komm schon, Phil, alter Kumpel, Wunderkind, Genie«, sagte Spud mit aufgesetzter Herzlichkeit. »Lass hören, wie stehst du dazu?«

Phil nahm allem Anschein nach weder das gefährliche Lächeln noch das Glitzern in den Augen wahr.

»Du lieber Himmel, Spud, du brauchst doch *meine* Meinung nicht.« Er lachte. »Herrgott, Mann, *du* bist doch hier das Wunderkind. *Du* bist das Genie.« Er hatte die Frage vergessen – worüber zum Teufel hatten sie

gesprochen? Er hatte es langweilig gefunden. Na und? Wen störte es?  
»Du hast doch alles unter Dach und Fach gebracht, Kumpel, du brauchst *meine* Meinung nicht.«

»Da hast du verdammt recht, die brauche ich nicht«, explodierte Spud. Er packte Phil an den Jackettaufschlägen und stellte ihn auf die Beine. Der Stuhl kippte zur Seite. »Mach, dass du hier rauskommst, du nutzloses Stück Junkiescheiße.« Er trug den Amerikaner ein paar Schritte vom Tisch weg und schleuderte ihn mit voller Kraft auf die geschlossene Holztür zu.

Phil taumelte nach vorn und verlor das Gleichgewicht. Er krachte in die Tür und landete auf dem Boden, völlig verstört. Was war schiefgelaufen? Was hatte er getan? Mühsam rappelte er sich auf.

Phil schaute zu Ian hinüber. Was geht hier vor, fragten seine Augen. Worum geht es hier? Doch Ian sagte keinen Ton.

»Geh, du nutzloser Scheißkerl«, knurrte Spud. »Verpiss dich, bevor ich dich grün und blau schlage.«

Mit zitterigen Händen tastete Phil nach dem Türgriff. Er machte sich so schnell er konnte aus dem Staub.

Ruhig schloss Spud die Tür, seine Wut war verraucht. »Du musst ihn loswerden, Pembo«, sagte er. »Du musst das Arschloch loswerden – er nützt dir nicht.«

Ian hob den umgekippten Stuhl auf und wünschte sich, die ganze Situation würde sich in Luft auflösen. Natürlich wollte er Phil loswerden – Phil war ein unsicherer Risikofaktor, mehr, als Spud klar war. Doch der Mann war sein Partner. Sie hatten ihr Unternehmen praktisch aus dem Nichts gemeinsam aufgebaut. Er war Phil Cowan verpflichtet.

Spud betrachtete ihn durchtrieben; er konnte Ians Gedanken lesen.

»Du schuldest ihm keinen Cent, Kumpel«, sagte er. »Tu, was du tun musst. Zieh ihn aus dem Verkehr, bestich ihn, zahl ihn aus – egal, wie du es anfängst, aber werde ihn los, Pembo. Der macht dich sonst fertig, ich warne dich.«

Ian unternahm zunächst nichts. Er wusste nicht, wie. Bei Spud hatte es so einfach geklungen, aber das war es nicht. Stattdessen riet er Phil Cowan, alle Verbindungen zur Farrell AG zu kappen. Phil folgte seinem Rat nur zu gern.

Dann trat etwas ein, das ihm das Problem Phil Cowan völlig aus dem Kopf schlug. Es geschah an einem Sonntag beim Familiendinner im Haus in Peppermint Grove.

Der wöchentliche Braten war zur Pflicht geworden, für den Cynthia ihren Sohn, seine Frau und ihre Kinder zusammentrommelte, wie bei allen guten Familien üblich. Alle waren überrascht gewesen, nicht zuletzt sie selbst, dass sie gern Großmutter geworden war. Sie war vernarrt in die Zwillinge, und wenn sie mit Gordy und Fleur auf den Wiesen am Flussufer spielen ging, erzählte sie den Leuten begeistert: »Nein, ich bin nicht die Mutter, ich bin die Großmutter«, wohlwissend, dass es kaum glaubhaft schien.

Gordon saß am Ende des Tisches und wartete, die Lammkeule anschneiden zu können, die Zwillinge hockten zu beiden Seiten auf ihren Stuhlkanten. Gordy und Fleur waren jetzt fast vier Jahre alt und brauchten ihre Kindersitze nicht mehr. Ian hatte gerade allen Wein eingeschenkt, als Cynthia mit einer Platte Gemüse eintrat, dicht gefolgt von Arlene mit einer Schüssel Erbsen und der Saucière, die sie neben Gordon stellte. Gordon mochte Soßen besonders gern.

»Arlene hat heute die Soße gemacht«, verkündete Cynthia und setzte sich ans andere Ende des Tisches, »mit Rosmarin und Rotwein, absolut köstlich.«

Cynthia überschlug sich immer, wenn sie Arlene lobte, die sie als ideale Schwiegertochter betrachtete. Ian hätte keine bessere Frau finden können, wenn sie ihm eigenhändig eine herausgepickt hätte, dachte sie.

»Uh-uh«, sagte Gordon, »böse.«

Eine kleine Hand hatte sich heimlich über die Erbsen hergemacht, und Gordon versetzte seinem Enkel einen Hieb mit dem Brotmesser über die Knöchel. Nicht so fest, dass es wehtat, aber fest genug, um zu strafen. Gordon glaubte an Disziplin. Jedenfalls für Jungen. Besonders für lebhaft kleine Bengel wie Gordy.

Gordon liebte seinen Enkel über alles, und er freute sich maßlos, obwohl er es sich nie anmerken ließ, dass Ian das Kind nach ihm benannt hatte. Eigentlich hatte Arlene die Idee gehabt, doch sie ließ ihren Schwiegervater in dem Glauben, dass es Ians war. Sie hielt es für klug, den alten Mann Ian gegenüber in der Pflicht zu halten und ihm bewusst zu machen, was er der nächsten Generation schuldig war.

Der freche kleine Gordy mit den Segelohren schaute kühn und furchtlos zu seinem Großvater auf, und Gordon verkniff sich ein Lächeln. Ihm ging es nicht besonders gut, den ganzen Tag schon, doch der Junge bereitete ihm unendlich viel Freude. Das Kind war seinem Vater so unähnlich, als er im selben Alter war, dachte er. Ian war immer ein Muttersöhnchen gewesen – jetzt fiel ihm ein, dass es ihn geärgert hatte. Er musste allerdings eingestehen, dass sein Sohn es auch ganz gut allein geschafft hatte. Gewiss hatte er eine Menge Geld gemacht, und der erlangte Wohlstand eines Mannes war der Maßstab für seine Stellung in der Gesellschaft. Gordon warf seinem Sohn, der gerade eine Serviette in den Kragen der kleinen Fleur steckte, einen kurzen Blick zu. Ja, er war stolz auf Ian.

»Ich glaube, wir können dann, Liebling«, forderte Cynthia ihn sanft auf. Alle warteten, es war an der Zeit, den Braten anzuschneiden, doch ihr Mann schien merkwürdig abgelenkt.

»Natürlich, meine Liebe. Verzeih.«

Gordon stand rasch auf. Etwas zu schnell, wie es schien: ihm war schwindlig, und ein eigenartiges Gefühl beschlich ihn. Er fing sich wieder, steckte die Gabel in das Fleisch, gab der Lammkeule und damit sich selbst einen Halt. Dachte er zumindest. Er nahm das Messer zur Hand und begann zu schneiden. Dann stieß er ein ersticktes Grunzen aus. Sein Gesicht verzog sich, er ließ das Messer fallen, und seine rechte Hand klammerte sich an seine Brust. Die Linke behielt die Fleischgabel im Griff, und als er umfiel, zog er die Lammkeule mit sich, dazu noch die Schüssel mit Erbsen, die Saucière und sein Glas Rotwein.

Arlene schrie auf, die Zwillinge kreischten, und Cynthia saß wie versteinert da.

Ian eilte zu seinem Vater. Gordon lag auf dem Boden, umschlang die Lammkeule, das Gesicht war zu einer Grimasse erstarrt, die Augen starrten glasig ins Nichts. Noch immer zuckend, war er umgeben von Erbsen und Soße und in Wein getränkt. Es sah aus wie ein Verkehrsunfall.

Ian tat alles, um seinen Vater wiederzubeleben, während Arlene nach einem Krankenwagen telefonierte. Ian machte

Mund-zu-Mund-Beatmung und bearbeitete Gordons Brust ganze zehn Minuten lang, doch es kam kein Lebenszeichen. Gordon Pemberton hatte

einen schweren Herzinfarkt erlitten. Er starb in dem Augenblick, als er auf dem Boden auftraf.

An den Tagen danach war Cynthia ganz durcheinander. Bei der Beerdigung brach sie vollends zusammen. Alle hatten tiefes Mitgefühl. Die arme Frau, dachten sie, Gordon war ihr Ein und Alles gewesen. Als die Wochen ins Land zogen, war sie nicht mehr verzweifelt, blieb aber untröstlich. Verloren und zerstreut schlenderte sie durch das große Haus, als suche sie ihren Mann. Arlene, die täglich mit den Kindern zu Besuch kam, fand es höchst beunruhigend.

»Die arme Cynthia, es ist so traurig«, sagte sie. »Wir müssen etwas unternehmen, Ian.«

»Wir können nichts tun, Püppchen, das ist vollkommen normal. Trauer braucht ihre Zeit. Sie wird am Ende darüber hinwegkommen.«

»Aber sie ist da so einsam ohne Gordon, und das Haus ist viel zu groß für sie. Sollten wir ihr nicht etwas Kleineres kaufen?«

Ian fand den Vorschlag befremdlich. Seine Mutter umziehen zu lassen, wäre die schlechteste Idee. Das Haus, das sie und Gordon gemeinsam entworfen hatten, war Cynthia sehr kostbar. Doch das wusste Arlene natürlich nicht.

»Nein, ich glaube, dort geht es ihr am besten.«

»Na gut, vielleicht irgendwann einmal«, sagte Arlene. »Man sollte es im Kopf behalten. Ich mache mir schreckliche Sorgen um sie.«

»Das weiß ich, Püppchen.« Dem Herrn sei Dank für Arlene, dachte er. Arlene war während der ganzen tragischen Geschichte ein Fels in der Brandung gewesen. Er wusste nicht, was er ohne sie anfangen sollte. Ian selbst war sehr in Sorge um seine Mutter. Regelmäßig äußerte Arlene ihre Befürchtung, Cynthia könne psychisch instabil werden, und das ging ihm im Kopf herum. Bestimmt irrte sich Arlene. Bestimmt erlebte seine Mutter einfach eine Phase der Trauer. Es waren beunruhigende Zeiten. Ein paar Wochen später wurden seine Sorgen erheblich vermehrt.

»Hast du die Zeitung nicht geholt?«, fragte er. Arlene kam aus dem Wohnzimmer, nachdem sie die Zwillinge vor den Fernseher gesetzt hatte.

Er hatte am Küchentisch Platz genommen, auf dem für gewöhnlich die *Sunday Times* neben seiner Obstschüssel lag. An Sonntagen schlief er

immer aus, während Arlene mit den Kindern im Kings Park spazieren ging – Gordy und Fleur wurden um sechs wach –, und sie holte immer die Zeitung aus ihrem Briefkasten im Foyer unten und legte sie für ihn auf den Tisch. Doch an diesem Morgen war sie aus unersichtlichem Grund nicht da. Das Obst zwar, aber die Zeitung nicht.

»Klar hab ich.« Sie ließ sie noch aufgerollt vor ihm auf den Tisch fallen.

»Was ist los, Püppchen?«

Sie war neuerdings häufig mürrisch. Er vermutete, es hatte etwas mit der erfolglosen Suche nach dem neuen Haus zu tun. Arlene war seit etwa einem Jahr unzufrieden mit dem Penthouse. Wie besessen suchte sie nach dem perfekten Haus – mit einem großen Garten für die Kinder, sagte sie –, was Ian durchaus verständlich fand. Er gab sich die größte Mühe, doch jedes Haus, das sie sich ansahen, schien Arlene nicht zufriedenzustellen. Gerade am Tag zuvor hatten sie sich ein Anwesen am Fluss in South Perth angesehen, einem Stadtteil, der zusehends in Mode kam. Er selbst hatte es als ideal empfunden, Arlene hingegen nicht. Er verstand das Problem nicht.

»Nichts«, sagte sie schulterzuckend. »Ich habe nicht gut geschlafen, das ist alles.«

Das war Arlenes Standardantwort, wenn sie verstimmt war, und sie ärgerte sich noch mehr, wenn Ian sie fraglos akzeptierte. Er war blind für die Lösung, die auf der Hand lag. Seine demente Mutter tobte in einem riesigen Haus herum, das eine perfekte Aussicht über den Fluss hatte, einen Swimmingpool und einen wunderbar gepflegten Garten. Arlene fand es extrem frustrierend, dass sie ihrem Mann keinen gesunden Menschenverstand einimpfen konnte. Doch sie wagte nicht, den Vorschlag direkt vorzubringen. Ian wäre nicht in der Lage, die praktische Seite daran zu erkennen. Er betete seine Mutter regelrecht an.

»Ach, Liebling«, sagte er mitfühlend, »das ist nicht gut.« Arlene schlief seit geraumer Zeit schlecht, es war beunruhigend. »Warum legst du dich nicht ein bisschen hin? Ich kümmere mich um die Kinder.«

Er rollte die Zeitung auf, faltete sie nach hinten, um den lästigen Knick loszuwerden, und Arlene stapfte aus der Küche, um zu duschen.

**VERDÄCHTIGER IM FALL DER STRANDSCHÖNHEIT**

**VERHAFTET!**, schrie ihm die Schlagzeile entgegen, und unter der Überschrift prangte ein halbseitiges Foto von Mayjay.

Ian wurde schlecht. Er blätterte rasch bis zur vierten Seite vor, um Einzelheiten zu erfahren, aber es gab nicht viele. Ein Mann war festgenommen worden, nachdem er früh am Abend zuvor zwei Mädchen am Scarborough Beach angequatscht hatte, und stand unter Arrest, weil er hinsichtlich des Mordes an Mayjay verhört wurde.

Ian steckte den Kopf zur Badezimmertür herein und übertönte das Rauschen der Dusche: »Ich muss mal weg, es dauert nicht lange.« Von wegen: Leg dich doch ein bisschen hin, ich kümmere mich um die Kinder, dachte Arlene aufgebracht.

»Das ist ein Aufreißer«, sagte Spud. »Pure Sensationslust, nichts, worüber man sich Sorgen machen müsste.«

Spud hatte die Zeitung gesehen und wirkte sehr ruhig, als Ian vor seiner Tür auftauchte. Sie waren durch das Seitentor gegangen, vorbei am Steingarten, in dem Josef arbeitete, und hinunter in den entlegensten Teil des Gartens, wo sie jetzt auf der Bank am Uferland saßen. Spud gab sich große Mühe, Ian die innere Erregung auszureden.

»Die Kunst, dem anderen stets voraus zu sein, mehr nicht. Der Typ ist an einem Samstag aufgegriffen worden, daher bringt die *Sunday Times* einen Knüller. Wenn die eigentliche Geschichte im *West* erscheint, wette ich, dass der Redakteur für so eine voreilige Schlagzeile abgestraft wird.«

»Voreilig?« Spuds Versuche, ihn zu beschwichtigen, funktionierten nicht. »Du glaubst also auch, dass sie den Kerl anklagen werden?«

»Nöh. Ein Eingeweihter hat Informationen rausgelassen, dass die Bullen ihn wegen der Strandmädchengeschichte verhören. Das hat nichts zu bedeuten.«

»Warum sollten sie ihn verhören, wenn sie nicht der Meinung sind, stichhaltige Beweise zu haben?«

Spud zuckte mit den Schultern. »Warum sollten sie *nicht*?«

»Aber das ist vor über acht Jahren passiert!«

»Und sie werden auch in achtundzwanzig Jahren noch Verhöre durchführen, Pembo. So etwas löst sich nicht einfach in Luft auf, verstehst du.« Er stand auf. »Komm schon, wir gehen rauf ins Haus und trinken einen Kaffee. Wir sprechen darüber, wenn wir die ganze Geschichte kennen.«



Die *Sunday Times* zog sich in der Tat Kritik zu, doch der Redakteur scherte sich nicht darum. Sie hatten an dem Tag enorm viel umgesetzt, und die Schlagzeile war allem Anschein nach keine komplette Ente gewesen. Die Polizei hatte allen Grund, den Mann, den sie wegen ungebührlichen Verhaltens inhaftiert hatten, mit dem Mord an der Strandschönheit in Verbindung zu bringen.

Ein Foto des Mannes – Anfang dreißig, mit Bart und wilden Augen – wurde im *West Australian* veröffentlicht mit der Bitte der Polizei an alle, die ihn kannten, sich zu melden. In dem entsprechenden Artikel hieß es, der Täter habe sich am frühen Samstagabend vor zwei Mädchen auf dem Strand bei Scarborough entblößt. Sein Verhalten sei das eines Wahnsinnigen gewesen.

*Er trug einen Gürtel um den Hals und zerrte daran, als wolle er sich erhängen, hatten die Mädchen ausgesagt. Er sagte immer wieder: »Los, wir wollen Spaß haben, los, wir wollen Spaß haben.« Er war verrückt. Wir waren zu Tode erschrocken.*

Bei der Durchsuchung seines Zimmers in einer nahe gelegenen Pension hatte die Polizei keinerlei Hinweise auf die Identität des Mannes gefunden. Gegenstände, die ungebührliches Verhalten vermuten ließen, waren augenscheinlich: eine Lederpeitsche, Handschellen und Seile, die ans Kopfende des Bettes und am Türgriff befestigt waren. An den Wänden war jeder Zoll mit Fotos hübscher Mädchen bedeckt – Mayjay, das Gesicht Westaustraliens, an erster Stelle. Neben den Bildern von Mayjay fanden sich Zeitungsartikel, die sich auf den Mord an der Strandschönheit bezogen.

»Demnach ist er ein Perverser, der es mit Autoerotik hat«, sagte Spud.

»Na und? Deshalb können sie ihm keinen Mord anhängen.«

Ian war wieder einmal in Panik bei Spud aufgetaucht, und Spud beruhigte ihn erneut, während sie auf dem Balkon mit Blick über den Fluss saßen. Diesmal jedoch war Spud nicht ganz so zuversichtlich, wie er nach außen hin vorgab.

»Der Typ ist total verrückt. Sie werden ihn zwangsläufig laufen lassen.« Aber stimmte das auch, fragte er sich. Die Polizei war vielleicht nur froh, wenn sie dem armen Schwein das Verbrechen anhängen konnte – sie

brauchten einen Sündenbock. Die Situation war schwierig, und Spud hatte gemischte Gefühle. Wenn der Verrückte für schuldig befunden wurde, wäre der Mord an der Strandschönheit ein für alle Mal vom Tisch. Da gab es aber ein großes Problem. Mike.

Ian dachte dasselbe.

»Und wenn sie ihn nicht laufen lassen, was meinst du, wird Mike tun?« Sie wussten beide nur zu gut, was Mike tun würde. Er würde die ganze Geschichte aufdecken. Und selbst wenn der Tod als Unfall deklariert würde, hätten sie den Schwarzen Peter, weil sie es nicht gemeldet hatten. Die negative Presse würde sie alle ruinieren.

»Entspann dich, Pembo«, sagte Spud beschwichtigend – Pembo stand kurz davor, die Nerven zu verlieren. »Das ist ein Sturm im Wasserglas. Die klagen den Kerl nicht an, das sag ich dir.«

Doch Ian hatte sich in einen höchst erregten Zustand hineingesteigert.

»Du weißt, sobald Mike das liest, kommt er sofort nach Perth.

Wahrscheinlich bucht er schon seinen Flug.«

»Nöh, er sieht die Zeitung gar nicht. Das da oben ist tiefste Provinz. Mein Gott, du hast doch selbst gesagt, er wohnte in einer Fischerhütte! Hör auf, dir Sorgen um nichts zu machen.«

»Mach dir doch nichts vor, Spud. Das da oben ist keine Provinz mehr, es ist eine verdamnte Großstadt. Herrgott, da ist eine ganze neue Stadt! Warst du letzthin mal in Karratha?«

Spud war dort gewesen. Er kannte Karratha gut. Das Spielsyndikat, bei dem er inzwischen stiller Teilhaber war, machte in der rasch expandierenden neuen Ortschaft gute Geschäfte. Anscheinend ließ Pembo sich nicht beruhigen, daher gab er den Versuch auf.

»Hör zu, Kumpel«, sagte er, »was auch passiert, du überlässt Mikey mir. Ich weiß mit ihm umzugehen.«

Ian sah ihn skeptisch an.

»Ich bin beim letzten Mal auch mit ihm zurechtgekommen, oder nicht?« Spud versetzte Ian einen tröstlichen Schlag auf die Schulter und erhob sich von seinem Stuhl. »Und jetzt geh nach Hause zu Frau und Kindern und schlag dir die Sache aus dem Kopf. Ich kümmerge mich um alles.« Er grinste zuversichtlich. »Das mach ich doch immer, oder?«

»Ja.« Ian stand auf. »Okay, Spud.«

Ihm blieb nichts anderes übrig, als Spud zu vertrauen. Letzten Endes

nahm Spud die Dinge stets in die Hand.

Wieder allein, machte Spud sich daran, seine Zuversicht aufzubauen. Er ging wieder auf den Balkon, von dem er mit leerem Blick auf den Fluss starrte. Seine Gedanken überschlugen sich. Mike musste die Zeitungsberichte einfach gelesen haben. Spud war eigentlich überrascht, dass er noch keinen Anruf erhalten hatte. Pembo hatte trotz seiner flatternden Nerven wahrscheinlich recht, dachte er. Mike buchte in diesem Augenblick vermutlich einen Flug nach Perth. Ohne Zweifel würde er morgen vor der Tür stehen mit der Ankündigung, er werde zur Polizei gehen.

Spud begann seine Strategie zu planen. Er würde mit Mikey zurechtkommen, sagte er sich. Es würde nicht leicht sein, aber er hatte es schon einmal gemacht, und er würde es wieder schaffen. Es war nur eine Frage des richtigen Blickwinkels ...

Doch Mike hatte die Zeitungsberichte nicht gelesen. Dafür war er viel zu beschäftigt gewesen.

Die Sonntage gehörten der Familie. Mike widmete sich Jo und Allie, und sie hatten diesen speziellen Sonntagmorgen mit Ash und Beth und ihrem Sohn Pete mit Schürfen im Watt in der Nähe der Geisterstadt Cossack verbracht.

Die Familien hatten sich eng angefreundet. Nach zwei Jahren Assistenzzeit im Krankenhaus von Roebourne hatte Jo eine Klinik im städtischen Zentrum eingerichtet, in dem Beth unterrichtete, und beide Frauen gingen in ihrer Arbeit auf, besonders im Hinblick auf die indigene Bevölkerung des Ortes. Infolgedessen waren ihre Kinder, die in dem Zentrum zur Schule gingen, praktisch unzertrennlich geworden. Pete, inzwischen ein kräftiger Neunjähriger, war für Allie der ideale ältere Bruder.

Das Schürfen in Cossack war ein beliebter Zeitvertreib für Familien, vor allem für die Kinder. Die Überreste der Stadt bestanden aus einem verfallenen Gerichtsgebäude und der beeindruckenden Rundfassade eines alten Zollgebäudes, doch zwischen den Mangroven und dem Watt lag eine Fülle kleiner Schätze, Nachweise für eine einst blühende Gemeinde.

Im Lauf der Jahre hatten die Kinder eine hübsche Sammlung zusammengesucht, und Mike hatte in Allies Schlafzimmer zusätzliche Regale bauen müssen, um die vielen alten Medizinflaschen, Gläser und die Münzen unterzubringen, die sorgsam neben Messingschnallen, Bestecken und Werkzeugen gestapelt waren.

Dieser Sonntag war sehr erfolgreich gewesen.

»Das ist eine Porzellanpfeife ...« Ash betrachtete den Gegenstand genauer. Sie hockten zu sechst im Watt und bewunderten Allies Fund.

»Ich würde sagen, spätes neunzehntes Jahrhundert.« Er reichte sie herum. »Gut gemacht, Allie.«

»Ich wette, damit wurde Opium geraucht«, sagte Jo und zwinkerte Mike zu. Sie fachte gern die lebhafteste Phantasie ihrer Tochter an.

»Ja, Opium, bestimmt«, stimmte Mike ihr zu.

Beide Kinder starrten die Pfeife ehrfürchtig an.

»Toll!«, flüsterte Pete, atemlos vor Neid. »Eine Opiumpfeife.« Er nahm sie vorsichtig in die Hand, und fuhr andächtig mit dem Finger um den angestoßenen Rand des Pfeifenkopfs. »Sollen wir tauschen, Allie? Ich gebe dir meinen Penny dafür.«

Allie schaute ihn mit weit aufgerissenen Augen an. Petes Penny aus dem Jahr 1901 war die größte Entdeckung aller Zeiten gewesen. Sein Angebot bedeutete, dass ihre Pfeife von unschätzbarem Wert war.

Beth lachte. »Ich würde mir das überlegen, wenn ich du wäre, Schatz«, sagte sie. »Der Penny ist tatsächlich etwas wert, du könntest ihn eines Tages verkaufen.«

Ihre praktische Art grenzte an Gotteslästerung, und sie erntete vernichtende Blicke von beiden Kindern.

»Nein«, sagte Allie fest entschlossen und nahm ihm die Pfeife ab. »Du behältst den Penny und ich die Pfeife.« Dann, als er ein langes Gesicht machte, fügte sie hinzu: »Aber wir können hin und wieder tauschen, wenn du willst.«

Sie kehrten nach Point Samson zurück, wo bei Mike und Jo gegrillt wurde. Den Rest des Tages verbrachten sie größtenteils im Wasser. Mit Ausnahme von Jo waren sie alle gute Schwimmer. Sie veranstalteten Sprungwettbewerbe vom Ende des Anlegers aus, Beth machte den Schiedsrichter. Sie hatte den Kindern Kopfsprung rückwärts beigebracht, Klappmessersprung und Salto. Pete brachte sogar einen unbeholfenen anderthalbfachen Salto zustande, aber Allie gewann immer. Sie war flink in der Luft und hübsch anzusehen.

Am wohlsten fühlte sich Allie jedoch unter Wasser. Mit ihrer Taucherbrille und den Flossen schwamm sie dann neben ihrem Vater her und hatte an den Wundern teil, auf die er zeigte. Ihre Liebe zur Unterwasserwelt hatte sie zusammengescheitert, und im Alter von sieben Jahren hatte Allie bereits den Entschluss gefasst, Meeresbiologin zu werden, genau wie ihr Dad. Ihr Vater war ihr Held.

Jo streckte auf dem Anleger alle viere von sich. Sie fühlte sich erschöpft. Sie hatte es aufgegeben, mit der schier grenzenlosen Energie der anderen mithalten zu wollen. Auch Ash hatte für heute Schluss gemacht. Er war mit seiner Angel verschwunden. Sie stützte sich auf die Ellbogen und sah zu, wie sie alle herumtollten. Beth versuchte, Petes anderthalbfachen Salto zu verbessern – mit wenig Erfolg. »Beine gerade, fest zusammen,

und tauch auf den Grund ab«, wies sie ihn wiederholt an, doch jedes Mal rollte er ins Wasser in einem Wirrwarr aus schlaksigen Gliedmaßen. Mike und Allie schnorchelten. Da keine Riffs in der Nähe waren, gab es nicht allzu viel Leben im Meer, doch Allie hatte so lange gequengelt, bis ihr Vater eingewilligt hatte. Sie tauchten und kamen wieder an die Oberfläche, Allie zog den Schnorchel aus dem Mund und meldete ihrer Mutter mit Piepsstimme jede neue Entdeckung, bevor sie wieder mit wild schlagenden Flossen verschwand.

Dem Himmel sei Dank für Allie, dachte Jo. Sie hatte Gott in den letzten zwölf Monaten praktisch tagtäglich für Allie gedankt. Die Komplikationen nach der Fehlgeburt vor einem Jahr hatten zur Folge gehabt, dass sie keine Kinder mehr bekommen würde, und diese Erkenntnis machte sie unendlich traurig. Wie gern hätte Mike einen Sohn! Doch es gab immer noch Allie, sagte sie sich. Allie war der Sohn, den Mike nie haben würde.

Schließlich setzte Mike dem Schnorcheln ein Ende. Er wäre ohnehin viel lieber oben auf dem Anleger bei Jo geblieben, doch er hatte Allie nachgegeben, wie immer.

»Ich möchte einen perfekten Kopfsprung rückwärts von dir sehen«, sagte er, als sie ihre Ausrüstung abgelegt und sich zu Jo gesellt hatten.

Allie rannte eifrig los, und Mike ließ sich auf den Anleger neben seine Frau fallen.

»Weißt du eigentlich, wie schön du bist?«

Er küsste sie so leidenschaftlich, dass sie das Salz auf seiner Zunge schmeckte. Sie trug den neuen, hellroten Bikini, den er ihr in Dampier gekauft hatte, seine Knappheit betonte die geschmeidigen, gebräunten Rundungen ihres Körpers, die lebhafte Farbe unterstrich das blonde, von der Sonne gesträhte Haar. Natürlich wusste sie nicht, wie toll sie aussah, dachte er. Wie immer. Er bewunderte sie für ihre mangelnde Eitelkeit.

Jo lächelte. »Ich sehe aus wie eine absolute Schlampe«, sagte sie.

»Ja, noch dazu eine wunderschöne.«

Wieder küsste er sie, und diesmal war der Kuss unendlich zärtlich. Jo erwiderte ihn mit gespielter Leidenschaft, fuhr ihm mit den Fingern durch die Haare, öffnete gierig den Mund, zog ihn auf sich herab, und plötzlich balgten sie sich auf dem Anleger. Lachend brach sie ab.

»Na, wenn ich schon wie eine Schlampe aussehe, kann ich mich ja auch wie eine benehmen«, sagte sie. Er fasste sie noch immer mit Samthandschuhen an, dachte sie. Sie wünschte, es wäre anders. Wenn er sie so zärtlich küsste, spürte sie sein Mitleid, obwohl es nicht seine Absicht war, und sie wollte kein Mitleid.

Mike hatte die Botschaft verstanden. Das war immer so, ihre Signale waren deutlich genug. Jo weigerte sich, den Schmerz über ihren Verlust zu teilen. Sie hatte nur ein Mal geweint, abgehacktes, tiefes Schluchzen, als sie ihren toten Sohn in den Armen gehalten hatte. Er hatte sie noch nie weinen sehen, und er bezweifelte, ob es je wieder geschehen würde. Sie war unglaublich stark. Manchmal wünschte er sich, es wäre nicht so.

»Zeit, bald nach Hause zu gehen«, sagte er und fuhr mit den Fingerspitzen über die Wölbung ihrer Hüfte. »Meinst du, wir können Allie für eine Stunde bei Ash und Beth parken?«

»Ich denke, das lässt sich einrichten.«

Es war ein ruhiger Sonntag gewesen ohne Zeitung, doch am folgenden Tag lief alles aus dem Ruder.

In der Regel fuhr Mike gegen halb sechs morgens nach Dampier – er war versessen auf die Experimente, die er im Laboratorium durchführte, und wollte gern wenigstens für eine Stunde dort allein sein. An diesem besonderen Montag aber wich er vom üblichen Muster ab, und als er sich um Viertel vor sieben ans Frühstück setzte, wusste er nichts von dem Drama, das sich in einer Entfernung von knapp dreißig Kilometern abspielte.

Die *Leonardo da Vinci*, ein holländisches Schiff und der größte Schneidkopfsaugbagger der Welt, war von Hamersley Iron gemietet worden, um den küstennahen Teil des Hauptkanals von East Lewis Island zu den Ladeplätzen bei Parker Point und East Intercourse Island in der Nähe von Dampier erneut auszubaggern.

Eine Reihe lästiger Komplikationen hatte die Ankunft der *Leonardo* begleitet. Zunächst musste sie aufgetankt werden, nachdem sie direkt aus Brunei gekommen war, wo sie für Shell gearbeitet hatte. Doch der Tanker, der für gewöhnlich zum Auftanken eingesetzt wurde, hatte die Dieseltanks der Kraftwerke von Dampier erst in der Woche zuvor aufgefüllt und war zur BP-Raffinerie nach Fremantle zurückgekehrt.

Hamersley hatte sich daher gezwungen gesehen, einen kleinen Küstentanker zu chartern, der die Strecke zwischen den indonesischen Inseln abfuhr, doch sie wurden noch weiter behindert durch die Tatsache, dass die Ladeplätze Parker Point und East Intercourse Island derzeit von Eisenerzfrachtern belegt waren, die Ladung aufnahmen. Hinzu kam, dass darunter auch der riesige Vierhundertzwanzigtausendtonner *Tanika Maru* war, wodurch das Einladen mehrere Tage in Anspruch nehmen würde. Also hatte man beschlossen, die *Leonardo* an den Liegeplätzen bei Conzinc Island, acht Seemeilen nordnordöstlich vom Hafen und der Stadt Dampier aufzutanken, ungefähr auf halber Strecke im Mermaid Sound, der Einfahrt zum Hafen.

Das Betanken auf See war ein heikles Unterfangen, und sowohl die holländische, als auch die pakistanische Crew auf dem unter der Flagge Panamas fahrenden Tanker waren für die Aufgabe gründlich geschult. Die Treibstoffübernahme der *Leonardo* war für das erste Morgengrauen angesetzt, da zu diesem Zeitpunkt die meteorologischen Bedingungen am günstigsten waren. In Anbetracht der Nähe von Dampier und der ökologischen Empfindlichkeit der angrenzenden Korallenriffe und der von Mangroven gesäumten Buchten hatte man besonderen Wert auf größte Vorsicht gelegt.

Um sechs Uhr morgens waren die Wetterbedingungen wie vorhergesagt: ein leichter Wind aus Nordost, sechs bis acht Knoten stark, und nur eine sanfte Dünung. Die Gezeiten befanden sich im letzten Stadium einer Nipptide mit einem Gezeitenstrom von etwa einem Knoten in Richtung Dampier.

Es war ein prächtiger Morgen. Der Archipel lag im klaren Morgenlicht, und die wilde Schönheit der Inseln zeigte sich in ihrer ganzen Pracht. Doch die pakistanische Mannschaft hatte kein Auge für die Schönheit ringsum. Sie wollten ihr Frühstück. Sie waren ungeduldig, als sie den Kupplungsmechanismus mit dem Einfüllstutzen des Baggerschiffs verbanden. Je früher sie das Verladen des Öls in Gang brachten, umso eher konnten sie essen. Sie arbeiteten schnell. Es dauerte nicht lange. Dann, nachdem die Leitungen verbunden waren, stellten sie die Pumpe an. Sie überprüften die Druckmesser. Alles lief glatt, daher meldeten sie sich zum Frühstück.

Doch nicht alles lief reibungslos. Sie hatten nachlässig gearbeitet. Der



Kupplungsmechanismus war nicht richtig verbunden, und Diesel trat mit zweihundert Litern pro Minute ins Meer aus. Niemand machte sich die Mühe, über die Reling zu schauen.

Eine Dreiviertelstunde später bemerkte der Erste Offizier von seinem Beobachtungsposten auf der Brücke der *Leonardo* die unheilvollen, verräterischen Zeichen, doch da war es bereits zu spät. Neuntausend Liter Diesel waren ins Meer gelaufen. Und der Ölteppich trieb direkt auf Dampier zu.

»Mike!« Ash stürmte in das kleine Haus und klopfte gar nicht erst an. Es war kurz vor sieben, die Familie saß am Tisch und frühstückte. »Gott sei Dank, dass du noch hier bist. Wir brauchen dich, Kumpel.«

»Was ist los?«

»Vor Conzinc Island hat es eine Ölkatastrophe gegeben, und der Ölteppich treibt auf Dampier zu.«

»Du lieber Himmel! Die Einlasstore an Pond Zero sind offen.«

Genauso hatte Ash reagiert, als Maurie Healey, der Geschäftsführer von Dampier Salt, ihn angerufen hatte, um ihm die Neuigkeiten zu übermitteln.

»Herrgott, Maurie, wir pumpen frisches Meerwasser herein, um die Farm aufzufüllen. Wenn der Ölteppich bis dahin kommt und nach Pond Zero hineinläuft, stecken wir in der Scheiße!«

Mike schnappte sich bereits seine Ausrüstung. »Wie lange wird es dauern, bis er East Intercourse Island erreicht?«, fragte er.

»Etwa drei Stunden, vorausgesetzt, die Meeresbedingungen bleiben gleich. In einer halben Stunde ist im Büro des Hafenmeisters eine Notsitzung anberaumt. Lass deine Schlüssel da«, fügte er hinzu, als Mike seine Wagenschlüssel von der Küchentheke nahm, »wir fahren mit dem Land Cruiser, das geht schneller. Tut mir leid, Jo«, rief er über die Schulter zurück, als sie zur Tür hinausschossen.

Ash raste wie ein Wahnsinniger nach Dampier.

»Maurie stellt ein Team zusammen«, sagte er, den Blick fest auf die Straße gerichtet, die karge Landschaft zog in beunruhigendem Tempo an ihnen vorbei. »Ich habe ihnen gesagt, sie sollen sofort die Tore schließen und aufhören zu pumpen.« Er riskierte einen schnellen Blick auf Mike.

»Aber wir haben noch immer ein großes Problem, oder?«

»Das kannst du wohl sagen. Wenn der Ölteppich in die Mangroven hinter West Intercourse Island in der Nähe unseres Haupteinlasskanals gelangt, wird er dort monatelang bleiben, vielleicht sogar noch länger. Wir werden nicht pumpen können, bis er sich biologisch abbaut. Sämtliche Arbeiten von Dampier Salt werden für mindestens sechs Monate zum Erliegen kommen, und wenn das Öl in den Wassereinlass für die Farm leckt, womöglich auf Jahre.«

»Scheiße, dass es so schlimm ist, wusste ich nicht.«

Maurie auch nicht, dachte Ash. Tatsächlich hatte Maurie am Telefon ziemlich entspannt geklungen – am Anfang zumindest.

»Wenn wir die Tore schließen und aufhören zu pumpen, ist bestimmt alles in Ordnung«, hatte Maurie gesagt.

Ash hatte ihm widersprochen. »Ich glaube nicht, dass es so einfach ist. Was um alles in der Welt wir machen sollen, weiß ich nicht, aber Mike McAllister ist der Beste, der uns beraten kann. Ich bringe ihn zu der Besprechung mit.«

»Mike? Er ist Biologe, um Himmels willen.« Mauries Tonfall war herablassend gewesen. »Er weiß verdammt wenig über Technik und das Salzgeschäft ...«

»Aber er weiß, was Öl der Umwelt antut. Er ist das Beste, was wir haben. Möglicherweise ist er unsere einzige Chance.«

»Verstehe.« Ashs Dringlichkeit war anscheinend endlich angekommen.

»Gut, die Entscheidung überlasse ich dir. Ich kenne mich da nicht so aus; ich komme aus dem Finanzwesen.«

Ash hatte den stummen Hinweis mitbekommen. Nachdem er registriert hatte, dass der Unfall weitreichende Nachwirkungen haben könnte, sprach Maurie sich von jeglicher weiterer Verantwortung frei.

Ash war wütend. Er hätte Maurie nie für einen Mann gehalten, der seine Hände derart »in Unschuld waschen« würde. Andererseits war Maurie auch noch nie auf die Probe gestellt worden. Keiner von ihnen. Das war so verdammt beängstigend.

Das Büro und die Schaltzentrale von Captain Gary Hayman, Leiter der Pilbara Harbour Services (PHS) und offizieller Hafenmeister, war groß und imposant. Es befand sich im dritten Stockwerk des Hafenkontrollturms auf East Intercourse Island, die Fenster, die vom Boden zur Decke reichten, boten Blicke über das gesamte Hafengebiet.

An einer Wand hing eine große Karte vom Hafen Dampier und den vorgelagerten Inseln, und am gegenüberliegenden Ende stand eine Funkanlage, die den Hafenmeister mit allen Schiffen und Schleppern im Hafen von Dampier verband.

Ein großer Konferenztisch beherrschte die Mitte des Raumes, und als Ash und Mike hereingeführt wurden, saßen dort sieben Personen: sechs Männer, die eine Admiralkarte betrachteten, und eine Frau in mittlerem Alter, die sich Anweisungen notierte. Eine jüngere Frau saß unauffällig an der Wand, in gebührendem Abstand vom Tisch. Mit dem Notizblock in der Hand schrieb auch sie sich etwas auf. Allem Anschein nach hatte die Besprechung bereits begonnen.

Man machte sich miteinander bekannt. Die Versammlung bestand aus Gary Hayman, zwei seiner Stellvertreter und seiner Sekretärin Marge. Zu den schweren Geschützen gehörten Maurie Healey, Geschäftsführer von Dampier Salt, und Jack Smythe, Stellvertretender Geschäftsführer der Hamersley-Betriebe in Dampier.

Die junge Frau an der Wand beachtete niemand, worüber sie ganz froh zu sein schien. Es war Kay Freeman, eine Reporterin bei *The Karratha Klarion*, die auch die Frühstücksnachrichten auf dem Lokalsender leitete. Sie konnte ihr Glück gar nicht fassen. Dass es ihr gelungen war, sich einen Weg in diese Besprechung zu schwätzen, kam einem Wunder gleich.

»Ich kann Ihnen versprechen, Herr Hafenmeister, kein Wort wird ohne Ihr Plazet gedruckt«, hatte sie Gary Hayman versichert, »aber es wäre doch viel einfacher, wenn ich von Anfang an dabei sein könnte. Ich möchte nur sicherstellen, dass ich alle Fakten richtig mitbekomme.«

»Das wäre auch besser, Miss Freeman«, war die strenge Antwort gewesen, »sonst werden Sie und Ihre Zeitung in ernste Schwierigkeiten geraten, ich warne Sie.«

Kay hielt sich sehr zurück und kitzelte wie wahnsinnig mit, davon überzeugt, dass Gary Hayman sie jeden Moment vor die Tür setzen würde. Doch der Hafenmeister schien vergessen zu haben, dass sie da war.

»Sie sind also Meeresbiologe, Mike?«, fragte er, als Ash alle vorgestellt hatte. Gary Haymans Tonfall war recht freundlich, doch Mikes Gegenwart amüsierte ihn offensichtlich.

Zu Mikes Überraschung antwortet Maurie Healey an seiner statt.

»Dr. McAllister ist verantwortlich für alle ökologischen Arbeiten im Auftrag von Dampier Salt, Gary«, sagte er. Dann schenkte er Ash ein kurzes, zuversichtliches Lächeln und fügte hinzu: »Ash ist der Ansicht, Mikes Meinung könnte für uns von großem Wert sein, und ich bin mir sicher, dass er recht hat.«

Ash nickte, dankbar, dass Maurie Mikes Legitimation gestützt hatte, war sich jedoch bewusst, dass der Mann wieder einmal auf Nummer sicher ging, sollte etwas schiefgehen.

Schweigen trat ein, als Gary Hayman kurz die Lage umriss.

»Mit einer Geschwindigkeit von bis zu zwei Knoten unter den vorherrschenden Bedingungen wird der Ölteppich in etwa zweieinhalb Stunden die Stadt erreichen, womöglich früher, wenn der Wind an Stärke zunimmt ...«

Mike war sich bewusst, dass er innerlich abgehakt war, und betrachtete den Mann vor ihm. Trotz seines arroganten Auftretens war er eine beeindruckende Gestalt. Der Hafenmeister war in mittleren Jahren, kräftig gebaut, beherrschend und offensichtlich an die Autorität gewöhnt, die seine Position erforderte.

»... Trotzdem, in den nächsten zwei bis drei Stunden ist Gezeitenwechsel, was bedeutet, dass wir möglicherweise mit heiler Haut davonkommen. Die Ebbe wird den Ölteppich hinaus aufs Meer tragen, wo er sich auflösen und nur geringen Schaden anrichten wird.«

In Mikes Kopf läuteten die Alarmglocken. Der Hafenmeister unterschätzte doch wohl nicht die Gefahren, vor denen sie standen?

»Alle notwendigen Behörden wurden benachrichtigt«, meinte Gary abschließend, »und obwohl der Ölteppich relativ klein ist, schlage ich vor, wir behandeln ihn als dringenden Notfall ...«

Ash und Mike wechselten rasch einen Blick. *Relativ klein?*, fragten sie sich stumm. *In wessen Einschätzung?*

»... Wir werden alles einsetzen, was wir an Ausrüstung gegen Ölverschmutzung haben, und das Ganze als Übung für den Ernstfall betrachten. Vielleicht ziehen wir sogar noch wertvolle Erkenntnisse aus dem Vorfall, obwohl ich nicht glaube, dass er größeren Schaden anrichten kann.«

Mike wollte schon aufspringen und protestieren, doch Ash, der seine

Empörung spürte, meldete sich zuerst zu Wort.

»Ich möchte da widersprechen, Gary«, sagte er diplomatisch. »Ich glaube, der Ölteppich könnte *sehr* großen Schaden anrichten.« Obwohl er durchaus wusste, wie hier die Rangordnung aussah, sprach Ash mit fester Stimme – jemand musste den Hafenmeister aus seiner Selbstgefälligkeit rütteln. »Wenn das Öl in unsere Salzfarm gelangt«, sagte er mit großem Nachdruck, »können wir uns alle einheimischen Produkte und womöglich die Hälfte unserer synthetischen Materialvorschubleitungen für mindestens ein Jahr abschminken. Es könnte die Firma viele Millionen Dollar kosten.«

Gary Hayman antwortete nicht sofort, sondern schaute den Geschäftsführer von Dampier Salt fragend an. »Stimmt das, Maurie?« »Wir haben die Einlasstore für Pond Zero geschlossen und aufgehört zu pumpen«, sagte Maurie, »aber Ash glaubt, es bestehe noch immer große Gefahr, und er ist der Fachmann.«

Mauries Grad der Besorgnis war perfekt. Sollte Ash sich als Panikmacher erweisen, dann müsste Ash auch die Verantwortung tragen. Sollte er recht behalten, dann hatte Maurie den richtigen Mann eingesetzt.

»Ich selbst sehe keinen besonderen Anlass zur Sorge«, entgegnete Gary. »Der Ölteppich wird wahrscheinlich nicht so weit kommen. Schließlich geht es hier um Diesel. Korrigieren Sie mich, wenn ich mich irre, aber Diesel löst sich doch schnell auf, oder? Jack? Fred?«

Diesmal war die Frage direkt an den Stellvertretenden Direktor von Hamersley Iron und den Koordinator vor Ort gerichtet. Beide Männer nickten bestätigend.

»Stimmt«, sagte Jack, »Diesel steht am leichten Ende der Ölfraktionierungskolonne. Es löst sich sehr viel schneller auf als schwerere Öle ...«

»Genau!« Mike hielt es nicht mehr aus. Er sprang auf. »Und genau da liegt doch das Problem, um Himmels willen!«

Seine Stimme war unnötig laut gewesen, und das daraufhin eintretende Schweigen wurde nur vom hektischen Kratzen unterbrochen, das Kay Freemans Filzschreiber auf dem Papier verursachte.

Alle Augen waren auf Mike gerichtet.

»Wo genau liegt denn Ihrer Meinung nach das Problem,

Dr. McAllister?« Gary Haymans Ton war eisig. Was zum Teufel wollte dieser junge Schnösel?

Mike schaute zu Ash hinüber. *Du stehst am Ende der Hackordnung, Kumpel*, war in Ashs Augen zu lesen. *Um diesen Tisch sitzt eine Pyramide der Macht. Beachte sie*. Mike las die Botschaft laut und deutlich.

»Mit allem nötigen Respekt, Herr Hafenmeister, allein die Tatsache, dass Diesel so leicht ist, bedeutet, dass er sich rascher ausbreitet und schneller vorankommt als ein Teppich aus schwereren Ölen. Hinzu kommt, da es leicht ist, besteht Dieselöl aus viel kleineren Molekülen und kürzeren Kohlenwasserstoffketten, von denen viele, besonders Aromastoffe wie Benzol, äußerst toxisch für das Leben im Meer sind. Dieser Ölteppich könnte für die Umwelt verheerende Folgen haben.«

Er hatte ihre Aufmerksamkeit gewonnen. Herrgott, dachte Ash, wo hatte Mike das alles gelernt? Auch Gary Hayman war beeindruckt. Offenbar wusste der Schnösel, wovon er redete, dachte er. Na schön. Aber worin lag die mögliche Katastrophe bei einem Ölteppich aus nur neuntausend Litern?

»Hier geht es um einen verhältnismäßig kleinen Ölteppich, Mike«, sagte er ein bisschen altväterlich. »Bei der Ölkatastrophe vor fünf Jahren mit der *Torrey Canyon* handelte es sich um viele Millionen Liter, die zu einer Katastrophe führten.«

»Ja, dessen bin ich mir bewusst, Herr Hafenmeister. Aber es gab noch einen weiteren Faktor neben der Menge des ausgelaufenen Öls, der bei der *Torrey Canyon* zur Katastrophe führte.« Mike zwang sich, die Ruhe zu wahren, obwohl er sie am liebsten alle angeschrien hätte. Mein Gott, dachte er, erkannten sie denn nicht, wie dringlich die Lage war? »Das aus der *Torrey Canyon* ausgetretene Öl war Rohöl und traf auf sehr kaltes Wasser, woraufhin das Öl gerann und monatelang geschlossen erhalten blieb. Dieser Ölteppich, obwohl viel kleiner, ist sehr leicht aufspaltbar und trifft auf warmes, tropisches Wasser, was uns vor ein ganz anderes, aber gleichermaßen gefährliches Szenario stellt. Er wird sich nicht nur schneller ausbreiten und vorankommen, er wird sich mit viel größerer Geschwindigkeit im Wasser auflösen, leichter in den feinen Mangrovenschlamm eindringen und damit die sich eingrabende Tierwelt wie Krabben und Würmer töten ...«

Ash sah bewundernd zu, wie ruhig Mike die Tatsachen ansprach. Mach weiter so, Kumpel, dachte er. Reg dich bloß nicht auf, bleib so cool.

»... Die Tiere, die im Sediment des Meeres leben, sind notwendig, um den Schlamm umzugraben, damit die Mangroven die dort enthaltenen Nährstoffe nutzen können«, erklärte Mike, »und wenn diese Tiere tot sind, werden auch die Mangroven am Ende absterben, mit ihnen die Jungfische und Krabben, deren Laichgründe sie sind ...«

Erkennt ihr denn nicht, wie lebenswichtig die Mangroven für das gesamte Ökosystem des Meeres sind, ihr blöden Hunde? Habt ihr denn noch nicht genug Schaden angerichtet?

»... Das wird natürlich der örtlichen Fisch- und Krabbenindustrie einen schweren Schlag versetzen.«

Mike hielt sich strikt an ökonomische Argumente. Schließlich, dachte er verächtlich, sprachen für Männer aus der Industrie, wie er sie hier vor sich hatte, finanzielle Verluste eine deutlichere Sprache als Sorgen um die Umwelt.

»Hinzu kommt, dass die feinen Kohlenwasserstoffe im Öl für eine lange Zeitspanne im Schlamm bleiben werden. Wenn das Dieselöl also bis zu den Mangroven vor Pond Zero vordringt, was sehr gut sein kann, dann werden mit jeder nachfolgenden Flut, wenn Dampier Salt die Tore öffnet, um frisches Meerwasser zum Fluten der Verdunstungsbecken einzulassen, Spuren des Öls eindringen und das Salz verschmutzen.« Die allgemeine Selbstgefälligkeit war verschwunden. Alle, darunter auch Gary Hayman, hörten aufmerksam zu.

»Wie Ash schon sagte, würde das die Schließung von Dampier Salt auf unabsehbare Zeit und den Verlust von vielen Millionen Dollar bedeuten.«

Mike setzte sich abrupt und merkte, dass Ash ihm stillen Applaus zollte. Beide warteten auf das Resultat.

»Verstehe«, sagte Gary nach einem Moment des Schweigens. »Tja, meine Herren, wie es aussieht, ist das hier keine Übung mehr. Laut unserem jungen Experten haben wir es mit einer möglichen ökonomischen und ökologischen Katastrophe zu tun.«

»Ja, Herr Hafenmeister.« Mike konnte sich das letzte Wort nicht verkeifen. »Das haben wir auf jeden Fall.«

»Wir wollen die Formalitäten beiseite lassen, ja? In Anbetracht der

Umstände schlage ich vor, dass Sie mich Gary nennen, wie die andern Kollegen auch.« Das Angebot klang ziemlich schnippisch, dachte Mike. Vermutlich war er dem Mann zu nahe getreten. Na und, dachte er. Wenigstens hatte er seinen Standpunkt dargelegt.

Gary Hayman stand auf und bellte Anweisungen. »Noch während wir hier miteinander sprechen, sammeln sich Mannschaften und laden unsere Ölsperren auf zwei Schlepper. Sie werden in Kürze klar zum Auslaufen sein, sobald wir entscheiden, wo wir diese Sperren einsetzen wollen. Unterdessen habe ich den regionalen Koordinator in Port Hedland angefunkelt, und vier 205-Liter-Fässer mit Öldispersens werden hierhergefahren. Sie sollten in den nächsten dreißig, vierzig Minuten hier sein.«

Er wandte sich an seine Stellvertreter, die während der Besprechung geschwiegen hatten und jetzt auf ihre Befehle warteten. »Bill und Trev, ihr geht sofort auf eure Schlepper zurück, PHS1 und PHS3 – ich lasse die Ölsperren daraufladen. Die PHS2 halte ich zurück für das Dispersens, wenn es eintrifft. Wenn wir die Position für die Sperren ausarbeiten, bleibe ich über Kanal 76 mit euch in Kontakt. Wir werden den 76 für die Kommunikation mit den Leuten draußen auf dem Meer und den 77 für alle Arbeiten an Land verwenden. Ist das klar?«

Er wartete nicht auf eine Antwort und blickte in die Tischrunde.

»Mike, ich möchte, dass Sie hier bei mir im Kontrollraum bleiben. Alle anderen können wieder an ihre Arbeit, aber bleibt immer mit mir in Funkkontakt. Noch Fragen?«

»Ja, ich habe eine.« Mike hob die Hand, und Gary nickte ihm kurz zu.

»Was setzt ihr eigentlich als Ölsperren ein?«

»Fünf zweihundert Meter lange Vikoma-Ölbindeschläuche und zwei einhundert Meter lange Ölaufnahmebänder.«

Mike nickte. »Okay. Das Ölaufnahmeband wird im offenen Wasser des Mermaid Sound nicht viel nützen, besonders wenn der Seegang zunimmt, aber bei Dampier Salt dürfte es von großem Nutzen sein. Wir könnten es über die Tore am Pond Zero als zusätzlichen Schutz spannen, damit kein Diesel durchsickert, wenn es so weit gelangt.«

Der Hafenmeister antwortete Mike nicht sofort, sondern wandte sich an seinen Stellvertreter. »Trev, das Ölaufnahmeband wird auf PHS3 geladen. Wenn du zu deinem Boot kommst, lass es entladen und sofort



zu den Toren am Pond Zero bringen. Sonst noch etwas?«

Maurie schoss Ash einen Blick zu, als er das Wort ergriff. »Ja, Gary, wenn es dir nichts ausmacht, würde ich gern Ash mit Mike hierlassen. Da er für die technische Wartung zuständig ist, weiß er viel mehr über maschinelle Ausrüstung und Baumaterial, die vielleicht erforderlich sind. Mike ist auf diesen Gebieten noch ein Neuling.«

Maurie hatte Gary Haymans Haltung beobachtet. Der Hafenmeister war es nicht gewohnt, Rat von einem Untergebenen anzunehmen. Ash stand in der Kommandokette wesentlich höher als Mike und würde als Puffer dienen.

Der Hafenmeister zollte Mauries diplomatischer Geste keine Beachtung. »Stimmt, Ash, du bleibst. Und wenn es sonst nichts mehr gibt, dann wollen wir alle an die Arbeit.« Alle standen vom Tisch auf. »Marge, ein paar Tassen Kaffee, bitte«, rief er seiner Sekretärin zu, als sie die Türen für die anderen öffnete.

Kay Freeman blieb auf ihrem Stuhl sitzen und wartete auf ihre Gelegenheit. Als sie mit den drei Männern allein war, stand sie auf.

»Verzeihen Sie, Herr Hafenmeister ...«

Gary wirbelte zu ihr herum. Er hatte vergessen, dass sie da war.

»Steht es mir frei, das im Mittagmagazin im Radio zu bringen, und kann ich es morgen im *Klarion* veröffentlichen?«

»Das dürfen Sie auf keinen Fall, Miss Freeman.«

»Aber die Öffentlichkeit hat das Recht, über Tatsachen informiert zu werden.«

»Die kennen wir selbst noch nicht, und bis dahin werden Sie und Ihre Zeitung ein Gerichtsverfahren riskieren, wenn Sie auch nur ein fehlerhaftes Wort abdrucken. Und jetzt gehen Sie bitte.«

»Sie geben mir doch Bescheid, sobald ...«

»Ja, ja.« Er beförderte sie buchstäblich nach draußen. »Ich werde Sie persönlich in Kenntnis setzen, wenn ich bereit bin, Informationen an die Presse zu geben.«

Unbeeindruckt schlenderte Kay in den Empfang. Sie würde auf keinen Fall gehen, bevor sie ihre Geschichte hatte. Notfalls musste sie halt den ganzen Tag warten.

Im Kontrollraum taute Gary nun deutlich auf. »Ash, Mike, macht es euch bequem. Marge bringt bald den Kaffee. Ich muss nur ein paar Anrufe

nach Perth erledigen und dort Bescheid geben, was hier los ist. Dann nehme ich Funkverbindung zu den Schleppern auf, und danach machen wir uns an die Platzierung der Ölsperren. Das dürfte nicht allzu lange dauern.«

Mike und Ash setzten sich an den Konferenztisch.

»Mein Gott, Mike, wo hast du das ganze Zeug bloß gelernt?«, flüsterte Ash.

»Ich habe mich auf dem Laufenden gehalten und viel gelesen – seit der *Torrey Canyon* wurden ziemlich viele Informationen veröffentlicht.«

Mike war froh, dass seine Entdeckungen Interesse fanden. »Morgens habe ich meistens meine eigenen Experimente im Labor durchgeführt«, fügte er hinzu. »Der Chefchemiker hat mir ein paar große Aquarien zur Verfügung gestellt, und es war faszinierend. Ich habe ein paar gängige Theorien geprüft, sowie ein paar unbewiesene, und ...«

Ash unterbrach ihn. Mike hatte offenbar eine ganz neue Leidenschaft entdeckt. »Ich wusste, dass du etwas im Schilde führtest, aber warum ausgerechnet Ölteppiche?«, fragte er.

»Warum nicht? So ignorant, wie sich die Industrie in dieser Gegend verhalten hat, musste so etwas einfach passieren. Einer sollte dann wissen, was zu tun ist.«

»Na ja, ich muss schon sagen, deine Zeitplanung war goldrichtig, Kumpel. Da behaupte noch einer, es gebe keinen Pflichteifer! Du bist ein Geschenk des Himmels.«

»Es steckt schon ein bisschen mehr dahinter als Pflichteifer.« Mike sah sich gezwungen, die Wahrheit zuzugeben – er hatte schließlich ein verstecktes Motiv.

»Und das wäre?«

»Die Burmah Oil Company – heute Woodside-Burmah – haben seit Jahren in der Gegend hier geschürft. Sie sind vor kurzem im tiefen Wasser vor dieser Küste auf ein paar interessante Gasvorkommen gestoßen, und ...«

»Ja, die Gerüchte habe ich gehört. Sie haben ihre Forschungsfahrten von Broome aus gestartet, aber sie werden in Kürze nach Dampier kommen. Und ich sage dir, das wird ein enormes Unterfangen.«

»Selbstverständlich. Und meinst du nicht, sie wären total begeistert von einem Meeresbiologen, der Experte für Ölhavarien und ihre

Umweltfolgen ist?«

Ash unterdrückte sein Gelächter mit einem Blick auf Gary am Ende des Raumes.

»Du verschlagener Hund.« Er grinste. »Selbstlosigkeit ist also nicht dein einziger Beweggrund, da ist auch noch eine Spur Ehrgeiz dabei.«

Mike erwiderte das Grinsen. »Nur eine Spur.«

Die Tür ging auf, und Marge brachte den Kaffee. Dann setzte sie sich wortlos hin, Bleistift und Notizblock griffbereit. Die Unterhaltung verstummte.

Eine Viertelstunde später setzte sich Gary zu ihnen. »Also«, sagte er und griff nach der Kaffeetasse, »ich habe die Ölsperren verbinden lassen und die Schlepper angewiesen, sich jeweils an einem Ende einzuhaken und auf der Leeseite des Ölteppichs eine Schlaufe zu bilden, um ihn einzufangen und festzuhalten, bis das Lösungsmittel eingetroffen ist. Wer weiß, vielleicht können wir ihn dort sogar bis zur Gezeitenwende halten, vorausgesetzt, der Seegang ändert sich nicht. Ich nehme an, ihr seid beide damit einverstanden?« Er trank den halben Becher in einem Zug leer.

Ash sah keinen Grund für einen Einwand, schaute aber auf Mike, um sich zu vergewissern.

»Nein«, sagte Mike bestimmt. »Ich bin damit überhaupt nicht einverstanden.«

Gary starrte über den Konferenztisch, offensichtlich verdutzt, und Marge schaute aufgeschreckt von ihrem Notizblock auf. Untergebene sprachen nicht in solchem Ton mit dem Hafenmeister.

»Was soll das heißen, nein?« Gary stellte den Kaffeebecher ab. »Das ist ein Standardvorgehen bei einer Ölhavarie.«

»Ja, das mag ja sein, aber hier handelt es sich nicht um Öl, sondern um Diesel.«

»Und?«

»Diesel breitet sich sehr dünn auf der Wasseroberfläche aus, und mit der doppelten Wirkung von Wind und auflaufender Flut bewegt sich das Oberflächenwasser mit einer Geschwindigkeit von weit über einem Knoten. Bei dem Tempo wird das Dieselöl einfach unter der Sperre hindurch gewirbelt und seinen Weg fortsetzen.«

»Woher wollen Sie das wissen?«

Garys herausfordernde Frage klang streitlustig, und Ash versuchte die Situation zu entschärfen. Ihm war klar, dass es Mikes entschiedene Art war, die der Hafenmeister respektlos fand.

»Mike hat Studien über Ölteppiche betrieben, Gary, und er hat Experimente durchgeführt, die ...«

»Du brauchst nicht für ihn zu sprechen, Ash, er kann es mir selbst sagen. Kommen Sie schon, Mike, erklären Sie mir, was ich wissen muss. Wie legen wir diese Sperren aus? Ich brauche Ihren Rat.«

Wie es sich traf, hatten Maurie Healey, Ash und Marge Gary Haymans Reaktionen falsch gedeutet. Gary war beeindruckt von dem jungen Mike McAllister. Sein unwirsches Verhalten war schlicht das eines Mannes, der das Kommando führte. Er hatte nicht nur Mikes umfassendes Wissen erkannt, sondern Führungsqualitäten, die er hoch schätzte.

Soll mich doch der Teufel holen, dachte Ash und drehte sich auf seinem Stuhl um, als Mike sich erhob und zur Karte an der Wand hinüberging.

»Die beiden wichtigsten Wasserläufe zum Hafen und zu den Einlässen in die Solarteiche weiter im Süden befinden sich jeweils auf einer Seite dieser Insel, auf der wir sind.« Mike zeigte die Lage auf der Karte. »Hier zwischen Parker Point auf dem Festland und East Intercourse im Nordwesten, und hier zwischen East Intercourse und Mistaken Island im Südwesten.«

Garys ungeduldiges Nicken hieß »sag mir etwas, was ich nicht weiß«, doch Mike ließ sich nicht aus der Ruhe bringen. Sein Plan war kühn und musste sorgfältig dargelegt werden.

»Ich würde die Sperren in ihren fünf getrennten zweihundert Meter langen Stücken lassen und die erste ungefähr hier auslegen – etwa einen Kilometer nördlich vom westlichen Ende von Parker Point. Dann würde ich sie in südwestlicher Richtung abwinkeln. Damit verläuft sie nicht nur in spitzem Winkel zum Ölteppich, sondern auch in spitzem Winkel zu Wind und Strömung, und das heißt, das Öl würde nicht darunter hinwegstrudeln, vielmehr an der Sperre entlanggleiten.«

Das wollen wir *hoffen*, dachte Mike. Es war ein gewaltiger Sprung von seinen Experimenten im Labor.

»Dann würde ich die nächste Sperre hier anbringen«, fuhr er fort, »ein paar hundert Meter hinter der ersten und im selben spitzen Winkel, der jedoch weiter nach Westen reicht, und die dritte dahinter, wobei jede

Sperre den Ölteppich weiter hinaus in die Mermaid Street lenkt. Bis der Ölteppich das Ende der dritten Sperre erreicht, ist er an der Hafeneinfahrt vorbei.«

»Und mit den anderen beiden Sperren verfahren wir genauso.« Gary führte die Idee weiter. Er hatte einen roten Marker genommen und zeichnete bereits die Positionen auf der Admiralitätskarte ein, die in der Mitte des Tisches lag. »Wir setzen die anderen beiden Sperren hier aus, vom südwestlichen Ende von East Intercourse, an Mistaken Island vorbei nach Westen.«

»Genau«, sagte Mike, stellte sich neben ihn und schaute ihm über die Schulter. »Wenn wir es richtig hinbekommen, ist der Gezeitenwechsel eingetreten, bevor das Dieselöl diese Punkte erreicht. Das bedeutet, der Ölteppich schwimmt mit der Ebbe hinaus.« Er zeigte die Richtungen auf der Karte an. »Entweder nach Norden, den Mermaid Sound hinauf, oder nach Westen, durch Mermaid Strait und ins offene Meer. Dort können wir ihm dann mit dem Lösungsmittel begegnen.«

Die beiden Männer schienen begeistert von dem Plan, doch Ash war verwirrt.

»Ich habe Schwierigkeiten, mir das vorzustellen«, sagte er, strich sich mechanisch über den Bart und betrachtete die Karte. »Warum sollen die Sperren auf diese Weise gestaffelt werden?« Er zeigte auf die fünf roten Linien, die Gary gezogen hatte.

»Hast du je professionelle Billardspieler gesehen, die Trick Shots spielen?«, fragte Mike. Ash schaute ihn verstört an und strich weiter über seinen Bart. »Stell dir einen Billardtisch vor. Wenn du eine Billardkugel in einem Winkel zur Bande spielst, prallt sie in einem anderen Winkel ab, ja?« Ash nickte. »Aber wenn du einen Billardstock an dieselbe Bande legst und eine Kugel auftrifft, macht der Stock den Abpralleffekt zunichte. Die Kugel bleibt in Kontakt mit dem Queue und rollt direkt parallel zur Bande über den Tisch. Wenn du noch zwei weitere Billardstöcke dahinterstaffelst, würde dasselbe passieren.«

»Die Sperren sind also Billardqueues, und der Ölteppich die Kugel?« Ash ließ schließlich von seinem Bart ab.

»Damit hast du es auf den Punkt gebracht.«

Gary klopfte Mike auf den Rücken. »Der Mann ist ein echtes Genie.« Mein Gott, dachte Mike, hoffentlich.

»Marge, machen Sie eine Fotokopie von diesem Teil der Karte.« Gary schob seiner Sekretärin die Admiralkarte über den Tisch zu. »Drei Kopien, so schnell es geht, danke. Ash wird sie in ein paar Minuten bei Ihnen abholen.«

Marge nahm die Karte und verschwand leise.

»Ich werde den Schleppermansschaften Anweisungen erteilen«, sagte Gary, »aber Ash, ich möchte, dass du die Karten hinunter an den Kai bringst und sie Bill und Trev gibst, und ich möchte, dass du mit auf der PHS1 ausfährst, um bei der Auslegung der Sperren behilflich zu sein. Bill ist ein erfahrener Mann, aber er hat eine raue Mannschaft, meist junge Kerle, er könnte am Achterdeck einen ausgleichenden Einfluss gebrauchen. Einverstanden?«

»Klar, bin schon unterwegs. Viel Glück beim Billard, Kumpel.« Ash zwinkerte Mike zu und ging.

Während Gary Hayman die Schlepper anfunkte, nahm Mike das Fernglas zur Hand, das am Ende des Tisches lag, und trat an die großen Fenster, die den Blick in alle Richtungen über den Hafen freigaben. Alles beruhte auf seiner Theorie, die noch nie getestet worden war. Er hoffte inständig, dass er recht hatte.

Eine Viertelstunde später, als Gary sich zu ihm stellte, schaute er noch immer durch das Fernglas.

»Das Lösungsmittel ist eingetroffen«, sagte Gary. »Der Laster ist unten am Kai, und sie laden es auf die PHS2 um.« Dann fügte er besorgt hinzu: »Aber wir können es doch gefahrlos verwenden, Mike? Ich habe gehört, dass Lösungsmittel für einige Formen von Meereslebewesen ebenso schädlich sein können wie Öle.«

Wie beruhigend, dachte Mike. Ein Mann, dem wirklich an der Ökologie des Meeres gelegen war. Er hatte gedacht, hier zählte nur das Geld.

»Wenn man es auf dem offenen Meer einsetzt, geht es in Ordnung. Deshalb müssen wir den Ölteppich ableiten und auf die Ebbe warten. Sobald er außerhalb der Gefahrenzone ist, werden wir ihn mit Lösungsmittel traktieren.«

»Dann drehen wir jetzt Däumchen?«

»Stimmt.«

Beide schauten auf die Uhr. Es war Viertel vor neun.

Wieder hob Mike das Fernglas an die Augen, und in der nächsten halben

Stunde beobachtete er, was sich vor ihm abspielte.

Die Sperren lagen inzwischen an Ort und Stelle. Er konnte sie sehen, in gezackten Winkeln Richtung Nordost und Südwest. Genau wie riesige Billardqueues, dachte er, und seine Spannung wuchs, während er darauf wartete, wie es ausgehen würde.

Dann, kurz nach neun Uhr, sah er es im grellen Schein der Vormittagssonne. Den Glanz von Dieselöl. Ein breiter, glitzernder Pfad bewegte sich auf die Sperren zu. Keine schwarze, geronnene Ölmasse, sondern ein dünner, reflektierender Glanz, der in gewisser Weise hübsch anzusehen war. Hübsch und tödlich, dachte Mike und strengte die Augen an, um sich zu konzentrieren.

Gary stellte sich mit einem zweiten Fernglas neben ihn, und gemeinsam beobachteten sie, wie die Ölschicht stetig näher kam.

»Nach meiner Schätzung müsste die Flut jetzt auf ihrem höchsten Stand sein«, sagte Gary. »In der nächsten halben Stunde etwa sollte die Wende eintreten.«

Mike nahm das Fernglas nicht von den Augen. »Drücken Sie die Daumen«, murmelte er.

Viertel vor zehn sagte die Uhr, und jetzt leckte die Ölschicht an der ersten Sperre. Gary sah nicht mehr zu; er hörte am Funkgerät die eingehenden Meldungen über die Vorgänge auf dem Wasser. Doch in regelmäßigen Abständen rief er zu Mike hinüber: »Passiert etwas?« »Kann ich noch nicht sagen«, rief Mike jedes Mal zurück.

Seine Augen narreten ihn. Kaum war er sicher, den Schimmer auf dem Wasser zu sehen, schon war nur noch ein verschwommenes blaues Meer da. Schweißperlen bildeten sich auf seiner Stirn. Es war warm und eng im Kontrollraum, doch er schwitzte nicht aufgrund der Hitze. Er stellte das Fernglas ab, legte die Handflächen über die Augen und zwang sich, in aller Ruhe dreißig Sekunden abzuzählen. Dann hob er das Fernglas und schaute wieder aus dem Fenster.

Das Bild, das sich vor ihm abzeichnete, war klar wie der Tag selbst, alles perfekt erkennbar. Die glänzende Dieselschicht war an einer Sperre entlanggeströmt und ergoss sich zur nächsten, an der sie ebenfalls entlangglitt. Der Ölteppich wurde langsam, aber stetig in den Mermaid Strait gelenkt.

Mein Gott, es funktioniert, dachte Mike.

»Ash hat gerade über Funk von der PHS1 gesprochen.« Gary grinste breit, als er zu Mike ans Fester trat. »Er sagte, Ihr Billardspiel läuft prima.«

»Sehen Sie es sich selbst an.« Mike reichte ihm das Fernglas.

Gary schaute hindurch, stieß einen Triumphschrei aus und schüttelte Mike kräftig die Hand. »Du bist ein verdammtes Genie, Kumpel.«

»Jetzt müssen wir an dem Lösungsmittel arbeiten«, sagte Mike, zufrieden, den spröden Mann überzeugt zu haben. Aber sie wurden beide schnell wieder ernst. Es gab noch viel zu tun.

»Was schlägst du vor, wie wir es anfangen sollen?«

»Wenn wir den Ölteppich draußen im tiefen Wasser eingegrenzt haben, können wir ihn mit dem Lösungsmittel behandeln, aber erst nach dem Gezeitenwechsel.«

»Der findet gerade jetzt statt.«

»Gut.« Mike schaute noch einmal kurz durch das Fernglas. »Noch eine halbe Stunde sollte reichen, würde ich sagen. Hat dein Schlepper Nummer zwei Sprühbäume?«

»Ja.«

»Hast du noch mehr Schlepper, die du einsetzen kannst?«

»Nein. Wir haben nur die drei, und die anderen sind im Einsatz, wie du weißt. Aber das ganze Zeug ist auf der PHS2 und klar zum Einsatz – wozu brauchen wir mehr Schlepper?«

»Lösungsmittel sind viel wirkungsvoller, wenn sie maschinell ins Meerwasser gemischt werden«, sagte Mike, »so etwa wie bei einer Waschmaschine. Lösungsmittel für Öl sind im Prinzip dasselbe wie Waschmittel«, erklärte er. »Es sind nur Tenside, die helfen, die Bindekraft zu brechen.«

Er schaute zum Fenster hinaus auf die Stelle, an der die Ölschicht noch immer stetig in den Mermaid Strait hinausglitt. »Die Schrauben der Schlepper und die Sprühbäume werden ein gewisses Maß schaffen, aber es wäre eine Hilfe, wenn wir mehr Schiffe da draußen hätten.«

Dann kam ihm plötzlich eine Idee. Natürlich. Die Bootsbesitzer vor Ort. Die Gegend rühmte sich, die höchste Anzahl von Freizeitbooten pro Kopf zu haben.

»Privatboote«, sagte er.

»Was?«



»Wir geben einen Aufruf für Freiwillige aus.« Er drehte sich zu Gary um. »Wir beziehen alle Ortsansässigen in den Mischvorgang mit ein.«  
»Alle?« Gary war entsetzt. »Weißt du, wie viele Cowboys es da draußen gibt? Die würden sich gegenseitig umbringen.«

»Okay«, stimmte Mike ihm zu, »aber zwei Dutzend Motorboote – je größer, desto besser. Wie geben wir den Aufruf heraus? Was ist mit dieser Zeitungsreporterin? Sie leitet doch die lokale Radiosendung ...« Gary hob den Hörer von seinem Bürotelefon und drückte den Knopf der Gegensprechanlage. »Marge, können Sie mich mit dieser Reporterin verbinden, wie hieß sie doch noch, die heute Morgen hier war?«  
»Sie sitzt direkt vor Ihrem Büro, Gary. Hier in der Rezeption.«  
»Sie heißt im Übrigen Kay Freeman«, ermahnte Marge ihn leise.  
»Schicken Sie sie herein.«

»Miss Freeman ...«, begrüßte Gary sie mit ausladender Geste, als sie in den Raum geführt wurde. Nach fünf Minuten war alles geklärt.

»Freiwillige mit Booten von mindestens sechs Meter Länge«, wiederholte Kay ihre Anweisungen. »Nur welche aus Dampier, und sie müssen vom Hampton Bay Sailing Club aus starten.«

»Richtig. Der Hafen wird für alle anderen Schiffe gesperrt. Und wir wollen nur *ein* Dutzend Boote«, fügte Gary mit einem warnenden Blick auf Mike hinzu. »Sonst verlieren wir den Überblick. Ich werde Polizisten in den Club schicken, die alles überwachen.«

»In einer Viertelstunde hören Sie es im Radio«, versprach Kay.

»Gut gemacht, Miss Freeman, ich wusste, dass ich mich auf Sie verlassen kann.«

Sie hoffte, dass auch sie sich auf ihn verlassen konnte: Er hatte ihr ein Exklusivinterview versprochen. Allerdings schien der Hafenmeister zu seinem Wort zu stehen, dachte Kay, als sie die Treppe hinunter auf den Parkplatz rannte. Mein Gott, das war der Knüller des Jahres – ihr Beitrag würde im ganzen Bundesstaat veröffentlicht werden, vielleicht sogar in ganz Australien.

Das erste Boot war innerhalb einer halben Stunde auf dem Wasser. Mike erkannte es: ein großes Vergnügungsschiff, das einem der hohen Tiere von Hamersley Iron gehörte. Wie passend, dachte er. Weitere Boote folgten rasch, und schon bald wimmelte es auf dem Wasser davon. Er sah durch das Fernglas zu, wie sie sich um den Schlepper scharten. Es

waren auf jeden Fall mehr als ein Dutzend.

»Jetzt fehlte nur noch ein Unfall«, murmelte Gary düster vor sich hin. Doch es gab keine Zwischenfälle. Trotz des scheinbaren Chaos herrschte Ordnung, denn alle Skipper zogen an einem Strang. Die Kameradschaft unter den Bootsleuten von Dampier kam ihnen zu Hilfe. Was für ein großartiger Anblick, dachte Mike.

»Du möchtest gern da unten sein, nicht wahr?«, sagte Gary, der seine Gedanken las.

»Ja«, gab Mike zu. »Ich hätte gern teil am Geschehen.«

»Das hattest du, mein Freund. Das hattest du auf jeden Fall.«

Den Rest des Tages nahm Mike nur verschwommen wahr. Eine allgemeine Pressekonferenz wurde einberufen, in der Gary Hayman kurze Einzelheiten über den Ölteppich bekanntgab und verkündete, die Gefahr sei abgewendet worden. Dann gewährte er Kay Freeman ein Exklusivinterview. Bei beiden Anlässen verlangte er, dass Mike anwesend war, dem er den Erfolg des Unterfangens als persönlichen Verdienst anrechnete. Jede zweite Frage, die ihm gestellt wurde, gab er an Mike weiter. »Dr. McAllister ist der Experte«, sagte er.

Kays Artikel, der noch am selben Nachmittag von allen Lokalzeitungen übernommen wurde, bildete den brillanten jungen Meeresbiologen, der die Lage gerettet hatte, an prominenter Stelle ab.

Gary bestand auch darauf, dass Mike bei den folgenden, längeren Besprechungen mit den oberen Rängen der Macht zugegen war. Es galt, eingehende Untersuchungen in Gang zu setzen, um den Grund für die Ölhavarie herauszufinden, und die Konzernanwälte mussten jeden Aspekt kennen.

Mike kam erst nach Hause, als es schon dunkel war.

Am nächsten Morgen kam er gegen neun Uhr zu Dampier Salt, nur um sich von Reportern und Fotografen umringt zu sehen, die meilenweit für ein persönliches Interview angereist waren. Kays Beitrag war in ganz Australien erschienen, und es hatte den Anschein, als wollte jeder ein Stück von Mike McAllister haben.

Mike entschuldigte sich und machte sich so schnell wie möglich auf den Weg ins Labor, doch es gab kein Entrinnen. Maurie platzte herein.

»Die ABS hat eine Crew aus Perth geschickt – sie sind hinter einem

Exklusiv-Interview für *Statewide Live* her, das heute Abend ausgestrahlt werden soll. Ist dir das recht?«

»Klar.« Mike zuckte mit den Schultern. Die Frage war rein rhetorisch gewesen, es blieb ihm ganz offensichtlich nichts anderes übrig.

»Sie warten in meinem Büro.« Maurie ging ihm voran. »Die Reporterin sieht ziemlich gut aus«, fügte er augenzwinkernd hinzu.

»Dr. McAllister.«

Sie erhob sich von ihrem Stuhl, als sie eintraten, eine langbeinige Rothaarige Ende zwanzig mit einer Figur, die ihr streng geschnittener Hosenanzug nicht verbergen konnte.

»Sally Jordan, *Statewide Live*. Schön, Sie kennenzulernen.« Ihr Handschlag war kräftig.

»Hallo, Sally, sagen Sie ruhig Mike zu mir.«

»Gut.« Sie lächelte. »Dann eben Mike. Das hier sind Willie und Jasper.« Sie stellte die beiden Kameralleute vor, zog einen Stuhl heran und setzte sich ihm gegenüber.

»Dann sagen Sie mir, Mike, wie fühlt es sich an, plötzlich berühmt zu sein?«

Ihr Lächeln war warmherzig. Sally baute gern eine persönliche Beziehung zu ihren Interviewpartnern auf, bevor die Kamera anfang zu surren.

»Ich wusste gar nicht, dass ich berühmt bin.«

»Du lieber Himmel, ja. Die ABC schickt kein Team so weit, wenn die Story nicht wirklich brandaktuell ist. Und glauben Sie mir, Sie sind die heißeste Story der Region, nachdem der Mörder der Strandschönheit aus dem Schneider ist. So sollte es meiner Meinung nach auch sein.

Umweltthemen sind viel relevanter als ...«

»Entschuldigung? Da wer aus dem Schneider ist?« Mike war sich nicht sicher, ob er richtig gehört hatte.

»Der Mörder der Strandschönheit. Na ja, er war eigentlich nie richtig *im* Schneider, oder?« Sie lachte laut auf. »So sehr die Bullen auch gehofft hatten, er wäre es.«

»Tut mir leid, ich weiß nicht, wovon Sie sprechen.« Er hatte richtig gehört. Was zum Teufel ging da vor?

»Soll das heißen, Sie haben es nicht gelesen?«

Mike schüttelte den Kopf.

Sally lächelte. »Verständlich, ich vermute, Sie hatten zu tun. Sie haben einen Kerl festgenommen und versucht, ihm den Mord an der Strandschönen anzuhängen – das war an den beiden letzten Tagen in den Schlagzeilen.« Sein nichtssagender Ausdruck überraschte sie. »Erinnern Sie sich nicht an den Fall? Vor acht Jahren? Mayjay, das Gesicht Westaustraliens? Das war eine riesige Geschichte. Ging durchs ganze Land.«

»Ja. Ja, ich erinnere mich daran.«

»Sie dachten also, sie hätten den Mörder.« Sie zuckte mit den Schultern.

»Aber es stellte sich heraus, dass er es nicht war.«

»Wer war er?«

»Irgend so ein armer Schizophrener, der die Medikamente abgesetzt hatte.«

»Und was ist passiert?«

»Sie haben ihn laufen lassen. Das Ganze war eigentlich ziemlich traurig.« Diesmal war ihr Lachen eher ein höhnisches Schnauben.

»Allerdings noch trauriger für die Bullen, die dachten, sie hätten einen Sündenbock.« Sallys Ansicht über die Polizei war ein wenig zynisch, sie war zweimal als Demonstrantin bei Protestdemos festgenommen worden. »Ich glaube, die waren nicht allzu froh darüber«, sagte sie.

»Tatsächlich ...«

»Wir sind so weit, Sal«, unterbrach Jasper sie, und Sally sprang auf, um das Licht und die Kameraeinstellung zu überprüfen.

Mike fiel es während des gesamten Interviews schwer, sich zu konzentrieren. Er war in Gedanken woanders. Es überraschte ihn nicht, dass er die Neuigkeiten nicht von Pembo erfahren hatte. Pembo dürfte seinen Kopf in den Sand gesteckt haben in der Hoffnung, alles würde vorübergehen. Aber warum hatte Spud keinen Kontakt mit ihm aufgenommen? Vielleicht hatte er ja, dachte Mike. Vielleicht lag in der Telefonzentrale eine Nachricht vor. Er hoffte es jedenfalls. Ein gezieltes Schweigen von Spuds Seite wäre höchst beunruhigend.

»Alles klar«, verkündete Sally. »Macht euch bereit für den Schnitt, danke, Jungs. Prima Interview, Mike«, sagte sie, als sie ihm die Hand schüttelte. »Wirklich prima.«

»Tatsächlich?« Er konnte sich an kein Wort erinnern, das er gesagt hatte.

»Ich muss mal schnell telefonieren«, sagte Mike und nahm den Hörer

von Mauries Telefon auf dem Schreibtisch. »Nur einen Augenblick, dann seid ihr mich los.« Er rief die Telefonzentrale an. »Mike McAllister hier, Janie. Sind Nachrichten für mich eingegangen?«

»Tonnenweise.« Einen Moment lang trat Schweigen ein, während Janie auf ihrer Liste nachschaute. »Das Umweltschutzamt und das Bergbauamt von Westaustralien haben Sie direkt angerufen. Und die Presse ist durchgedreht, die wollen alle mit Ihnen persönlich sprechen. Die *West* hat aus Perth angerufen, ein Jim Forrest von der *Sydney Morning Herald*, und der Lokalsender möchte ...«

»Keine privaten Anrufe?«

»Nein.«

»Danke.« Er legte auf und verließ das Büro. Maurie wartete auf ihn.

»Die Umweltbehörde hat ad hoc eine Konferenz zusammen mit dem Bergbauamt einberufen, und sie wollen dich und Ash dort haben – besonders dich. Kannst du morgen nach Perth fahren?«

Mike nickte. O ja, er konnte durchaus nach Perth fahren. Er hatte bereits geplant, den ersten Flug zu buchen, der zu haben war.

»Hallo, Mike. Wie schön, dass du hier bist.« Cora begrüßte ihn lebhaft mit einem Kuss auf die Wange, Mike gefiel ihr ausnehmend gut. »Ich habe dich lange nicht gesehen«, sagte sie, während sie ihn ins Haus führte. »Bist du glücklich? Deine Familie ist gut, ja?«

»Ja, uns geht es allen gut, danke, Cora.«

»Hey, der Star persönlich!« Spud tauchte wie aus dem Nichts auf, umarmte Mike in seiner üblichen, ungestümen Art. »Hab dich gestern Abend in *Statewide* gesehen, du warst großartig! Und dann die Schlagzeilen heute Morgen! Mike McAllister, Retter der Umwelt!«

»Ich habe die Zeitungen heute Morgen nicht gesehen.« Mike reagierte nicht auf Spuds Überschwang. »Ich habe die Zeitungen seit Tagen nicht gesehen«, fügte er bedeutungsschwer hinzu, was nicht ganz stimmte. Er hatte die letzten Ausgaben der *West Australian* gekauft und die Berichte über den Mordfall nachgelesen.

»Gut.« Spud übergab den spitzen Kommentar und wandte sich an Cora.

»Wie wär's mit Kaffee, Schätzchen? Sei ein liebes Mädchen.« Gehorsam trabte sie in die Küche, er nahm Mike am Arm und schob ihn hinaus auf den Balkon. »Es ist so toll, dich zu sehen, Kumpel.«

Doch als er die Glasschiebetür hinter ihnen schloss, ließ er das herzliche Verhalten fallen. Es hatte keinen Sinn, den Schein aufrechtzuerhalten. Mike suchte offensichtlich Streit.

»Okay, Mike, spuck es aus.«

»Warum hast du mir nicht gesagt, was vor sich geht?«

»Ich ging davon aus, du wüsstest es. Es stand in allen Zeitungen. Sogar die *Australian* hat darüber berichtet.«

»Du hast also nur gewartet, dass ich Kontakt mit dir aufnehme, ist es das?« Mike überraschte Spuds Haltung; er schien unbeeindruckt.

»Ja. So ungefähr.«

»Und als ich *keinen* Kontakt zu dir aufnahm, ist dir nicht in den Sinn gekommen, mich anzurufen?«

»Ich wollte dich nicht beunruhigen, Kumpel. Ich wusste, das würde vorbeigehen.«

»So steht es nicht in den Zeitungen. Die waren drauf und dran, den Kerl anzuklagen.«

»Ich dachte, du hättest die Zeitungen nicht gelesen.«

»Zu der Zeit nicht. Aber jetzt.« Mikes Ausdruck war anklagend, vernichtend sogar. »Wenn sie ihn vor Gericht gestellt hätten, Spud, hättest du zugesehen, wie er zerteilt worden wäre, ohne es mir zu sagen?«

»Auf keinen Fall, Mikey. Im Leben nicht.« Spud stand ihm Auge in Auge gegenüber und stellte sich der Anklage. Er wurde auf die Probe gestellt, und das wusste er. »Ich bin zwar ein kleiner Gauner, Kumpel, aber ich stehe nicht daneben, wenn Unschuldige die Schuld auf sich nehmen. Du solltest mich besser kennen.«

Ja, dachte Mike, das war nicht Spuds Art. Aber ganz war er noch nicht überzeugt.

»Wie konntest du dir so sicher sein, dass alles im Sande verlaufen würde?«

»Meine Spione, Kumpel, sind überall.« Spud grinste stolz mit einem Anflug von Zuversicht, die hoffentlich überzeugend war, doch er drückte sich fest die Daumen. Jetzt ging es darum, gut zu lügen, und Mike ließ sich nicht so leicht täuschen wie die meisten anderen. »Es hat alles nur mit Beziehungen zu tun, Mikey, das war schon immer so. Ich komme an jede Info heran, die ich haben will.«

Spud hatte in seinem Netzwerk aus Kontakten nicht nach Informationen gesucht – er hatte keine Aufmerksamkeit auf sich lenken wollen, indem er Interesse an dem Fall zeigte –, doch seine Erklärung stimmte zumindest im Ansatz. Er sah Mike an, dass sein Misstrauen ein wenig nachließ.

»Ein Kumpel bei den Bullen sagte mir, dass die Eltern des Schizos sich als Zeugen gemeldet hatten – sie schworen, er sei zum Zeitpunkt des Mordes bei ihnen in Adelaide gewesen.« Kein Wort davon stimmte. Wie alle anderen auch hatte Spud die Nachricht gelesen, als sie endlich in der *West Australian* veröffentlicht wurde, doch das dürfte Mike auf keinen Fall erfahren. Gott sei Dank hatten sich die Dinge so entwickelt, dachte Spud.

»Ich wusste von Anfang an, dass der Kerl ein Alibi hatte«, sagte er und lehnte sich auf seinem Stuhl zurück, die Hände hinter dem Kopf verschränkt, ein Bild entspannter Selbstzufriedenheit. Zeit, dem Streit ein Ende zu bereiten und die Geschichte ad acta zu legen.

»Die Publicity war das Beste, was dem armen Irren passieren konnte. Seine Eltern hatten ihn seit fünf Jahren nicht gesehen. Sie wussten nicht, wo zum Teufel er war. Dann, wie aus dem Nichts, prangte sein Bild auf der Titelseite der *Australian*. Jetzt ist er zu Hause in Adelaide im Schoße der Familie und nimmt wieder seine Medikamente ein. Ist doch toll, oder?«

Er sprang auf, um die Tür für Cora aufzuschieben, die mit dem Kaffee kam. Perfekter Zeitpunkt, dachte er.

»Ah, die Macht der Presse, was für eine wunderbare Sache.«

Er nahm ihr das Tablett ab und stellte es auf den Tisch. »Und jetzt hast du deine eigene Presse zu bedenken, Mikey.«

Dann schwadronierte Spud weiter, Volldampf voraus, wie nur er es konnte. »Carpe diem, Kumpel. Carpe diem. Das ist nur der Anfang! Ich sehe förmlich eine internationale Karriere vor mir. Die Welt wird aufhorchen und Mike McAllister zur Kenntnis nehmen, und darauf setze ich mein gesamtes Geld, jeden verdammten Cent. Du bist ein Star, Mikey, ein echter Star!«

»Ja, Mike«, sagte Cora und schenkte Kaffee ein, »du bist ein sehr berühmter Mann.«

Mike wurde klar, dass die Unterhaltung beendet war und es keinen Sinn

hatte, sie weiterzuführen. Spuds Argumentation trug wie immer alle Merkmale der Glaubwürdigkeit. Aber sagte er die Wahrheit? Mike wusste nur eins: Er würde es nie erfahren.



## **Viertes Buch**

Der Herausforderer hatte unerwartet aufgeholt. An der vierten Marke kam die *Australia II* bis auf knapp eine Minute an die *Liberty* heran, und als die riesigen Yachten auf der letzten Etappe der Mitwindstrecke Kopf an Kopf dahinjagten, wurde der America's Cup von 1983 zu einer Schlacht zwischen meisterhaften Taktikern.

Schon im ersten Morgengrauen war die in Newport, Rhode Island, versammelte Menschenmenge in fieberhafter Aufregung gewesen, wie auch die vielen Millionen Zuschauer in aller Welt, die nun vor ihren Fernsehern klebten. Noch bevor es anfang, hatte dieses fünfundzwanzigste Rennen des America's Cup bereits Geschichte gemacht. Zum ersten Mal seit über hundert Jahren war ein Cupverteidiger von einem Herausforderer gezwungen worden, die Höchstzahl an Rennen zu segeln. Jetzt, mit je drei Siegen auf dem Konto, standen die Amerikaner und Australier vor einer letzten, siebten Machtprobe nach dem Motto: »Nur einer kann gewinnen.«

»Wir können es schaffen, Pembo! Wir können es verdammt nochmal schaffen!« Vom offenen Steuerstand der *Ophelia* aus, der fünfzehn Meter langen Segelyacht, die er für eine Woche gechartert hatte, sah Spud zu und konnte seine Aufregung kaum zügeln. »Hier wird Geschichte geschrieben, Kumpel, Stoff für Legenden!«

Die anderen zwanzig Gäste an Bord, eingeladen von der Farrell AG, beobachteten das Rennen vom Kabinenvorraum oder vom Vordeck der *Ophelia* aus, doch bis auf den Skipper hatte Spud den offenen Steuerstand ausschließlich für sich, Cora, Pembo und Arlene reserviert.

»Conner kann Bertrand nicht abhängen!« Ian Pemberton, der seinen Blick unverwandt auf die Yachten gerichtet hatte und jede Bewegung der Mannschaften verfolgte, war ebenso aufgeregt wie Spud.

Die Taktik des australischen Skippers John Bertrand hatte sich ausgezahlt. Die *Australia II* ließ die *Liberty* langsam aber sicher hinter sich.

Spud und Ian jubelten und hüpfen trotz der finsternen Blicke des Skippers am Steuer wie ausgelassene Kinder herum.

Spud und Pembo sah man die vierzig durchaus an. Spud, obwohl noch immer kräftig und kompakt, hatte einen deutlichen Bauch angesetzt, und

Ians Haar war so ausgedünnt, dass er am Hinterkopf eine kahle Stelle hatte, die ihn zutiefst beunruhigte.

Ian wünschte sich, Arlene hätte nicht darauf bestanden, mit auf das Boot zu kommen – sie wurde selbst auf ruhigem Wasser seekrank. Sie war zu den vorangegangenen Rennen nicht mitgekommen, wofür er dankbar gewesen war, aber sie hatte sich geweigert, ausgerechnet am heutigen Tag im Hotel zu bleiben. Sie könne sich das letzte Rennen doch nicht im *Fernsehen* anschauen, hatte sie gesagt. Sie musste ihren Freundinnen erzählen, dass sie tatsächlich *dabei* gewesen war.

»Ich gehe runter«, hatte sie eine halbe Stunde später bekanntgegeben, sehr laut, damit Spud es hörte, der als ihr Gastgeber wissen sollte, dass es einem seiner Gäste schlechtging.

»Warum?«, hatte Spud gefragt. »Von hier oben ist die Aussicht doch viel besser.«

»Sie ist seekrank.«

Arlene war über Ians Tonfall empört. Wie konnte er es wagen, sich mehr oder weniger zu entschuldigen!

»Wie das? Die See ist doch ruhig.«

»Es geht ihr einfach schlecht, Spud.«

»Ich werde mich in der Kabine ein wenig hinlegen.« Arlene hatte die Märtyrerin gespielt – Herrgott im Himmel, sie starb, aber sie wollte ja niemandem *Umstände* machen.

»Unter Deck wird es dir viel schlechter gehen«, hatte Spud gesagt.

»Konzentrier dich auf den Horizont, das ist das Beste.« Dann hatte er sie nicht weiter beachtet und sich wieder dem Rennen zugewandt.

Arlene hatte sich in der letzten Stunde auf den Horizont konzentriert, doch es ging ihr nicht im Geringsten besser.

Arlene nickte.

»Wenn wir wieder ins Hotel kommen, mache ich dir Kräutertee. Der ist sehr gut für den Magen.«

»Danke, Cora.« Wie nett, dass jemand Besorgnis zeigte, dachte sie, auch wenn es nur Cora war.

Jahrelang hatte Arlene keinerlei Notiz von Cora genommen. Doch als Spud die junge Frau vor zwölf Monaten geheiratet hatte, musste sie die Legitimität der Beziehung wohl oder übel anerkennen. Zu ihrer Überraschung hatte sie festgestellt, dass sie Cora ganz gut leiden konnte.

Cora selbst hatte den Grund für Arlenes Hochnäsigkeit vollauf verstanden, ebenso wie ihre veränderte Haltung. Philippinische Mätressen waren unakzeptabel, philippinische Ehefrauen wurden toleriert – so lief es in der australischen Gesellschaft. Ihr persönlich war es gleichgültig, ob Arlene sie mochte oder nicht. Heute aber tat ihr Arlene sehr leid.

Kurz darauf verschwand Arlene in der Kabine und in der Toilette. Der Horizont hatte nicht funktioniert, sie musste sich übergeben. Weder Spud noch Pembo bemerkten, dass sie fort war. Die *Australia II* und die *Liberty* wendeten für den letzten Kampf gegen den Wind.

»Bleib eine Weile bei den Zuschauerbooten, dann fahr zur Ziellinie«, wies Spud den Skipper an. »Ich möchte da sein, wenn sie an der Marke vorbeifahren.«

Nachdem sie sich übergeben hatte, ging es Arlene erheblich besser. Sie war froh, dass diese Woche Auszeit eine solche Ablenkung für Ian gewesen war. Gut, ihn so glücklich zu sehen, dachte sie selbstlos. Der Ärmste steckte seit Monaten in innerem Aufruhr, doch die Entscheidung war schließlich gefallen. Und gerade noch rechtzeitig, dachte sie. Lieber Gott, acht Jahre waren seit Gordons Tod vergangen.

Arlene hatte sich mit dem Fünfstüberhaus abgefunden, das sie in South Perth gekauft hatten, doch sie hatte den Kampf um Peppermint Grove nie aufgegeben. Ian schuldete ihr das Haus. Cynthia ebenso, ganz davon abgesehen. Schließlich hatte sie das Richtige zur Familie beigetragen.

Sie hatte zwei Kinder in die Welt gesetzt, einen Jungen und ein Mädchen, wie geplant – Gott sei Dank waren es Zwillinge, und sie hatte es in einem Aufwasch erledigt, denn die Schwangerschaft hatte sie verabscheut –, und es war wirklich unglaublich selbstsüchtig von Cynthia, ganz allein in dem großen Haus zu bleiben. Sie musste doch einfach einsehen, dass es das ideale Haus für ihre Enkelkinder war. Das war Ian anscheinend überhaupt nicht bewusst. Schließlich sah sich Arlene genötigt, ihre Taktik zu ändern, und beschloss, ihre Anstrengungen auf Cynthia zu konzentrieren.

»Du scheinst mir ein bisschen schwach, Cynthia. Bist du sicher, dass du dir nicht zu viel zumutest? Das Haus ist so groß, die Instandhaltung muss ja ein ständiger Stress sein, und dann ist da ja auch noch der Garten ...«

»O nein, Schätzchen, das überlasse ich alles den Putzfrauen. Und ich fuhrwerke ja gern im Garten herum, es ist so friedlich. Ein Mal in der Woche kommt ein Mann für die schwereren Arbeiten.«

Das wusste Arlene ja, doch sie blieb entschlossen in ihrer Besorgnis.

»Trotzdem mache ich mir Sorgen um dich. Du siehst neuerdings so schrecklich *müde* aus.«

»Ach, wirklich?«

»Ja, und du scheinst mir ein bisschen nervös. Ich spüre, dass etwas nicht in Ordnung ist.«

»Stimmt, meine Nerven gehen manchmal mit mir durch.« Auch Cynthia begann sich Sorgen zu machen. »Ich schlafe neuerdings nicht so gut.«

»Ich wusste es.« Arlene nickte mitfühlend. »Soll ich nicht einen Termin beim Arzt machen? Er wird dir ein nettes kleines Sedativum verschreiben.« Als Cynthia zögerte, fügte sie hinzu: »Ich komme mit, wenn du gern Begleitung hättest.«

»Würdest du das tun?« Cynthia lächelte. »Oh, meine Liebe, das wäre sehr nett.« Sie hatte eine Schwiegertochter wie Arlene wirklich nicht verdient, dachte sie dankbar.

Valium und Normison wurden zur Tagesordnung, und etwa ein Jahr später, als das Normison nicht mehr die gewünschte Wirkung hatte, ging Cynthia auf Arlenes Rat zu Nembutal über. Wenn der Arzt zögerte, ein neues Rezept auszustellen, spielte es keine Rolle. Arlene hatte stets einen Vorrat zur Hand.

Cynthia gab das Bridgespiel auf; sie konnte sich anscheinend nicht mehr konzentrieren. Dann stürzte sie an einem Sonntagnachmittag im Garten. Das war der Punkt, an dem das Thema Pflegeheim aufkam.

»Aber es ist doch nur ein verstauchtes Fußgelenk«, protestierte Ian.

»Und das nächste Mal könnte es ein Oberschenkelhalsbruch sein«, entgegnete Arlene. »Sie könnte dort unter Schmerzen liegen, unfähig, ans Telefon zu gehen und niemand da, der ihr helfen könnte. Um Himmels willen, Ian, sie ist deine *Mutter*! Macht dir das denn *gar* nichts?«

Natürlich machte es ihm etwas aus. Er war krank vor Sorge. Seine Mutter alterte direkt vor seinen Augen. In den letzten Jahren war sie erschreckend zerstreut und zuweilen regelrecht verwirrt gewesen. Arlene überprüfte pflichtgetreu nur die besten Pflegeheime, und

nachdem sie das ideale gefunden hatte, berichtete sie Ian begeistert darüber.

»Man kann es kaum als Pflegeheim bezeichnen, Schatz. Sie wird eine göttliche kleine Wohnung für sich allein haben, mit eigener Veranda und jemandem, der auf Abruf zur Verfügung steht, wenn sie es braucht. Sie haben auch einen gemeinsamen Garten mit einem kleinen Springbrunnen in der Mitte – dort kann sie mit den anderen zusammensitzen. Überleg doch mal, sie wird eine Gruppe neuer Freunde haben. Wäre das nicht schön? Die Ärmste muss ja so einsam sein.«

Ian zögerte noch. Monate vergingen, und er konnte sich zu keiner Entscheidung durchringen. Dann schaute er eines Morgens, als Arlene beim Friseur war, unerwartet bei seiner Mutter vorbei. Er hatte die Zwillinge im Schlepptau, die er von ihrer Tennisstunde abgeholt hatte.

»Schätzchen, was für eine angenehme Überraschung.« Cynthia begrüßte ihn mit etwas glasigen Augen an der Tür und schenkte Gordy und Fleur ein charmantes Lächeln. »Und wen haben wir denn hier?«, fragte sie und erwartete, vorgestellt zu werden.

Ian war zu Tode erschrocken und erinnerte sie daran, dass es ihre Enkelkinder seien. Sie wusste es hervorragend zu überspielen.

»Grundgütiger Himmel, seid ihr *groß* geworden. Wie alt seid ihr jetzt?«

»Fast zwölf«, sagte Gordy und warf Fleur einen Blick zu. Sie hatten ihre Großmutter doch erst in der Woche zuvor gesehen!

»Meine Güte, wie die Zeit vergeht.« Cynthia lachte.

Arlene hatte einen Seufzer der Erleichterung ausgestoßen, als Ian ihr die Geschichte erzählt hatte.

»Du siehst sie nicht so oft wie ich, Liebster«, sagte sie traurig. »Cynthia ist neuerdings oft so.« Tränen traten in seine Augen, und sie hatte Mitleid mit ihm. »Ich weiß, ich weiß«, sagte sie, nahm ihn in die Arme und drückte ihn fest an sich. »Das Alter ist furchtbar, nicht wahr?« Doch seine Mutter war erst sechsundsechzig, dachte Ian, der an der Schulter seiner Frau weinte.

Er mietete die Wohnung im Pflegeheim, entschied aber, Cynthia über den Umzug erst in Kenntnis zu setzen, wenn sie von ihrem Ausflug nach Übersee zurückgekehrt waren. Sie ließen die Zwillinge bei Arlenes Eltern und machten sich auf den Weg zum America's Cup.

Morgen ging es nach Hause, dachte Arlene und starrte an die polierte Holzdecke der Kabine. Armer Ian, wie er sich davor fürchtete, seiner Mutter gegenüberzutreten. Die Ablenkung hatte ihm richtig gutgetan.

Das letzte Gegenwindduell hatte nicht weniger als siebenundvierzig Wenden gesehen, und die *Australia II* und die *Liberty* schossen jetzt auf die Ziellinie zu.

Die heiseren Jubelschreie von den Zuschauerbooten verstummten plötzlich. Alle warteten in atemloser Spannung auf den Zielschuss, der von der *Black Knight* abgefeuert würde, dem Schiff des New York Yacht Club Committee.

Es war siebzehn Uhr zwanzig. Die Sonne ging gerade über Block Island unter, und einen kurzen Augenblick lang herrschte auf dem Wasser absolutes Schweigen.

Dann ging der Schuss los. Die *Australia II* hatte die Ziellinie einundvierzig Sekunden vor der *Liberty* überfahren.

Die Stille wurde von ohrenbetäubendem Lärm durchbrochen. Menschen schrien sich heiser, doch sie waren kaum zu hören, während Nebelhörner tuteten, Trillerpfeifen kreischten und Feuerwerkskörper über dem Wasser knallten.

»Bondy hat's geschafft!«, brüllte Spud und wirbelte Pembo in wildem Tanz über den Steuerstand. »Märchenhaft!«

Pembo gab sich gar nicht erst die Mühe, den Lärm zu übertönen, sondern nickte wild und schloss sich Spuds verrücktem Tanz an. Nach drei Versuchen beim Cup waren Alan Bond und seine Mannschaft tatsächlich Stoff für Legenden geworden. Sie hatten der amerikanischen Überlegenheit nach einhundertzweiunddreißig Jahren ein Ende gesetzt und sich in die Annalen der Segelgeschichte eingemeißelt.

Arlene kam auf den Steuerstand.

»Ich nehme an, dass wir gewonnen haben?«, fragte sie. Doch niemand hörte sie.

Mike, Jo und Allie sahen sich den America's Cup in ihrer Hotelsuite in Frankfurt an. In Anbetracht der unterschiedlichen Zeitzonen bedeutete es eine lange Nacht. Sie blieben fast bis halb drei auf, feuerten lauthals den Bildschirm an und drängten die Australier, zu gewinnen.

Spud hatte Mike eingeladen, ihn auf dem Boot zu begleiten, das er in Newport gechartert hatte, doch Mike hatte bereits zugesagt, auf der dreitägigen Internationalen Konferenz über Ölhavarien zu sprechen, die im Hotel Intercontinental in Frankfurt am Main stattfinden sollte. So gern er beim Cup dabei gewesen wäre, war ihm nicht ein einziges Mal der Gedanke gekommen, sich seiner Verpflichtung zu entziehen. Er und Jo hätten zwei Wochen Urlaub um die Konferenz herum geplant, die mit Allies sechzehntem Geburtstag zusammenfalle, hatte er Spud gesagt. Sie habe wirklich hart gearbeitet, um die vierzehn Tage vom Unterricht befreit zu werden, und es sei ihre erste Reise nach Übersee. Er könne sie unmöglich enttäuschen.

Natürlich hätten Jo und Allie ihn hinfahren lassen; sie hätten nicht einmal ihre Enttäuschung gezeigt. Aber er war eine Verpflichtung eingegangen. Die Konferenz war von CONCAWE, der Studiengruppe internationaler Ölgesellschaften zur Erhaltung von Luft und Wasser in Europa, zusammen mit der Umweltschutzbehörde Amerikas in die Wege geleitet worden. Gefördert von Shell International und BP International, ausgerichtet von der deutschen Tochtergesellschaft der BP, war sie von überragender Bedeutung. Umweltschützer und Angestellte der Ölindustrie aus der ganzen Welt würden daran teilnehmen, und Mike hatte fast ein Jahr im Voraus zugesagt. Doch wenn er Spud das sagte, wusste er, wie die Antwort lauten würde: *Mein Gott, Mikey, für den Scheiß fährst du um die halbe Welt. Und wozu? Womit ist da Geld zu verdienen?*

Spud war immer noch der Alte. Viel leichter war es, dachte Mike, Spud in dem Glauben zu lassen, dass seine Frau und Tochter in diesem Fall das Sagen hatten. Es gab ein paar Dinge, über die Spud und er sich nie einig würden.

Sie waren am Sonntag vor dem Rennen des America's Cup in Frankfurt eingetroffen, und Allie war sogleich vom Interconti begeistert, wie das Hotel allgemein genannt wurde. Sobald das Taxi vor dem prächtigen Haupteingang angehalten hatte und sie in die geräumige Eingangshalle getreten waren, bekam sie den Mund anscheinend nicht mehr zu. Allie hatte noch nie in einem Luxushotel gewohnt.

Nach einer genauen Erforschung ihrer Suite im fünfzehnten Stock war



sie verschwunden, um mit dem Aufzug auf und ab zu fahren und jede Ecke und jeden Winkel aufzustöbern, den das Hotel zu bieten hatte. Das Fitnesscenter hatte sie sich gründlich angesehen, dann den Schönheitssalon und den Friseur, danach jedes Restaurant, die Cafés und jede Bar einzeln, sogar die Konferenzräume, zu denen sie sich Zutritt verschaffen konnte.

Eine halbe Stunde später stürmte sie in die Suite und wedelte mit einer Broschüre. »Kuckt mal! Der Mann an der Rezeption hat mir eine Karte gegeben.«

Allie breitete sie auf dem Tisch aus. »Wir sind genau hier, seht ihr?« Sie stieß mit dem Finger auf das mit einem Kugelschreiber eingezeichnete Kreuz. »Wilhelm-Leuschner-Straße.« Vorsichtig sprach sie die Wörter aus, nachdem sie den Portier nach der richtigen Aussprache gefragt hatte, und wiederholte genau, was er ihr gesagt hatte. »Das Hotel liegt im Herzen der Stadt, am Mainufer.« Der Mann hatte perfekt Englisch gesprochen, doch dann hatte sich Allie in ihrer geselligen Art mit einigen Hotelangestellten unterhalten und festgestellt, dass sie offensichtlich alle gut Englisch sprachen. Sie beschloss, während ihres Aufenthalts möglichst viele deutsche Wörter zu lernen. Es war nur recht und billig, wenn sie sich dieser Mühe unterzog.

Mike war schon einmal auf einer kurzen Geschäftsreise in Frankfurt gewesen und hatte den Stadtplan vage im Kopf, Jo hingegen nicht. Mühsam erhob sie sich vom Bett, um über die Schulter ihrer Tochter hinweg die Karte zu betrachten.

»Wenn man hier hinuntergeht«, sagte Allie, »kommt man an den Fluss, und an dem kann man entlanggehen, siehst du?« Sie fuhr mit dem Finger über die Karte und warf ihrer Mutter dann einen hoffnungsvollen Blick zu, die sehr gern spazieren ging. »Was meinst du, Mum?«

»Jetzt nicht, Schätzchen. Morgen, das verspreche ich dir.«

»Okay.« Allie gab sich gleichgültig und steckte die Karte in ihre Jeans.

»Dann geh ich eben allein.«

Jo erkannte den für Teenager typischen, unverschämten Unterton.

»Nein, das tust du nicht«, sagte Mike mit strenger Stimme. »Du wartest bis morgen und gehst dann mit deiner Mutter.«

Allies kurzer Aufstand legte sich auf der Stelle; sie ging bei ihrem Vater nie bis an die Grenzen. Der Trotz, den sie gelegentlich ihrer Mutter

gegenüber zeigte, war reines Konkurrenzverhalten – die Prahlerei einer Heranwachsenden.

»Kann ich nicht wenigstens an den Fluss runtergehen?«, bettelte sie.

»Der ist doch nur eine Straße entfernt.«

»Das überlasse ich deiner Mutter.« Mikes Stimme klang noch immer tadelnd.

»Darf ich, Mum? Bitte!!«

Jo musste unwillkürlich in sich hineinlächeln. Allie hatte trotz ihrer aufblühenden Weiblichkeit, und obwohl sie eine echte Schönheit war, noch so viel Kindliches an sich. Die Mischung war hinreißend, vor allem, da Allie sich dessen absolut nicht bewusst war.

»Ja, das darfst du«, sagte sie mit gnädigem Kopfnicken.

Allie umarmte sie auf die Schnelle und rannte zur Tür.

»Sei vorsichtig«, rief Jo ihr hinterher, doch sie war schon fort.

»Woher um alles in der Welt nimmt sie bloß die Energie?«, fragte Mike.

Am Montag und Dienstag, während Mike in der Konferenz eingesperrt war, stromerten Allie und Jo überall herum. Zunächst am Flussufer entlang, dann zurück durch das Stadtzentrum, wo sie einen endlosen Schaufensterbummel machten und überall den letzten Modeschrei beäugten. Jo wollte Allie einen schick geschnittenen

Designer-Hosenanzug kaufen, den sie selbst sehr elegant fand, doch Allie war nicht daran interessiert. »Er ist toll, Mum. Ich meine, wirklich phantastisch ...« Sie wollte nicht verletzen. »Aber es ist eigentlich nicht mein Stil, oder?« Jo lächelte. Sie hatte wieder einmal übersehen, dass ihre Tochter im Grunde ihres Herzens noch ein Wildfang war, also erstanden sie stattdessen Jeans und ein paar T-Shirts, die Allie für cool befand.

Dann besuchten sie die prächtige Alte Oper, die man zwei Jahre zuvor gerade wiederaufgebaut hatte, nachdem sie im Zweiten Weltkrieg zerstört worden war. Die Altstadt selbst war gänzlich den Bomben zum Opfer gefallen, was Jo schockierend fand. Gebäude, die ein vergangenes Zeitalter belegten, jahrhundertealte Architektur, die lange vor der Besiedlung ihres eigenen Landes errichtet wurde, war für immer ausgelöscht worden. Wie anders war diese Welt als das, was sie in ihrer Heimat kannte.

Als sie in einem der überfüllten Straßencafés in der geschäftigen

Flanierstraße Fressgasse zu Mittag aßen, waren sie von dem Gepränge der Passanten begeistert. Frankfurt, ein Weltzentrum für Handel und Wandel, war eine pulsierende, kosmopolitische Stadt. »Hier brummt es ja noch mehr als in Sydney«, sagte Allie.

Jo hatte Allie erst im vergangenen Jahr zu einem zweiwöchigen Urlaub bei Nora mit nach Sydney genommen. Sie hatte ihrer Tochter von der Vergangenheit erzählt, da sie nie die Absicht hatte, zu lügen, doch Allie hatte keinerlei Erinnerung mehr an Nora oder an Noras Kinder, die mit ihr gespielt hatten, als sie noch klein war. Nora hatte gelacht. »Wie sollte sie sich auch an uns erinnern, Jo? Sie war erst drei.«

Allie wusste nichts mehr von ihrer Kleinkindzeit, doch sie hatte gedacht, es gebe bestimmt keine Stadt auf der Welt, die so umtriebig war wie Sydney. Jetzt war sie sich nicht mehr sicher. Sie ging im Geist die Städte durch, die sie kannte. Sehr viele waren es noch nicht. Perth, wo sie jetzt wohnten, lag sehr hübsch an den Ufern des Swan River. Und Sydney mit seinem Hafen wirkte sehr beeindruckend, dachte sie. Doch Frankfurt war etwas ganz anderes. Frankfurt war wirklich international. Allie entwickelte einen Geschmack fürs Weltläufige.

An einem Abend führte Mike sie zum Essen in ein herrliches Restaurant mit Blick über den Main und die glitzernden Lichter der Stadtsilhouette. Wie gut wir es haben, dachte Jo, während sie einem Lastkahn auf dem Fluss nachsah, wie schön es ist, dass wir das hier als Familie erleben können. Sie drückte kurz Mikes Hand, und als er sie anlächelte, wusste sie, dass er genauso empfand.

Am nächsten Tag hatte Allie Geburtstag, und sie war begeistert von der Seiko-Uhr, die sie von ihren Eltern geschenkt bekam. Sie band sie um und drehte ihr Handgelenk hin und her, damit das Silber und Gold das Licht einfing, das durch die Fenster hereinströmte.

»Sie ist sehr schick«, sagte Jo. »Du wirst sie zu allem tragen können.«

»Du wirst sie auch in einhundert Metern Tiefe tragen können«, sagte Mike. »Es ist eine Taucheruhr.«

Das gab den Ausschlag, was Allie betraf – die Uhr hatte ihr absolutes Gütesiegel.

Mike wurde für den dritten und letzten Tag der Konferenz nicht gebraucht und wollte die Zeit mit seiner Tochter verbringen, bevor sie alle am Abend am offiziellen Dinner teilnahmen.

Also gingen sie die paar Häuserblocks zum Frankfurter Hauptbahnhof und nahmen den Zug nach Eltville am Rhein. Mike, der die Landschaft ringsum nicht kannte, hatte sich beim Pförtner erkundigt.

»Das Rheingau sollten Sie sich ansehen«, hatte man ihm gesagt, »die Weingegend ist sehr schön. Nehmen Sie den Zug nach Wiesbaden und steigen Sie dort nach Eltville um.«

Die Zugfahrt selbst war ein Erlebnis. Allie klebte an den Fenstern und schaute auf die kleinen Gartenparzellen, die ohne Ende vorbeisausten und alle unterschiedlich aussahen. Einige präsentierten makellose Gemüsereihen, andere quollen über vor Blüten, wieder andere waren schlicht und einfach zugewachsen.

»Gärten sind so ähnlich wie Hunde«, sagte sie nachdenklich, »sie sehen aus wie ihre Besitzer.«

Eltville verschlug Allie den Atem. Doch es ging nicht nur ihr so. Die kleine, mittelalterliche Ortschaft am Rheinufer wirkte auf jeden Touristen so, der sie besuchte. Beherrscht von einem eleganten, fünfstöckigen Turm, dem einzigen intakten Überbleibsel seines einst prächtigen Schlosses, war Eltville in der Tat eine Bilderbuchschönheit. Während sie zu dritt durch die schmalen, gepflasterten Straßen gingen, teilten Mike und Jo das Staunen ihrer Tochter.

Die Straßen waren gesäumt von Fachwerkhäusern wie aus dem Märchen, winzige Gassen führten unter Bögen hindurch auf kleine Plätze – Mittelpunkte, auf denen sich die Menschen versammelten. In manchem Geviert war ein kleiner Weingarten angelegt, an vielen Ecken gab es Schänken, in der einheimische Weine angeboten wurden, besonders Riesling. Die Gegend sei berühmt für ihren Riesling, erklärte man ihnen. Nachdem sie die Stadt selbst gründlich erforscht hatten, schlenderten sie eine weitere Stunde durch die weitläufigen Gärten der alten Schlossruinen. Sie beugten sich über die uralte Steinmauer, riefen in die Tiefe und vernahmen das Echo ihrer Stimmen. Sie überquerten die kleinen Steinbrücken, die über den Graben führten, und als sie die höchsten Aussichtspunkte der Burgruinen erreicht hatten, sahen sie über die ganze Stadt und auf den Rhein hinab.

»Das da«, sagte Allie und zeigte nach vorn auf ein Restaurant, dessen Terrasse auf den Rhein schaute.

»Einen besseren Platz könnten wir nicht finden, oder?«, meinte Mike, als

die Kellnerin sie an einen Tisch am Geländer führte.

Sie nahmen Platz und bewunderten die Aussicht. Der Rhein schien gemächlich dahinzufließen, doch seine Ruhe täuschte. Wenn man die Anstrengungen einer achtköpfigen Rudermannschaft betrachtete, die mühsam flussaufwärts vorankam, musste die Strömung stark sein. Ein Ausflugsschiff fuhr vorüber, eins der vielen, die während der Touristensaison den Rhein auf und ab fahren. Passagiere beugten sich über die Reling und genossen die Aussicht. Allie winkte ihnen zu, und sie winkten zurück.

Mike ließ eine Flasche einheimischen Riesling kommen.

»Wenn man an der Quelle ist«, sagte er.

Sie bestellten ihr Essen, und die Kellnerin warnte Allie vor ihrer Wahl.

»Er ist nicht gekocht«, sagte sie. »Der Fisch ist roh.«

»Oh.« Nach einer kurzen Pause schaute Allie ihren Vater an. »Wenn man an der Quelle sitzt«, wiederholte sie und lächelte. Dann wandte sie sich an die Kellnerin. »Ich hätte gern die Matjesheringe, bitte«, sagte sie entschlossen.

»Wie sind sie?«, fragte Mike eine halbe Stunde später, als sie ihre Mahlzeiten zu sich nahmen.

»Echt lecker.« Allie genoss jeden Bissen. »Aber sie passen nicht zum Orangensaft.«

Mike beugte sich vor und holte ein frisches Weinglas vom Nachbartisch.

»Dazu werden sie passen.« Er goss ihr etwas Riesling ein und hob dann sein Glas zum Anstoßen.

»Auf Eltville und den Riesling und die Matjesheringe.«

»Darauf trinke ich«, sagte Allie. »Prost.« Und sie ließen die Gläser klingen. Jo lächelte beruhigt. Was war schon ein verpasster America's Cup gegen diese Reise. Diesen Tag würde er nie vergessen.

Allie begegnete dem Blick ihrer Mutter und zwinkerte ihr zu, um den Moment mit ihr zu teilen. Sie wusste über das Angebot für den America's Cup Bescheid, und sie wusste genau, was ihre Mutter dachte. Allie selbst hatte nur eine Befürchtung. Ein Matjeshering würde niemals, wo und wann sie ihn auch essen würde, so schmecken wie an diesem Tag.

Das offizielle Dinner im Intercontinental am selben Abend erwies sich

als eine prächtige Angelegenheit. Die Delegierten waren mit ihren Partnern eingeladen, und über fünfhundert Menschen saßen zu Tisch. Die Kleidung war förmlich, die Atmosphäre jedoch entspannt; sie hatten sich während der Konferenz persönlich kennengelernt.

Mike, Jo und Allie hatte man an den VIP-Tisch platziert, vorn am Podium.

Klaus von Gottfried, Vorsitzender des CONCAWE, erhob sich, um vom Podium herab eine kleine Begrüßungsrede zu halten, und verkündete, dass nach dem Hauptgang Dr. Mike McAllister, ihr besonderer Gastredner vom McAllister Research Institute in Westaustralien, eine Ansprache halten werde. Nachdem er an den Tisch zurückgekehrt war, wurden die Vorspeisen gereicht, und die Unterhaltung drehte sich um Verfahren gegen Ölverschmutzung und die Konferenz im Allgemeinen. Mike hatte Probleme, sich auf das Gespräch seiner Kollegen zu konzentrieren, da er quer über den Tisch zu Jo und Allie hinüberschaute. Er war über alle Maßen stolz auf sie. Die elegante Blonde, in schimmerndes Blau gekleidet, vornehm, intelligent, eine aufmerksame Zuhörerinnen, und das Mädchen mit dem rabenschwarzen Haar und dem schlichten schwarzen Kleid, das munter drauflosschwatzte, wie ihm der Schnabel gewachsen war. Sie waren die schönsten Frauen im Raum, dachte er. Dann wurde ihm plötzlich klar, wie fraulich Allie aussah. Es war wie ein Schock. Auf einmal bemerkte er die bewundernden Blicke der Männer zu Allie hinüber. Seine erster Impuls war, jedem Einzelnen einen Schlag zu versetzen, doch er wusste, dass er überreagierte. Du lieber Himmel, dachte er, sein kleines Mädchen war erwachsen geworden, und er hatte es nicht einmal bemerkt.

Allie, die zwei Frauen in eine Unterhaltung gezogen hatte, erzählte ihnen eifrig alles über ihren Tag. In ihrer Begeisterung schwärmte sie von allem, selbst den Matjesheringen.

Dann spürte sie den Blick ihres Vaters auf sich ruhen. Hatte sie zu viel geplappert? Aber Mikes Gesichtsausdruck war nicht kritisch, sondern es lag etwas darin, was Allie kaum zu deuten wusste. Konnte es Wehmut sein?

Nach dem Hauptgang stellte Professor Morris Stanton Mike vor. Morris, der den meisten Delegierten gut bekannt war, betrat das Podium mit Elan und schweifte ein paar Minuten ab, bevor er zu seiner Einführung

ansetzte.

»Ich kenne Mike McAllister nun seit ein paar Jahren«, sagte er schließlich und zählte nun genussvoll Mikes Verdienste auf: »... Träger des Ordens des British Empire ... ich bin wie viele andere fest davon überzeugt, dass er der beste Experte der Welt für die Bekämpfung von Ölverschmutzung ist ...« Genau genommen war Morris' Einführung übertrieben theatralisch, und Jo spürte, wie Mike zusammenzuckte. Er selbst erwähnte den OBE nie, den er drei Jahre zuvor erhalten hatte.

»Muss ich da noch sagen, dass niemand besser qualifiziert ist, den Sinn und Zweck dieser Konferenz zusammenzufassen«, schloss Morris dramatisch ab. »Und deshalb, meine Freunde, Kollegen, Moderatoren, meine Damen und Herren übergebe ich das Wort ohne große Umstände an ... Mike McAllister.«

Alle Anwesenden applaudierten, und als Mike ans Podium trat, stieß Allie ihre Mutter an. »Er sieht toll aus, nicht wahr?«, flüsterte sie hörbar. Jo nickte. Es stimmte. Mehr denn je, dachte sie; das Alter hatte ihm zusätzliche Würde verliehen. Andererseits hatte Mike im Smoking schon immer hinreißend ausgesehen, so ungern er ihn auch anzog.

»Wenn wir die Augen schließen und uns einen Ölteppich vorstellen«, sagte Mike einleitend, »sehen wir, und bestimmt die allgemeine Öffentlichkeit, so etwas wie den Ölteppich der *Torrey Canyon* 1967 oder der *Amoco Cadiz* 1978 vor uns. Felsige Küsten und Sandstrände von einer schwarzen, teerigen, klebrigen Masse überspült: verklumptes Öl, nach Luft ringende Seehunde, tote oder sterbende Seevögel, bedeckt mit einer schwarzen, klebrigen Masse. Das ist ein anschauliches Bild, nicht wahr? Doch inzwischen mussten wir begreifen, dass Verschmutzungen, die dem äußeren Anschein nach weniger verheerend sind, ebenso katastrophale Folgen haben können ...«

Jo warf einen Blick auf ihre Tochter, die jedoch nicht reagierte. Allie, deren Gesicht vor kindlicher Bewunderung glühte, starrte unentwegt auf ihren Vater. Jo wandte sich wieder dem Podium zu. Mike war eine eindrucksvolle Persönlichkeit und hatte das Publikum in der Hand. Sie war stolz auf ihn, dachte sie. Alles hatte sich gelohnt. Oder? Sie wusste noch, dass sie ihre Zweifel gehabt hatte.

Es hatte Zeiten gegeben, in denen ihr die Pilbara-Region unsäglich gefehlt hatte. Wie hatte sie sich im ersten Jahr in Perth nach dem kleinen

Haus in Point Samson zurückgeseht. Ihre Strandspaziergänge am frühen Morgen, wenn sie zusah, wie die Sonne ihre ersten Strahlen über den Ozean warf. Sie hatte Ash und Beth vermisst, die ausgelassenen Grillfeste am Wochenende. Doch am meisten hatten ihr die langen, zermürbenden Arbeitstage in der Klinik im Gemeindezentrum von Roebourne gefehlt, die ihrem Leben einen Sinn gegeben hatten. Am Ende hatte sie sich angepasst. Es ging nicht anders. Und als Mikes Frau *hatte* ihr Leben einen Sinn, hatte sie sich gesagt – eigentlich einen viel tieferen als durch ihre Arbeit als Ärztin.

Johanna McAllister war in den Gründungstagen des McAllister-Forschungsinstituts für ihren Mann von unschätzbarem Wert gewesen. Mike hatte sich mit finanzieller Unterstützung vom Umweltministerium und einer Reihe kommerzieller Sponsoren mit ganzem Herzen in das Unternehmen gestürzt, und Jo, der klar war, dass er alle Verbündeten brauchte, die er bekommen konnte, hatte die Medizin aufgegeben, um ihm vollauf zur Seite zu stehen. Man bewegte sich in Regierungskreisen, und sie hatte festgestellt, dass sie ein ziemliches Talent für Diplomatie entwickelt hatte – es war gerade so, als wäre sie die Frau eines Politikers, hatte sie gedacht. Und sie hatte im Lauf der Zeit Erfahrung in der Ausrichtung von Spendenveranstaltungen gesammelt. Mit ihrer Überredungskunst gewann sie so manchen Wohltäter und viele Schirmherrschaften. Sie hatte eine Stelle als Gründungsmitglied im Vorstand abgelehnt, doch es war schnell deutlich geworden, dass sie selbst in ihrer inoffiziellen Funktion eine ganz neue Karriere gestartet hatte.

Als das Institut auf festen Füßen stand, hatte ihre Laufbahn indes eine andere Wendung genommen. Ihre medizinischen Vorkenntnisse und die entsprechenden Kontakte hatten ihr die ideale Grundlage geliefert, die Beratungstätigkeit ihres Mannes noch weiter auszubauen, bis in den Bereich human-ökotoxikologischer Forschung. Die Studie, die sich mit den gesundheitlichen Folgen und den erhöhten Auswirkungen von Umweltbelastung und Verschmutzung beschäftigte, hatte hohe Summen an Fördermitteln erhalten, vor allem von der Regierung.

Das war nicht gerade die aktive medizinische Karriere, die sie geplant hatte, dachte Jo reumütig, als sie ihren Mann auf dem Podium beobachtete, aber auf jeden Fall lohnend. Mikes Arbeit und das Institut



waren höchst bedeutend, und nun blühte das Institut in Anbetracht seines internationalen Rufs auf.

»Es ist unumgänglich, dass wir nicht nur die ökologische Gefährdung unserer Umwelt vor Ort begreifen«, führte Mike gerade aus, »sondern auch die Ökotoxizität und die Art und Weise, wie sich unsere Öle ausbreiten und verdunsten ...«

Nach einem erneuten Blick auf das andächtige Gesicht ihrer Tochter warf Jo auch die letzten Reuegefühle über Bord. Die Pilbara-Region und ihre Arbeit dort würden ihr immer fehlen; es waren die glücklichsten Jahre ihres Lebens gewesen. Aber natürlich hatte sich alles gelohnt, sagte sie sich. Mike war eine Inspiration für seine Tochter, so wie sein Vater ihn inspiriert hatte. Allie würde im übernächsten Jahr die Schule abschließen, und sie hatte ihren Blick fest auf die Universität gerichtet. Sie wollte Meeresbiologie studieren, ihrem Vater nacheifern und Umweltschützerin werden. Vielleicht sogar eine weltbekannte Expertin, wer weiß? Allie hatte ihre Ziele hochgesteckt, das wusste Jo.

»Die Nordwestküste Westaustraliens erweist sich als eins der nächsten großen Kohlenwasserstoffgebiete der Welt.« Mike näherte sich dem Ende seiner Rede. »Hier aber sind die Rohöle alle leicht – keine wachsernen Komponenten und am Ende praktisch kein schweres Teer. Was mich zum wichtigsten Punkt bringt ...« Lächelnd schaute er sich im Publikum um. »Ich bin sicher, Castrol Oil wird nichts dagegen haben, wenn ich abschließend ihren beliebten Werbespruch zitiere: *Öl ist nicht gleich Öl*. Und das ist eine Tatsache.«

Unter heftigem Applaus verließ er die Bühne. Er hatte die springenden Punkte angesprochen, und seine Rede war gerade lang genug gewesen. Knapp und prägnant war seine Stärke.

Allie platzte vor Stolz, als ihr Vater wieder an den Tisch kam. Doch sie wahrte Haltung und versuchte, ganz lässig auszusehen.

Als sie nach dem Dinner zum Aufzug gingen, legte Mike einen Arm um seine Frau und flüsterte ihr ins Ohr: »Du bist ein wenig abgeschweift, nicht wahr? Ich konnte es dir ansehen.«

»Nur ein bisschen«, gab sie zu.

»Das darfst du auch – du hast das alles schon gehört.«

»Ich habe mich nicht gelangweilt«, sagte Jo, »ich habe sie beobachtet.« Mit dem Kopf deutete sie auf Allie, die ihnen voraus zum Aufzug

gegangen war. »Du hättest ihr Gesicht sehen sollen, als du geredet hast, Mike. Sie betet dich an. Sie ist so stolz auf dich. Und ich auch.«

»Das beruht auf Gegenseitigkeit.«

Sie blieben kurz stehen und beobachteten ihre Tochter.

»Sie ist erwachsen geworden, nicht wahr?«, sagte er. »Ich war heute Abend schockiert, als ich bemerkte, wie Männer sie anschauten.«

Jo lächelte. »Das ist schon seit einem Jahr so.«

»Tatsächlich?« Er war ehrlich überrascht. »Mein Gott, wie das Leben weitergegangen ist.«

Ja, dachte Jo, das Leben war in der Tat weitergegangen. Doch Mike schien es in seiner Arbeitswut kaum zu bemerken.

»Und morgen sind wir in London«, sagte sie und küsste ihn sanft.

»London und Muzza und Olga. Ich kann es kaum erwarten.«

»Beeilt euch, ihr beiden«, rief Allie, »der Aufzug ist da.«

Mike hatte keine offiziellen Verpflichtungen in London. Dieser Teil ihres Urlaubs war so gelegt, dass er mit Muzzas großem Tag zusammenfiel – zwei seiner Gemälde sollten in der National Gallery aufgehängt werden. Infolgedessen hatte Mike keine schlüssige Ausrede, mit der er sich vor der Marathonbesichtigungstour drücken konnte, die von ihm verlangt wurde, und kaum hatten sie ausgepackt, befand er sich auch schon auf dem Weg zum Buckingham Palace. Allie, wieder einmal im siebten Himmel, wurde anscheinend nie müde.

»Wie schaffst du das nur?«, sagte er zu Jo, als sie endlich wieder im Hotel waren und er sich auf das Bett fallen ließ.

»Ich bin im Training. Sie lachte. »Dasselbe habe ich schon in Frankfurt durchgemacht.«

»Gott sei Dank ist morgen die Ausstellungseröffnung dran«, sagte er.

Als sie in der National Gallery eintrafen, war Muzza schon da, jungenhaft wie eh und je, und hatte sich mit Anzug und Krawatte in Schale geworfen. Olga stand neben seinem Rollstuhl. Ihre schwarzen Haare, die inzwischen interessant mit grauen Strähnen durchsetzt waren, hatte sie zu einem strengen Knoten zurückgebunden, und sie trug ein Kostüm. Sie umarmten sich herzlich.

Sie begaben sich in das Museum und schlugen den Weg zur Abteilung Moderne Kunst ein, in der Muzzas Gemälde am Morgen aufgehängt

worden waren und wo auch der offizielle Festakt stattfinden sollte. Mike wurde rasch klar, dass der Anlass keine bescheidene Angelegenheit war. Champagnertabletts wurden herumgereicht, immer mehr Gäste trafen ein, und die Offiziellen hatten sich bereits auf dem kleinen Podium am anderen Ende versammelt.

»Mein Gott, Muzz, ich wusste nicht, dass es so groß würde.«

»Ich auch nicht, Kumpel.« Muzzas Blicke schossen zwischen den immer zahlreicher werdenden Gästen umher. Er war ein wenig nervös, denn er mochte keine Menschenmengen.

Allie beachtete die Menschen überhaupt nicht; ihr Blick war starr geradeaus gerichtet. Sie schaute auf das Porträt.

»Das bist du, Dad.« Sie hatte nicht einmal gewusst, dass das Bild existierte. Sie war wie gebannt. Ihr Vater als junger Mann!

Jo war ebenso erstaunt. Ihr fiel ein, wie sie das Porträt vor vielen Jahren in der New South Wales Art Gallery betrachtet hatte, das ihr die Vergangenheit so lebhaft zurückgebracht hatte. Seither hatte sie es nicht mehr gesehen.

»Meine Güte, du hast mir nichts gesagt«, bemerkte Mike.

Muzza grinste. »Es sollte eine Überraschung sein. Ich habe es jahrelang unter Verschluss gehalten. Du hast es mir geschenkt, weißt du noch? Du hast gesagt ›Es ist dein Werk, mach damit, was du willst‹, und das habe ich.« Er schaute zu dem Porträt, obwohl er durch das Gedränge und von seinem Rollstuhl aus nur Teile wahrnahm. »Meine beste Arbeit.

Unglaublich, nicht wahr? Praktisch mein erstes Porträt, und dennoch ist es mein bestes. Wirklich erstaunlich.«

»Mir gefällt das andere besser.«

Das zweite Gemälde zeigte Olga, ein großes Porträt in voller Körpergröße. In einem hellroten Kleid, das grauschwarze Haar offen über die Schultern, saß sie an einem Tisch, barfuß, ihr Kopf ruhte auf einer Handfläche, und sie schaute dem Künstler direkt in die Augen.

»Es ist schön«, sagte Jo. Selbst aus dieser Entfernung war das Gemälde mit seiner schlichten Linienführung nicht einfach schön, dachte sie, es war außergewöhnlich.

Olga tippte ihrem Mann auf die Schulter. »Ich glaube, du gesellst dich lieber zu ihnen, Schatz«, forderte sie ihn sanft auf. Ihr war aufgefallen, dass einer der Offiziellen auf dem Podium auf die Uhr geschaut hatte.

»Kommt und sucht euch vorn einen Platz«, drängte Muzza und rollte unruhig durch die Menge. Er entschuldigte sich, als er einen Mann anstieß. Doch seine Frau und seine Freunde, einschließlich der jungen Allie, hüteten sich, den Weg für ihn frei zu machen. Muzza nahm Hindernisse immer auf seine Art in Angriff.

Der Kurator und der australische Botschafter begannen zu applaudieren, als er sich aus eigener Kraft über die Rampe auf das Podium rollte. Olga folgte ihm und stellte sich neben ihn. Muzza hatte von Anfang an darauf bestanden, dass sie während des gesamten Festakts an seiner Seite blieb. Als der Kurator vortrat, um die Veranstaltung zu eröffnen, schaute Muzza zu seiner Frau auf, streckte einen Arm aus und ergriff ihre Hand.

»Arbeiten wie diese beiden Porträts, die wir hier vor uns sehen«, sagte der Kurator, »sind ein Gewinn für die National Gallery, und es ist uns eine Ehre, sie in unserer Sammlung zu haben.« Mit der Haltung eines Experten kommentierte er die individuellen Verdienste beider Gemälde und fuhr dann fort, Murray Hatfields zunehmende Bekanntheit als Künstler von internationalem Rang zu rühmen.

Jo hörte nicht auf die Reden, sie betrachtete die Porträts. Auf dem Schild an der Wand neben Mikes Porträt hieß es: *Lebensziel. Öl auf Leinen, 1967. Der junge Mike McAllister. Lebensziel*, dachte sie, wie treffend.

Mike hatte sein Lebensziel auf jeden Fall erreicht. Und sein Ziel war auch zu ihrem geworden – eigenartig, wie sich die Dinge entwickelten.

Die Tafel neben Olgas Porträt hatte die schlichte Aufschrift: *Olga. Öl auf Leinen, 1980*.

Jo fand das Bild äußerst anrührend. Die vertraute Körpersprache, der Ausdruck in Olgas Augen, die Empfindsamkeit der Pinselstriche selbst – die Gefühle zwischen Künstler und Modell waren spürbar, dachte sie. Sie war sich bewusst, dass auch Mike, der neben ihr stand, das Porträt betrachtete.

»Da ist so viel Liebe drin«, flüsterte sie. »Man spürt es richtig, du auch?«

»Überrascht dich das?«, flüsterte er zurück. »Schau sie dir doch nur an.«

Die Zeremonie war zu Ende, und Muzza konnte es kaum erwarten, sich von der Menge zu entfernen, doch als er die Rampe hinunterrollte, Olga hinter ihm, tauchte ein älterer Herr mit schütterem grauem Haar aus dem hinteren Bereich auf, wo er gestanden hatte. Er stellte sich vor. Dabei war das ganz unnötig.

»Herrliche Stücke«, sagte er und schüttelte Muzza die Hand, »ganz hervorragend.« Auch Olga reichte er die Hand. »Gratuliere«, sagte er. Dann begann er mit Muzza über Kunst zu fachsimpeln.

Mike, Jo und Allie hielten sich im Hintergrund und beobachteten die beiden, die zehn Minuten lang angeregt diskutierten. Der Kurator und der Botschafter waren beiseite getreten und beobachteten respektvoll die Unterhaltung der Künstler.

»Wer ist das?«, flüsterte Allie, denn sie vermutete, dass es ein bedeutender Mann war.

»Sidney Nolan«, flüsterte Jo zurück. Was für eine Freude für Muzza, dachte sie. Der berühmteste Maler Australiens preist seine Gemälde. Nachdem Nolan sich verabschiedet hatte, gingen sie zu fünft die St. Martin's Lane entlang, wo sie in einem Restaurant im Freien zu Mittag aßen. Seit Mikes Rückkehr nach Perth traf er sich oft und regelmäßig mit Muzza, doch der Gesprächsstoff ging ihnen nie aus, und Jo und Olga hatten sich eng angefreundet. Das war für Mike keineswegs überraschend – sie waren sich in so vieler Hinsicht ähnlich: starke, intelligente Frauen. Die Verbindung zwischen Olga und Allie hatte ihn jedoch ein wenig verwirrt. Während sie zuweilen gegen ihre Mutter rebellierte, schien sie Olga als Stimme der Vernunft fraglos zu akzeptieren.

Jo, die das Verhältnis der beiden keineswegs als Bedrohung empfand, hatte es sogar unterstützt. Sie hatte Mike das Phänomen zu erklären versucht. »Heranwachsende Mädchen brauchen einen anderen weiblichen Einfluss, der nicht ihre Mutter ist«, hatte sie gesagt. »Das tut gut.«

Mike hatte das eingesehen – sie wusste offensichtlich, wovon sie sprach –, doch Jo selbst hatte sich gefragt, ob diese Haltung wirklich auf eigene Erfahrung gegründet war. Ihre Herkunft war wohl kaum geeignet, als Beispiel herangezogen zu werden, dachte sie ironisch. Gewiss, in ihrer frühen Kindheit hatte es Nora gegeben, und Nora war auch wieder da, als sie in den Zwanzigern war, doch in den Jahren dazwischen hatte sie niemanden gehabt. Sie wünschte, es wäre anders gewesen. Jo begrüßte Olgas Beziehung zu ihrer Tochter.

Sie ließen sich Zeit beim Essen; Muzza hatte vor, in das Museum zurückzukehren. Inzwischen würde sich die Menschenmenge zerstreut

haben, sagte er, und die mittäglichen Besucher dürften weg sein.

»Ich komme mit«, bot Mike an, als sie das Restaurant verließen.

»Nicht nötig.«

»Ich tue es gern, glaube mir. Die haben mich gestern den ganzen Tag durch Sehenswürdigkeiten gescheucht.«

»Okay.« Insgeheim war Muzza hocherfreut.

Bis auf die paar Studenten, die durch die Abteilung für Moderne Kunst wandelten, hatten Muzza und Mike die Räumlichkeiten nun fast für sich.

Seine eigenen Bilder außer Acht lassend, betrachtete Muzza alle Gemälde im Raum, stellte sich in unterschiedlichen Winkeln dazu auf und studierte jede Nuance. Hier waren einige der größten Maler in der Welt der Modernen Kunst versammelt, dachte er, während er langsam durch die Galerie rollte. Max Beckmann, Chuck Close, Francis Bacon,

Frank Auerbach, Lucien Freud ... die Liste ließ sich fortsetzen.

Vierzig Minuten später kam er zu Mike, der ihn sich selbst überlassen hatte, denn er wollte sich nicht einmischen.

»Mein Gott, allein die Gesellschaft, in der ich bin«, sagte Muzza, offensichtlich überwältigt.

»Du hast es verdient, hier zu sein, Muz.«

Mike, der ebenfalls durch die Galerie geschlendert war, hatte festgestellt, dass Olgas Porträt ihn erneut anzog.

»Ich will ja nicht so tun, als verstehe ich etwas von Kunst«, sagte er, »aber das hier ist bestimmt das Beste in der ganzen Ausstellung.«

»Der Ansicht bin ich nicht.« Muzza rollte seinen Stuhl ein paar Schritte zurück und betrachtete das Gemälde mit analytischem Blick. »Als Kunstwerk ist es gut, ja, aber es fehlt etwas. Ich habe nicht alles eingefangen, was sie ist. Ihre Freiheit ... das innere Wesen, das Olga ausmacht ... vielleicht einfach nur ihre Sinnlichkeit.« Er zuckte mit den Schultern. »Ich weiß nicht, was es ist.« Er war gereizt, unfähig, genau festzulegen, was seinem Gefühl nach fehlte.

»Du hast auf jeden Fall die Liebe eingefangen«, sagte Mike.

»Das von dir ist viel besser, glaube ich«, sagte Muzza und richtete seine Aufmerksamkeit auf das andere Bild. »Den jungen Mike McAllister habe ich haargenau getroffen.«

Er wirbelte mit seinem Stuhl herum und sah Mike durchdringend an.

»Ich sollte dich noch einmal malen.« Er betrachtete das Gesicht

unvoreingenommen: die Grübchen in den Wangen, die grauen Ansätze an den Schläfen – es war ein starkes Gesicht. Doch da war noch mehr, dachte er. Integrität, Engagement. Das war kein Mann, der vor Erwartungen überschäumte, das war ein Mann, der angekommen war. »Du hast dich verändert, verstehst du, und es liegt nicht nur am Alter.« Er drehte sich um und sah sich sein früheres Porträt an. »*Lebensziel*«, sagte er, »das Bild eines jungen Mannes nahe davor.« Dann drehte er sich wieder zu Mike um. »Wir könnten das neue *Lebenswerk* nennen.« Er grinste. »Das Bild eines Mannes, der es geschafft hat.« Mike lachte. Muzza scherzte. Doch es war kein Scherz.

Spud und Cora blieben für die offizielle Überreichung des America's Cup noch in Newport, doch Ian und Arlene Pemberton waren wie geplant am Tag nach dem Rennen nach Australien abgereist. Sobald die Koffer ausgepackt waren, schlug Ian vor, sie sollten bei seiner Mutter vorbeischauen. »Mum weiß, dass wir heute zurückkommen, Püppchen«, sagte er. »Ich habe ihr gesagt, dass wir uns melden. Sie wird uns erwarten.« »Dann geh *du*«, erwiderte sie trotzig. »Ich bleibe hier.« »Nein, das wirst du nicht, Arlene.« Ian überraschte sie beide. »Ich will das so schnell wie möglich erledigen, und ich brauche deine Unterstützung.« Mein Gott, dachte sie, war er energisch. »Mum soll wissen, dass wir beide zu diesem Entschluss gekommen sind, und dass wir diese Entscheidung gefällt haben, weil wir sie lieben und weil uns an ihr gelegen ist. Sie kann sich alle Zeit der Welt nehmen, bevor sie umzieht, aber ich muss es ihr jetzt sagen. Ich muss es mir von der Seele reden. Und da brauche ich dich an meiner Seite.« »Natürlich, Schatz.« Na schön, dachte Arlene, wenn es sein muss. »Tut mir leid, das war der lange Flug. Ich weiß, wie schwer es für dich ist.« Sie schlang die Arme um ihn, und Ian erwiderte die Umarmung dankbar. Dann rief er seine Mutter an, aber es meldete sich niemand. Eine Galgenfrist, dachte Arlene, wie vorteilhaft. »Morgen?«, fragte sie. »Nein, sie geht wahrscheinlich nur am Fluss spazieren. Wenn wir dort

sind, ist sie wieder zu Hause.«

Arlene stieß einen Seufzer aus und folgte ihm zum Wagen.

Als sie an der Haustür klingelten, machte niemand auf.

»Kann sein, dass sie schläft, Schätzchen«, sagte Arlene etwas unwirsch, nachdem er ein paarmal geklingelt hatte. »Sie wird neuerdings so müde – wir sollten sie nicht stören. Komm, wir versuchen es morgen noch einmal.«

»Nein.« Er öffnete die Tür mit dem Ersatzschlüssel, den er für Notfälle bei sich hatte. Er benutzte ihn sonst nicht, da er nicht in die Privatsphäre seiner Mutter eindringen wollte, doch irgendwie hatte er das eigenartige Gefühl, dass es sich hierbei um einen Notfall handeln könnte.

»Mum?«, rief er, als sie in die Diele traten.

Sie erhielten keine Antwort. Er ging durch bis in den Garten.

»Mum?« Wieder keine Antwort.

»Ich habe dir doch gesagt, dass sie schläft«, sagte Arlene, als er, zwei Stufen auf einmal nehmend, die Treppe hinaufhetzte. Sie weigerte sich, ihm zu folgen; er dramatisierte die Sache zu sehr.

Dann, Sekunden später, hörte sie seinen gequälten Aufschrei.

Als sie das große Schlafzimmer oben betrat, sah sie ihren Mann auf den Knien neben dem Bett, die Hand seiner Mutter mit beiden Händen umschlungen. Er strich sich mit ihrer Handfläche über die Wange und schluchzte wie ein Kind.

Cynthia war feierlich aufgebahrt. Die Haare frisiert, perfektes Make-up, gekleidet in ein spitzenbesetztes Satinnachthemd, das Arlene als ein Modell von Givenchy erkannte. Sie sah makellos schön und sehr, sehr majestätisch aus. Und sehr tot.

»Ach du lieber Himmel.« Arlene blieb wie angewurzelt an der Tür stehen. »Ist sie ...?«

»Sie ist so kalt«, schluchzte Ian und wiegte sich vor und zurück, die Hand der Mutter an die Wange gedrückt. »Sie ist so kalt, Arlene. Sie ist so kalt.«

Arlene, die nur kurz ihre Geistesgegenwart verloren hatte, fragte sich, was sie machen sollte. Ob sie einen Krankenwagen rufen sollte? Sie fühlte am Hals der Toten nach dem Puls, obwohl sie wusste, dass sie dort nichts finden würde. Doch sie hatte das Gefühl, damit das Richtige zu tun, und stellte fest, dass Cynthia tatsächlich eiskalt war. Offensichtlich



war sie schon geraume Zeit tot. Der Krankenwagen konnte warten, entschied Arlene. Ihre Pflicht war, ihren verzweifelten Mann zu trösten. Als sie neben ihm kniete und ihn in die Arme schloss, fiel ihr die leere Flasche Nembutal auf dem Nachttisch auf.

Oje, dachte sie, damit hätte sie nie gerechnet. Sie hatte es nur für richtig gehalten, Cynthia vom Pflegeheim zu erzählen. Am Nachmittag vor ihrer Abreise hatte sie bei ihr vorbeigeschaut – Ian hatte sich bereits verabschiedet. Sie hatte gedacht, Cynthia würde die Woche, in der sie in Übersee waren, vielleicht nutzen, um zu planen, was sie mitnehmen wollte. Es war nur fair, wenn man sie vorbereitete, hatte Arlene gedacht, im Übrigen würde es Zeit sparen.

Ihr fiel die Szene wieder ein. Es war nicht leicht für sie gewesen, sie hatte sehr, sehr resolut auftreten müssen. Cynthia hatte ihr zunächst nicht geglaubt.

»Aber ich bin hier zu Hause«, hatte Cynthia gesagt. »Ian würde nie von mir erwarten, dass ich dieses Haus verlasse.«

»Ich fürchte, er ist fest entschlossen und lässt sich in dieser Sache nicht umstimmen.« Arlene hatte es netter gefunden, entschieden aufzutreten. Es wäre grausam, hatte sie gedacht, die Frau in falscher Hoffnung zu wiegen.

»Aber er hat mir nichts gesagt.«

»Nein, er hat vor, es dir zu sagen, wenn wir von unserer Reise zurückkehren.« Cynthia schaute sie weiterhin ungläubig an. »Alles ist in die Wege geleitet, fürchte ich«, hatte Arlene noch bestimmter gesagt; es durfte kein Missverständnis geben. »Der Mietvertrag wurde vor einiger Zeit abgeschlossen. Ian hat bereits für die Wohnung gezahlt, und man rechnet damit, dass du demnächst einziehst.«

Sie hatte dafür gesorgt, dass der Groschen schließlich fiel. Das musste sie Cynthia lassen: es hatte keinen Streit gegeben, kein pathetisches Gehabe, keine Tränen. Cynthia hatte gar nichts gesagt. Doch sie hatte so ausgesehen, als habe man ihr gerade einen Dolchstoß ins Herz versetzt.

»Ich kann es dir durchaus nachfühlen, Cynthia.« Arlene bereute durchaus, so brutal geklungen zu haben, obwohl es nötig gewesen war.

»Ian tut nur, was für dich am besten ist, wirklich. Er hat sich in der letzten Zeit so große Sorgen um dich gemacht.« Sie hatte ihre Schwiegermutter auf die Wange geküsst und zur Handtasche gegriffen.

»Aber er wird dir das alles selbst sagen, wenn wir nach Hause kommen. Ich dachte nur, du willst vielleicht planen, was du mitnehmen willst.« Und jetzt war es dazu gekommen, dachte Arlene, als sie ihren Mann sanft in den Armen wiegte. Wie absolut furchtbar.

»Schh, Schätzchen, na, na.«

Ians Schluchzen ließ allmählich nach, obwohl er sich noch immer an die Hand seiner Mutter klammerte.

Arlene betrachtete Cynthia, die makellos auf ihrem Totenbett lag. Nein, damit hatte sie bestimmt nicht gerechnet, dachte sie. Andererseits sah Cynthia im Tod so gefasst aus, nicht wahr? So heiter und friedlich. Vielleicht war es schließlich und endlich am besten so. Cynthia wäre in einem Pflegeheim wirklich nicht glücklich geworden.

Alan Bond und sein Team kehrten heim und wurden von der gesamten Nation als Helden gefeiert. Ganz Australien war vom Cup-Fieber angesteckt, am meisten jedoch die Bürger von Perth. Die Herausforderung war hier auf ihrem eigenen Gebiet ausgesprochen worden, und der berühmte Pokal selbst, ein großer Silberkelch, sollte im Royal Perth Yacht Club ausgestellt werden. Wochenlang wurde gefeiert. Ian und Arlene Pemberton, die für gewöhnlich an solchen Anlässen teilnahmen, fielen durch Abwesenheit auf. Ian betrauerte noch immer den Tod seiner Mutter, was Spud höchst ungesund fand. Mein Gott, dachte er, sie hatten damals alle Mitgefühl gezeigt – alle wussten, wie sehr Pembo seine Mutter vergötterte. Sie hatten an der Beerdigung teilgenommen, hatten kondoliert und waren so vorsichtig gewesen, nicht zu erwähnen, dass die arme Frau Selbstmord begangen hatte. Aber das war vor mehr als einem Monat gewesen! Und Pembo war noch immer auf der Abwärtsspirale! Der Mann vernachlässigte sein Geschäft, es war eine Schande.

»Um Himmels willen, Kumpel, rei dich zusammen!«, hatte Spud gedrängt. »Du hast ein Leben zu führen, ein Unternehmen zu leiten!« Doch seine gutgemeinte Schimpftirade hatte Pembo nicht beeindruckt. Ian Pemberton verharrte in einer tiefen Depression. Es war nicht nur Trauer; er quälte sich mit Gewissensbissen. Ian gab sich die Schuld am Tod seiner Mutter.

»Du hast es ihr gesagt?« Er war verblüfft gewesen, als Arlene die Wahrheit eingestanden hatte. »Du hast ihr vom Pflegeheim erzählt? Warum, verdammt, hast du das getan?«

Wie konnte er es wagen, eine solche Sprache zu führen, hatte sie gedacht. Doch als sie die Wut in seinen Augen sah, hatte sie auf Einwände verzichtet. »Ich habe es dir zuliebe getan«, hatte sie beleidigt gesagt. »Ich wollte dir den Druck nehmen. Ich wusste, dass du Angst davor hattest, es ihr zu sagen.«

Arlene hielt es für notwendig, die Wahrheit zuzugeben. Ian hatte sich mit der Frage nach dem Grund gequält, warum seine Mutter eine Überdosis zu sich genommen hatte. War es womöglich ein Versehen gewesen? Er wusste, dass sie gelegentlich Schlaftabletten nahm – vielleicht hatte sie

zu viel Champagner getrunken, wie es ihre Gepflogenheit war, und hatte dann die doppelte Menge Nembutal eingenommen, weil sie vergessen hatte, dass sie ihre Dosis schon geschluckt hatte ... Arlene wollte Cynthias Medikamentengebrauch nicht untersuchen lassen und hatte den reichhaltigen Vorrat aus dem Medizinschrank entfernt. Sie hatte ihrem Mann den offensichtlichen und sehr einfachen Grund für den Selbstmord seiner Mutter genannt. Sie hatte sogar zugegeben, sehr bestimmt gegenüber Cynthia aufgetreten zu sein – auch das nur ihm zuliebe. Sie habe ihm jedes mögliche Streitgespräch nach ihrer Rückkehr ersparen wollen.

»Wie konntest du das tun, Arlene? Wie konntest du das nur tun, verdammte Scheiße?«

Wieder diese Sprache, die sie empörte, aber sie hatte sich ihren Abscheu nicht anmerken lassen. Stattdessen hatte sie angefangen zu weinen.

»Tut mir leid, Schätzchen. Verzeih mir. Ich habe nur an dich gedacht.«

Ihre Tränen hatten sich gelohnt, und die erste ernsthafte Auseinandersetzung in dreizehn Ehejahren war erfolgreich abgewendet worden. Doch in den folgenden Tagen und Wochen war Ian in eine tiefe Depression abgeglitten.

Arlene traf keine Schuld, dachte er. Das Problem lag bei ihm, in seiner verdammten Schwäche. Er hätte dem Pflegeheim nie zustimmen dürfen, er hätte standhaft bleiben sollen. Dann wäre seine Mutter noch am Leben. Er hatte einfach kein Rückgrat, sagte er sich.

Das festliche Mittagessen dauerte lange, Spud und Cora verabschiedeten sich um fünf Uhr.

»Ich bin beim Lunch die einzige Philippina gewesen, die verheiratet ist«, sagte sie.

»Natürlich.« Spud lehnte sich zum Beifahrersitz hinüber und küsste sie auf die Wange. »Du bist verheiratet, weil du etwas sehr Besonderes bist.«

Cora strahlte glücklich. Sie fühlte sich in seiner Liebe geborgen. Dabei hatte er ihr eigentlich nie gesagt, dass er sie liebte, aber er zeigte es in jeder Hinsicht.

Sie lehnte sich zurück, und begann, über das Mittagessen und die Gäste zu plaudern.

Spud lächelte. Er hörte nicht richtig zu, doch ihre Stimme gefiel ihm. Alles an Cora gefiel ihm.

»Diese Juliet ist sehr nett, ich hätte sie gern als Freundin. Aber sie wird nicht lange hier sein«, stellte Cora nüchtern fest, obwohl sie es hörbar bedauerte. »Len wird sie wieder zurück auf die Philippinen schicken. Das ist traurig.«

Sie warf Spud einen kurzen Blick zu, aber sie erhielt keine Antwort. Er hörte nicht zu. Cora machte es nichts aus. Spud würde sie nie nach Hause schicken, dachte sie und schaute zufrieden aus dem Wagenfenster. Sie waren ganze acht Jahre zusammen, und inzwischen waren sie verheiratet. Spud war ein ausgezeichnete Ehemann. Cora fühlte sich verpflichtet, ihrerseits eine ausgezeichnete Ehefrau zu sein. Sie machte einem anderen Mann nie schöne Augen oder flirtete, so wie sie es bei manchen Frauen sah. Ein solches Verhalten war unloyal. Sie würde dem Mann, den sie liebte, niemals untreu.

In Coras Augen liefen Dankbarkeit und Liebe auf dasselbe hinaus, und ihr war nie in den Sinn gekommen, nach dem Unterschied zu fragen. Das verschlafene Nest Perth war weit entfernt von den brodelnden Gassen von Manila, in denen sie nie in den Genuss gekommen war, so viel essen zu können, wie sie wollte, und genug Geld zu haben, um sich alles zu kaufen. Anfangs war es ihr schwergefallen, sich ihrem neuen Leben anzupassen, so sehr sie auch darin geschwelgt hatte. Sie hatte die Mahlzeiten verschlungen, es aber nicht fertiggebracht, das Geld auszugeben, das er ihr gab. Sie konnte es noch immer nicht. Entzückt nahm sie die Geschenke an, mit denen er sie überhäufte, aber ein Großteil des Bargelds ging nach Manila. Ihr kleiner Bruder besuchte jetzt die Universität – das erste Familienmitglied, das jemals eine akademische Ausbildung genoss –, und ihre Mutter bekam jedes Jahr neue Schuhe. So viele Paare, wie sie wollte, und stets aus italienischem Leder.

Cora war Spud über alle Maßen dankbar. Sie hielt ihre Dankbarkeit für Liebe, und diese Empfindung war sehr wahrscheinlich richtig. Coras Dankbarkeit, und somit ihre Liebe, spiegelte sich in einer Treue, die an Hingabe grenzte. Sollte Spud je bedroht werden, würde sie ihr Leben für ihn opfern.

Sie fuhren jetzt durch die Victoria Avenue, vorbei an den neuen Villen,

die rasch die baufälligen alten Häuser am Fluss ersetzten. Bald wären sie zu Hause. Sie fragte sich, welche Anweisungen sie Natalia für das Abendessen geben sollte. Doch sie fragte Spud nicht, was er am liebsten hätte; sie sah ihm an, dass er noch immer nachdachte.

Das stimmte. Beim Mittagessen hatte er der Labor Party eine Spende von zweihunderttausend Dollar zugesagt und dabei angedeutet, es sei die erste von vielen. Brian Burke und er hatten eine Übereinkunft getroffen. Spud musste handeln, und zwar schnell – eine ganze neue Welt tat sich auf. Doch er wollte Ian Pemberton an seiner Seite wissen. Ian hatte einen brillanten Geschäftssinn.

Ich gebe dir noch vierzehn Tage, dich am Riemen zu reißen, Pembo, dachte er. Wenn du bis dahin nicht wieder an Deck bist, kannst du mich mal. Dann suche ich mir einen anderen verfluchten Partner.

Spud wusste, dass ihm das nicht gelingen würde. Sie waren Freunde auf Gedeih und Verderb, auch wenn Pembo ihn oft aufregte. Und seine Kumpel gab man nicht auf.

Wie Cora glaubte auch Spud fest an Treue. Er machte sich Sorgen um Pembo. Wie um alles in der Welt sollte er ihn wieder ins Boot holen?

Am Ende sollte es Arlene sein, die Ian Pemberton wieder auf Kurs brachte, was verwunderlich war, weil sie im Gegensatz zu Spud ihren Mann tatsächlich aufgegeben hatte.

Arlene war frustriert ohne Ende. Sie wollte unbedingt ins Haus am Peppermint Grove umziehen, doch als sie etwa zwei Wochen nach der Beerdigung den behutsamen Vorstoß machte, sie sollten den Umzug vielleicht allmählich in Erwägung ziehen, hätte er ihr fast den Kopf abgerissen. »Was für eine geschmacklose Scheiße«, hatte er gesagt. *Geschmacklos! Sie!*

Das war inzwischen fünf Wochen her, und sie hatte alles allein gemacht, ohne Ians Hilfe. Sie hatte Cynthias persönliche Sachen durchforstet, hatte die Möbel aussortiert und alle verkauft, die sie nicht behalten wollte. Das Haus stand bereit und wartete auf sie, doch als sie darauf hinwies, hatte er sie nur wütend angefunkelt. Er war neuerdings so launisch und griesgrämig, dass es ihr allmählich auf die Nerven ging. Sogar die Zwillinge waren Luft für ihn. Was ihm ganz und gar nicht ähnlich sah, musste sie zugeben. Ian war immer ein guter Vater gewesen,

interessiert und fürsorglich. Er liebte seine Kinder. Doch Gordy und Fleur waren praktisch unsichtbar geworden. In letzter Zeit musste sie die Kinder zum Tennisunterricht, zum Rugbytraining, zum Ballett und zum Gesangsunterricht fahren. Sie hatte die Nase voll.

Arlene hatte eine Entscheidung getroffen. Dringende Angelegenheiten standen an, als Erstes Gordys Ohren. Er war jetzt zwölf, und sie hatte immer geplant, seine Ohren richten zu lassen, wenn er zwölf war, bevor er zur High School kam. Sie hatte beschlossen, die Operation auf den Beginn der Schulferien zu legen, doch da der Schönheitschirurg zunächst eine Konsultation benötigte, vereinbarte sie einen Termin für die folgende Woche. Dann brachte sie Gordy ganz vorsichtig die Neuigkeit bei.

»Alle Männer in deiner Familie haben abstehende Ohren, Schätzchen, das ist genetisch bedingt. Abstehende Ohren sind natürlich nicht schlimm, aber aus ästhetischen Gesichtspunkten wäre es zu deinem Vorteil, wenn du sie richten ließest.«

Ihr Sohn starrte sie verdutzt an. Offenbar hatte er es nicht begriffen.

»Warum?«, fragte er auf seine pampige Art.

»Na ja, du willst doch nicht, dass man dich Micky Maus nennt, oder, Schätzchen?«, sagte sie vernünftig. Du meine Güte, erkannte der Junge nicht, dass sie nur sein Bestes wollte?

»Niemand sagt Mickymaus zu mir.« Gordy schaute seine Mutter an, als käme sie von einem anderen Stern.

»Aber in der Highschool vielleicht. Jugendliche können sehr grausam sein.«

»Ich will meine Ohren nicht richten lassen. Sie sind okay so, wie sie sind.«

»In deinem späteren Leben nicht mehr, Gordy«, sagte sie streng. Herrgott, hätte Cynthia doch nur Ians Ohren richten lassen. »Du wirst mir noch dankbar dafür sein, glaube mir.«

Gordy gab keine weitere Antwort, sondern marschierte nach nebenan ins Bad. Durch die offene Tür konnte sie sehen, wie er sich im Spiegel betrachtete. Na also, dachte sie, die Botschaft ist angekommen.

Aber das war nicht der Fall. Gordy stürmte ins Büro seines Vaters. Ian saß wie schon den ganzen Tag stumpfsinnig an seinem Schreibtisch, unglücklich und in Selbstmitleid versunken, als sein Sohn hereinplatzte.

»Ich will meine Ohren nicht richten lassen«, verkündete Gordy.

»Wie bitte?«

»Mir ist egal, ob es genetisch bedingt ist.« Gordy schaute auf die Ohren seines Vaters. Sie standen etwas ab – ihm war es bisher noch nie aufgefallen. Warum auch? Sein Dad war einfach nur sein Dad. Und Grandpa Gordon *hatte* echt große Ohren gehabt.

»Dir macht es nichts aus, wenn *was* genetisch bedingt ist?«, fragte Ian verstört.

»Deine Ohren stehen ab, und die von Grandpa standen auch ab. Was ist daran so verkehrt?«

»Worum geht es eigentlich, Gordy?«

»Mum hat mich bei einem Schönheitschirurgen angemeldet. Ich habe nächste Woche einen Termin.«

»Ach ja?« Ian wurde aus seiner Erstarrung gerissen.

»Bis jetzt hat noch niemand Mickymaus zu mir gesagt. Niemand. Nie.«

»Schön.« Der Junge war in Abwehrhaltung, dachte Ian, was ging da vor?

»Wer hat das behauptet?«

»Mum. Wenigstens rechnet sie damit, dass es passiert. Aber das sollen die auch nur einmal versuchen!« Gordy, der Augapfel seines Großvaters, stand trotzig da. »Ich will meine Ohren nicht richten lassen, Dad. Und ich werde es auch nicht.«

Das war der Abend, an dem Ian und Arlene tatsächlich ihre erste ernsthafte Auseinandersetzung hatten.

»Wie konntest du den armen Jungen Mickymaus nennen!« Ian war empört gewesen. »Du hättest sein Selbstvertrauen für den Rest seines Lebens zerstören können. Gott sei Dank hat er Mumm.«

»Ach du lieber Himmel, ich habe nicht Mickymaus zu ihm gesagt. Ich habe nur die Grausamkeit von anderen vorweggenommen. Du weißt doch, wie Schulkinder sind.«

»Damit soll er auf dem Schulhof selbst fertigwerden. So ein Zeug braucht er nicht von seiner eigenen Scheißmutter!«

Arlene hatte ihre übliche weibliche List angewandt und war in Tränen ausgebrochen, da man sie so gründlich missverstanden hatte. Sie habe es doch nur dem Jungen zuliebe getan, sagte sie.

»Nein, Arlene, du tust es für dich. Weiß der Himmel, warum.«

Das war zu viel. Wie konnte er es wagen!



»Ich habe nichts als Gordys zukünftiges Glück im Sinn«, erklärte sie hochnäsiger.

»Er ist doch glücklich, wie er ist, siehst du das denn nicht? Ihm *gefällt*, wie er aussieht. Lass ihn in Ruhe.«

Arlene, der langsam klar wurde, dass ihr Mann doch kein Wachs in ihren Händen war, was an sich schon eine Offenbarung bedeutete, gestand ihre Niederlage ein und rauschte beleidigt aus dem Zimmer.

Die wahre Erkenntnis aber kam Ian. Er hatte seine Familie so weit vernachlässigt, dass das Wohlbefinden seines Sohnes bedroht war.

Darüber hinaus merkte er zum ersten Mal in seiner Ehe, dass seine Frau einen Hang zur Manipulation hatte.

Arlene hatte, ohne es zu wissen, ihren Mann erfolgreich wieder auf die Spur gebracht.

Am nächsten Tag trat Ian wieder in Farrell Towers an. Doch er ging nicht in die Büros der Excalibur Holding im dritten Stock, sondern direkt in Spuds Hauptbürotrakt im neunten.

»Tut mir leid, ich habe dich im Stich gelassen«, sagte er. »Ich bin jetzt bereit, wieder zu arbeiten.«

»Willkommen im Land der Lebenden, Kumpel.« Spud kam um seinen Schreibtisch herum und schüttelte Ian die Hand. Dann ging er ihm voraus an die Bar. Er war zutiefst erleichtert. »Was hat die Veränderung bewirkt?«, fragte er, als sie sich in die bequemen Sessel an den großen Fenstern mit dem Rundblick über die Stadt und den Fluss setzten.

»Ich hatte Krach mit Arlene.«

»Tatsächlich?« Das ist ja etwas ganz Neues, dachte Spud, Pembo muckte bei seiner Frau nie auf. »Worüber denn?«

Ian wollte Gordys Ohren nicht erwähnen, das wäre dem Jungen gegenüber nicht fair. »Sie will ins Haus am Peppermint Grove ziehen, aber ich nicht.«

Natürlich wollte sie dort einziehen, dachte Spud, wahrscheinlich gierte sie schon seit Jahren nach dem Haus. Er wäre nicht einmal überrascht gewesen, wenn sie der armen Cynthia die Pillen eigenhändig verabreicht hätte. Spud konnte Arlene nicht ausstehen. Die kalte Schulter, die sie Cora jahrelang gezeigt hatte, war unverzeihlich gewesen. Doch die Frau war seiner Meinung nach mehr als nur ein rassistischer Snob. Sie war gefährlich. Pembo verschloss davor natürlich die Augen. Er sah nicht,

dass seine Frau eine echte Giftschlange war.

»Jedenfalls hat es mich wachgerüttelt«, sagte Ian. Dann wechselte er das Thema; er wollte wirklich nicht über Arlene sprechen. »Was ist denn nun los? Du sagtest am Telefon, dass wir wichtige Dinge zu bereden hätten.«  
»Das kann man wohl sagen, Kumpel. Große Zeiten stehen bevor. So gut hatten wir es noch nie.« Er erzählte Ian von der Parteispende, die er vorgenommen hatte. »Nur die erste von vielen, Pembo, und glaube mir, es wird sich für uns auszahlen. Burke hat seine Absichten von Anfang an klargestellt.«

Die Labor Party war im Februar in Westaustralien an die Macht gekommen und hatte die Liberalen nach neun Jahren Herrschaft verdrängt, und der neue Premier, der frühere Fernsehjournalist Brian Burke, stellte sich in der Tat auf die Seite des harten Kerns der Unternehmer in Perth.

»Du hättest ihn beim Mittagessen vorige Woche hören sollen«, sagte Spud. »Ich glaube, er hat seine Rede für die Presse geübt.«

Spud nahm eine Zigarre aus dem Humidor auf dem kleinen Tisch und knipste das Ende vorsichtig in den großen Keramikaschenbecher.

»Natürlich ist er ein absoluter Schwachkopf und gibt eine Menge Scheiß von sich, das ist seine Sache, aber mir soll das egal sein«, sagte er und zündete sich die Zigarre an. »Nach dem Mittagessen, als wir zusammenstanden, bot ich die Spende an, und wir unterhielten uns ein wenig.« Er zog fest an der Zigarre und sah den aufsteigenden Rauchwolken nach. »Wie schon gesagt, Pembo, wir haben es geschafft.« Spud hatte seit Jahren Geld in die Kassen der Regierungen fließen lassen, doch er hatte in der Vergangenheit nie derart unverfroren offene Versprechungen erhalten. Brian Burkes *Elite der Tüchtigen* war ganz nach seinem Geschmack.

In der nächsten halben Stunde besprach er mit Ian die verschiedenen Vergünstigungen, die sich einfordern ließen, und die Vorteile, die sie als Gegenleistung für ihre großzügige Parteispende verlangen könnten.

»Es gibt noch einen anderen Aspekt«, sagte Ian am Ende nachdenklich.

»Was ist mit dem Institut? Das ist ein offener Kanal für Fördermittel, schon seit einigen Jahren. Und wir sind im Aufsichtsrat.«

Die Farrell AG und Excalibur Holdings waren die ersten Sponsoren gewesen, die in den Gründungstagen des McAllister Research Institute

Spenden angeboten hatten. Spud und Ian waren natürlich darauf bedacht gewesen, Mike zu helfen, doch ihre öffentlichen Zuwendungen ließen sich ausgezeichnet von der Steuer absetzen, und ihr Engagement war für ihr öffentliches Ansehen so günstig, dass sie sogar ehrenamtliche Geschäftsführer geworden waren.

»Was genau schwebt dir vor?«, fragte Spud und sah Ian durchtrieben an. Herrgott, war das gut, dachte er, dass Pembo wieder da war.

Der erste Hinweis auf Brian Burkes korruptes System wurde von keiner Geringeren als der Journalistin Sally Jordan aufgedeckt.

1985 war Sally Jordan zur leitenden Reporterin beim Fernsehsender ABC für die Sendung *Statewide Live* aufgestiegen, was nicht weiter überraschend war. Sie war Ende dreißig und seit über zehn Jahren bei der Sendung. Sie produzierte ihre eigenen Beiträge und hatte im Wesentlichen freie Hand bei der Wahl ihrer Themen, obwohl sie sich natürlich mit ihrem Vorgesetzten absprach.

Bei einer solchen Besprechung mit Patrick, dem verantwortlichen Produzenten, legte sie ihm eine größere Geschichte vor, die sie für diese Woche geplant hatte. Dabei war sie ein wenig verschlossen. Sie hatte ihre Zweifel gegenüber Patrick. Brian Burke war inzwischen seit über zwei Jahren an der Regierung, und doch schien Patrick zögerlich, einem kritischen Beitrag über die Regierung zuzustimmen. Sie traute ihm kein unredliches Motiv zu, doch er hatte in der Vergangenheit eng mit Burke zusammengearbeitet, und jeder noch so kleine Hinweis auf Kungelei, auf die seine Zurückhaltung zu deuten schien, fand Sallys Missbilligung.

»Ich werde über die Protestversammlungen der Nursery Growers Association berichten«, sagte sie. »Sie laufen Sturm gegen die Übernahme durch WA Flower Power Limited.«

Die Firma, die sich schlauerweise Flower Power nannte, hatte in dem einen Jahr ihres Bestehens den wichtigen Exportmarkt für den Anbau und den Verkauf sowohl wilder als auch gezüchteter Blumen aufgekauft. Die Nursery Growers, die erst anderthalb Jahre zuvor einem Regierungsbeamten eine Reise nach Übersee finanziert hatten, um rentable Märkte für ihre Produkte zu suchen, freuten sich natürlich nicht gerade über die Übernahme durch Flower Power.

»Gut«, sagte Patrick. Der Aufruhr war ihm bekannt, und es klang wie

eine gute Lokalstory, obwohl ihn wunderte, dass Sally sich für Wildblumen interessierte. Das tat sie auch nicht, aber sie hatte im Gegensatz zu ihm ordentlich recherchiert.

Der Beamte, ein Mann namens Dan Scully vom Landwirtschaftsministerium, war von seiner Reise zurückgekehrt, die gemeinsam von der Regierung und Nursery Growers finanziert worden war, und sofort aus dem öffentlichen Dienst ausgeschieden. Innerhalb von sechs Monaten hatte er seine eigene Privatfirma gegründet, einen Gärtnereigroßbetrieb, den er WA Flower Power Limited nannte, und hatte praktisch jeden in Aussicht stehenden größeren Vertrag mit Übersee an Land gezogen.

Sally filmte die öffentlichen Protestversammlungen und brachte den Kameramann dazu, die wütenden Gesichter und die Plakate nah heranzuholen, auf denen es hieß *Gebt uns unser Geld zurück* und *Die Regierung zahlt, um uns aus dem Markt zu drängen*.

Sie besuchte Flower Power und versuchte mit ihrer bewährten Taktik, einen Fuß in die Tür zu bekommen, hatte aber wenig Erfolg bei ihren direkten Fragen. Dan Scullys wiederholte Antwort »kein Kommentar«, hinter seinem fest verschlossenen Fliegengitter hervorgebracht, sprach jedoch Bände.

Wie immer schrieb sie ihren Kommentar aus dem Off passend zum Bildmaterial, doch diesmal gab sie es nicht Ryan, ihrem stellvertretenden Produzenten, um es in den Teleprompter zu übertragen. Der junge Ryan war ehrgeizig und ein kleiner Schleimer. Sie fürchtete, in seiner Eile, sich beliebt zu machen, würde er vielleicht gleich zu Patrick laufen.

»Alles Anschauungsmaterial«, sagte sie. »Ich lese nur aus meinen Notizen vor.«

Der Beitrag war schonungslos, eine unmissverständliche Anklage. In ihrem abschließenden Kommentar fasste Sally die Lage so zusammen, wie sie es für richtig hielt.

»Dan Scully sollte dafür zur Rechenschaft gezogen werden, dass er das Vertrauen, das während seiner Beschäftigung im öffentlichen Dienst in ihn gesetzt wurde, missbraucht hat. Und die Regierung sollte sich der Frage stellen, wie und warum ein solcher Missbrauch von Fördergeldern, sowohl öffentlicher wie auch privater, überhaupt passieren konnte.« Zufrieden mit ihrer Arbeit verließ Sally an dem Abend das Studio. Sie

war sich bewusst, dass Ryan sie schief ansah, und dass sie sich am nächsten Tag wahrscheinlich eine Standpauke von Patrick einhandeln würde, warum sie ihn vor dieser Enthüllung nicht gewarnt hatte. Aber wie auch immer, es war ein verdammt guter Beitrag gewesen.

»Was zum Teufel hast du dir bloß dabei gedacht?« Sie handelte sich viel mehr als nur Schelte von Patrick ein.

»Der Premier hat den Geschäftsführer der ABC gestern Abend zu Hause angerufen. Burke ist wütend, er will, dass du rausfliegst.«

»Das wäre doch blöd, oder?«, sagte Sally kühn. »Das wäre doch nur Öl ins Feuer.«

Sie war bestürzt über eine solche Reflexreaktion, doch die Erwähnung ihrer Entlassung beunruhigte sie nicht weiter. Man konnte sie unmöglich rauswerfen – sie müssten doch wissen, dass sie nicht kommentarlos gehen würde. Mein Gott, dachte sie, sie würde mit Macht an die Öffentlichkeit treten, wenn sie es wagten, ihr den Laufpass zu geben. Ihnen waren die Hände gebunden, sie konnten nichts unternehmen. Wie sich herausstellte, konnten sie sehr wohl.

Ein paar Abende später wurde Sallys Beitrag über bedrohte, unter Denkmalschutz stehende Häuser ausgestrahlt. Wieder war es Material, das vor Ort gedreht worden war, mit ihrem Kommentar aus dem Studio unterlegt. Diesmal hatte sie ihre Notizen Ryan gegeben, damit er sie wie gewöhnlich in den Teleprompter eingab.

»Diese prächtigen alten Gebäude stehen als Denkmal für die Vergangenheit da«, las sie vor, »und sind von gierigen Stadtplanern bedroht, die sich keinen Deut um die Geschichte unserer Stadt scheren ...«

Zunächst bemerkte sie die Veränderungen im Bildmaterial nicht, sie konzentrierte sich zu sehr auf den Teleprompter. Dann warf sie aus dem Augenwinkel zufällig einen Blick auf den Monitor. Das war nicht das Gebäude, von dem sie sprach, dachte sie entsetzt. Es war nicht einmal ein Gebäude, das sie gefilmt hatte. Sie las weiter und schaute regelmäßig auf den Monitor. Der größte Teil des Anschauungsmaterials war verändert.

Am Ende des Beitrags, als das Licht der Studiokamera anging, war sie vollkommen verwirrt. Sobald sie nicht mehr auf Sendung waren, knöpfte

sie sich Ryan vor.

»Was läuft denn hier für eine Scheiße ab?«, verlangte sie zu wissen.

»Was ist mit meinem Material passiert?«

»Was meinst du?« Offensichtlich war er über ihren streitlustigen Tonfall gekränkt. »Das war das Band, das aus der Montage heraufkam. Ich bin natürlich davon ausgegangen, dass du es dir angesehen hattest.«

Das hatte Sally auch. Sie hatte das Filmmaterial durchlaufen lassen und sich entsprechende Notizen gemacht. Doch irgendjemand hatte das Band vertauscht.

Die ABC erhielt eine Reihe Beschwerden, und am nächsten Morgen verlangte Patrick von ihr, dass sie sich am Abend während der Sendung entschuldigen sollte. Er war wütend.

»Wir können uns keine nachlässige Arbeit und schlecht recherchiertes Material leisten, Sally. Ist dir nicht klar, welchen Schaden das dem Ansehen von ABC zufügen könnte?«

»Aber das Band ist vertauscht worden«, sagte sie. »Die Hälfte der Aufnahmen waren nicht meine. Manche dieser Gebäude habe ich überhaupt nicht gefilmt.«

Er schaute sie ungläubig an, und Sally wusste selbst, dass es ziemlich weit hergeholt klang. Doch sie fuhr leidenschaftlich fort.

»Komm schon, Patrick, du kennst mich doch. So einen Bockmist baue ich nicht. Das habe ich noch *nie*. Und wenn ich jemals einen Fehler mache, dann werde ich verdammt nochmal auch dafür geradestehen.«

»Wie zum Henker konnte so etwas nur passieren?«

»Frag mich nicht, aber es war ein Sabotageakt. Jemand hat es darauf abgesehen, mich in Misskredit zu bringen.«

»Und damit schaden sie der ABC. Tut mir leid, Sal, aber du musst dich live persönlich entschuldigen. Der Geschäftsführer hat bereits darauf bestanden, und ich fürchte, ich werde zustimmen müssen.«

Am Abend war Sally übel, als sie in die Kamera schaute.

»Bei meiner Geschichte gestern Abend über die Bedrohung unserer historischen Gebäude waren ein paar Fakten nicht so, wie sie hätten sein sollen, fürchte ich.« Die Worte blieben ihr im Hals stecken. »Ich übernehme die volle Verantwortung für die Irrtümer, und ich bitte vielmals um Entschuldigung für die Fehler in meiner Recherche.«

Sally Jordans Glaubwürdigkeit war gründlich untergraben worden. Am

Montag, fest entschlossen, der Sache auf den Grund zu gehen, schaute sie bei Greg vorbei, dem Cutter.

Ja, sagte Greg, er habe tatsächlich ein paar Veränderungen vorgenommen. Ryan habe das Originalmaterial mit Archivaufnahmen ergänzen wollen. Er habe sich zu dem Zeitpunkt nichts dabei gedacht, sagte er.

»Wie ich hörte, hat es ziemlichen Wirbel gegeben. Hat Ryan es vermässelt?«, fragte er milde.

»Ja«, entgegnete Sally, »und er hat wahrscheinlich auch meine Karriere versaut.«

Sie stürmte davon, um sich Ryan vorzuknöpfen, doch er war nirgendwo aufzutreiben. Daher berichtete sie Patrick, was sie herausgefunden hatte, der sogleich den Geschäftsführer in Kenntnis setzte.

Am nächsten Tag wurde Ryan aufgefordert, in Sallys Gegenwart zu seinem Vorgehen Stellung zu nehmen. Er habe den Beitrag für zeitlich zu kurz gehalten und deshalb ein paar Archivaufnahmen hinzugefügt, sagte er dem Geschäftsführer. Es tue ihm sehr leid, wenn er es falsch gemacht habe, doch er sei davon ausgegangen, dass Sally den letzten Schnitt gesehen und freigegeben habe.

»Du wusstest verdammt gut, dass ich es nicht gemacht hatte, du kleiner Mistkerl«, sagte sie. Bei allem Zorn war sie verwirrt. Welches Spiel trieb er, verdammt? Warum war er darauf aus, sie in Misskredit zu bringen? War er hinter ihrem Job her?

Gegen den jungen Ryan Bromley wurde nicht vorgegangen, was Sally merkwürdig fand. Ryan hatte einen Fehler gemacht, darüber war man sich einig, er hätte mit seinem vorgesetzten Produzenten Rücksprache nehmen müssen, aber er hatte eine Lektion gelernt, es würde nicht wieder vorkommen. Um des lieben Friedens willen wurde jedoch beschlossen, dass er einem anderen Produzenten zugeordnet wurde. Einen Monat später kündigte Ryan Bromley. Er verließ die ABC und nahm eine Stelle als Pressesprecher des Premiers an.

Kurz darauf war Sally plötzlich arbeitslos. Man entließ sie nicht. Ihr Vertrag war ausgelaufen, und anders als in der Vergangenheit, verlängerte die ABC ihn nicht automatisch. Man bedaure, dass sie gehe, sagte der Geschäftsführer, sie sei eine der besten Journalistinnen gewesen, die sie je hatten.

Der taktvolle schlüssige Grund, den man ihr lieferte, war die traurige demographische Realität, dass die Zuschauer von heute jüngere Reporter bevorzugten. Zumindest jüngere Reporterinnen. Sally hatte nichts in der Hand, womit sie die Tatsache bestreiten konnte. Schließlich war sie vierzig.

Aber sie kannte die Wahrheit. Sie hatte keinen Zweifel daran, dass sie den Preis für ihre Enthüllung zahlte, und sie konnte nichts dagegen tun. Die Geschichte über WA Flower Power war verpufft, die Presse hatte das Thema nicht weiterverfolgt, es war Schnee von gestern. Wenn sie versuchte, an die Öffentlichkeit zu gehen und gegen ihre Entlassung zu klagen, stimmte sie damit nur in das Gejammer aller alternden Reporterinnen ein, die plötzlich durch Nachrückerinnen mit frischem Gesicht und knapp über zwanzig ersetzt wurden.

Sally Jordan wurde klar, dass sie mit einem Eisberg kollidiert war. WA Flower Power war nur die Spitze gewesen.



Im Sommer 1985 kehrte Jools nach Perth zurück, ihr erster Besuch seit über sechs Jahren. Sie »komme Weihnachten nach Hause«, kündigte sie an, was Mike ein wenig eigenartig fand. Seine Schwester und ihr Mann, ein Schriftsteller, hatten sich seit Jahren in Irland niedergelassen, und er war davon ausgegangen, dass sie Dublin als ihre Heimat angenommen hätte.

»Es wird wieder so sein wie früher, Mike«, sprudelte es am Telefon begeistert aus ihr heraus. Henry komme nicht mit, was auch ganz gut sei, sagte sie, denn zwischen ihnen gehe es zur Zeit hoch her.

Vermutlich war das die Erklärung dafür, warum sie sich in Dublin nicht zu Hause fühlte.

Jools war neununddreißig, kinderlos, und ihre zweite Ehe ging in die Brüche. Dasselbe wie bei der ersten, sagte sie, na und? Sie weigerte sich, nachzugeben. Sie war unverbesserlich wild und stolz darauf.

Neuerdings hatte Jools etwas Angestregtes an sich. Sie trank zu viel und war eine starke Raucherin, doch irgendwie gelang es ihr, lustig zu sein, wenn sie einen auch, wie Mike feststellte, wie eh und je wütend machte.

»Mein Gott, was für ein Greuel«, sagte sie, als sie mit ihrem Bruder in der Victoria Avenue stand und den Hochhausblock betrachtete, der dort stand, wo einst das Haus der Familie gewesen war. »Warum um alles in der Welt hat Dad das getan?«

»Er hat das Ding nicht gerade eigenhändig gebaut, Jools«, sagte Mike kurz angebunden. Er fand den Vorwurf kränkend.

»Du weißt, wie ich es meine. Warum hat er denn nur verkauft?«

Unbeeindruckt von dem Vorwurf klagte Jools dennoch an.

Typisch für sie, dachte Mike. Sie schenkte den Umständen keinerlei Beachtung und war trotzdem total rechthaberisch. Doch er nahm sich vor, sich nicht ärgern zu lassen. Jools war einfach nur Jools, und es war schön, sie wiederzusehen.

»Er hat verkauft, weil der Kerl nebenan es auch gemacht hat.« Geduldig wiederholte er genau die Worte, die er ihr vor Jahren am Telefon gesagt hatte, als sie ihr Entsetzen über den Plan ihrer Eltern zum Ausdruck gebracht hatte, das alte Claremont-Haus zu verkaufen. »Daddy konnte

den Gedanken nicht ertragen, neben einem Scheißhochhaus zu wohnen, was ja durchaus verständlich ist.«

»Ja«, sagte sie, denn nun erinnerte sie sich vage. Sie betrachtete die Apartments mit noch mehr Abscheu. »Also haben die Stadtplaner am Ende praktisch den ganzen Block bekommen, vom Kai bis zu der Stelle, an der die alten Bäder waren. Kriminell.« Dann wandte sie sich in ihrer typischen, launenhaften Art mit strahlendem Lächeln zu ihm um. »Aber ich bin froh, dass Mum und Dad da, wo sie leben, glücklich sind.«

»Los«, sagte er, »Zeit, dass wir gehen. Jo und Allie warten bestimmt schon.«

Mike hatte seine Schwester allein vom Flughafen abgeholt. Die Geschwister hatten sich seit über sechs Jahren nicht gesehen, und sie hatte gedacht, dass sie gern ein bisschen Zeit für sich hätten.

»Nein, nein, warte, Mike, Moment noch.« Jools sah ihn flehentlich an.

»Nur ein Spaziergang bis ans Ende des Stegs, ja? Bitte!«

Gutmütig willigte er ein, und sie gingen zusammen bis ans Ende der alten Claremont-Pier.

Jools zog ihre Sandalen aus, spürte die von der Sonne erwärmten, verwitterten Planken unter den bloßen Füßen, und störte sich nicht an Holzsplittern oder Vogelkot. Sie schaute über die Bucht nach Point Walter, wohin sie mit ihrem kleinen Boot immer gefahren war, und sie spähte zu den Pfählen des Stegs hinunter, an denen sie mit Mike die Muscheln gesammelt hatte, die sie in dem alten Waschkessel gekocht hatten.

»Komm, wir schwimmen ein Stück«, sagte sie. »Ich kann mein Badezeug aus dem Wagen holen. Es ist ganz oben in meinem Koffer, das geht ganz schnell.« Sie hatte das dringende Bedürfnis, so wie damals ins Wasser zu springen.

»Ich habe meins nicht dabei.«

»Dann lass deine Unterhose an – das hast du schon mal gemacht.«

»Jetzt nicht, Jools, Mum und Dad warten auf uns.«

Sie hatten sich bereits verspätet, dachte er, da sie auf ihr Drängen hin zu diesem Ausflug in die Vergangenheit angehalten hatten. Doch Mike hatte Verständnis für das nostalgische Verlangen seiner Schwester. Er verstand es wie kein anderer.

»Wir kommen wieder hierher, versprochen«, sagte er. »Noch bevor du

abreist, nur wie beide, und wir werden vom Anleger springen wie früher.«

»Prima«, sagte sie, »das würde mir gefallen.« Sie hakte sich kameradschaftlich bei ihm unter, als sie zum Wagen zurückgingen. Jools konnte ihre Dankbarkeit für die Vergangenheit, die sie mit Mike teilte, mit Worten nicht ausdrücken. Die Erinnerungen an ihre Kindheit am Fluss waren in den letzten Jahren wertvoller denn je geworden. Als sie die große Kiefer erreichten, die am Ende der Jetty Road stand, schaute sie in die Äste hinauf. Neuerdings dachte sie viel an die Vergangenheit. Warum auch nicht? Die Gegenwart bot ja nicht gerade viel.

»Mein Gott, wir waren glückliche kleine Kröten, nicht wahr?«, sagte sie. Die Untertreibung des Jahres, dachte sie. »Und wir wussten es nicht – wir haben alles als selbstverständlich hingenommen.«

»Das tun Kinder immer.«

Sie tauschten ein Lächeln.

Jools war überrascht, als sie vor Mikes bescheidenem, einstöckigen Haus in Nedlands mit dem kleinen Garten und einem Blick auf ein Stückchen Fluss von der hinteren Ecke der Veranda anhielten.

»Ein weltberühmter Wissenschaftler sollte doch etwas Schickeres haben«, sagte sie. Wie üblich hielt sie mit ihrer Meinung nicht hinterm Berg. »Wo ist der Luxus? Zwei Etagen mindestens, Panoramablick über den Fluss, ein großes Motorboot an einem Anleger – so etwas habe ich erwartet.«

Mike lachte, sie war unverbesserlich. »Wir brauchen den ganzen Firlefanz nicht, und am Institut gibt es jede Menge Boote und Ausblicke«, sagte er. »Du hast es nie gesehen, stimmt's?«

Jools schüttelte beschämt den Kopf. In der Anfangszeit des Instituts war sie mehrfach in Perth gewesen, als sie noch in einem alten Wellblechschuppen in Woodman Point gearbeitet hatten. Zumindest hatte Mike ihr davon erzählt. »Früher war es eine Lagerhalle vom Abwasserverband, als ein Großteil des Abwassers durch ein Rohr in den Cockburn Sound hinaus geleitet wurde«, hatte er gesagt, was Jools nicht besonders begeistert hatte. Im Übrigen waren ihre Aufenthalte nur flüchtig gewesen, nur über Weihnachten, daher hatte sie sich nicht verpflichtet gefühlt, ihm dort einen Besuch abzustatten. Jetzt plagten sie

Gewissensbisse.

»Irgendwie bin ich nie dort hingekommen«, sagte sie kleinlaut.

Doch Mike schien das überhaupt nicht zu stören. »Es hat ein paar Veränderungen gegeben – du wirst beeindruckt sein.«

Die Haustür ging auf, und Jo kam heraus, Allie an ihrer Seite.

»Jools, wie schön, dich zu sehen.« Die beiden Frauen umarmten sich liebevoll.

»Mein Gott, du wirst überhaupt nicht älter«, sagte Jools, »es ist verdammt gemein. Und sieh dich nur an, Allie.« Sie trat bewundernd zurück. »Du wirst Model, das sehe ich. Ach, du bist es wahrscheinlich schon. Wie alt bist du jetzt? Siebzehn?«

»Achtzehn.«

»Achtzehn, und du siehst toll aus.« Sie drückte ihre Nichte fest an sich.

»Ich wette, du erinnerst dich nicht mehr an mich.«

»Doch.« Allie hatte Jools erst ein Mal gesehen. Sie war neun Jahre alt gewesen, und sie waren aus Pilbara gekommen, um Weihnachten im Kreis der Familie im Haus ihrer Großeltern zu feiern. Ihre Tante hatte einen sehr lebhaften Eindruck bei ihr hinterlassen, wie Jools es damals beabsichtigt hatte. Jools war offensichtlich darauf bedacht, die versponnene Tante zu geben, aber sie schien nett zu sein.

»Und, bist du Model? Du solltest es sein.«

»Nein, ich bin Studentin.«

»Allie ist gerade in ihrem ersten Jahr an der Universität«, prahlte Mike. Er hatte Jools mehrfach erzählt, dass Allie zur Uni ging, doch sie hatte ihm wohl nicht zugehört, wie nicht anders zu erwarten war. »Sie wird Meeresbiologin.«

»Oh, da habe ich wohl was falsch verstanden, oder?« Jools zuckte mit den Schultern. Im Stillen hielt sie das Mädchen für verrückt. Warum zum Henker schlug sie aus ihrem guten Aussehen kein Kapital?

Sie zwängten sich in den Wagen. Jo bestand darauf, dass Jools vorn saß, damit sie besser sehen konnte, und Mike fuhr mit ihnen über die alte Küstenstraße.

Knapp zehn Kilometer südlich von Fremantle zeigte Mike auf die Abzweigung zum Institut.

»Wir sind gleich da unten«, sagte er, »an der Südseite von Woodman Point. Die Lage ist ideal. Wir haben das nördlichste Industriegelände

gepachtet, damit wir Zugang zu sauberem Wasser aus der Tiefe haben, das wir in die Labors und Aquarien pumpen können. Ich werde dich morgen bei Mum und Dad abholen und dir eine Privatführung zukommen lassen, wenn du willst.«

»Prima.«

Sie kamen durch die Kleinstadt Rockingham, knapp fünfunddreißig Kilometer südlich von Fremantle, und als sie von der Hauptverbindungsstraße abbogen, wurde die Gegend neu für Jools. Auf all ihren Ausflügen in den Süden während ihrer Kindheit hatten ihre Eltern nie die Abkürzung nach Shoalwater Bay genommen, soweit sie sich erinnerte. Jetzt wohnten sie dort. Ungewöhnlich, dachte sie. Irgendwie konnte sie sich die beiden nirgendwo anders als im alten Haus in Claremont vorstellen. Dann bogen sie um die Ecke in den Arcadia Drive.

Arcadia Drive, Shoalwater Bay, war so malerisch, wie es klang. Die Straße folgte dem weiten Schwung der Bucht, die spektakulär war: der Sand verblüffend weiß, zwei winzige Inseln im lebhaften Aquamarinblau des Indischen Ozeans, knapp einen halben Kilometer vor der Küste.

»Oh, wie schön«, hauchte Jools. »Kein Wunder, dass sie hier glücklich sind.«

Mike nickte. »Sie fahren neuerdings kaum noch in die Stadt. Und wenn, dann sagt Mum, um die Ecke zu biegen und nach Hause zu kommen, sei ihre Rettung.«

Das Haus war ein komfortabler Bungalow mit Blick auf die Sandhügel, die zum Strand hinunterführten. Sobald Mike in die Einfahrt bog, tauchten Maggie und Jim auf.

Das Wiedersehen war so dramatisch, wie Mike es vorausgesehen hatte, auf jeden Fall bei Jools. Sie weinte hemmungslos, als sie ihre Mutter, dann ihren Vater umarmte, dann beide immer wieder. Maggie lachte aus schierer Freude, und Mike stellte fest, dass sein Vater das Glitzern einer für ihn untypischen Träne im Auge hatte, die er rasch wegblinzelte in der Hoffnung, dass es niemandem aufgefallen war. Allerdings wurde sein Vater in letzter Zeit ein wenig unsicher auf den Beinen.

Jim McAllister führte seine nachlassende körperliche Kraft auf alte Sportverletzungen zurück. »Das ist der Preis, den du zahlst, wenn du älter wirst, Mike«, sagte er und versuchte es mit einem Schulterzucken

abzutun. Vor Jahren hatte er sich gezwungen gesehen, die *Alana* zu verkaufen. Segeln sei keine Sportart für einen Mann mit Rückenproblemen, hatte er eingestanden und die Yacht durch ein kleines Kajütboot ersetzt. »Wer hätte je gedacht, dass ich am Ende einen stinkenden Kahn fahren würde«, hatte er seinem Sohn gegenüber gescherzt. Doch vor kurzem hatte auch das Motorboot verschwinden müssen – er neigte plötzlich zu störender Seekrankheit, wofür er sein Magengeschwür verantwortlich machte. Jim erfreute sich neuerdings an seinem Garten, in dem Gemüse, Weinstöcke und Obstbäume gediehen, wie auch schon am alten Haus.

Mike hatte sich zunächst gefragt, ob der Ruhestand vielleicht nicht zu einem Mann wie Jim McAllister passte – der rapide Alterungsprozess hatte allem Anschein nach mit dem Umzug seiner Eltern nach Shoalwater Bay eingesetzt. Doch inzwischen war er zu der traurigen Überzeugung gelangt, dass er sich irrte. Sein Vater wurde einfach alt. Jools erwähnte es etwa eine Stunde später, als sie beide mit einem Bier in der Hand auf der hinteren Veranda saßen und ihrem Vater zusahen, wie er den Grill vorbereitete. Jo und Allie halfen Maggie in der Küche bei den Salaten, und Jools, von der man annahm, dass sie unter Jetlag litt, war weggeschickt worden. Für Mike war der Grill selbstverständlich tabu, denn das war nach wie vor Jim McAllisters heftig verteidigtes persönliches Terrain.

»Zeit, die Steaks zu wenden«, sagte Jim, als er aufstand und dabei versuchte, den Schmerz im Rücken zu überspielen. »Fleisch sollte während des Bratvorgangs nur einmal gewendet werden.«

Mike lächelte. Er hatte vergessen, wie oft er das von seinem Vater gehört hatte.

»Ist Dad nicht *alt* geworden«, raunte Jools ihm zu und zündete sich eine Zigarette an.

»Oh, sei nachsichtig mit ihm, er ist einundsiebzig.« Immer wieder schaffte sie es, seine Abwehr wachzurufen, dachte Mike. Woher kam das? Sie sprach doch nur seine eigenen Gedanken aus, aber es lag an der Art, wie sie es sagte.

»Ich weiß, aber Mum ist nicht älter geworden. Sie ist noch dieselbe, oder etwa nicht?«, sagte Jools gelassen und betrachtete ihren Vater. »Dad sieht so *alt* aus, findest du nicht?«

Als Mike eine Entgegnung unterdrückte, wurde Jools klar, dass sie ihn verärgert hatte. Sie hatte nur eine Feststellung getroffen und ihren Vater damit nicht kritisieren wollen. Andererseits war sie über ihre Heldenverehrung hinaus, oder? Mike nicht. Jim McAllister stand noch immer auf seinem Podest, fast ohne einen Kratzer. Na gut, dachte sie, Streit unter Geschwistern. Manche Dinge ändern sich nie.

Am nächsten Tag kam Mike wie versprochen wieder, um Jools zu einer Führung durch das Institut abzuholen. Als sie auf dem Parkplatz anhielten, der Jools riesig vorkam, stieg sie neugierig aus dem Wagen. »Du meine Güte!«, rief sie und betrachtete den Yachthafen. »Gehören die Boote alle dir?«

»Wo denkst du hin!« Mike lachte. »Das ist der Yacht Racing Club und die Vereinigte Seenotrettungsbasis, aber wir haben Zugang zu ihren Rampen und Hellingen, was ideal für uns ist. Der nächste Steg dort«, er zeigte darauf, »der mit nur sechs Liegeplätzen, das ist unser Mini-Yachthafen. Wir zahlen Miete an den Stadtrat von Cockburn und eine Anerkennungsgebühr an den Club, aber sie sind sehr großzügig. Wir benutzen sogar den Parkplatz des Clubs, also ist es eine rundum praktische Einrichtung.«

Jools starrte auf das große Boot, das in der nahe gelegenen Helling lag – es musste einem Millionär gehören. Sie wollte Mike fragen, doch er ging schon weiter.

»Komm mit«, sagte er. »Die Boote zeige ich dir später.«

Er führte sie zum Haupteingang des modernen Bürogebäudes zu ihrer Linken. Vom Parkplatz aus wirkte es einstöckig, doch darunter befand sich noch eine zweite Ebene, eingebaut in den Abhang, der hinunter ans Vorland führte.

Jools blieb an der Eingangstür stehen und las laut den darüber angebrachten Namen vor. »McAllister Research Institute.« Mit strahlendem Lächeln drehte sie sich zu ihm um. »Mann, ich wette, Dad ist stolz.«

»Ja, ich glaube schon.« Mike erwiderte ihr Lächeln. Er wusste nur zu gut, wie stolz sein Vater war. Jim McAllisters Lob war ungewöhnlich üppig ausgefallen.

»Was für eine Leistung, Mike«, hatte er gesagt. »Was für ein lohnender

Beweis für dein Leben und das Ziel, das du dir vor vielen Jahren gesetzt hast. Du hast deinen Erfolg verdient. Ich bin stolz auf dich.«

In der Vergangenheit hatte Jim seinen Sohn selten gelobt, denn er zog es vor, mit gutem Beispiel voranzugehen. Für Mike war diese Anerkennung von dem Mann, der ihn sein Leben lang inspiriert hatte, besonders wertvoll gewesen.

»Komm«, sagte er zu Jools und öffnete die Tür, »hier gibt es noch viel zu sehen.«

Er führte sie kurz durch die Büros, stellte sie hier und da jemandem vor, und dann traten sie hinaus auf den rückseitigen Balkon.

»Toll!«, rief Jools.

Das Institut lag in der Krümmung der Jervoise Bay und schaute über die weite Fläche des Cockburn Sound. Nach Norden zu bot sich ein ursprünglicher Anblick mit dem angrenzenden Yachthafen und Woodman Point. Doch weit im Süden des Sunds hatten die Fabriken, Betriebe und Schornsteine der Schwerindustrie die natürliche Landschaft praktisch unkenntlich gemacht.

»Ja, die Aussicht ist beeindruckend«, stimmte Mike ihr zu. So anders die Küste auch war, ihr zerklüfteter Zustand erinnerte ihn auf eigenartige Weise an Dampier. Hässlich und schön zugleich.

Sie setzten ihren Weg in das untere Stockwerk fort, der Mikes eigentliche Domäne war. Hier waren die Labors und Versuchsaquarien untergebracht. Auf ihrem Rundgang gab er ihr eine kurze Übersicht über einige Projekte vor Ort, in die sie zur Zeit mit einbezogen waren.

»Im Augenblick arbeiten wir mit Cockburn Cement zusammen.

Cockburn baggert den kalkhaltigen Sand aus dem Meeresboden im Sund, und das Seegras, das dabei zerstört wird, muss wiederhergestellt werden.« Er öffnete die Tür zu einem Aquarienraum. »Die Seegräser sind wichtig für die ökologische Intaktheit und Artenvielfalt im Sund und die verschiedenen Fischarten, die sie ernähren ...«

Jools versuchte, alles aufzunehmen, was er sagte, doch sie ließ sich auf dem Weg ein wenig ablenken. Die Größe des Gebäudes erfüllte sie mit Ehrfurcht. Die Außenansicht war so täuschend, dachte sie. Und die ganze ausgeklügelte Forschungsausrüstung – sie musste ein Vermögen gekostet haben!

»Und hier«, sagte Mike zehn Minuten später, als sie wieder ein Labor



betraten, »haben wir ein Projekt, das so etwas wie eine bunte Mischung ist.« Er stellte sie einem von vielen Computerfachleuten vor und erklärte ihr das Programm, an dem er gerade arbeitete. »Wir versuchen anhand von Computermodellen nachzuweisen, dass das Phosphat und die Schwermetalle, die von den Superphosphatwerken der CSBP weiter im Süden ins Meer eingeleitet werden, gleichmäßig im größten Teil des Cockburn Sound verteilt wird. Doch damit dienen wir nicht nur der CSBP, sondern auch der Regierung.«

Diese Szenarienplanung war typisch für das McAllister Institute, und Mike war stolz darauf. Mit dem Dienst an Industrie und Regierung schuf er ein allgemeines Bewusstsein und Verantwortungsgefühl für die Umwelt.

»Die Bioakkumulation von Schwermetallen in der Miesmuschel war jahrelang ein Streitpunkt mit dem Fischereiministerium – die Muscheln sind ein bedeutender Wirtschaftszweig. Die Einleitungen von CSBP war ihre größte Sorge, doch auf unseren Rat hin wurden Verbesserungen vorgenommen, und wir sind bereit, es unter Beweis zu stellen.« Er lächelte und schloss seine Ausführungen ab. »Wie du also siehst, dienen wir in der Tat zwei Herren.«

»Woher kommt das ganze Geld?«, fragte Jools, als sie ihm hinaus auf den Flur folgte.

Mike blieb abrupt stehen. »Regierung und Industrie natürlich.« Hatte sie überhaupt ein Wort von dem begriffen, was er gesagt hatte, fragte er sich – einfacher hatte er es nicht darstellen können. Andererseits sollte er ihr keinen Vorwurf machen. Er hatte sich schließlich nie besonders für *ihre* Arbeit interessiert. Warum sollte sie sich für seine interessieren? Aber Jools hatte die Frage anders gemeint. Sie wollte wissen, wie das Institut entstanden war. Wie war es ihrem Bruder gelungen, das alles zu schaffen, fragte sie sich, noch dazu in so relativ kurzer Zeit?

»Wie hast du das gemacht, Mike? Das Ganze ist außergewöhnlich. Wie um alles in der Welt hast du das nur gemacht?«

Er sah ihr die Bewunderung an, und er freute sich darüber. Sie musste die aktuellen Einzelheiten seiner Arbeit nicht kennen, dachte er, es reichte, dass sie seine Leistung anerkannte.

»Am Anfang war es hart«, gab er zu. »Wir hatten nur bescheidene Mittel von der Regierung und mussten uns auf viele Förderer verlassen. Die

Universität hat geholfen; und der Yacht Club natürlich mit seinem Yachthafen – sowohl der Kanzler als auch der Flottenadmiral gehören dem Aufsichtsrat an. Aber eigentlich waren es kommerzielle Fördermittel, die den Ball ins Rollen gebracht haben – Spud hat uns darauf gebracht.«

»Spud Farrell?«

»Ja«, sagte er grinsend, »genau der.«

»Aber er ist ein Gauner.« Sie lachte. »Das war er schon immer.« Sie bereute ihre Worte, sobald sie ihr über die Lippen kamen. Sie sah ihm an, dass er verärgert war.

»Perth war zwanzig Jahre nicht dein Zuhause, Jools«, sagte er kühl. »Du kennst diese Stadt nicht mehr, und du kennst ihre Menschen nicht.«

Mike war mehr als nur verärgert, er war wütend.

»Verzeih.« Jools verwünschte sich im Stillen für ihr loses Mundwerk. Sie hatte sich bei ihrem Kommentar nichts gedacht, er war ihr nur so rausgerutscht.

»Spud war überaus großzügig. Er war unser erster größerer Sponsor. Er sitzt als ehrenamtliches Mitglied im Aufsichtsrat! Er hat sich unermüdlich für das Institut eingesetzt!« Mike redete sich in Rage, er konnte gar nicht wieder aufhören. »Wie kannst du es wagen, dich mit deinem Halbwissen und deinen unkorrekten moralischen Beurteilungen einzumischen. Was gibt dir das Recht ...«

»Es tut mir leid, ehrlich!« Mein Gott, er rastete gleich aus, dachte sie.

»Es war nur eine flapsige Bemerkung. Es tut mir wirklich total leid.« Sie war echt zerknirscht, und Mike blieb nichts anderes übrig, als ihre Entschuldigung zu akzeptieren, obwohl es ihm schwerfiel.

»Jetzt zeige ich dir die Boote«, sagte er abrupt und ging mit großen Schritten den Flur entlang auf die Treppe zu. Jools war gezwungen, hinter ihm her zu laufen. Seine Schwester sollte sich ihre flapsigen Bemerkungen für die oberflächliche Welt der Unterhaltungsindustrie aufheben, wo sie und solche Äußerungen hingehörten, dachte er.

Mikes Wut verflüchtigte sich jedoch bald. Sobald sie draußen waren und er der kleinlauten Jools voran zu den Hellingen ging, wurde ihm klar, dass er überreagiert hatte. Er hätte nicht zulassen dürfen, dass sie ihm derart auf die Nerven ging, sagte er sich. Er fragte sich, wieso das eigentlich hatte passieren können. Sie hatte ihn nicht kränken wollen, sie

war einfach nur gedankenlos gewesen.

»Das ist der Stolz unserer Flotte«, sagte er, als sie vor den Hellingen standen und das große, fünfzig Meter lange Schiff, das Jools schon vorher bewundert hatte, vor ihnen aufragte. »Schade, dass ich es dir nicht von innen zeigen kann, aber es wird gerade überholt, wie jedes Jahr.«

»Das ist kein Boot, das ist ein Schiff.« Jools versuchte, ihre spaßige Art hervorzukehren, doch es gelang ihr nicht ganz. Sie hatte große Schuldgefühle.

»Ja, das stimmt. Es ist mit dem neuesten Radar ausgestattet, mit Echolot, GPS, einem Labor, allem Drum und Dran. Wir haben einen fest angestellten Skipper, eine zehnköpfige Crew, und es hat Unterbringungsmöglichkeiten für zusätzliche zehn Gäste.«

Jools kam nicht umhin, sich die Frage zu stellen, woher das Geld für ein solches Schiff kam – Spud und seine Geschäftsfreunde? Doch sie wagte nicht zu fragen, und während Mike weiterredete, ließ die Anspannung zwischen ihnen nach, bis sie sich schließlich ganz verflüchtigte.

»Wir sind hier in der Gegend richtige Friedensstifter«, erklärte er. »Die Regierung von Westaustralien vermietet uns an Indonesien und Papua-Neuguinea, und wir können sogar bei einer Seenotrettung helfen, falls nötig.«

»*Carina*.« Sie las den Namen des Schiffes am Rumpf laut vor.

»Eins der hellsten Sternbilder auf der südlichen Erdhalbkugel«, sagte Mike. »Ziemlich passend, wie ich meine.«

»Ist das ein Hubschrauberlandeplatz?«, fragte sie.

»Ja. Wir haben keinen eigenen Helikopter, aber der Landeplatz ist für Notfälle gedacht.«

»Toll!« Sie war tief beeindruckt. »Das ist ja wie bei Jacques Cousteau, oder?«

»Ja, ein bisschen schon, nur dass wir keine Filme drehen.«

Sie gingen hinunter an den Steg, Mike zeigte ihr die verschiedenen Boote des Instituts an ihren Liegeplätzen – die Dingis und das größere Anhängerschiff, ein Savage-Motorboot und eine Quintrex-Motoryacht –, und schließlich zog er sie an den Liegeplatz, an dem sein ganzer Stolz vertäut war.

»Das ist mein Lieblingsboot, ist es nicht eine Schönheit? Komm an Bord, ich fahre ein bisschen mit dir rum.« Inzwischen hatte er das

dringende Bedürfnis, seinen Ausbruch wiedergutzumachen.

»Ziemlich schick. Welche Bauart ist es?« Jools streifte ihre Sandalen ab und kletterte an Bord.

»Es ist eine 6,80-Meter Kevlar Cat, angetrieben von zwei 180 PS Mercury Außenbordmotoren, und sie geht ab wie der Wind.« Er kam auch an Bord und ließ die Motoren an, die er in den Leerlauf schaltete.

»Hey, rate mal, wie ich das Boot getauft habe?«

»Doch sicher nicht *Alana*?«

»Doch. *Alana II*.« Er grinste. »Damit lag ich genau richtig. Dad glaubt, sie sei nach Grandma und dem alten Boot getauft, Allie glaubt, sie sei nach ihr benannt.«

Jools lachte, erleichtert, dass sich zwischen ihnen anscheinend alles normalisiert hatte.

»Wir verwenden sie für Forschungsarbeiten weiter draußen vor der Küste«, sagte er. »Wir haben sie mit dem Bootsanhänger hinauf nach Broome und hinunter nach Albany gebracht – sie ist im ganzen Bundesstaat unterwegs. Möchtest du die Bugleine losmachen?«

Jools ging nach vorn und löste das Tau, das an einem Poller auf dem Steg befestigt war. »Sag los«, rief sie ihm zu.

»Leinen los«, rief er zurück.

Sie warf das Tau auf den Steg. Dann, als sie wieder zurück in den Steuerstand kam, legte Mike den Rückwärtsgang ein.

»Du übernimmst Backbord«, sagte er. Gleichzeitig lösten sie die Leinen an Backbord und Steuerbord, während Mike vorsichtig rückwärts aus dem Liegeplatz steuerte.

Jools fielen die Tage an Bord der *Alana* ein, als sie ein flinker Vorschiffsmatrose für ihren Vater gewesen war.

Langsam fuhren sie aus dem Yachthafen, doch sobald sie auf dem offenen Meer waren, erhöhte Mike die Geschwindigkeit. »Wir fahren einfach rüber nach Freo und wieder zurück«, sagte er. Dann drehte er die Maschine voll auf.

»Was habe ich dir gesagt?«, rief er ihr über den Lärm hinweg zu, während sie über die Wasseroberfläche glitten. »Sie geht ab wie der Wind.«

Nachdem er stolz die Kraft des Bootes vorgeführt hatte, drosselte er den Motor wieder, und als sie an der Küste entlang nach Fremantle fuhren,

deutete er auf die Landmarken. Einige erkannte Jools wieder, andere waren ihr neu.

Die Haare wehten ihr ins Gesicht, und der Salzgeruch des Meeres stieg ihr in die Nase. Jools war begeistert. Sie war mit ihrem Bruder auf einem Boot, wie in alten Zeiten, und als sie über das Meer auf die schwachen Umrisse von Rottnest Island blickte, hatte sie das Gefühl, wirklich zu Hause angekommen zu sein. Doch nur zu bald war es vorüber, und sie tuckerten leise wieder in den Yachthafen. Schade, dachte sie. Den ganzen Tag hätte sie auf dem Meer bleiben können.

Ein paar Tage später versammelte sich die Familie McAllister noch einmal in Shoalwater Bay, diesmal zum weihnachtlichen Mittagessen. Jools hatte Maggie bei der mühseligen Vorbereitung des Gemüses geholfen, dankbar, dass ihre Eltern die Tradition des Weihnachtsbratens beibehalten hatten. Jools wollte alles wieder so haben, wie es früher war. Sie tranken Champagner und packten ihre Geschenke aus. Allie forderte das Privileg ein, sie wie immer auszuteilen, und Jools willigte gutmütig ein, nachdem ihr eingefallen war, dass es früher ihre Aufgabe gewesen war.

Dann setzten sie sich gemeinsam an den Tisch, an dem Jim den Truthahn tranchierte und Mike den Wein entkorkte.

»Sieh mal, Jools.« Er hielt die Flasche hoch.

»O mein Gott«, kreischte sie, »Roter Sekt! Den habe ich seit Jahren nicht mehr getrunken!«

Maggie lächelte; sie und die anderen auch nicht. »Mike hat ihn speziell für dich gekauft. Ich wusste gar nicht, dass er noch hergestellt wird.«

»Das rote Zeug, das hüpfte.« Jools strahlte, als sie ihm ihr Glas hinhielt. Sie zogen an ihren Weihnachtsknallbonbons, setzten ihre albernsten Papphüte auf und genossen den Truthahn. Jetzt ging Jools zu Shiraz über. Sie trank viel zu viel, doch wen störte das? Sie hatte das Gefühl, noch nie so glücklich gewesen zu sein.

Kurz nach dem Mittagessen gingen Mike und Allie hinüber an den Strand, um zu schwimmen, doch Jools kam nicht mit. Sie schwankte stattdessen ins Gästezimmer.

Jo half Maggie beim Abwasch, und sie sprachen über Jools.

»Sie ist eigentlich sehr unglücklich«, sagte Maggie. »Sie hält sich selbst

für eine Niete, nachdem die zweite Ehe den Bach runtergeht, aber ich glaube, sie gibt zu schnell auf. Sie ist so stolz auf Henry und sein Werk – er ist ein sehr erfolgreicher Bühnenautor –, und sie haben so vieles gemeinsam. Meiner Ansicht nach ist es eine Ehe, um die sich zu kämpfen lohnt.«

Jo hatte Mitleid mit Jools, und sie war froh, dass Mike sie für ein paar Tage zu ihnen nach Nedlands eingeladen hatte, damit Jools ihre alte Heimatstadt erforschen konnte.

»Bist du sicher, dass es dir nichts ausmacht, wenn Jools bei uns ist?«, fragte Mike, als sie zurück nach Perth fuhren. »Sie kann ein bisschen anstrengend werden, besonders, wenn sie zu tief ins Glas geschaut hat, und sie kann jederzeit bei Mum und Dad bleiben, verstehst du.«

»Natürlich bin ich sicher, ich freue mich auf ihre Gesellschaft.« Mikes ambivalente Haltung gegenüber seiner Schwester machte Jo neugierig. Einerseits war er so kritisch, dann wieder fürsorglich. Der rote Sekt ... Mike und Jools waren ein seltsames Paar, dachte sie. Jo beneidete sie eher um ihre Unterschiedlichkeit. Wie gern hätte sie einen Bruder oder eine Schwester gehabt.

»Was hast du dir denn für heute vorgestellt?«, wollte Jo von Jools wissen, als sie in der folgenden Woche in der Küche zusammen Kaffee tranken.

»Ich dachte, ich fahre mit dem Bus nach Freo. Mike hat mich von Shoalwater Bay aus hingefahren, und ich kann nicht fassen, wie sich der Ort verändert hat.«

»Ich habe eine bessere Idee. Wollen wir morgen nicht nach Fremantle fahren? Wir können auf die Samstagsmärkte gehen.«

Jools nickte erfreut. »Klasse«, sagte sie.

»Und ich muss heute Nachmittag kurz in die Stadt, willst du mitkommen?«

»Klar.«

»Die Sache hat nur einen Haken.«

»Und?«

»Du musst mit meiner Mutter Kaffee trinken.«

»O nein, da will ich nicht stören.«

»Du störst nicht, glaube mir«, sagte Jo ironisch.

Der Kommentar klang bissig, und Jools zog eine Augenbraue hoch.  
»Mum kommt jeden Freitag von Mount Lawley zu ihrem Großeinkauf her, den ich hasse wie die Pest«, erklärte Jo. »Einkaufen mit Hillary ist ein absoluter Alptraum. Aber ich fühle mich verpflichtet, sie auf einen Kaffee zu treffen, und manchmal ist selbst das ein schwerer Kampf. Ich könnte ein wenig Unterstützung gebrauchen. Abgemacht?«  
Jools hatte Jo noch nie von ihrer Mutter sprechen hören, und der spitze Ton war so untypisch für sie. Wie interessant, dachte sie.  
»Abgemacht«, sagte sie.

Jools sah sich Hillary genau an und suchte nach den verräterischen Anzeichen für Facelifting. Für gewöhnlich fielen sie ihr auf; sie hatte mit zahlreichen alternden Schauspielerinnen gearbeitet, die Kerben und Falten gehabt hatten. Doch sie konnte keine eindeutigen Spuren entdecken. Jos Mutter wirkte nach ihrer äußeren Erscheinung nicht älter als fünfzig – wie war das möglich? Sie rechnete kurz nach. Jo war im vergangenen Jahr vierzig geworden ... sie war zwei Jahre jünger als Mike ... das hieß, Hillary musste in den Sechzigern sein ... es sei denn, sie hätte in lächerlich jungen Jahren ein Kind bekommen, und selbst dann ...

»Verzeihung, meine Liebe«, sagte Hillary angespannt, »aber habe ich Schmutz an meiner Nase oder Salat in den Zähnen? Sag es mir bitte.«  
Sie fand die Art und Weise, wie Johannas Schwägerin sie anstarrte, erschreckend unhöflich.

»Nein. Nein.« Jools war entsetzt, sie hatte nicht gemerkt, dass sie offen gegafft hatte. »O Gott, es tut mir leid. Nur sind Sie so unglaublich schön und *jung*.«

»Oh.« Hillary lachte und warf die Haare zurück, die sie neuerdings kurz bis mittellang trug. Statt der grellen, blonden Frisur trug sie nun eine warme Honigfarbe und einen eher lässigen Stil, von dem sie wusste, dass er ihr gut stand. »Wie freundlich.«

Na, da hast du eine Freundin fürs Leben gewonnen, dachte Jo. Gute Arbeit, Jools.

»Das liegt alles in den Genen«, sagte Hillary und schenkte ihrer Tochter ein Lächeln. »Auch Johanna wird gut alt werden.«

»Ja«, stimmte Jools ihr zu, »dem kann ich nur beipflichten.«

Hillary kam am Ende zu dem Schluss, dass sie Johannas Schwägerin sehr gern mochte, obwohl eine Frau in ihrem Alter, vermutlich Ende dreißig, wirklich nicht so wild aussehen sollte.

»Wie geht's Basil?«, fragte Jo, um das Thema zu wechseln.

»So gut man es bei einem Mann in seinem Alter mit hohem Blutdruck erwarten kann«, antwortete ihre Mutter herablassend.

Hillary hatte schließlich den Mann geheiratet, der sie in den letzten fünf Jahren zutiefst geliebt hatte. Sie hatte Basil, einen Witwer, in einem Buchclub kennengelernt, dem sie beigetreten war, und sie hatten festgestellt, dass sie vieles gemeinsam hatten – sie hatten denselben Musikgeschmack und gingen beide gern ins Theater und ins Kino.

»Wie ich sehe, bist du verheiratet, Jools«, sagte Hillary gerade. Sie achtete immer auf den Ringfinger einer Frau.

»Ja.« Jools Antwort war knapp, sie wollte nicht über ihre Ehe sprechen.

»Zum zweiten Mal.«

»Oh, ich bin dir einen Schritt voraus, fürchte ich. Ich bin in meiner dritten.« Hillary stieß ihr mädchenhaftes Lachen aus und beugte sich dann verschwörerisch vor. »Und welcher war deine große Liebe?«

»Wie bitte?«, fragte Jools verwirrt.

»Welcher deiner Ehemänner war deine große Liebe? Der Erste oder der Zweite?«

»Na ja ...« Jools wusste nicht, was sie sagen sollte, sie fand die Frage höchst aufdringlich. »Ich habe sie beide geliebt.«

»Ah«, Hillary lächelte wissend, »im Leben einer Frau gibt es nur eine große Liebe.«

Da haben wir es, dachte Jo. Sie hatte auf das Unvermeidliche gewartet.

»Mein zweiter Ehemann war meine. Natürlich habe ich Johannas Vater zutiefst geliebt«, fügte Hillary hinzu, »aber ich war jung, ach, so jung ...«

Wie verlogen die Frau doch war, dachte Jools, während sie Hillarys Abschweifungen zuhörte. Und wie schrecklich von ihr, Jos Vater derart herunterzumachen, noch dazu in Gegenwart ihrer Tochter.

Doch Jo hatte den Kommentar nicht weiter beachtet. Sie war nur dankbar, dass ihre Mutter ein neues Publikum hatte und sie Hillarys romantischem Gequassel nicht zuhören musste, das sie allen und jedem zumutete, selbst ihrem eigenen Mann.



Es war unanständig, dachte Jo. Hillary hatte Darren in den vergangenen zehn Jahren nur ein Mal gesehen, und das auch nur, weil ihm zu Ohren gekommen war, dass sie geheiratet hatte. Er war aufgetaucht und verlangte die Rückgabe der Wohnung in der Victoria Street, und Hillary hätte sie ihm ohne Zweifel überschrieben – sie hatte seine Geschichte geglaubt, er mache »schwere Zeiten durch«. Doch zum Glück war Darren zu spät gekommen. Basil hatte die Wohnung verkauft und das Geld auf den Namen seiner Frau angelegt. Es sei »ihr eigener kleiner Notgroschen« hatte er gesagt, den niemand außer ihr anrühren sollte. Der gute alte Basil, hatte Jo gedacht. Er war nicht dumm.

Jo hatte schon längst aufgegeben, sich um ihre Mutter Sorgen zu machen. Sie erduldet die Tochterpflicht, einmal in der Woche in der Hay Street Mall gemeinsam Kaffee zu trinken, doch die einzigen Gefühle, die sie aufbringen konnte, galten dem Ehemann ihrer Mutter. Basil war ein feiner Mensch, der in Jos Augen eine viel bessere Frau als Hillary verdient hatte.

Nach Kaffee und Kuchen brachten Jo und Jools Hillary mit ihren Einkaufstaschen an ein Taxi und gingen dann ein paar Häuserblocks weiter, wo Jo ihren Wagen abgestellt hatte.

Als sie nach Nedlands aufbrachen, glaubte Jools, ein paar Bemerkungen über Hillary machen zu müssen, aber sie wusste nicht genau, was sie sagen sollte. Sie war so ganz anders als Johanna und ihre eigene Mutter. Bis auf ihre Schönheit hatten sie überhaupt nichts gemeinsam – die praktische, anspruchslose Tochter und die groteske Karikatur einer Mutter.

»Hillary ist sehr schön«, sagte sie, doch wie sich herausstellte, musste sie es nicht weiter ausführen.

»Hillary ist verblendet, sie lebt in ihrer eigenen Welt.« Jo lächelte aufmunternd. »Es ist wirklich nicht nötig, dazu etwas zu sagen, verstehst du.«

Am nächsten Tag erkundeten die beiden Fremantle und freuten sich, gemeinsam Märkte zu besuchen, über die High Street zu schlendern und sich kurz in eins der Cafés zu setzen. Sie bewunderten die großen Motorboote im Yachthafen und nahmen ihren Lunch auf dem nahegelegenen Fischmarkt zu sich, der mit den Restaurants, in denen

man draußen über dem Wasser sitzen konnte, sehr in Mode gekommen war.

»Wie erstaunlich«, sagte Jools, »die guten alten Fischmärkte von Freo, wer hätte das gedacht? Die Gegend hier war immer schäbig. Ganz Perth hat sich verändert. Der Ort fühlt sich von Grund auf anders an. Und das sind nicht nur die neuen Gebäude und die Modernisierung der alten Stadtteile, es liegt etwas in der Luft – das Tempo des Orts, die Menschen selbst.« Mike hatte recht, dachte sie. Perth war seit zwanzig Jahren nicht mehr ihr Zuhause. Bei ihren Weihnachtsbesuchen war sie mit dem Fortschritt der Stadt nicht in Berührung gekommen, sondern hatte lediglich Kindheitserinnerungen gepflegt. Sie kannte Perth nicht mehr. »Man kann nicht zurück, nicht wahr?«, sagte sie. »Es zu versuchen, ist albern.«

Die Bemerkung war verwirrend hintergründig, und Jo sah sie fragend an.

»Verzeih.« Jools lächelte, sie hatte nicht in Rätseln sprechen wollen.

»Ich habe nur gerade erkannt, wie vergeblich es war, was ich gemacht habe.«

»Was meinst du?«

»Ich habe mich an die Vergangenheit geklammert, um der Gegenwart auszuweichen. Das habe ich jetzt eingesehen. Höchste Zeit, dass ich vorankomme.«

Drei Tage später holte Mike sie bei den Eltern ab, um sie zum Flughafen zu bringen. Der Abschied war gedämpft.

»Pass auf dich auf, Dad«, flüsterte Jools, als sie zuerst ihren Vater, dann ihre Mutter umarmte. »Du auch, Mum.«

Maggie erwiderte die Umarmung ihrer Tochter und sagte mit aufrichtiger Herzlichkeit: »Grüß Henry von mir, ja?«

»Ja, mach ich.«

Auf der Fahrt zum Flughafen machte Jools einen nachdenklichen Eindruck, und Mike, der mit dem gewohnten, endlosen Geplauder gerechnet hatte, war überrascht und etwas besorgt. »Du bist so still«, sagte er. »Ist alles in Ordnung?«

»Ja, prima. Verzeih, ich war ganz woanders.« Sie hatte nicht unhöflich sein wollen, sie war ihrem Bruder dankbar. »Vielen Dank für alles, Mike. Das viele Herumfahren, und wie du dich um mich gekümmert

hast. Du warst wirklich toll.«

»Wozu hat man schließlich große Brüder?« Er grinste. »Hey!« Er schnippte mit den Fingern, als ihm plötzlich sein Versprechen einfiel.

»Ich habe die Arschbomben vom Anleger in Claremont vergessen.

Warum hast du mich nicht daran erinnert?«

»Ich habe es auch vergessen.« Sie lächelte. »Keine Bange, es war nur eine vorübergehende Laune.«

»Nächstes Mal, ja?«

»Ja, nächstes Mal.«

»Tut es dir leid, wegzufahren?«, fragte er. Wieder schaute sie nachdenklich aus dem Fenster.

»Nein, ich freue mich eher, nach Hause zu kommen«, sagte Jools. Sie hatte an Henry gedacht.

Mike antwortete nicht, doch für ihn war die Wendung »nach Hause« ein gutes Zeichen.

»Und jetzt, Mike, möchte ich, dass du etwas für mich tust«, sagte sie, als er ihren Koffer aus dem Kofferraum gehoben hatte.

»Und das wäre?«

»Ich möchte, dass du mir versprichst, Dad zu einem Arzt zu schicken.«

»Ach, komm schon, Jools, du kennst ihn doch. Man kann ihn nicht zu etwas bringen, das er selbst nicht will, und er will nicht zu einem Arzt – das hat er ziemlich deutlich zu verstehen gegeben.«

»Das hat Mum gesagt, aber es muss etwas ...«

»Hast du Mum beunruhigt?«, fragte er.

»Wie bitte?«

»Hast du ihr zugesetzt, dass sie Dad zu einem Arzt schicken soll?«

»Nein, ich habe ihr nicht *zugesetzt*!« Jools kränkte seine Anschuldigung.

»Ich habe nur zwei Mal gesagt, dass er nicht gut aussieht.«

Zwei Mal, dachte Mike, das hieß, sie hatte genörgelt. Sie konnte es einfach nicht lassen, oder? Er atmete tief durch und versuchte, den Zorn aus seiner Stimme zu halten.

»Hör zu, Jools, ich werde unter vier Augen mit Dad reden, versprochen.« Das wird nicht viel nützen, dachte er, sein Vater würde ihm nicht zuhören. »Aber *bitte, bitte*, setz Mum deswegen nicht zu, wenn du mit ihr telefonierst. Du wirst sie nur beunruhigen. Dad findet sich damit ab, dass er alt wird, und du musst es auch.«

Jools wusste, dass sie ihn wieder einmal aufgeregt hatte. Nun gut, dann musste das so sein, dachte sie.

»Er wird nicht alt, Mike«, sagte sie. »Er weiß es nicht, aber er ist krank. Ich sehe es an seinen Augen. Versprich mir, dass du mit ihm redest.«

»Das habe ich doch gerade gesagt, oder?«

»Stimmt.« Für einen Augenblick herrschte angespanntes Schweigen.

»Tja, vielen Dank noch einmal für alles.«

Sie umarmten sich flüchtig, und Jools rollte ihren Koffer durch die Türen des Terminals, ohne sich umzudrehen. Sie hatte ihren Teil gesagt, jetzt war es an Mike. Sie hatte eine Ehe in Ordnung zu bringen, und das würde nicht leicht werden.

Blöde Jools, dachte Mike, als er in den Wagen stieg.

Vier Monate später wurde bei Jim McAllister ein hoch invasives Krebsgeschwür festgestellt, das inzwischen nicht mehr zu operieren war. Einen Monat danach starb er. Doch Jools hatte sich in einer Hinsicht geirrt. Jim McAllister hatte gewusst, dass seine Tage gezählt waren, und hatte nicht den Wunsch gehabt, sein Leben zu verlängern.

»Ich brauche niemanden, der mir die Wahrheit sagt, Mike«, hatte er gesagt, als Mike sein Versprechen eingelöst und vorgeschlagen hatte, sein Vater solle einen Arzt aufsuchen. »Ich gehe, wenn meine Zeit gekommen ist, und das wird nicht mehr lange dauern. Deiner Mutter gegenüber ist es nicht fair, ich weiß – ihr zuliebe sollte ich versuchen, noch länger auszuharren, aber mir ist nicht danach.«

Mike hatte die Verstocktheit seines Vaters erschreckt, noch mehr jedoch Jims Weigerung, seine Frau über seinen Gesundheitszustand in Kenntnis zu setzen. »Sie würde wollen, dass ich mich für einen chirurgischen Eingriff entscheide, und mir behagt der Gedanke nicht, wie Fleisch auf einer Metzgertheke zerteilt zu werden. Danach ist man nie wieder derselbe. Mein Vater war es nicht.«

»Die Möglichkeiten haben sich in den letzten vierzig Jahren sehr verändert, Dad.«

»O ja, dessen bin ich mir durchaus bewusst. Aber es ist meine Entscheidung. Der Tod ist eine persönliche Sache. Du musst mir versprechen, deiner Mutter keinen Ton zu sagen.«

Mike hatte den Wunsch seines Vaters respektiert, und Jim McAllister

war bis zum Schluss unnachgiebig geblieben. Er hatte ganz normal weitergelebt und sich Maggie nie anvertraut, bis zu seinem letzten Zusammenbruch und der Einlieferung ins Krankenhaus. Mike hielt es für selbstsüchtig, dass sein Vater seine Frau über vierzig Jahre lang ausgeschlossen hatte. Sosehr er den Mann betrauerte, der sein Held gewesen war, so lange er denken konnte, hatte er sich gefragt, ob dieser Charakterzug vielleicht erblich war.

Sally Jordan knallte die letzte Ausgabe *Bulletin* auf ihren Schreibtisch und stieß ein triumphierendes Geheul aus.

»Das trifft sie da, wo es wehtut«, sagte sie laut zu sich.

Sally arbeitete inzwischen für den *West Australian*, und sie hatte über die Ermittlungen des Sonderausschusses in Bezug auf den Verkauf der Midland-Ziegelwerke durch die Regierung berichtet, war aber frustriert über die strenge Vorgabe ihres Redakteurs. »Nur die Fakten, Sal, berichte über die Erkenntnisse, mehr nicht. Du bist nicht dazu da, Schlüsse zu ziehen.«

Das sollte sie aber, verdammt, dachte sie, sie war eine Enthüllungsjournalistin, um Himmels willen, und das Ganze war so zwielichtig, wie man es sich nur denken konnte. Doch Sally konnte es sich nicht leisten, noch einen Job zu verlieren, und hatte sich daher an die Anweisungen gehalten. Zumindest vorläufig. Ihre Zeit war noch nicht gekommen.

»Hör dir das an, Spud. Hör dir das nur mal an.« Ian Pemberton platzte in Spuds Büro und wedelte mit einem Exemplar des neuesten *Bulletin*. Spud wurde klar, dass ihm nichts anderes übrigblieb, und lehnte sich bequem auf seinem Stuhl zurück.

»*Mehr als Ziegelsteine fliegen in einem erhitzten politischen Streit in Westaustralien, in den eine Reihe führender Persönlichkeiten verwickelt sind*«, las Ian vor und warf einen vielsagenden Blick auf Spud, der nur mit den Schultern zuckte. »*Was schlicht als Verkauf von Eigentum durch die WA Development Corporation hätte durchgehen können, hat sich in den vergangenen sechs Monaten zu einer stattlichen Bedrohung für die regierende Labor Partei Burkes und ihre Glaubwürdigkeit entwickelt und kann möglicherweise in einen größeren politischen Skandal ausarten.*«

»Na und?«, sagte Spud, als Ian die geöffnete Zeitschrift vor ihn auf den Schreibtisch fallen ließ.

»Was soll das heißen, ›na und‹? Hier geht es um den *Bulletin*, Spud! Und der *Bulletin* deutet an, dass dieses Fiasko mit den Ziegelwerken die Regierung zu Fall bringen könnte.«

»Schwachsinn. Brian weiß, was er tut, und er hat alles im Griff.« Spud hatte großes Vertrauen in Brian Burke, sie waren gute Freunde geworden. Der Kerl hatte Mumm, dachte er. Er bewunderte, wie Burke sich behauptete und alle in den Wind schoss. Gut für ihn! Doch Pembo wollte sich wie immer rückversichern.

»Komm schon, Kumpel, du kennst die Geschichte«, sagte Spud. »Das Grundstück wurde in gutem Glauben und zu einem guten Zweck verkauft. Der Staat braucht ein weiteres Ziegelwerk! Brian hält sich daran, und es wird ihnen nicht gelingen, etwas anderes zu beweisen. Jetzt hör auf, dir Sorgen zu machen, und lass mich weiterarbeiten.«

Brian Burke trotzte allen Anfechtungen. Er unternahm einen vernichtenden Angriff auf den Rechtsausschuss, brachte damit die beiden Häuser des Parlaments in direkten Konflikt und tat die Ermittlungen öffentlich als »Geldverschwendung« ab.

Nachdem der Verkauf des Grundstücks im November als rechtmäßig erklärt worden war, brach ein Sturm der Entrüstung aus. Am 3. Dezember beantragte die Opposition die Gründung eines neuen Untersuchungsausschusses, um Behauptungen über ungebührliches Verhalten der Regierung nachzugehen. Der Antrag wurde jedoch abgelehnt. Burke hatte gesiegt.

»Was hab ich dir gesagt?« Spud lachte.

Ian Pemberton atmete zutiefst erleichtert auf. Brian Burkes Labor-Regierung war ihr finanzielles Polster. Sie waren zu sehr mit Burke verstrickt und hingen viel zu sehr von seinen Gefälligkeiten ab, um zuzusehen, wie er stürzte.

»Wie geht's Allie? Freut sie sich auf ihr viertes Jahr?«, fragte Muzza. Er hielt den Pinsel über der Leinwand, warf einen kurzen Blick auf Mike und wandte sich dann wieder dem Gemälde zu.

Mike hatte schließlich und endlich eingewilligt, für das Porträt zu sitzen, mit dem Muzza ihm seit Jahren zusetzte.

Muzza fiel auf, dass Mike unruhig wurde, und Allie war immer ein todsicheres Thema, hatte er festgestellt. Sie stand kurz davor, im dritten Jahr hintereinander als Beste abzuschließen, und war ein nie versiegender Quell für den Stolz ihres Vaters. »Sie ist eine brillante Studentin«, prahlte Mike immer. »So engagiert! Unglaublich für ein so

junges Mädchen!« Dabei musste Muzza immer lächeln. »Fragt sich nur, von wem sie das hat«, sagte er dann.

Doch heute war Mikes Reaktion alles andere als begeistert.

»Sie schläft mit ihrem blöden Freund«, brummte er. »Wenigstens bin ich mir dessen ziemlich sicher. Jo spricht nicht darüber, und sie weigert sich, sie direkt zu fragen. Sie sagte, *falls* Allie eine Affäre hat, wird sie es uns mitteilen, wann sie es für richtig hält. Und natürlich kann ich das Kind nicht fragen – das ist Aufgabe der Mutter, mein Gott.«

»Eigentlich ist sie ja kein Kind mehr, oder? Ich bin mir sicher, Jo weiß, was zu tun ist«, sagte Muzza diplomatisch.

Allie war neunzehn, und seit sechs Monaten hatte sie einen festen Freund. Seiner Meinung nach war das alles eine völlig natürliche Entwicklung.

»Hat sie Olga etwas gesagt?« Dieser Gedanke war Mike plötzlich gekommen. Olga war Allies Vertraute geworden.

»Keine Ahnung, Kumpel.«

Die Lüge kam Muzza leicht über die Lippen. Alle Vertraulichkeiten, die er mit Olga austauschte, blieben strikt unter ihnen, und er hatte keinerlei Gewissensbisse, als er seinen Pinsel auf das Licht in den Augen konzentrierte, das mit einem Mal eine ganz neue Bedeutung bekommen hatte.

»Sie sollte nicht von ihrem Studium abgelenkt werden.« Mike runzelte die Stirn. »Im Übrigen«, fügte er mit einem Anflug von Gereiztheit hinzu, »mag ich den jungen Kerl nicht, mit dem sie zusammen ist.« Muzza konnte nicht anders, er brach in schallendes Gelächter aus. »Gibt es *überhaupt* einen jungen Mann, den du leiden könntest?«

Die Jagdleidenschaft seiner Jugend kehrte zurück und quälte Mike, dachte er. Ausgerechnet Mike dürfte doch wohl klar sein, was jedem jungen Mann zuerst in den Sinn kam, der einem Mädchen wie Allie gegenübertrat.

»Sei nachsichtig mit ihr, Mike«, sagte er vernünftig. »Sie hat sich die Jungs lange genug vom Leib gehalten, und sie hat einen festen Freund. Neunzehn muss in der heutigen Zeit so etwas wie ein Rekord sein.« Doch wenn es um seine Tochter ging, schien Mike seinen Sinn für Humor verloren zu haben.

»Ich glaube nicht, dass es zum Lachen ist, Muzza«, erwiderte er.



Muzza gab nach. Er legte den Pinsel nieder – Zeit, Feierabend zu machen, dachte er – und schnitt ein anderes Thema an, Pembos bevorstehende Party.

»Spud sagt, sie sei nur ein Vorwand für ein weiteres, ausgedehntes Besäufnis bei Pembertons im Peppermint Grove«, sagte er. »Ich selbst weiß es nicht, ich war noch nie da, aber ich schätze, Arlene ist eine großartige Gastgeberin.«

Doch Mike war nicht bereit, sich beschwichtigen zu lassen, und als er zehn Minuten später ging, war er noch immer angespannt. »Wir sehen uns am Samstag bei Pembo«, sagte er.

»Okay, bis Samstag.«

Muzza war nicht sonderlich beunruhigt, es würde vorübergehen, obwohl er vermutlich nicht hätte lachen sollen. Mikes Verhalten war das eines typischen Vaters: überbehütend und davon überzeugt, dass kein Mann gut genug für sein kleines Mädchen war. Doch wenn der Kerl nur wüsste, müsste er sich keine Sorgen machen. Muzza konnte es ihm allerdings nicht sagen. Dann würde er Vertrauliches ausplaudern.

»Ich bin nicht in Greg verliebt«, hatte Allie zu Olga gesagt, »und ich bin mir ziemlich sicher, dass er mich nicht liebt. Schön, er begehrt mich«, hatte sie zugegeben, »aber das ist ein kleiner Unterschied, oder?

Jedenfalls dachte ich, es sei an der Zeit, dass ich entjungfert werde. Ich war anscheinend die Einzige in meinem Studienjahr, die noch unberührt war.«

»Nimmst du die Pille?« Olga war wie immer zur Sache gekommen.

»O ja, natürlich.« Allie hoffte, sie habe nicht allzu klinisch geklungen, das war nicht ihre Absicht gewesen. »Versteh mich nicht falsch«, fügte sie hinzu, »Greg und ich haben wirklich etwas füreinander übrig. Wir sind im selben Semester und gehen beide gern zur Uni. Wir helfen uns bei unserer Arbeit, und wir wetteifern sogar, wer als Bester abschließt. Wir haben viel mehr gemeinsam als Sex. Es ist nur ... na ja ...« Sie zuckte mit den Schultern. »Einfach nicht der richtige Zeitpunkt, etwas Ernstes anzufangen, verstehst du?«

»Ja, und ich glaube, du bist sehr vernünftig. Hast du es deiner Mutter schon erzählt?«

»Nein, aber Mum weiß es. Mehr noch, sie weiß, dass ich weiß, dass sie es weiß.« Allie lachte; ihre rebellische Haltung gegenüber ihrer Mutter

gehörte der Vergangenheit an. »Wir haben so ein stilles Einvernehmen, Mum und ich. Sie weiß wahrscheinlich sogar, dass ich es dir erzähle. Tatsächlich habe ich das Gefühl, dass sie es gern so hätte.«

»Wozu dann die Ausflüchte?«

»Ich will es wegen Dad nicht ans Tageslicht bringen, und ich glaube, auch das weiß Mum. Sie hält ihn von mir fern und dient als Pufferzone, was wirklich toll ist.« Allie hielt nachdenklich inne. Es gefiel ihr, Olga ihr Herz auszuschütten. »Dad wäre beunruhigt, wenn er wüsste, dass ich eine Affäre habe – nicht nur in der ganz gewöhnlichen Art eines beschützenden Vaters –, er würde sich Sorgen machen, dass ich meine Karriere aus den Augen verlieren könnte.«

War das wirklich der Grund für ihr Schweigen, fragte sich Allie. Sie wusste es selbst nicht genau. Sie wollte nur nicht, dass sich zwischen ihrem Vater und ihr etwas veränderte.

»Du hast auch ein Leben«, sagte Olga. »Das muss er doch verstehen.«

»Ich bin mir dessen nicht so sicher. Dad lebt für seine Arbeit. Das war schon immer so.«

»Und von dir erwartet er dasselbe?«

»Schon möglich.« Allie dachte kurz darüber nach. »Ja, wahrscheinlich, im Grunde seines Herzens«, sagte sie und lächelte dann. »Aber ich nehme es ihm nicht übel. Ich hoffe nur, dass ich seinen Erwartungen entsprechen kann. Dad ist meine Inspiration.«

In den Augen seiner Tochter blieb Mike McAllisters Podest unangetastet: makellos und ohne den geringsten Riss.

Muzza gefiel Pembos Party, obwohl er nicht damit gerechnet hatte. Er rollte durch die Seitentore des Hauses am Peppermint Grove in den Garten mit seinen Laternen und Springbrunnen und nahm ein Bier vom Tablett eines der vielen Kellner. Ein Streichquartett spielte, ein Speisezelt war aufgestellt worden, und ihm fiel Pembos einundzwanzigster Geburtstag ein. Nur hatte er damals nicht im Rollstuhl gesessen. Und er hatte Olga nicht an seiner Seite gehabt. Er lächelte zu ihr auf. Murray Hatfield kannte keinerlei Bitterkeit mehr. Zunächst hatte er gezögert, die Einladung anzunehmen, doch er hatte Pembo so oft einen Korb gegeben, dass er allmählich ein schlechtes Gewissen hatte. Jetzt war er froh, dass er gekommen war. Es war gut,

zusammen zu sein, dachte er mit einem Blick auf die alte Bande. Er hatte sich ein Stück entfernt, um »einen Bummel durch den Garten zu machen«, wie er es gern ausdrückte, und nun saß er still in einer Ecke des Steingartens und sah dem Treiben der Gäste zu. Es mussten an die vierzig sein, und immer noch trafen weitere Gäste ein. Viele kannte er, manche aus fernen Unizeiten, und viele hatte er noch nie gesehen, doch seine Blicke schweiften immer wieder zur alten Bande ab.

Spud, der mit seiner quirligen Frau Händchen hielt – mein Gott, Cora musste inzwischen Mitte dreißig sein, dachte Muzza, doch exotisch und puppenhaft wie sie war, sah sie noch immer unglaublich jung aus. Und Allie – klar war sie die wahre Schönheit. Er beobachtete, wie sie den Kopf in den Nacken warf, und hörte ihr gutturales, ungehemmtes Lachen, das so typisch für sie war. Er würde Allie gern malen. Sie hatte ihren Freund mitgebracht – Muzza hatte kurz mit Greg geplaudert, ein netter junger Mann, der ihn vage an eine kleiner ausgefallene, weniger gutaussehende Version des jungen Mike McAllister erinnerte. Als die beiden einen wie auch immer gearteten Witz mit Gordy und Fleur, den Zwillingen der Pembertons, ausgetauscht hatten, sah Muzza, wie Greg seinen Arm um Allie legte, und sein Blick schoss an den Swimmingpool hinüber zu Mike, der in eine Unterhaltung mit Jo, Pembo und zwei anderen Paaren vertieft war. Klar, Mike schaute den Freund seiner Tochter finster an. Muzza grinste. Armer alter Mike. Ihm war nicht klar, dass Allie eine viel schlechtere Wahl hätte treffen können. Greg war keineswegs so gefährlich für Frauen wie Mike in seiner Jugendzeit.

»Versteckst du dich?«

Olga war zu ihm getreten.

Sie lachte. »Komm«, sagte sie, »Zeit, sich unters Volk zu mischen.«

Sie gesellten sich zu Mike, Jo und Pembo.

»Da bist du, Muz, ich hatte mich schon gefragt, wo du steckst.« Ian Pemberton begrüßte ihn herzlich, dann stellte er Muzza und Olga dem Kanzler der Universität und dem Chef des Yachtclubs und deren Frauen vor. Er rief zwei Kellner herbei, die Getränke wurden nachgefüllt und Appetithappen herumgereicht, und sie genossen die Gesellschaft.

Die Atmosphäre der Party veränderte sich etwa eine Stunde später, als der Premier und sein Gefolge von etwa zwölf Personen eintrafen.

Offensichtlich hatten alle bereits getrunken. Inzwischen war es weit nach

zehn, doch Arlene, die eine solche Verspätung bei anderen für entsetzlich unhöflich gehalten hätte, akzeptierte hastig ihre oberflächliche Entschuldigung. Sie hatten eine geschäftliche Besprechung gehabt und konnten nicht früher loskommen, hatten sie gesagt.

»Natürlich«, erwiderte sie. »Das verstehe ich *gut*. Wie *schön*, Sie alle zu sehen.« Den Premier bei ihren Abendgesellschaften zu haben, war immer ein Bravourstück, und sie hatte sich in der letzten Stunde schon Sorgen gemacht, dass Brian Burke und seine Freunde nicht auftauchen würden. »Bedienen Sie sich am Büfett, Sie müssen ja fast *verhungern*.« Das stimmte nicht – ihre Besprechung war beim Essen abgehalten worden –, doch mit Getränken in der Hand und einem bereitstehenden Kellner machten sie es sich am Swimmingpool bequem, wo sich rasch andere zu ihnen gesellten, darunter auch Spud und Pembo. Das war der Klüngel.

Das Streichquartett, das die Ankunft der Gäste begleitet hatte, war längst durch Musik aus Stereolautsprechern im Garten ersetzt worden, und Gordon hatte für Madonna voll aufgedreht. Er tanzte mit Fleur und einigen anderen jungen Gästen zu »Papa don't preach« auf der hinteren Veranda.

Es wurde erheblich lauter, und kurz nach elf fand ein kleinerer Exodus statt. Muzza und Olga beschlossen auch zu gehen und verabschiedeten sich von Mike und Jo, bevor sie Arlene suchten.

»Ja, wir gehen auch«, sagte Mike. Er warf einen Blick zur Veranda hinüber, auf der Allie und Greg sich mit anderen zu »True Blue« austobten. Gordy, der sich die Musikauswahl vorbehalten hatte, war Fan von Madonna. »Allie bleibt noch eine Weile.«

»Natürlich«, sagte Jo leichthin zu den anderen. »Es ist Samstagabend, keine Uni morgen, und sie amüsiert sich köstlich.«

Mike war neuerdings unmöglich, dachte sie, als sie sich zu viert auf die Suche nach ihrer Gastgeberin begaben. Er hatte tatsächlich erwartet, dass Allie mit ihnen nach Hause gehen würde.

»Nein, Mike«, hatte sie gesagt, als er das Paar auf der Veranda hatte stören wollen. »Allie ist mit ihrem Freund gekommen, und sie wird mit ihrem Freund gehen. Demütige sie nicht, sie ist keine Zehnjährige mehr.«

»Ja, ja, schon gut, tut mir leid«, hatte er barsch erwidert, denn er wusste, dass sie recht hatte, ärgerte sich aber trotzdem.

Jo fühlte sich allmählich zwischen ihrem Mann und ihrer Tochter wie der Schinken im Sandwich. Sie war der Täuschung überdrüssig; dadurch entstanden Spannungen zwischen Mike und ihr. Sie wünschte, Allie würde sich zu ihrer Affäre bekennen und Mike würde seine Tochter erwachsen werden lassen, doch beide zögerten offenbar, den Status quo umzustößen. Sie hatten ihre eigene gemeinsame Welt, Vater und Tochter, beide vergötterten einander – tatsächlich fragte sie sich zuweilen, wer den anderen mehr anhimmelte. Doch Allie war jetzt eine Frau – die Zeiten hatten sich geändert.

Der Börsenkrach des Jahres 1987 löste im Oktober desselben Jahres wirtschaftliches Chaos aus. Viele große, in Perth ansässige Unternehmen hatten Probleme, und viele würden am Ende vor dem Bankrott stehen. Spud Farrell und Ian Pemberton hatten ihre eigenen Probleme, um die sie sich kümmern mussten. Excalibur Holdings steckte in ernsten Schwierigkeiten und war wahrscheinlich nicht zu retten, doch viel weitreichender war, dass die gesamte Farrell AG wie ein Kartenhaus einzustürzen drohte. Ian hatte panische Angst.

»Mein Gott, Pembo, beruhige dich doch.« Spud, der selbst unter Stress stand, fand Ians Hysterie äußerst lästig. »Wenn wir den Bach runtergehen, wirst du wohl kaum dein Dach über dem Kopf verlieren, oder? Wir werden beide nicht pleitegehen, um Himmels willen.«

Aus steuerlichen Gründen hatte Ian einen Großteil seines Vermögens an seine Frau überschrieben, einschließlich des Hauses am Peppermint Grove, und er hatte Offshore-Treuhandkonten im Namen seiner Kinder eingerichtet. Auch Spud hatte einen Großteil seines Privatvermögens auf Cora übertragen, auch in Form von Offshore-Konten. Als sie heirateten, hatte er darauf bestanden, dass sie zu diesem Zweck die australische Staatsbürgerschaft annahm.

»Wenn die Firma bankrott geht, liegen wir noch immer in Führung«, sagte er verletzend. »Wir fangen wieder ganz von vorn an, wenn es sein muss.« Herrgott, er wünschte, Pembo würde ein bisschen Mumm entwickeln.

Spud vergeudete keinen Gedanken an die kleinen Investoren, die

vielleicht vor dem Verlust ihrer gesamten Ersparnisse standen. Warum auch? Als er an die Börse ging, hatten alle die Chance ergriffen, schnell reich zu werden. Alle hatten ein Stück vom Kuchen haben wollen, und er hatte es ihnen gegeben. Es gab Führer und Gefolgsleute, und nach Spuds Meinung hätten die Gefolgsleute, wenn sie die Hitze nicht ertragen konnten, die Küchentür nicht aufmachen sollen. Doch er hatte sich fest vorgenommen, bis zum bitteren Ende zu kämpfen. Spud war nicht bereit, jetzt schon eine Niederlage einzugestehen.

»Mein Gott, ich glaube es nicht!«, sagte Spud, als er die Neuigkeiten hörte. »Das glaube ich ums Verrecken nicht!«

Aber dann hörten sie alarmierende Nachrichten. Brian Burke hatte eine Bürgschaft in Höhe von einhundertfünfzig Millionen vom Staat zugesagt, um einer krisengeschüttelten Bank vorübergehend Erleichterung zu verschaffen. Der Wahn der WA Inc. hatte neue Höhen erklommen. Selbst in Spuds Augen.

»Brian könnte dafür zur Rechenschaft gezogen werden, Pembo«, sagte er. »Das könnte das Ende sein.«

Doch Burke wurde nicht zur Rechenschaft gezogen. Noch nicht. Zu Beginn des folgenden Jahres wurde Brian Burke von seinen Freunden in Bob Hawkes zentraler Labor-Regierung als Botschafter nach Irland und an den Heiligen Stuhl abberufen, und Peter Dowding wurde der neue Labor-Premier von Westaustralien.

Das Ende war es nicht. Aber der Anfang vom Ende.

Um Viertel vor sieben schlenderte Andrew Gaden in die große Bar und den Salon des Parmelia Hotels. Er war am selben Tag eingetroffen. Nachdem er aus dem Flugzeug in die trockene Hitze hinausgetreten war, die typisch für einen Nachmittag Ende November in Perth war, hatte er sich auf direktem Weg ins Hotel begeben, und während er an der Rezeption eingeecheckt hatte, war ihm das Schild im Salon aufgefallen. *Das Parmelia Hotel heißt die Delegierten zur Umweltkonferenz des McAllister Research Institute 1990 herzlich willkommen.*

Der berühmte Mike McAllister, hatte er gedacht, Johannes Mann. Er hatte sich bei der Empfangsdame erkundigt und erfahren, dass es der letzte Tag der Versammlung war und am selben Abend ein formelles Dinner im großen Veranstaltungsraum im ersten Stock stattfinden sollte. Es sollte um halb acht anfangen, sagte die Empfangsdame, doch die Delegierten würden sich auf einen Drink im Salon sammeln – das war vor einem Konferenzessen so üblich, besonders bei den auswärtigen Teilnehmern, die im Hotel wohnten.

Andrew bestellte ein Bier beim Kellner und fand einen Platz in der Ecke. Die meisten Männer im Salon trugen Smoking, vermutlich waren sie Delegierte, und mehrere Frauen waren zugegen. War es denkbar, dass Jo ihren Mann an diesem Abend begleitete, fragte er sich, und wenn, würden sie vorher einen Drink nehmen, oder würden sie gleich nach oben in den Veranstaltungsraum gehen? Vielleicht sollte er sich im Foyer herumtreiben. Doch das wäre viel zu offensichtlich gewesen. Er ließ seinen Blick durch den überfüllten Raum schweifen, von ihr war keine Spur zu sehen. Er trank sein Bier, beobachtete den Eingang zum Salon und versuchte, sie mit schierer Willenskraft herbeizuholen. Er würde sie nicht ansprechen, beschloss er, er wollte sich nicht einmischen, doch aus einem seltsamen Grund sehnte er sich danach, sie wiederzusehen. Zwanzig Jahre waren vergangen. Bestimmt hatte sie sich verändert, dachte er. Vielleicht würde er sie nicht einmal wiedererkennen.

Er trank sein Bier aus und schaute auf seine Uhr. Viertel nach sieben. Als er aufschaute, war sie plötzlich da. Sie stand am Eingang, und natürlich erkannte er sie wieder. Wie sollte es ihm auch nicht gelingen?

Jo hatte sich aus einer Menge immer herausgehoben.

Sie trug ein taubenblaues Cocktailkleid mit Silberglanz – sie zog Pastellfarben vor, fiel ihm ein –, und ihr halblanges, helles Haar war aus dem Gesicht zurückgekämmt. Elegant, ohne es zu wissen, war sie eindrucksvoll wie eh und je.

Auch den Mann erkannte er wieder: er hatte Mike McAllisters Gesicht in zahlreichen Fernsehberichten und in vielen Zeitungen gesehen. Doch die junge Frau an ihrer Seite – war das wirklich Allie? Natürlich war sie es, dachte er. Schon als kleines Mädchen hatte sie vermuten lassen, dass einmal eine Schönheit aus ihr würde.

Andrew erhob sich. Sein Entschluss, nicht zu stören, war vergessen. Er musste einfach mit ihr sprechen. Er mischte sich jedoch nicht ein; er wartete an einer Seite, bis Jo und Mike ihre kurze Unterhaltung mit der Gruppe an der Tür beendet hatten. Als das Paar sich umwandte, um sich unter die anderen Delegierten zu mischen, trat Andrew vor.

»Hi, Jo«, sagte er grinsend. Dann kam ihm in den Sinn, dass sie ihn vielleicht nicht wiedererkennen könnte, und er wollte sich schon vorstellen, nur für den Fall.

»Andy! Andy Gaden!« Sie reichte ihm nicht die Hand oder küsste ihn auf die Wange, sondern umarmte ihn warmherzig. »Du lieber Himmel, du hast dich überhaupt nicht verändert.«

Das stimmte, dachte Jo, und das lag an den Grübchen. Sein Lächeln versetzte sie zwanzig Jahre zurück.

»Ein bisschen grauer«, er lachte, »etwas verwitterter.« Aus der Nähe betrachtet, gefiel ihm, wie sich die Porzellanhaut um ihre Augen in Fältchen legte, wenn sie lächelte.

»Ach, das sind wir doch alle«, sagte Jo. »Andy, das ist mein Mann, Mike McAllister. Mike, darf ich dir Andy Gaden vorstellen.«

»Der Andy Gaden, vermute ich.« Mike reichte ihm freundlich lächelnd die Hand; es bestand kein Zweifel daran, dass er über ihre gemeinsame Vergangenheit Bescheid wusste.

Andy schüttelte Mike die Hand und warf einen Blick auf Jo, ein bisschen verblüfft.

»Kein Grund zur Verlegenheit, Andy.« Sie lachte und tauschte einen liebevollen Blick mit ihrem Mann. »Sei ehrlich, ich war nie eine Frau mit Geheimnissen.«



Ach ja?, fragte sich Andy. Er selbst hatte Jo immer für eine Frau mit großen Geheimnissen gehalten.

»Du erinnerst dich doch noch an Allie?«, fragte sie.

»Wie könnte ich sie vergessen?« Andy reichte ihr die Hand. »Du wirst dich nicht mehr an mich erinnern, Allie, ich gehöre der Ära Donald-Duck-Tapete an.«

»Doch, das weiß ich noch«, sagte Allie, und sie gaben sich die Hand.

»Tatsächlich?«, fragte er verwundert.

»Na ja, nein, an dich erinnere ich mich nicht mehr. Tut mir leid«, sagte sie. Sollte sie das?, fragte sie sich. »Aber an Donald-Duck-Tapeten erinnere ich mich.« Allie hatte plötzlich ein Bild von lauter Donald Ducks vor Augen, die überall vor ihr aufragten, während sie ihnen einen Kuss gab. Woher kam das? Erstaunlich.

»Was machst du in Perth, Andy?«, fragte Jo. Obwohl sie ihrem Mann gegenüber offen gewesen war, musste sie ihrer Tochter nicht unbedingt mitteilen, dass dies der Mann war, den sie einst hatte heiraten wollen.

»Oh, Regierungsgeschäfte, nichts Aufregendes.« Er zuckte verlegen mit den Schultern. Er bemerkte, dass Mike sich umschaute, wahrscheinlich wollte er zu den anderen. »Ich wohne im Hotel und wollte einfach nur hallo sagen. Verzeihung, Mike«, sagte er, »ich möchte nicht stören. Ich bin sicher, Sie wollen mit Ihren Kollegen anstoßen. Schön, dich wiedergesehen zu haben, Jo.« Schon wollte er sich entfernen.

Mike war sich bewusst, dass seine unbeabsichtigte Ablenkung den Mann in Verlegenheit gebracht hatte. »Sie stören überhaupt nicht, Andy. Wir hatten nicht vor, mit der Bande anzustoßen, wir wollten nur einigen kurz hallo sagen, bevor wir am Tisch festsitzen.« Er schaute auf seine Uhr.

»Aber ich fürchte, wir müssen jetzt nach oben gehen.«

»Tschüs, Andy«, sagte Jo. »War schön, dich wieder einmal zu sehen.« Sie küsste ihn leicht auf die Wange. »Wirklich.«

»Wie lange sind Sie in Perth?«, wollte Mike wissen.

»Nur eine Woche, aber ich komme immer mal wieder vorbei – es ist ein laufender Vertrag.«

»Dann setzt euch doch morgen zusammen und tauscht euch aus. Oder übermorgen? Jo hat gerade Zeit.«

Wieder war Andy verblüfft, ergriff die Gelegenheit aber mit beiden Händen.

»Klingt gut«, sagte er. »Wie wär's, Jo? Morgen zum Mittagessen?«  
»Wunderbar. Ich werde dich hier im Foyer treffen. Sagen wir so gegen eins?«

»Ich freu mich drauf.«

Als sie nach oben gingen, flüsterte Jo ihrem Mann zu, damit Allie es nicht hörte: »Warum zum Teufel hast du das getan?«

»Warum denn nicht? Es lag doch auf der Hand, dass ihr euch beide gefreut habt, euch wiederzusehen.« Auch Mike senkte seine Stimme und wisperte: »Aber pass lieber auf, der Mann ist noch immer in dich verknallt.«

»Sei nicht albern.«

»Es ist mein Ernst.«

»Wenn es dein Ernst wäre, hättest du kaum vorgeschlagen, dass wir uns treffen«, sagte sie mit ironischem Lächeln.

»Warum nicht? Warum sollte ich mich bedroht fühlen – du hast dich für mich entschieden, nicht für ihn.« Grinsend nahm Mike ihre Hand.

»Offensichtlich habe ich irgendwo und irgendwann mal was richtig gemacht.«

Jo lachte.

»Will mich vielleicht jemand an dem Witz teilhaben lassen?«, forderte Allie. Sie hatte sich während des geflüsterten Wortwechsels entschieden ausgeschlossen gefühlt.

»Andy ist der frühere Geliebte deiner Mutter. Sie wollte ihn mal heiraten.«

Die Bemerkung machte Jo und Allie sprachlos, doch für eine weitere Unterhaltung war ohnehin keine Zeit mehr. Sie waren oben auf der Treppe angelangt, wo sich vor dem Veranstaltungsraum Gäste drängten und Kellner Tablets mit Champagner anboten.

»Ein bisschen ungewöhnlich, oder? Der Ehemann schlägt seiner Frau vor, mit ihrem Ex zu Mittag zu essen.« Andys einleitende Bemerkung spiegelte Jos erste Reaktion wider. Sie aßen im großen Restaurant des Parmelia Hotels; er hatte für ein Uhr einen Tisch reserviert. »Mike ist offenbar nicht der besitzergreifende Typ.«

»Nein, ganz gewiss nicht«, stimmte sie lächelnd zu. »Zumal er obendrein davon überzeugt ist, dass du noch immer in mich verliebt bist.«

»Ach, tatsächlich? Mein Gott, wie außergewöhnlich scharfsinnig.«

»Ach, hör auf mit den Albernheiten, Andy, es ist zwanzig Jahre her.« Er hatte noch immer etwas Theatralisches an sich, was sie auch damals schon amüsiert hatte.

»Ich bin nicht albern. Ich bin mir durchaus bewusst, dass es zwanzig Jahre her ist, und selbst auf die Gefahr hin, dass ich so schrecklich klinge wie Noel Coward, ich habe dich in all den Jahren geliebt. Das hat übrigens einen Hauch von Elyot in *Private Lives*, nur für den Fall, dass du es nicht erkannt hast.«

Sein Verhalten mochte zwar theatralisch sein in der Absicht, sie zu amüsieren, doch Jo erkannte bestürzt, dass er es ernst gemeint hatte.

»Du liebe Güte«, erwiderte sie. Jo wusste nicht recht, was sie mehr überraschte: seine Erklärung oder Mikes Wahrnehmung. »Dann ist es vielleicht nicht klug von uns, zusammen Mittag zu essen.«

»Ach, Jo«, er lachte, »du bist so kompliziert und einfach zugleich – das ist das Charmanteste an dir, wie eh und je. Keine Bange, ich habe nicht vor, dir Avancen zu machen. Ich weiß, wann eine Frau glücklich verheiratet ist, wenn ich sie vor mir sehe. Im Übrigen«, fügte er mit mehr als nur einem Hauch von Frivolität hinzu, »ich würde niemals zulassen, dass du mir zum zweiten Mal das Herz brichst.«

Der Kellner trat mit der Speisekarte und der Weinkarte zu ihnen.

»So, ich glaube, das hätte Coward umgebracht, nicht wahr?«, sagte Andrew. »Sollen wir bestellen?«

»Ja.«

»Noch immer Portwein mit Limonade, oder hast du Geschmack entwickelt?«

»Angeblich trinke ich hin und wieder ein Glas Weißwein.« Sie lächelte. Sie hatte vergessen, wie sehr sie seine Gesellschaft genoss.

Andy bestellte einen Margaret River Sauvignon blanc, sie entschieden sich beide für den Schwertfisch vom Grill, und als der Kellner sich entfernt hatte, ließ er die theatralische Maske fallen.

»Und nun erzähl, warum hast du gerade viel Zeit?«

»Wie meinst du das?«

»Das hat Mike gesagt. Er sagte, du hättest gerade viel Zeit, so lauteten seine Worte. Aber du arbeitest doch nicht?«

»Natürlich arbeite ich.« Ihre Antwort war deutlich abwehrend, obwohl

sie nicht wusste, warum. »Ich arbeite im Institut. Mike hat eine ganze Abteilung eingerichtet, die sich mit Humanökotoxologie beschäftigt, was natürlich medizinische Beiträge erfordert.«

Andy war anscheinend interessiert und erwartete, dass sie fortfuhr, doch Jo stellte fest, dass sie die Wahrheit eingestand.

»Na ja, ich schaue ein paar Tage in der Woche vorbei, aber ich habe nicht mehr viel dort zu tun. Auf jeden Fall nicht so, wie in der Anfangszeit. Jetzt sind Vollzeit-Fachleute eingestellt.«

»Verstehe.« Was war mit der ehrgeizigen, engagierten Johanna Whitely passiert?, fragte sich Andy. Aufgefressen von der Karriere ihres Mannes? Doch er hatte ihre Abwehr bemerkt und schnitt daher ein anderes Thema an. »Erzähl mir von Allie«, sagte er. »Sie ist so schön, wie ich erwartet hatte, aber was will sie werden?«

Der Themenwechsel war klug gewesen, erkannte er, da Jo sich stolz in einem Bericht über die akademischen Leistungen ihrer Tochter erging. Allie habe ihr Studium in Meeresbiologie abgeschlossen und sei im zweiten Jahr ihrer Doktorarbeit, erzählte sie ihm. Ihr Doktorvater sei der Koordinator für Mündungsgebietforschung im Umweltschutzamt von Westaustralien, ein gewisser Dr. Ernest Hodgkin, doch einen Großteil ihrer Arbeit führe sie am Institut durch.

»Und das heißt, Mike fungiert eigentlich als ihr zweiter Doktorvater«, sagte sie. »Es ist phantastisch für beide, sie arbeiten gern zusammen.«

»Worüber schreibt sie ihre Doktorarbeit?«, fragte er.

»Ich kann mich an den vollen Titel nicht erinnern, aber es hat mit der Bedeutung von Nährstoffkreislauf und Gleichgewicht in den Flussmündungen im Südwesten von Westaustralien zu tun.«

»Ich bin beeindruckt.« Das stimmte. »Hat sie denn Zeit für ein Liebesleben?«, fragte er mit Grübchenlächeln. »Ich kann mir vorstellen, dass sie sich vor Verehrern nicht retten kann.«

»Oh, sie sind scharenweise hinter ihr her, aber sie muss sie nicht abwehren – sie geben auf, wenn Allie sie nicht zur Kenntnis nimmt. Allie ist wie ihr Vater: karrierebewusst mit absolutem Tunnelblick.« Der Wein wurde serviert.

»Vor einer Weile hatte sie einen Freund«, fuhr Jo fort, als der Kellner Andy einen Schluck zum Probieren einschenkte. »Ein sehr netter junger Mann namens Greg. Sie hatten dasselbe Fach an der Uni belegt, und sie

kamen sich sehr nah, aber nach ungefähr einem Jahr hat sie ihn fallenlassen. Armer Greg, er ist noch immer sehr verknallt in sie.«

Andy nickte dem Kellner zu, der dann den Wein einschenkte.

»Sie bricht also die Herzen wie ihre Mutter«, frotzelte er.

»Ja, kann schon sein.« Jo lächelte, sie nahm keinen Seitenhieb in seiner Bemerkung wahr; Andy wollte nur witzig sein. »Greg arbeitet jetzt mit Mike am Institut, und ich bin sicher, er hat die Stelle angenommen, damit er in Allies Nähe sein konnte. Er hat einen ausgezeichneten Abschluss – er hätte überallhin gehen können.«

Wie sich alles verändert hatte, dachte sie. Mike sah in Greg keine Bedrohung mehr, im Gegenteil. In Mikes Augen war der junge Greg Saunders ein sehr engagierter Meeresbiologe, der ideale Mann für ihr Team, und womöglich der perfekte Partner für seine Tochter, wenn sie geneigt gewesen wäre. Doch Allie, so sehr ihr Greg auch am Herzen liegen mochte, kannte nur ihre Arbeit. Genau wie ihr Vater in dem Alter, dachte Jo. Eigenartig, wie die Beziehung zwischen Allie und Greg sie an Mike und sie selbst erinnerte, als sie an der Universität waren. Nur waren die Rollen vertauscht.

»Na denn, auf zwei Frauen, die ihre Kunst verstehen.«

Andys Trinkspruch riss sie wieder in die Gegenwart. Was hatte er gesagt?

»Herzensbrecherinnen, ihr alle beide.« Er hob sein Glas. »Auf dich und Allie.«

Sie lachte, denn sie war sicher, dass das seine Absicht war, doch einen Moment lang fragte sie sich, ob sie einen Hauch Bitterkeit vernommen hatte.

»Jetzt bist du an der Reihe, Andy. Erzähl mir von dir.«

»Ich habe geheiratet, um mich zu trösten.« Sein Verhalten blieb flapsig, doch sie spürte, dass es ihm ernst war. »Eine nette Frau namens Tanya, die eigentlich etwas Besseres verdient hätte. Es hielt nur vier Jahre, aber lange genug, um zwei Kinder in die Welt zu setzen.«

Sie sprachen über seinen Sohn und seine Tochter, und jetzt war es an Andy, zu prahlen. Sie besuchten beide die Universität in Sydney, und er war offensichtlich von ihnen begeistert. »Wenigstens ist etwas Lohnendes bei einer Ehe herausgesprungen, die zum Scheitern verurteilt war«, sagte er.

Der Fisch kam, und während sie aßen, fragte Jo ihn nach seiner Arbeit. Allmählich dachte sie, es sei ungefährlicher, persönliche Themen zu meiden.

»Geschäfte für die Bundesregierung, hast du gesagt – das deckt eine Vielzahl von Sünden ab.«

»Gaden, Birch & Hall, Rechtsanwälte und Buchprüfer«, verkündete er mit gebührender Feierlichkeit. »Vor zehn Jahren habe ich mich mit zwei Finanzgenies zusammengetan, und das ist der Name unserer Firma. Wir sind Friedensstifter, bekannt als GBH, was ziemlich komisch ist, wenn man es sich recht überlegt.«

Sie sah ihn fragend an.

»GBH? Schwere Körperverletzung?«

»Stimmt«, sie lachte. »Tut mir leid, ich habe es nicht kapiert.«

»Alle Welt zittert wie Espenlaub, wenn wir auftauchen, um die Bücher zu prüfen, und ein gesetzliches Auge darauf werfen, was vor sich geht«, sagte er und stach genüsslich in seine Mahlzeit. »Meist arbeiten wir mit größeren Firmen, aber gelegentlich übernehmen wir Aufträge für die Regierung. Mein Gott, ich wünschte, in Sydney gäbe es Zackenbarsch.«

»Was machst du denn nun genau für die Regierung?« Jo war neugierig.

»Oh, nur das Übliche – unser Team führt bei verschiedenen Bundesämtern eine Prüfung durch. Diese Woche ist die Gesundheit dran, dann kommen wir wieder und prüfen Tourismus, anschließend Auswärtige Angelegenheiten, Verteidigung, Veterinärangelegenheiten – so eine Art laufende Kontrolle. Alles ziemlich banales Zeug.«

»Ach ja?« Sie schaute ihn skeptisch an. »Es ist doch wohl kein reiner Zufall, dass eine ›laufende Kontrolle‹ gerade zu diesem Zeitpunkt angeordnet wurde? Ich meine, in Anbetracht der derzeitigen Lage in Perth?«

»Du meinst die Ermittlungen bei WA Inc.?«

»Genau. Eine Royal Commission wird eingesetzt – Carmen Lawrence hat es gerade letzte Woche angekündigt. Deshalb bist du doch sicher hier?«

»Gute Güte, nein, wir sind eine unabhängige Firma im Auftrag der Bundesregierung.« Sein Gesicht drückte gespieltes Entsetzen aus. »Und die Bundesregierung befasst sich, wie du weißt, nie mit Angelegenheiten der Bundesstaaten.« Er trank einen Schluck Wein. »Meine Anwesenheit

in Perth hat überhaupt nichts mit dem jetzigen Aufruhr zu tun.«  
Sie lächelte und hob skeptisch eine Augenbraue. Sie glaubte ihm kein Wort.

»Na ja, man hält natürlich die Augen und Ohren auf«, gab Andy zu und erwiderte ihr Lächeln. »Alle sind natürlich daran interessiert, was in Westaustralien vor sich geht.« *Interessiert*, dachte er, sie waren entsetzt! Bob Hawkes Labor-Regierung war höchst besorgt – und zu Recht. Das Fiasko in Westaustralien könnte für sie alle nach hinten losgehen.

»Wir Juristen reden miteinander, du weißt, wie es ist. Ich meine, man munkelt so einiges.«

Jo lachte. Er war unerhört, er hatte es beinahe offen zugegeben. »Sei ehrlich, Andy, du bist ein Spion.«

»Was für eine schreckliche Unterstellung. Hast du Lust auf Dessert?«  
Sie wählten beide die Crème Caramel.

»Wie war das Mittagessen heute?«, fragte Mike am Abend, als er kurz vor halb acht aus dem Institut nach Hause kam.

»Wir haben im Parmelia gegessen, der Zackenbarsch war ausgezeichnet, und ich habe zum Nachtschiff Crème Caramel gegessen.«

»Komm schon«, er lachte, »du weißt, was ich meine.« Er ging zum Sideboard hinüber und goss sich einen Scotch ein. Jo trank eine Tasse Tee, während sie sich die ABC-Nachrichten anschaute. »Wie war dein alter Freund Andy?«

Sie stellte ihre Tasse ab, nahm die Fernbedienung in die Hand und schaltete den Fernseher aus. Die Nachrichten waren fast vorbei, und sie wollte ohnehin viel lieber reden.

»Er war richtig witzig. Das Ganze begann wie eine Szene aus *Private Lives* – ich hatte ganz vergessen, wie lustig Andy sein kann. Aber du hattest recht.«

»Womit?«

»Er liebt mich noch immer.«

Die Neuigkeit überraschte Mike nicht, nur dass der Mann sich erklärt hatte.

»Er hat es doch bestimmt nicht gesagt!«

»O doch. *Mir ist völlig klar, dass es zwanzig Jahre her ist, und ich habe dich die ganze Zeit geliebt.*« Sie verlieh den Worten ihr ganzes

theatralisches Flair. »Wie schon gesagt, er spielte Noel Coward oder Elyot, oder beide. Aber er meinte es ernst.«

Verdammt dreist, dachte Mike und trank einen Schluck. »Werdet ihr euch noch einmal treffen?«

»Oh, ich weiß nicht«, sagte sie spöttisch, als er sich neben sie auf das Sofa setzte. »Warum fragst du? Bist du eifersüchtig?«

»Kein bisschen«, erwiderte er. »Ich vertraue dir. Aber wenn der Kerl versucht, dich anzumachen, werde ich ihn zusammenschlagen.«

Sie merkte, dass es ihm ernst war, und hörte mit ihren Spielchen auf.

»Andy hat mich nicht angebaggert, Mike. Er hat mir auf seine Art nur zu verstehen gegeben, wie sehr ich ihn verletzt habe. Ich muss schon sagen, ich war überrascht – das ist alles so lange her –, aber seien wir ehrlich, ich habe den Ärmsten praktisch vor dem Altar stehen lassen.«

Sie lehnte sich an ihn und küsste ihn sanft. »Mir blieb nicht viel anderes übrig, oder?«, murmelte sie, und als sie ihm in die Augen schaute, war ihr Lächeln schelmisch. »Das ist alles nur deine Schuld, verstehst du. Du hast Andy das Herz gebrochen, nicht ich.«

Am liebsten hätte er sie auf der Stelle in die Arme gerissen und sie geliebt, doch sie erhob sich vom Sofa.

»Was möchtest du heute Abend essen?«, fragte sie und zerstörte damit gründlich die Stimmung. Jo hatte noch nicht das Thema zur Sprache gebracht, das ihr am meisten am Herzen lag, doch sie hielt es für klüger, das Thema Andy zuerst fallenzulassen. »Ich könnte Koteletts auftauen. Wir sind nur zu zweit – Allie ist ins Kino gegangen.«

»Ist dir wirklich nach Kochen zumute?«

»Nein.« Nach dem üppigen Mittagessen, das sonst aus einem Sandwich bestand, hatte sie dazu keine Lust mehr. »Sollen wir es dekadent halten?« Das war ihr Stichwort für Pizza.

»Gute Idee.« Er trank den Whisky aus und stand auf. »Ich bestelle zwei große. Ich verhungere fast, und Allie wird verschlingen, was noch da ist, wenn sie nach Hause kommt. Sag, welche du haben willst«, bat er, als er zum Telefon ging.

»Egal. Irgend etwas mit Anchovis.«

Er rief an und bestellte die Pizza ins Haus. Danach entschied Jo, dass der richtige Zeitpunkt gekommen war.

»Mike«, sagte sie, »wie fändest du es, wenn ich wieder arbeiten gehen



wollte?»

»Was soll das heißen? Du arbeitest doch.« Er war verstört. »Du arbeitest im Institut. Dein Beitrag ist für uns von unschätzbarem Wert.«

»Nicht mehr, neuerdings nicht mehr.« Das konnte ihm doch nicht entgangen sein, dachte sie. Dann wurde ihr klar, dass es wohl so sein musste. »Ich komme ein paarmal die Woche vorbei, aber meine Arbeit ist symbolisch, das muss dir bekannt sein. Ich möchte wieder zurück in die Medizin. Ganztags. Ich dachte, ich könnte mich im neuen Jahr vielleicht am Royal Perth Hospital bewerben. Dort werden Ärzte gebraucht.«

»Tatsächlich?«, fragte er, weil ihm einfach nichts Besseres einfiel. Er wusste nicht mehr weiter – das war wie aus heiterem Himmel gekommen. Wie konnte sie ihre Arbeit symbolisch nennen? Und worin lag der Unterschied, ob sie ein paar oder sieben Tage in der Woche arbeitete? Sie hing an dem Institut, seit eh und je.

»Jedes Krankenhaus braucht Ärzte, Mike. Und genau das bin ich. Ärztin.«

Das waren Andys Worte. »Du bist Ärztin, Jo«, hatte er gesagt. »Du bist doch sicher nicht glücklich mit einer Teilzeitarbeit in einem Labor? Fehlt dir die Medizin denn nicht? Du warst so engagiert. Was ist passiert?« Sie hatte die Unterhaltung, die er beim Kaffee angeschnitten hatte, nicht fortgesetzt, doch er hatte seinen Standpunkt klargemacht. Er hatte erfolgreich das Hornissennest der Sehnsucht aufgescheucht, in dem er nicht lange herumstochern musste.

»Ich schätze, das hat Andy verbrochen«, sagte Mike kühl. Natürlich, dachte er, das musste es sein.

»Teilweise«, gab sie zu. Sie spürte, dass er verärgert war, doch sie wollte ehrlich sein. »Mir war nicht klar gewesen, wie sehr ich mich angepasst habe, Mike. Ich brauche Anregung, ich muss arbeiten. Ich lebe in meiner Arbeit. Vielmehr, ich lebte«, verbesserte sie sich.

»Ach du liebe Zeit ...«

Er ging ans Sideboard, um sich einen zweiten Scotch einzuschenken, was nur selten vorkam. Er versuchte Zeit zu gewinnen und seine aufkeimende Wut in den Griff zu bekommen. *Gefügig?* Wem gefügig? Ihm? Dem Institut? Sie hatten einen gemeinsamen Traum gehabt, sie beide. Das McAllister Institute sollte doch wohl genug Anregung für sie

bieten.

»Anscheinend hat Andy Gaden eine Menge auf dem Kerbholz«, sagte er angespannt. Die Anmaßung des Mannes erstaunte ihn. Er gab sich nicht damit zufrieden, seine unsterbliche Liebe zu erklären, sondern entfachte auch noch Unzufriedenheit in Jo. Woher nahm er sich das Recht, sich in ihr Leben einzumischen?

»Gib nicht Andy die Schuld, Mike, bitte.« Sie trat zu ihm. »Er hat nur gefragt, ob mir die Medizin fehlt, und mir wurde klar, wie sehr. Ich bin Andy dankbar, und ich wünschte, du wärest es auch. Ich werde glücklicher sein, wenn ich im Krankenhaus arbeite, das weiß ich.« Seine Wut verrauchte im Nu, und er drehte sich zu ihr um.

»Warst du *unglücklich*, Jo?« Bestimmt nicht. Wie hätte sie unglücklich sein sollen? Er hätte es bemerkt.

Sie lächelte besänftigend, denn sie sah ihm an, dass er besorgt war.

»Nicht unglücklich, Liebling«, sagte sie leise. »Nicht unglücklich, ehrlich, aber vielleicht ein bisschen unerfüllt – seit einiger Zeit jedenfalls. Ich muss wieder ein Leben für mich entdecken.«

»Verstehe.« Er stellte das Glas ab, er wollte den Whisky ohnehin nicht mehr. Hatte er wirklich seiner Frau ein Eigenleben geraubt? Wenn ja, dann war es ihm jedenfalls nicht aufgefallen. Sollte er Schuldgefühle haben? Mike war verwirrt. »Verzeih«, sagte er. Was sonst könnte er sagen?

»Aber warum denn?« Sie lachte – er sah in seiner Verwirrung so jungenhaft aus, wie ein Kind, das für ein Unrecht gescholten wurde, das es nicht begriff. »Da gibt es nichts, wofür du dich entschuldigen müsstest. Ich brauche nur eine Veränderung, mehr nicht.«

Es klingelte.

»Das wird die Pizza sein. Prima Timing. Ende der Unterhaltung.« Sie griff nach ihrem Geldbeutel und verschwand in der Diele, und er fragte sich unterdessen, wie er es hatte zulassen können, dass er so vollkommen realitätsfremd geworden war. Allem Anschein nach kannte Andy Gaden seine Frau besser als er selbst.

»Zeit, etwas zu essen«, verkündete sie, als sie kurz darauf mit der Pizza hereinkam. Er folgte ihr in die Küche, wo sie die Schachteln auf den Tisch legte.

»Ach, übrigens«, sagte sie und holte Teller aus dem Schrank. »Ich habe

noch etwas vergessen: Andy ist ein Spion.«

»Was ist er?«

»Na ja, kein richtiger Spion, aber in gewisser Weise schon.« Sie reichte ihm die Teller. »Sein Team aus Staranwälten ist hier, um eine Buchprüfung bei Behörden der Bundesregierung vorzunehmen, aber offenbar erwartet man von ihm, sich umzuhören und über das Debakel bei der WA Inc. Bericht zu erstatten.«

»Wirklich?«

»Ja.«

Sie holte eine Rolle Papiertücher, und sie setzten sich an den Tisch.

»Wen überrascht es schon, wenn man sich in Canberra Sorgen macht. Bob Hawke war mit Burke dick befreundet – jedenfalls laut Spud. Er sagt, Hawke war primär dafür verantwortlich, dass Burke überhaupt an die Macht kam.«

Jo hob ein Stück Meeresfrüchtepizza aus dem Karton. »Spud war selbst mit Burke ziemlich gut befreundet«, sagte sie. »Wie geht es ihm denn mit der Royal Commission?«

»Er spricht nicht viel darüber, jedenfalls nicht mit mir. Er winkt einfach ab und behauptet, es seien die Politiker, die den Ärger bekämen. Das seien die Gauner, sagt er, *er* habe nur an die Partei gespendet.« Mike nahm die Pizza Peperoni in Angriff. »Vermutlich werden wir abwarten müssen, was im neuen Jahr passiert, aber Spud wird fein raus sein, dessen bin ich mir sicher.«

Der erste Hauptzeuge der Royal Commission scheute sich nicht, die Fakten unumwunden offenzulegen.

Die neuen Anschuldigungen offenbarten das wahre Ausmaß der Korruption und des Machtmissbrauchs, die in Westaustralien unter Premierminister Burke eingerissen waren. Die Regierung und einflussreiche Interessengruppen hatten unkontrolliert und mit geheimen Absprachen agiert, wobei sie wesentliche Prinzipien der Demokratie unterhöhlt hatten.

Politische Schockwellen erschütterten das ganze Land.

Premierminister Bob Hawke geriet zunehmend unter Druck, Burke von seiner Stelle als Botschafter in Irland und am Heiligen Stuhl abuberufen. Hawke weigerte sich. Doch nach einem Monat Anhörungen waren die Rufe nach Korrektur immer lauter geworden.

Im Mai 1991 trat Brian Burke in den Zeugenstand, blass, mit verquollenen Augen und nervös, ein Schatten seiner früheren, anmaßenden Erscheinung.

Burke war nur einer von vielen Zeugen sowohl aus dem politischen als auch aus dem privatwirtschaftlichen Bereich, die vorgeladen wurden, um auszusagen. Und er sollte nicht der Einzige sein, dem danach Strafanzeigen ins Haus standen.

»Ich habe dabei immer zu dir gehalten, Ian.«

Arlene Pemberton bebte vor berechtigtem Zorn. Sie war eine gute Frau gewesen, sagte sie sich, sie hatte sich nobel verhalten. Sie hatte zu ihm gehalten, als Excalibur Holdings abgewickelt wurde, und sie war in den vergangenen Monaten an seiner Seite gewesen, als die Farrell AG vor dem Bankrott stand. Aber *das*? Das ging zu weit. Man konnte von ihr nicht erwarten, dass sie auch *dabei* noch zu ihm hielt.

»Ich habe mit angesehen, wie die ganze *Welt* um uns herum zusammenbrach. Ich habe mit angesehen, wie wir *alles* verloren, und ich habe keinen Ton gesagt. Aber ich warne dich, wenn du strafrechtlich verfolgt wirst, reiche ich sofort die Scheidung ein, und du wirst deine Kinder nie wiedersehen. Hast du mich verstanden?«

Sie verlor nur andeutungsweise die Beherrschung, bevor sie aus dem

Zimmer rauschte. »Wie konntest du es nur so weit kommen lassen?«, fauchte sie ihn an. »Diese *Schande*! Wie konntest du mir das *antun*? Wie konntest du das deinen *Kindern* antun?«

Ian Pemberton und Spud Farrell waren als Nächste dran. Ein größeres Aufgebot an Politikern und Geschäftsleuten, darunter auch Alan Bond, waren als Zeugen vernommen worden, und jetzt, im Jahre 1992, waren Spud und Pembo an der Reihe.

Spud sah angewidert zu, wie Ian, die Hände vors Gesicht geschlagen, unkontrolliert schluchzte.

»Sie hat mich aus dem Haus geworfen, Spud. Sie sagt, wenn ich am Ende strafrechtlich verfolgt werde, lässt sie sich von mir scheiden.«

Du liebe Güte, dachte Spud, dir ginge es besser ohne die Zicke. Doch er sagte nichts. Eigentlich sollte Pembo ihm leidtun: das war nicht die übliche Pemberton-Panik, das war ein Mann am Rande eines Nervenzusammenbruchs. Doch er wünschte sich, Pembo würde aufhören zu flennen; sie mussten sich eine Strategie zurechtlegen.

»Sie sagt, ich werde die Kinder nie wiedersehen.«

»Deine Kinder sind neunzehn, um Himmels willen! Sie sind erwachsen! Sie können selbst entscheiden.«

»Sie wird die beiden gegen mich aufhetzen, das weiß ich.« Ian war bemüht, sich zu beherrschen und wischte sich die laufende Nase mit dem Handrücken ab. »Was soll ich nur tun, Spud?« Er schaute verzweifelt auf, das heulende Elend. »Ich kann nicht ins Gefängnis gehen, ich werde alles verlieren. Was soll ich tun?«

»Du reißt dich zusammen, das sollst du tun.« Spud verschwand im nächsten Badezimmer und kam mit einer Schachtel Papiertücher wieder.

»Wo wohnst du?«, fragte er.

»Ich habe mich im Sheraton einquartiert.« Ian nahm eine Handvoll Papiertücher aus der Schachtel, die Spud ihm reichte, und schnäuzte sich laut.

»Gut. So, zunächst einmal werden wir dein Zeug holen. Du ziehst hier ein.«

»Danke Spud, das weiß ich wirklich zu schätzen.« Ian wischte sich das tränenüberströmte Gesicht ab und bemühte sich um ein unsicheres Lächeln. Er hatte sich jetzt einigermaßen im Griff. »Es ist gut, dich als

Freund zu haben«, schniefte er.

»Es ist ja nicht so, als hätten Cora und ich nicht genug Platz.«

Spud grinste kumpelhaft und schaute sich in ihrer großzügigen Umgebung um, doch er hatte sein Angebot nicht aus reiner Freundschaft gemacht. Spud wusste, dass Pembo allein in einem Hotelzimmer vollkommen vor die Hunde gehen würde. Und er konnte sich nicht leisten, wenn Ian Pemberton zusammenbrach. Sie mussten als Team arbeiten.

»Komm«, sagte er, »wir holen deine Sachen, und dann werden wir uns einen Plan ausdenken. Niemand geht in den Knast, wenn ich etwas dagegen unternehmen kann.«

Am späten Nachmittag, als sie mit der Kanne Kaffee, den Cora ihnen aufgesetzt hatte, in Spuds Arbeitszimmer saßen, war Ian verblüfft, dass Spud offensichtlich zögerte, sich auf die Vorgehensweise einzulassen, die er selbst für ihren einzigen Ausweg hielt.

»Ich hatte eher gehofft, Mike ganz aus der Sache rauszuhalten«, sagte Spud.

»Wie bitte?«

»Na ja, er war nicht daran beteiligt, oder?«

»Natürlich war er das. Vielleicht nicht aktiv, aber er hat sich der Unterlassung schuldig gemacht.«

»Ja, ja, das stimmt.«

»Und er schuldet uns mehr als ein paar Gefälligkeiten – das muss er wissen.«

»Dessen bin ich mir sicher. *Klar* weiß er es. Aber ich hatte gehofft, das Institut würde nicht in die Ermittlungen einbezogen. Das könnte sein, verstehst du«, fügte er hoffnungsvoll hinzu, »es ist eine sehr angesehene Organisation.«

»Spinnst du, Spud?« Ian sah ihn dementsprechend an. »Hast du völlig den Verstand verloren? Das Institut ist unsere größte Gefahr. Wir haben die verdammt Bilanzen gefälscht! Wenn es nicht unter die Ermittlungen fällt, schön und gut, aber wenn doch? Wir können versuchen, uns wegen der Millionenbeträge, die wir an die Labor Party gespendet haben, herauszureden – mein Gott, wir waren nicht die Einzigen. Wir können sogar versuchen, uns um ein paar Provisionen herumzumogeln, die wir als Gegenleistung erhalten haben, obwohl das

zwangsläufig zu Schuldforderungen wegen geheimer Absprachen führen wird. Doch wenn das Institut unters Mikroskop kommt – und warum zum Teufel sollte es nicht, angesichts der Förderbeiträge, die dorthin geflossen sind –, dann sitzen wir *richtig* in der Scheiße.«

»Ja, ja«, sagte Spud, »mach dich locker.« Pembo bekam wieder das große Bibbern, doch er lag trotzdem richtig. »Du hast recht, ich weiß.« Spud war dankbar, dass Pembo wieder zur Vernunft gekommen war, doch gleichzeitig bedauerte er, dass Mike in die Sache hineingezogen wurde. Tut mir leid, Mike, dachte er, ich habe versucht, dich zu schonen, Kumpel.

»Du hast verdammt nochmal recht, Pembo«, sagte er. »Wir müssen Mike ins Boot holen.«

»Er ist unsere einzige Chance, Herrgott.«

»Ich weiß, ich weiß. Morgen werden wir als Erstes zu ihm gehen.«

»Spud ... Pembo ...« Mike begrüßte sie warmherzig, als sie kurz nach neun am nächsten Morgen ins Institut kamen. Sie hatten sich direkt in seinem Büro gemeldet, und er freute sich, sie zu sehen, wenn er auch ein wenig verwirrt war. Vorstandssitzungen fanden um zwei Uhr nachmittags statt. Für die nächsten drei Wochen waren keine angesetzt.

»Was für eine angenehme Überraschung«, sagte er. »Wollt ihr einen Kaffee?«

»Ja, Kaffee wäre gut, danke.« Spud warf einen Blick auf Mikes Sekretärin im ringsum verglasten Empfangsbereich, dessen offene Tür unangenehm nah war. »Können wir ihn auf dem Balkon trinken? Ich möchte eine Zigarre rauchen.«

»Um neun Uhr morgens?«

»Sei kein Moralapostel.«

»Okay.« Mike ging ihnen voraus und nickte im Vorbeigehen seiner Sekretärin zu. »Wir hätten gern Kaffee, Bev, bitte. Wir sind draußen.«

»Was verschafft mir denn die Ehre?«, fragte er, als sie sich um den Tisch auf den Balkon mit Blick auf den Yachthafen und den gesamten Cockburn Sound setzten. Die beiden machten einen nervösen Eindruck, dachte er. Bei Pembo war das ja nichts Neues, doch sogar Spud schien etwas angespannt, was ungewöhnlich war.

»Wir müssen uns unterhalten, Mikey«, sagte Spud und zündete sich eine

Zigarre an. »Es sieht nicht allzu gut aus, und wir glauben, du kannst uns helfen.«

»Ja, ich habe gehört, dass ihr Probleme habt.« Probleme, dachte Mike, die Farrell AG ging bankrott – es stand in allen Zeitungen. Aber wie um alles in der Welt konnte er helfen?

»Es hat mit der Royal Commission zu tun. Wir sind als Zeugen vorgeladen.«

»Verstehe.« Mike kam noch immer nicht mit. Wie könnte seine Hilfe denn aussehen?

»Wir brauchen dich an unserer Seite«, sagte Ian unverblümt.

»Aha. Ja, natürlich, ich gebe gern den Leumundszeugen. Die Arbeit, die ihr für uns getan habt, muss einfach zu euren Gunsten ausgelegt werden – ihr wart die Hauptstütze des Instituts. Ich bin sicher, auch der Kanzler und die anderen Vorstandsmitglieder ...«

»Scheiß auf die Vorstandsmitglieder«, unterbrach Ian ihn. »Wir brauchen mehr als Leumundszeugen, wir brauchen deine volle Rückendeckung.«

So geht das nicht, dachte Spud.

»Beachte Pembo nicht, Mikey, er ist nur ein bisschen nervös. Obwohl er im Wesentlichen recht hat: Wir brauchen deine Unterstützung wirklich.« Er sog fest an seiner Zigarre, und die Rauchwolken stiegen in die klare Morgenluft. »Es wäre uns eine große Hilfe, wenn man der Kommission glaubhaft versichern würde, dass alle öffentlichen Fördermittel ans Institut einem guten Zweck zugeführt wurden, und dass wir deine Erlaubnis als Vorstandsvorsitzender hatten, die Finanzen so zu verwalten, wie wir es für richtig hielten.«

»Aber die Fördermittel wurden gut verwendet, und ihr *hattet* meine Erlaubnis.« Mike war verwirrter denn je. »Ihr hattet die Genehmigung des gesamten Vorstands.« Er grinste. »Du liebe Güte, stellt euch nur den Schlamassel vor, in dem wir saßen, wenn wir die Finanzverwaltung in den Händen des Kanzlers gelassen hätten, oder auch nur uns restlichen Akademikern.«

»Um Himmels willen, Spud«, platzte Ian wütend heraus. »Komm doch einfach zur Sache!«

»Schon *gut*, Pembo, schon *gut*!« Spud warf Ian einen warnenden Blick zu. Mike musste man mit Samthandschuhen anfassen. Ein paar



unbequeme Wahrheiten würden unweigerlich wie ein Schock auf ihn wirken, sie mussten Vorsicht walten lassen.

Ian hatte begriffen. Er hätte viel lieber alles ausgespuckt, um die Sache schnell hinter sich zu bringen – Mike würde einwilligen, es blieb ihm nichts anderes übrig –, doch Spuds Methoden zahlten sich immer aus, daher nahm er sich zurück und biss sich auf die Zunge.

»Wie, zu welcher Sache kommen?«, fragte Mike.

»Na ja, dies alles hier zunächst einmal.« Spud breitete die Arme aus und bezog das gesamte Institut in diese Geste mit ein. »Und das natürlich«, fügte er hinzu und deutete mit seiner Zigarre auf die *Carina*, die ganz hinten am Steg lag. »Du musst schon zugeben, Mikey, du hattest es gut.«

»In welcher Hinsicht?«

»Öffentliche Gelder, natürlich. Du hast ein paar ziemlich üppige Zuwendungen erhalten.«

»Ja, stimmt«, sagte Mike vorsichtig. »Die Regierung war im Lauf der Jahre sehr großzügig.« Aber was wollte Spud damit andeuten?

»Und welche spezielle Regierung hat alles am Laufen gehalten? Burkes Labor-Regierung, stimmt's?«

»Richtig.«

»Also hast du eigentlich die ganze Zeit Bescheid gewusst, oder?« Spud lehnte sich selbstgefällig zurück und sog an seiner Zigarre. »Ich meine, sei doch mal ehrlich, du hattest doch auch deine Vorteile wie wir alle.«

»Und was genau schließt du daraus?«

»Komm schon, Mikey, spiel hier nicht den Unschuldigen und stell dich nicht dümmer, als du bist«, konterte Spud mit plötzlich aufblitzender Empörung. »Wie zum Teufel bist du denn deiner Meinung nach an dein verdammt großes Schiff gekommen? Kennst du ein anderes Forschungszentrum mit einem ähnlichen Prestigeobjekt?«

Mike schwieg. Ihm fiel keine passende Antwort ein.

»Privatwirtschaft und Regierung, Kumpel. Vorteile für jeden – alle hatten damals die Hände im Spiel. Pembo und ich spendeten Hunderttausende an Burkes Labor Party, insgesamt fast eine Million. Du musst doch gewusst haben, dass die öffentlichen Fördergelder eine Gegenleistung waren.«

Das hatte er aber nicht gewusst, dachte Mike. Auf den Gedanken war er nie gekommen.

Spud legte sein Schweigen als Zustimmung aus.

»Natürlich wusstest du es.« Er lachte ausgelassen. »Mein Gott, Mikey, du weißt, wie ich spiele, gerade du – du hast immer ...«

*Spud ist ein Gauner, das war er immer schon.* Das waren Jools' Worte gewesen, fiel Mike ein. Er erinnerte sich auch, wie heftig er Spud verteidigt hatte.

»Und auch du hast das Spiel mitgespielt – du hast dir schließlich eine Scheibe von mir abgeschnitten. Warum auch nicht? Herrgott, wenn es um ein Unternehmen wie das Institut geht, heiligt der Zweck doch die Mittel, nicht wahr?«

Mike verschlug es die Sprache.

»Herrje, Kumpel, du schützt die Umwelt! Du dienst der Menschheit! Wir sind stolz, dass wir daran unseren Anteil hatten, nicht wahr, Pembo?«

»Auf jeden Fall«, stimmte Ian ihm zu.

Herrgott, Spud war schlau, dachte er, ein verdammtes Genie, wenn es um Manipulation ging. Mike war bekümmert, das wandelnde schlechte Gewissen.

»Verstehst du, wir brauchen dich, damit du vor der Kommission aussagst, dass die Anträge auf öffentliche Fördergelder direkt von *dir* kamen. Die müssen nicht wissen, dass das Geld eine Auszahlung von Parteispenden war. Wir haben ein paar Antragsformulare in der Hand. Du kannst sie unterzeichnen, und wir datieren sie zurück – kinderleicht. Burke schließt sich natürlich an – es ist zu seinem Vorteil.«

»Aber das wäre eine Lüge.« Mike fand schließlich seine Stimme wieder, obwohl er noch völlig unter Schock stand. Das alles konnte einfach nicht wahr sein.

»Eine Notlüge, Mikey – zum Wohl des Instituts.«

Es klopfte an der Balkontür, und Spud stand auf, um sie für Bev zu öffnen, die den Kaffee brachte. Sie stellte das Tablett auf den Tisch und griff zur Kanne.

»Soll ich ...«

»Nein«, sagte Mike. »Wir bedienen uns selbst.«

»Schon klar.« Bev ging und schloss die Tür hinter sich. Das sah ihm gar nicht ähnlich, so barsch zu sein, dachte sie.

»Ich schenke ein, ja?«, sagte Spud und setzte sich. Jemand musste es tun. Mike hatte keinen Muskel bewegt. Die Zigarre zwischen den Zähnen,

schenkte er den Kaffee ein und lehnte sich dann mit der Tasse in der Hand zurück.

»Dennoch gibt es bei dieser ganzen Sache einen Aspekt, von dem du *nichts* weißt, Mikey, und für den ich mich wirklich entschuldigen muss. Wir beide, nicht wahr, Pembo?«

Ian nickte. Er musste nichts sagen. Spud zog alle Register.

»Ich will nicht drum herum reden, du musst die Wahrheit erfahren. Wir haben die Fördergelder des Instituts für unsere eigenen Zwecke genutzt.« Das stimmte, sie hatten das McAllister Institute jahrelang missbraucht. Sie hatten die satten öffentlichen Zuschüsse, die sie von Brian Burke erhalten hatten, investiert, dann das Bargeld zurückgegeben, die Bücher dementsprechend frisiert und selbst die Profite eingestrichen.

»Darauf bin ich nicht stolz«, sagte Spud, was eine glatte Lüge war; er war äußerst stolz auf das gesamte Unterfangen gewesen, es war gelaufen wie geschmiert. Die Idioten im Vorstand hatten keine Ahnung gehabt – das waren Kindsköpfe, wenn es um Finanzverwaltung ging. »Aber man kann es nicht ungeschehen machen, fürchte ich. Burke hat damals nur so mit Geld um sich geworfen. Das Problem ist, dass wir es jetzt vertuschen müssen – zum Wohl des Instituts, natürlich«, fügte er hinzu. »Deshalb brauchen wir deine Unterschrift auf den Antragsformularen und die Rückdatierung.«

Mike war wie versteinert, betäubt von den Enthüllungen, die sich vor ihm auftaten.

Spud drückte seine halb gerauchte Zigarre im Aschenbecher aus und fuhr fort, erleichtert, dass Mike anscheinend eingesehen hatte, wie notwendig ihre Vorgehensweise war.

»Wir müssen dafür sorgen, dass es so aussieht, als sei das Geld auf deine Anfrage hin durch legitime Kanäle geflossen. Sonst könnte der Untersuchungsausschuss Einsicht in die Bücher verlangen, und glaube mir«, sagte er mit warnendem Unterton, »das ist das *Letzte*, was wir brauchen.«

Er trank einen Schluck Kaffee und wartete auf Mikes Reaktion.

»Habt ihr wirklich geglaubt, das ich da mitmache?« Mike konnte nicht glauben, worüber sie hier redeten.

»Warum nicht?« Spud stellte die Kaffeetasse ab und schaute ihm direkt in die Augen. »Du bist uns etwas schuldig, Mikey. Du hast uns eine tolle

Zeit zu verdanken.«

»Wie konntet ihr auch nur eine Sekunde glauben, dass ich mich vor euren Karren spannen ließe?«

»Du steckst bereits mit drin, Kumpel. Und zwar bis zum Hals. Mein Gott, wir bitten doch nur um ein paar zurückdatierte Unterschriften. Ist dir klar, wie viele *andere* Formulare du im Lauf der Jahre unterzeichnet hast? Hast du eine Ahnung, wofür sie waren? Du hast uns grünes Licht gegeben, mit dem Geld des Instituts zu spielen! Wie stehst du jetzt da? Wie steht das *Institut* da? Wenn wir in den Knast gehen, Kumpel, dann gehst du mit. Und es kann sein, dass dein kostbares Institut den Bach runtergeht – auch das solltest du bedenken.«

Spud sah an Mikes erschrockener Reaktion, dass die Wahrheit voll eingeschlagen hatte.

»Aber wenn du die Papiere unterschreibst, Mikey, passiert nichts«, sagte er beschwichtigend. »Wir kommen damit durch, keine Bange. Wir kommen aufgrund deines guten Namens damit durch.«

Mike stand auf und schaute von Spud zu Pembo, seinen lebenslangen Freunden. Sie hatten ihn betrogen. Ihm war schlecht vor Wut.

»Ihr habt mein Lebenswerk als Fassade für eure kriminellen Handlungen benutzt«, sagte er, und seine Stimme bebte vor kaum beherrschtem Zorn, »und ihr erwartet, damit aufgrund meines guten *Namens* durchzukommen? Ich lüge aber nicht für dich, Spud. Wenn ich in den Knast gehen muss, dann soll es so sein. Du kannst meinetwegen in der Hölle schmoren. Das hoffe ich. Das hoffe ich für euch beide.«

Spud war plötzlich ernüchtert. Er hatte geglaubt, dem Ziel so nah zu sein. Für einen Moment hatte er sich mitreißen lassen. Doch wie um alles in der Welt hatte er sich nur etwas vormachen können? Wie hatte er erwarten können, dass ausgerechnet Mike McAllister lügen würde? Mike log nie.

In dem kurzen Augenblick war Ian klar, dass Spud die Diskussion aufgegeben hatte, und er starrte die beiden ungläubig an. Er hatte fest angenommen, dass Mike ihnen helfen würde, so anrühig er die Aufgabe auch fand – wenigstens aus Pflichtgefühl. Jetzt spürte er erneut, wie die Angst an ihm nagte.

»Willst du damit sagen, dass du einfach danebenstehen und zusehen würdest, wenn wir in den Knast wandern?«

»Warum sollte ich etwas anderes tun? Ihr habt mich betrogen, und jetzt erwartet ihr, dass ich für euch *lüge*? Du bist das Letzte, Pembo. Du gehörst in den Knast.«

Blitzartig sah Ian Pemberton seine Zukunft vor sich, und er sprang auf.

»Du lebst seit Jahren mit einer Lüge, du scheinheiliger Schweinehund! Du warst genau so ein Gauner wie wir, und das weißt du verdammt gut. Wir haben dich *gemacht*! Dich und dein verdammt schickes Institut. Wie kannst du es wagen, uns jetzt in den Rücken zu fallen?«

Spud erhob sich, bereit, dazwischenzutreten. Pembo war nicht mehr zu bremsen.

»Und was deinen ach so *guten Namen* betrifft, dann sage ich dir mal was anderes«, trompetete Ian. »Wo wird dein *guter Scheißname* denn sein, wenn das mit Mayjay herauskommt – hast du dir darüber mal Gedanken gemacht?«

Die Worte schwebten über ihnen. Dann zischte Ian seine Drohung in manischem Ernst. »Denn genau das werde ich tun, Mike, ich warne dich. Ich werde es der Presse erzählen, allen. Ich gehe nicht allein unter, das kann ich dir versprechen. Wenn, dann ziehe ich dich mit. *Mike McAllister, Mörder der Strandschönheit* – das sähe doch gut aus auf der Titelseite, oder nicht? Mayjay, das Gesicht von Westaustralien, von Mike-dem-Allmächtigen-McAllister eigenhändig ermordet! Versuch mal, mit deinem *verdamnten guten Namen* irgendwo essen zu gehen, wenn das die Runde macht ...«

»Okay, Pembo, es reicht.« Spud trat vor und packte Ian am Arm. »Du hast deinen Teil gesagt.«

Doch Ian schüttelte ihn ab. »Dein ganzes Leben war von Anfang an eine Scheißlüge«, knurrte er, Speichel spritzte aus seinem Mund. Er war fast wahnsinnig vor Angst. »Du bist ein Heuchler, Kumpel! Du bist ein Scheißheuchler!«

Spud zog ihn beiseite und stieß ihn gegen die schweren Glastüren des Balkons.

»Genug, habe ich gesagt!«

Er blieb noch kurz stehen, einen Hauch von Rebellion in den Augen, dann drehte er sich um und ging.

Nachdem sie allein auf dem Balkon waren, sahen Spud und Mike sich schweigend an.

»Du weißt, dass er es macht.« Spud ergriff als Erster das Wort. Ians irrwitziger Ausbruch hatte ihn überrascht, doch er beschloss, ihn für einen letzten Versuch zu nutzen.

»Pembo kennt keine Grenzen mehr, wie du siehst. Er wird die Vergangenheit ans Tageslicht zerren – entweder, um dich mit in den Abgrund zu ziehen, wie er sagt, oder um deine Glaubwürdigkeit zu untergraben und es so hinzustellen, als seist du an der Hinterziehung beteiligt gewesen. Was du, wenn wir ehrlich sind, Mikey, ja auch warst – ob du davon wusstest oder nicht.«

Noch während er mit einem letzten Hoffnungsschimmer seine Frage stellte, wusste Spud, wie die Antwort lauten würde. »Ich gehe nicht davon aus, dass Pembos Drohung dich veranlasst, die Sache zu überdenken?«

»Nein«, sagte Mike kühl. »Das werde ich nicht.«

»Das habe ich mir schon gedacht. Tja, warten wir einfach ab, was passiert.«

Er ging zur Tür und zögerte dann einen Moment.

»Es tut mir leid, dass alles so gekommen ist.«

*Leid?*, dachte Mike. Es tat ihm *leid*?

»Du bist ein Schweinehund, Spud. Du würdest deine Großmutter für einen Apfel und ein Ei verkaufen, du bist von Grund auf verdorben.«

»Ja, allerdings hast du das immer gewusst, oder nicht?«, sagte Spud gelassen. »Du kennst mich besser als alle anderen, Mikey. Ich habe dich ausgenutzt, das gebe ich zu, und das tut mir leid. Aber du hast es zugelassen. Im Grunde deines Herzens musst du gewusst haben, dass ich hinter allem her war, was ich kriegen konnte. Das bin ich immer, so bin ich nun mal.«

»Soll das heißen, dass *ich* dafür verantwortlich bin?«

Der Ausdruck in Mikes Augen war mörderisch, doch Spud wich nicht zurück.

»Nein, natürlich nicht, du hattest keine Ahnung, was vor sich ging. Doch als Vorstandsmitglied des McAllister Instituts hättest du informiert sein *sollen*. Ich will damit sagen, dass du deine Augen wissentlich verschlossen hast. Wir haben das Geld für dich lockergemacht, und du hast nie nach dem Wie und Warum gefragt. Das will ich damit sagen.« Er machte die Balkontür auf.

»Ich verspreche dir nur eins. Was auch geschieht, ich werde alles in meiner Macht Stehende tun, damit das Institut nicht unter Beschuss gerät. Das schulde ich dir, und ich gebe dir mein Wort darauf.«  
Eine Antwort erhielt er nicht.

Nachdem Spud fort war, blieb Mike noch eine ganze Weile reglos stehen, seine kalte Wut ebte ab und machte einem furchtbaren Zweifel Platz.

Konnte es sein, dass in Spuds Worten ein Quentchen Wahrheit steckte? Gewiss, er hatte nicht ein einziges Mal Rechenschaft eingefordert, er hatte die gesamte Finanzverwaltung in ihre Hände gelegt. Von Betriebswirtschaft hatte er keine Ahnung. Das hatte er ihnen von Anfang an gesagt. Er war der Akademiker, sie waren die Experten. Aber war es Unwissenheit gewesen? Oder hatte er absichtlich die Augen davor verschlossen, dass das Institut mit Bestechungsgeldern gefördert worden war?

Er ging die Hintertreppe hinunter an den Strand und schaute über den Cockburn Sound. Er betrachtete die *Carina* an ihrem Liegeplatz am Steg, und er drehte sich zum Institut um, das sich so beeindruckend bis ans Ufer hinunterzog. Zweifel wurde langsam zur Realität, während ihre Worte sich wie Dolche in sein Gehirn bohrten.

*Der Zweck heiligt die Mittel ...*

Könnten das seine eigenen, tief sitzenden Gedanken gewesen sein? Wenn ja, dann war er trotz seiner hohen moralischen Prinzipien auch nicht besser als sie.

*Du warst ein Gauner wie wir, und du weißt es ...*

Das war so gewesen, sicher. Er hatte die Augen vor der Wahrheit verschlossen und war daher an allem beteiligt.

*Du hast jahrelang eine Lüge gelebt ...*

Die Erkenntnis erschreckte ihn zu Tode. Es stimmte, dachte Mike. Er trug die Verantwortung. Er hatte Spud und Pembo in eine Vertrauensposition gesetzt, weil es zu seinem Vorteil gewesen war. Dann trafen ihn Pembos Worte, so hysterisch er sie auch herausgeschrien hatte, mit voller Wucht.

*Wo wird dein guter Scheißname denn sein, wenn das mit Mayjay bekannt wird? Dein ganzes Leben war von Anfang an eine Scheißlüge ... Du bist*

*ein Heuchler, Kumpel! Ein Scheißheuchler!*

Pembo hatte recht. Seit der verhängnisvollen Nacht damals hatte er eine Lüge gelebt. Er war von dem Augenblick an ein Heuchler gewesen, als er es unterlassen hatte, Mayjays Tod zu melden. Oh, er konnte sich noch an die entsetzlichen Schuldgefühle damals erinnern, als er es als Feigheit angesehen hatte, doch selbst das war eine Lüge gewesen. Feigheit lag im Wesen des Menschen, verachtenswert vielleicht, aber verständlich und verzeihlich. Sein Verbrechen war viel schlimmer gewesen. Sein Handeln war von Eigeninteresse und Ehrgeiz bestimmt gewesen. Nichts durfte seine Karriere bedrohen. Und die war auch zu keinem Zeitpunkt in Gefahr geraten, oder? Mike McAllister, Retter der Umwelt! Sein guter Ruf hatte ihm jahrelang Ehre eingetragen, er hatte Auszeichnungen entgegengenommen und sein Leben als Mann von engagiertem und untadeligem Charakter geführt. Jetzt stand er kurz davor, bloßgestellt zu werden. Die ganze Welt würde ihn als den Heuchler zu sehen bekommen, der er war.

Mike verließ den Strand und kehrte ins Labor zurück, in dem er den Rest des Tages unter quälenden Selbstvorwürfen arbeitete.

Am Abend versuchte er zu Hause beim Essen so zu tun, als wäre nichts außer der Reihe vorgefallen. Er beteiligte sich an Allies aufgeregter Unterhaltung über die Expedition, die für den nächsten Monat angesetzt war. Sie sollten die *Carina* nach Norden fahren, eine Arbeit für die Regierung in Papua-Neuguinea, und zum ersten Mal gehörte Allie zu der Arbeitsgruppe. Während sie munter und mit erwartungsvoll funkelnden Augen erzählte, versuchte er, in ihre Begeisterung einzustimmen, doch er plagte sich in Gedanken die ganze Zeit mit Fragen.

*Wie wird es ihr gehen, wenn sie feststellt, dass ihr Vater ein Feigling ist? Wie wird es ihr gehen, wenn sie herausbekommt, dass der Mann, den sie ihr Leben lang als Helden wahrgenommen hat, ein Heuchler und Lügner ist? Wie wird es ihr gehen, wenn ich ins Gefängnis muss? Welchen Ausdruck werde ich dann in ihren Augen sehen?*

In ihrer Aufregung bemerkte Allie nichts von der Zerstreuung ihres Vaters. Aber Jo. Irgend etwas bekümmert ihn, dachte sie. Sie fragte sich, was es wohl sein könnte, sagte aber nichts. Er würde sich ihr schon anvertrauen.



Später, als sie ins Bett gingen, war Mike anscheinend mit den Gedanken noch immer woanders, doch sie fragte nicht nach. Sie knipste die Nachttischlampe aus und kuschelte sich an ihn, munterte ihn stumm auf, zu reden, denn sie spürte in der Dunkelheit, dass es ihm ein Bedürfnis war.

Mike fragte sich, wie er bloß anfangen sollte. Er wusste, er musste Jo davor warnen, was ihnen bevorstand. Aber wie? Mit welchen Worten könnte er sie vorbereiten?

»Wie lief es denn heute im Krankenhaus?«, fragte er schließlich.

Die Frage überraschte sie. Jo praktizierte jetzt seit über einem Jahr ganztags im Royal Perth Hospital, doch über ihre Arbeit sprachen sie nur selten. Ihre Unterhaltungen drehten sich immer um das Institut, an dem sie noch immer großes Interesse hatte.

»Prima«, sagte sie. »Viel zu tun, wie immer.«

»Dir geht es gut dort, nicht wahr?«

»Ja.« Wohin sollte das führen, fragte sie sich.

»Das freut mich«, sagte er. Das stimmte. Er hoffte nur, dass das Krankenhaus ein Trost wäre, wenn ihre Welt um sie herum zusammenbrechen würde.

»Bereust du all die verlorenen Jahre, in denen du im Institut gearbeitet hast, Jo?«

»Natürlich nicht.« Sie war verwirrt. »Warum fragst du das? Das waren keine verlorenen Jahre, warum sollte ich sie bereuen? Das Institut war die lohnendste Angelegenheit in meinem Leben.«

»Aber es war meine Sache, nicht war? Es war egoistisch von mir, darauf zu bestehen, dass du sie auch zu deiner machst.«

Jo beugte sich aus dem Bett und knipste die Nachttischlampe an.

»Willst du mir nicht erzählen, was dich quält?«, fragte sie, drehte sich auf die Seite und sah ihn direkt an.

Jetzt war der Zeitpunkt gekommen, dachte er.

»Spud und Pembo sind heute bei mir gewesen. Sie sind vom Untersuchungsausschuss vorgeladen worden und müssen in zwei Wochen ihre Aussage machen.«

Das war es also. Er machte sich Sorgen um seine Freunde.

»Wir haben uns doch schon immer gedacht, dass Spud eines Tages zur Rechenschaft gezogen würde, oder nicht? Er und Brian Burke, das war

doch eine Kungelei.«

»Ja. Ja, das war wohl so.« Klar, dachte er, und zu seinem eigenen Vorteil, doch wie sollte er ihr das erklären?

Sie sah ihm an, dass er Probleme damit hatte. Doch das sollte er nicht.

»Mike«, sagte sie und setzte sich geschäftsmäßig in den Schneidersitz, wie immer bereit, gleich zum Kern der Sache zu kommen. »Du musst das praktisch sehen. Ich weiß, dass ihr drei ein Leben lang Freunde wart, aber wenn Spud und Pembo sich für gewisse Machenschaften verantworten müssen, dann ist das ihr Problem. Du selbst musst dir da keine Sorgen machen.«

Er hatte ihre Ehrlichkeit und Direktheit immer bewundert. So wie sie die seine – genau deshalb war es ja so unglaublich schwer.

»Aber ich mache mir Sorgen. Mich beschäftigt, dass ihr Engagement im Institut ein schlechtes Licht auf uns werfen könnte.« Umständlich suchte er seinen Weg zur Wahrheit und versuchte, ihr die Neuigkeit so schonend wie möglich beizubringen. »Ich mache mir Sorgen, dass eine Verbindung zwischen ihren Machenschaften und dem Institut hergestellt werden könnte. Unser Ruf könnte darunter leiden ...«

»Ach, um Himmels willen«, sie lachte, »der Ruf des Instituts ist über jeden Tadel erhaben. Und welche nachteilige Verbindung könnte es denn geben? Wenn überhaupt, dann wird ihr Engagement am Institut Spud und Pembo höchstens in besseres Licht rücken. Vermutlich willst du dich als Leumundszeuge anbieten?«

»Das habe ich bereits.«

»Na bitte. Du hast alles getan, was du konntest.« Sie ließ sich rückwärts auf das Bett fallen. »Wenn sie sich wirklich etwas eingebrockt haben, dann müssen sie die Suppe auslöffeln, oder nicht?«

»Ja, ich denke schon.«

Er konnte es ihr nicht erzählen. Er wusste, was er hätte sagen sollen. *Ich muss meine eigene Suppe auslöffeln, Jo.* Doch die Worte kamen ihm einfach nicht über die Lippen.

»Ja, so wird es sein.« Er küsste sie. »Du hast recht.«

»Klar. Und jetzt mach dir keine Sorgen mehr.« Sie beugte sich vor und knipste die Nachttischlampe aus. »Gute Nacht, mein Schatz.«

»Gute Nacht.«

Er drehte sich um und tat so, als wäre er eingeschlafen, starrte aber noch

stundenlang in die Dunkelheit. Er hatte eine Farce aus ihrem Leben gemacht, dachte er. Sie hatte sich dem Institut gewidmet. Sie hatte ihre Karriere für seinen persönlichen Traum aufgegeben, und jetzt würde ihr Name mit dem seinen in den Dreck gezogen werden. Eine rechtschaffene Frau wie Jo! Mike wurde von neuen, quälenden Schuldgefühlen übermannt.

Der nächste Tag war ein Samstag, und er fuhr allein nach North Cottesloe zum Schwimmen. Er hatte sein Surfboard nicht mitgenommen in der Sorge, Allie würde mitkommen; sie surften häufig zusammen. »Ich springe nur kurz ins Wasser«, sagte er, »hab noch viel Papierkram zu erledigen, wenn ich nach Hause komme.« Dann ging er rasch, er musste allein sein.

Am Strand war schon viel los, der Tag versprach sehr heiß zu werden, wie es für Ende Januar typisch war.

Er schwamm mit kräftigen, gleichmäßigen Zügen hinter die Brandung, immer weiter hinaus ins offene Meer, und wünschte, er könnte immer so weiterschwimmen und schließlich verschwinden. Doch das konnte er nicht. Nirgendwo gab es ein Versteck, und wozu auch? Selbst die drastische Maßnahme eines Selbstmordes war keine Option. Das würde nur weitere Probleme nach sich ziehen. Verschwinden oder Tod – beides würde als sicheres Schuldeingeständnis gesehen. Er hatte seine eigene Suppe auszulöffeln, und das musste er, ob er wollte oder nicht.

Irgendwie wollte Mike tatsächlich für sein Handeln geradestehen. Er hätte eine gewisse Erleichterung gefunden, wenn er sich Mayjays Tod von der Seele hätte reden können, wie er es vor vielen Jahren hätte tun sollen. Und er hätte gern seine vorsätzliche Unwissenheit über die Geldquelle für das Institut zugegeben. Sich öffentlich zu seiner Schuld zu bekennen, wäre wenigstens die Tat eines ehrlichen Mannes. Doch die verheerende Auswirkung, die sein Eingeständnis auf das Institut haben würde, und, was noch bedeutender war, auf seine Frau und seine Tochter, blieb eine Qual.

Er hörte die Sirene, hielt an, trat Wasser und schaute zurück zum Strand. In der Ferne sah er Menschen aus der Brandung taumeln, verzweifelt darum bemüht, ans Ufer zu kommen, und er hörte die panischen Schreie von Frauen, die nach ihren Kindern riefen – das Übliche an einem heißen Wochenende, wenn Haialarm ertönte.

Kurz darauf sah er den Hai, seine Rückenflosse zerteilte das Wasser knapp zehn Meter von ihm entfernt, ziemlich groß für einen Sandtigerhai, aber harmlos. Er lächelte sarkastisch, als ihm der Gedanke durch den Kopf schoss. Wäre es ein hungriger Weißer Hai gewesen, der ihn mit einem Seehund verwechselte, dann wären alle seine Probleme gelöst. Ein Unfalltod wäre ideal gewesen.

Dann sah er eins der Gummiboote des Surfclubs in seine Richtung brausen. Es wurde langsamer und neben ihm in den Leerlauf geschaltet.

»Kommen Sie an Bord«, drängte ihn einer der jungen Männer, beugte sich vor, um ihn über die Seite zu ziehen. »Kommen Sie an Bord.«

»Es ist ein Sandtigerhai«, sagte Mike und mied die helfende Hand, »harmlos, keine Bange. Vielen Dank, Jungs, aber ich schwimme allein an Land.«

»Kommen Sie an Bord, bitte, Sir.« Der Ton des jungen Mannes war jetzt amtlich, und er streckte seine Hand noch immer entschlossen aus.

»Wie Sie wollen.« Mike nahm die Hand, der Junge machte nur seinen Job. Er ließ sich an Bord hieven.

»Sie hätten an Land kommen sollen. Haben Sie den Haialarm denn nicht gehört?«

»Doch, habe ich«, sagte Mike, während das Gummiboot aufröhrend dem Ufer zustrebte.

»Sie hätten ohnehin nicht so weit draußen sein dürfen.«

Der junge Sean Brougham verwünschte sich im Stillen. Er hatte Wache gehabt und den Schwimmer weit hinter der Brandung nicht gesehen, da er die Touristen im flachen Wasser im Auge gehabt hatte. Die See war etwas kabbelig gewesen, und er hatte befürchtet, dass sie Probleme bekommen würden. Mein Gott, die Aufklärer hatten schließlich den Hai gesehen und den Alarm ausgelöst ...

»Entschuldigung.« Mike sah dem Jungen an, dass er erschüttert war.

»Okay«, sagte Sean, »Ende gut, alles gut.« Er fühlte sich noch immer im Rettermodus, ein wenig dienstbeflissen, doch er nahm die Entschuldigung des Mannes an, sie hatte ehrlich geklungen. Dann erkannte er plötzlich, wer der Schwimmer war. »Hey, Sie sind Mike McAllister, nicht wahr?«

»Ja.«

»Was sag ich denn dazu?« Er grinste. »Nett, Sie kennenzulernen, ich bin

Sean Brougham.« Er schüttelte ihm die Hand, doch sie sprachen nicht weiter, sondern hielten sich an den Haltetauen des Gummiboots fest, als es die Brandung erreichte und an Land surfte.

Sie stiegen aus, und Mike gab der restlichen Crew die Hand. »Danke, Jungs«, sagte er, als hätten sie ihm das Leben gerettet. Er hielt es für seine Pflicht. »Tut mir leid, wenn ich Umstände gemacht habe. Sie machen hier einen tollen Job, führen Sie die gute Arbeit weiter.« Er wollte schon gehen.

Doch Sean wich nicht von seiner Seite. »Ich weiß, wer Sie sind«, sagte er, »Sie sind ziemlich berühmt und so ...« Der Dienstleister war von ihm abgefallen, er war nur ein neugieriger Junge. »Aber Sie kennen meine Mum. Sie war mit Ihnen zusammen an der Uni.«

»Ach ja? Wer ist denn Ihre Mum?«

»Natalie Brougham. Damals hieß sie Natalie Hollingsworth. Sie spricht noch immer über Sie, sobald Sie in der Zeitung stehen. Sie sagt, sie sind eine Inspiration.«

Natalie Hollingsworth, dachte Mike, eine seiner ersten Freundinnen, wie könnte er das vergessen. Natalie mit all den guten Sachen, für die sie eintrat – denkmalgeschützte Häuser, der Vietnamkrieg, Frauenrechte. Er hatte Natalies Leidenschaft stets bewundert. Mike fragte sich, warum er sie in der Gegend nicht gesehen hatte. In Perth kannte jeder jeden, auch dieser Tage noch.

»Schön, Sie kennenzulernen, Sean«, sagte er und schüttelte dem jungen Mann noch einmal die Hand. »Wie geht es Ihrer Mum? Ich habe sie seit Jahren nicht gesehen.«

»Wir haben in Albany gelebt – Dad war dort als Lehrer tätig. Er ist vor einem Jahr gestorben. Damals hat sie eine schwere Zeit durchgemacht.« Der Junge grub seine Ferse in den Sand. Er machte offensichtlich noch immer eine schwere Zeit durch, dachte Mike. Er konnte nicht älter als achtzehn sein.

»Aber sie ist mit ihrem Leben wieder zurechtgekommen.« Sean lächelte.

»Sie arbeitet jetzt bei Greenpeace, deshalb gehören Sie zu ihren Helden.«

»Das mit Ihrem Vater tut mir leid.«

»Ja. Herzinfarkt. Wie aus heiterem Himmel. Er war erst sechsundvierzig, es war wie ein Schock.« Sean konzentrierte sich kurz auf seine Ferse und den Sand; er war über den Tod seines Vaters noch nicht

hinweggekommen. »Jedenfalls«, sagte er und schaute auf, »Mum geht es gut, und das ist die Hauptsache.«

»Richten Sie ihr Grüße von mir aus, ja?« Mike musste weg. »Ihre Mutter ist eine prima Frau.«

»Mach ich, Sir.«

»Nennen Sie mich ruhig beim Vornamen.«

»Ja, danke.«

Der Junge blieb stehen und winkte Mike nach, der am Strand entlang zu seinem Handtuch ging.

»Bis dann, Mike«, rief er.

Doch Mike drehte sich nicht um und winkte nicht zurück. Er war zu sehr in Gedanken vertieft.

Sechsendvierzig. Der Vater des Jungen war ganze drei Jahre jünger gewesen als Mike. Ein Herzinfarkt aus heiterem Himmel. Das war die Antwort, dachte Mike. Er musste nicht von einem hungrigen Weißen Hai mit einem Seehund verwechselt werden; ihm stand ein Herzinfarkt zur Verfügung.

*Eine angeborene Herzschwäche*, das hatte der Arzt ihm gesagt, als er vor vielen Jahren den Herzanfall am Abrolhos-Archipel hatte. Wäre er älter und weniger durchtrainiert gewesen, hätte er vielleicht nicht überlebt, hatte der Arzt gesagt. Nun, älter war er auf jeden Fall und vermutlich weniger durchtrainiert, obwohl er sich kräftig wie eh und je fühlte. Die ganze Zeit hatte er nicht das geringste warnende Stechen verspürt.

Eigentlich hatte er praktisch vergessen, dass er an einer Herzschwäche litt. Er hatte sogar den medizinischen Rat missachtet – jahrelang hatte er getaucht. Allerdings war er nie bis an seine Grenzen gegangen. Nicht so wie am Abrolhos-Archipel.

Mike nahm sein Handtuch und trocknete sich ab. Dann setzte er sich in den Sand, ohne auf die hochsommerliche Ausgelassenheit ringsum zu achten, das Kreischen der Kinder, das dumpfe Aufprallen eines Tennisballs in der Nähe.

Er spürte keine Angst, als er an seinen Tod dachte; seine Gedanken drehten sich zu sehr um die Konsequenzen, die er nach sich ziehen würde. Was würde denn geschehen, wenn er nicht mehr zur Verfügung stünde? Pembo würde das Thema Mayjay sicher nicht mehr aufs Tapet bringen – es wäre zwecklos. Und wenn er auf tragische Weise durch

einen Herzinfarkt ums Leben käme, würden Spud und Pembo nicht wagen, ihn in die Untersuchungen über die Fördergelder des Instituts einzubeziehen. Man würde es als einen Versuch ansehen, seinen guten Namen zu beschmutzen in der verzweifelten Absicht, sich zu retten. Dann gab ihm sein zweites Ich einen weiteren Gedanken ein. Würde es überhaupt eine Untersuchung geben? Er war Mike McAllister, Gründer des McAllister Institute, weltberühmt für seine wissenschaftliche Forschung zum Umweltschutz. Sein Tod würde weithin betrauert, besonders von Westaustraliern. Sie würden das Institut als sein persönliches Denkmal ansehen, und Westaustralier ließen ihre Denkmäler nicht gern besudeln. Nein, dachte er, es würde keine Untersuchung geben. Niemand würde es wagen. Durch seinen Tod würde der gute Name des McAllister Research Institute nicht nur überleben, er würde blühen und gedeihen.

Mit einem Ruck wurde Mike wieder in die Wirklichkeit zurückgeholt. In seinem analytischen Zustand hatte er vergessen, dass er am Strand saß. Die Schreie der Kinder und der Aufprall des Tennisballs waren nun allzu lebendig. Er schaute sich um und nahm den sorglosen Lärm von Cottesloe an einem knackig heißen Samstagmorgen in sich auf, so wie es in jedem Sommer war, so wie es in jedem zukünftigen Sommer sein würde. In jedem Sommer, den er nicht erleben würde, dachte Mike, plötzlich von der Ungeheuerlichkeit seines Entschlusses überwältigt. Er spürte die Wärme der Sonne auf seinem Rücken, das Prickeln des Salzes auf seiner Haut, und Todesangst überfiel ihn. Hatte er wirklich den Mut, allem ein Ende zu setzen? War er bereit, nicht mehr zu existieren? Ein Nichts zu werden? Er glaubte nicht an ein Leben nach dem Tod. Er hatte sein Leben der Wissenschaft gewidmet, und für einen Gott, der einen in Empfang nahm, war kein Platz gewesen.

Er versuchte sich auf die einzige ihm bekannte Art zu trösten. Er würde durch das Institut weiterleben, dachte er sich. Das Institut war Zeugnis für den Wert seines Lebens. Sein eigener Vater hatte es so ausgedrückt. Und er würde in der Erinnerung seiner Frau und seiner Tochter weiterleben. Die unbescholtene Erinnerung, rief er sich ins Gedächtnis, die Erinnerung, die es um jeden Preis zu wahren galt.

Seine Gedankengänge ergaben einen Sinn und bestärkten ihn in seinem Entschluss. Doch die Angst löschten sie nicht aus. Das war unmöglich.

Nachdem er seine Entscheidung getroffen hatte, stand Mike auf. Zeit für ein letztes Bad in der Brandung.

Er tauchte wie ein Delphin durch die seichtereren Wellen hindurch und strebte die tieferen dahinter an, und in der nächsten halben Stunde herrschte segensreiche Leere in seinem Kopf, während sein Körper mit der Brandung verschmolz.

Danach jedoch, als er über den Strand zu seinem Auto lief, schmiedete er schon wieder eifrig Pläne. Keine Zeit für die Wiederbelebung seiner Angst, sagte er sich, alles musste mit Bedacht in die Wege geleitet werden. Ein Fehler durfte ihm nicht unterlaufen.

Mike fuhr auf direktem Weg zum Institut, denn er wusste, dass der junge Greg Saunders und ein paar andere aus der Arbeitsgruppe an der *Carina* arbeiteten, um sie auf die Expedition im nächsten Monat vorzubereiten.

»Ahoi, alle miteinander«, rief er vom Steg aus zum Vordeck, auf dem er Greg entdeckte.

»Mike.« Greg dreht sich um und winkte ihm zu. »Willst du dich zu uns Arbeitern gesellen?«

»Eines Tages werde ich dich an den Papierkram setzen.« Mike grinste.

»Hättest du Lust auf einen Ausflug nach Rotto morgen?« Sie fuhren häufig sonntags zu zweit mit dem Kattschiff hinaus, um zu angeln.

»Aber immer doch«, rief Greg zurück.

»Abgemacht. Tank sie heute Nachmittag für mich auf, und wir fahren so gegen acht Uhr los.«

»Wird gemacht.«

Sie winkten sich noch einmal zu, und Mike ging über den Steg zurück.

Jetzt war alles in Gang gesetzt. Greg würde seinen Tod bezeugen.

Keinerlei Zweifel durften aufkommen. Er brauchte jemanden, der mit eigenen Augen gesehen hatte, dass er an einer natürlichen Ursache und unter ganz normalen Umständen gestorben war.

Mike kehrte nach Hause zurück. Er duschte und verzog sich dann in sein Arbeitszimmer, vertiefte sich in seinen Papierkram und gab sich die größte Mühe, sich abzulenken, doch ohne großen Erfolg. Höchste Zeit, nachzudenken.

Die Angst war wieder da, und mit der Angst kamen Gedanken an seine Frau und seine Tochter, sowie die Erkenntnis, dass er über die



emotionalen Auswirkungen, die sein Tod für Jo und Allie haben würde, nicht nachgedacht hatte. Er war zu sehr damit beschäftigt gewesen, sie vor der Schande der Wahrheit zu schützen. Typisch für ihn, dass er sein Handeln nicht aus ihrer Perspektive betrachtet hatte – sie wären emotional am Boden zerstört.

Ihm kam in den Sinn, dass er seinen Vater für egoistisch gehalten hatte, weil er seine Frau in den letzten Monaten aus seinem Leben ausgeschlossen hatte. »Der Tod ist Privatsache«, hatte Jim McAllister gesagt. Doch der Tod war ganz und gar keine persönliche Angelegenheit, dachte Mike. Nicht, wenn jemand seine Frau absichtlich ihres Mannes und ein Kind seines Vaters beraubte. Sein Vorhaben war bestimmt das egoistischste von allen. Andererseits hatte Trauer die Möglichkeit, sich selbst zu heilen. Schande nicht. Er wappnete sich innerlich.

Mike war froh, dass Allie am Abend zu einer Party ausgegangen war, denn nach außen hin normal zu wirken, fiel ihm schwer. Dann fragte Jo, ob er gern zum Essen ausgehen würde – das machten sie häufig an Samstagabenden.

»Wie wäre es mit einem ruhigen Abend zu Hause«, sagte er. »Wir könnten es dekadent halten, was meinst du?«

»Wunderbar.« Sie lächelte.

Auf dem Sofa eng aneinandergekuschelt aßen sie Pizza und sahen gedankenlos fern. Mike nahm auf dem Bildschirm überhaupt nichts wahr; er spürte Jos Körper neben sich und sog ihre Nähe in sich auf. Später liebten sie sich. Zum letzten Mal, dachte er, zum allerletzten Mal. Nicht auszudenken, dass er nie wieder mit ihr schlafen würde.

Danach, als sie fest umschlungen nebeneinanderlagen, dachte er, wie unfair er sie behandelt hatte. Doch wann war er Jo gegenüber jemals fair gewesen? Er war von der Bedeutung seines eigenen Lebens derart eingenommen gewesen, dass er ihr Leben völlig missachtet hatte. Aber er hatte sie geliebt. Er hatte sie so sehr geliebt, wie es ihm im Rahmen seiner Fähigkeit zu lieben möglich gewesen war.

»Ich liebe dich, Jo«, flüsterte er.

Seit Jahren hatte sie das nicht von ihm gehört, und die Worte überraschten sie. Die Empfindung hingegen nicht.

»Ich weiß«, flüsterte sie zurück. Sie hatte es immer gewusst.

Am nächsten Morgen beim Frühstück betrachtete Mike die beiden

kostbarsten Frauen in seinem Leben und wünschte, er könnte ihnen sagen, wie viel sie ihm bedeuteten. Er hätte seine Tochter gern in die Arme geschlossen und ihr gesagt, wie stolz er auf sie war, und dass ihm das, was er vorhabe, leidtue, die Traurigkeit, die er ihr damit auferlegen würde. Doch alles musste den Anschein des Normalen haben.

»Du hättest mich ruhig fragen können, ob ich mitkommen will«, sagte Allie mit gespielter Gereiztheit.

»Es ist ein Angelausflug unter Männern, und du würdest Greg nur ablenken.«

Sie machte ein langes Gesicht.

»Wirst du mir verzeihen, wenn ich mit ein paar Langusten nach Hause komme?«

»Ja«, sagte sie. »Sechs Langusten, und es sei dir verziehen.«

»Sechs. In Ordnung, versprochen.«

Er küsste Jo auf die Wange und winkte Allie zu, als er zur Tür ging.

»Bis später«, sagte er.

An Bord des Kattschiffs auf dem Weg nach Rottnest hielt er einen ähnlichen Anschein der Normalität aufrecht. Greg durfte nichts Außergewöhnliches vermuten.

Sie sprachen über die bevorstehende Fahrt nach Neuguinea. Greg war genauso aufgeregt wie Allie. Auch er würde die Arbeitsgruppe zum ersten Mal auf einer ihrer internationalen Expeditionen begleiten. Mike fand seine Begeisterung ansteckend. Greg war ein feiner junger Mann, genau der Richtige für Allie, dachte er. Sie hatten so viel gemeinsam, und er liebte sie sehr. Vielleicht würde sie sich jetzt, da sie ihren Dokortitel hatte, die Zeit nehmen und es erkennen. Aber wenn, dann würde er es wohl nicht mehr erleben, oder?

»Übernimm du das Steuer, Greg, bitte. Ich mache die Leinen klar.« Er musste sich ablenken.

Zehn Minuten später sah er Carnac Island vor sich, eine winzige Insel. Eine Kolonie Seehunde döste am Strand der weißen Sandbucht. Carnac war für das Institut neuerdings von großem Interesse. Sie war ein wichtiger Teil der Küstengegend und ein wertvoller Lebensraum für australische Seelöwen, eine der seltensten Seehundgattungen der Welt. Doch Mike dachte nicht an das Institut und seine Studien, als sie sich der

Insel näherten. Ihm fiel ein, wie Jools und er als Kinder mit den Seehunden geschwommen waren. Bei Carnac hatten sie auf ihren Familienausflügen nach Rottnest regelmäßig angehalten. Er erinnerte sich an die besonderen Tage, an denen die Seehunde zum Spielen aufgelegt waren. Jedes Mal, wenn Jools und er abtauchten, wieder hochkamen und im Wasser Purzelbäume schlugen, hatten die Seehunde es ihnen gleichgetan. Jools hatte sich dann immer vor Lachen ausgeschüttet.

Er konzentrierte sich darauf, die Leinen klarzumachen.

Die Überfahrt war ruhig, die Dünung leicht, und die *Alana* trotzte den Wellen mit Leichtigkeit. Schon bald tauchte Rottnest Island vor ihnen auf.

»Halt auf North Point zu«, sagte Mike. »Wir werden für Red Snapper und Zackenbarsch in den Leerlauf gehen.«

Als sie die tiefen Riffe vor North Point erreichten, stellten sie den Motor ab und ließen das Boot langsam mit Wind und Gezeitenstrom treiben. Sie angelten mit Handleinen, und es dauerte nicht lange, da hatten sie mehrere Red Snapper und zwei große Zackenbarsche eingeholt. Sie merkten sich die Stellen am Riff, an denen der Fang besonders lohnend gewesen war.

Mike ließ den Motor an und kreiste mit dem Boot, um es dann noch einmal in den Leerlauf zu schalten und treiben zu lassen.

»Komm, wir fahren noch einmal an die Stelle, wo wir die Zackenbarsche gefangen haben«, sagte er.

Sie ließen sich nicht wie sonst üblich an die Stelle treiben, sondern Mike hielt direkt darauf zu.

»Was dagegen, wenn wir den Anker auswerfen? Ich möchte über Bord und ein paar Langusten raufholen. Das habe ich Allie versprochen.«

»Klar.« Greg grinste. »Dann habe ich Zeit, deine Fangquote zu toppen.« Sie lagen immer miteinander im Wettstreit, besonders bei Zackenbarsch. Wer mehr davon gefangen hatte, war Tagessieger.

Nachdem sie den Anker ausgeworfen hatten, zog Mike sich bis auf die Badehose aus und befestigte den Maschendrahtkorb an seiner Taille. Er streifte die Flossen über und nahm die Langustenschlinge aus der offenen Backskiste im Steuerstand. Dann, mit Taucherbrille und Schnorchel in der Hand, ließ er sich über Bord gleiten. Er trat Wasser,

während er die Taucherbrille wässerte.

»Viel Glück«, sagte Greg. Er hatte seine Handleine bereits ins Wasser gehängt.

»Ja, es dauert nicht lange.«

Mike setzte die Taucherbrille auf, holte tief Luft und tauchte ab. Er schwamm auf das Riff unter sich zu, baute den Druck ab und schwamm dabei immer tiefer hinab in die überwältigende Stille.

Die Sicht war perfekt, das Wasser kristallklar, und als er das Riff erreichte, war er sich der Farben und des Lebens ringsum bewusst. Doch er verlor sich nicht wie sonst in der Bewunderung. Er konzentrierte sich, er musste es richtig machen.

Er war etwa zehn Meter unter der Wasseroberfläche, das sollte genügen, und er drückte sich in die Seite des Riffs. Er klemmte die beiden Enden des rostfreien Griffs der Langustenschlinge in die Felsen. Dann wartete er, zählte die Sekunden, bis seine Lunge Luft brauchte, und überwachte dabei seinen Herzschlag.

Alles andere außer den Bedürfnissen seines Körpers hatte er vergessen, während die Sekunden verstrichen. Immer mehr. Jetzt war der Zeitpunkt gekommen, an dem er sonst auftauchen würde. Er würde langsam und stetig nach oben schwimmen und dabei dekompensieren. Aber er schwamm nicht nach oben. Er harrte aus, sein Puls beschleunigte sich, sein Gehirn schickte ein Alarmsignal aus, das er ignorierte. Noch nicht, sagte er sich, noch nicht. Einer weiteren Warnung folgte Panik. Steig auf! Steig auf, sagte sein Gehirn, doch er unterdrückte den Impuls, zur Wasseroberfläche hinaufzustoßen. Er musste absolut sicher sein, dass er sich bis über die Grenzen seines Körpers belastete.

Jetzt schrillten Alarmglocken, das Herz schlug ihm bis zum Hals. Ja, dachte er, jetzt war es an der Zeit. Noch länger, und er riskierte womöglich zu ertrinken, und das durfte er nicht. Ertrinken könnte als mutwillig angesehen werden. Man würde nachfragen, warum Mike McAllister, ein so erfahrener Taucher, ertrunken war.

Er stieß sich vom Riff ab und schwamm mit aller Kraft dem silbrigen, getüpfelten Licht über sich entgegen.

Es geschah, als er nicht mehr weit von der Oberfläche entfernt war.

Unter einem lähmenden Schmerz zog er sich zusammen, griff sich an die Brust, unfähig, seine Arme noch zu benutzen. Er widerstand dem

unwillkürlichen Impuls, zu schreien, und hielt den Mund fest geschlossen, trat mit den Beinen, schwach nur noch, doch seine kräftigen Taucherflossen trieben ihn immer weiter aufwärts, während sich die feste Eisenfaust um sein Herz schloss. Der Schmerz war unerträglich, und das Licht über ihm unerreichbar, als er den Kopf in den Nacken legte und nach oben schaute.

Nur noch ein paar Sekunden, dachte er. Er durfte nicht nachgeben. Er war nah, so nah ...

Dann durchbrach er das Licht und spürte die Sonne auf dem Gesicht. Ein erstickter Schrei entwich ihm, als er den Mund öffnete und nach Luft schnappte. Doch er bekam keine Luft. Keine Luft, keine Sonne, kein Licht, nur Finsternis. Vergessen.

Sein Körper trieb wie ein Korken auf der weiten Oberfläche des Meeres.

## Epilog

Johanna McAllister hatte beschlossen, dass die Beerdigung ihres Mannes öffentlich sein sollte. Der Entschluss war tapfer und großzügig, denn damit wäre unvermeidlich Medienrummel verbunden, und sie hätte viel lieber einen kleinen Privatgottesdienst mit Familie und Freunden gehabt. Da Jo selbst zurückhaltend war, hatte sie nicht das Bedürfnis, ihre Trauer in die Öffentlichkeit zu tragen, doch sie wusste, es würde viele geben, die ihr Beileid bezeugen wollten.

Mikes Mutter und Schwester waren einverstanden. Ein öffentlicher Gottesdienst war einem Mann in Mikes Position nur angemessen, besonders in Anbetracht der überwältigenden Reaktionen auf seinen Tod.

Mikes Tochter hatte keinerlei Bedenken hinsichtlich eines öffentlichen Gottesdienstes. Allie hielt es nicht nur für angemessen, sondern für zwingend notwendig. Wäre es nach ihr gegangen, hätte ihr Vater ein Staatsbegräbnis erhalten.

Die Reaktionen auf Mike McAllisters Tod waren in der Tat außergewöhnlich gewesen. Er und seine Arbeiten waren seit gut zehn Jahren international anerkannt, und Medien rund um den Globus beeilten sich, die Meldungen aufzugreifen, die in ganz Australien Schlagzeilen machten. Dr. Mike McAllister, angesehener Wissenschaftler, Umweltschützer und Gründer des berühmten McAllister Research Institute in Westaustralien war für alle unerwartet an einem Herzinfarkt gestorben. Er war erst neunundvierzig gewesen. Beileidsbekundungen kamen aus aller Welt.

Jo rührte die Anerkennung, doch sie fürchtete sich vor der Zeremonie. Sie hatte ihre Empfindungen mit niemandem außer mit Allie geteilt und sogar dabei ihrer Tochter zuliebe den Anschein von Stärke aufrechterhalten.

Allie selbst hatte tagelang geweint, ihrem Kummer ungehemmt Ausdruck verliehen, was Jo als heilsam empfunden hatte. Sie hätte sich gewünscht, es auch zu können, behielt sich ihre eigenen Tränen aber für die Nächte vor, in denen das Bett so einsam und verlassen war. Allie hatte jedoch rasch ihre eigene Stärke entwickelt. »Wenigstens ist er so gestorben, wie er es gewollt hätte«, hatte sie mit einem gewissen stolzen

Trotz gesagt. Jo konnte dem nicht widersprechen, und sie war froh, dass ihre Tochter in dem Gedanken einen gewissen Trost gefunden hatte. Aber die Leere konnte er nicht fortnehmen.

Der Tag der Beisetzung kam, und die Presseleute hielten sich an ihre Anweisungen, die Privatsphäre zu respektieren.

Dann kam der Augenblick, in dem die Familie eintraf. Die schwarze Stretchlimousine fuhr vor, der Chauffeur stieg aus, um die Türen zu öffnen, und die Stimme einer Reporterin nahm neue Ehrfurcht an.

»Die versammelte Menge verstummt, als die Familie McAllister eintrifft«, sagte sie. »Johanna McAllister und ihre Tochter Alana, und bei ihnen sind Dr. McAllisters Mutter und seine Schwester Julie in Begleitung ihres Mannes, die jetzt aus dem Wagen steigen.«

Sally Jordan schaute die Straße hinunter, um nachzusehen, ob die Kamera der Familie folgte, während die Menge sich teilte, um sie durchzulassen. Der Tontechniker neben der Kamera gab Sally ein Zeichen, dass alles in Ordnung sei.

»Während sie auf die Kirche zugehen, sprechen wir ihnen in ihrer Stunde der Trauer unser tiefstes Beileid aus«, sagte sie.

Sally war sich bewusst, dass sie in den Augen einiger Anwesender ihre Grenzen überschritt. Doch sie richtete zur Zeit ihre eigene Nachrichtensendung aus – noch dazu im Privatfernsehen. Eine Fernsehgesellschaft hatte sie wieder eingestellt. Man hatte nur allzu gern über ihr Alter hinweggesehen und eher ihre unkonventionelle Vorgehensweise im Auge gehabt, und Sally war fest entschlossen, über alles live zu berichten. Das war effektvoller.

Jo war erstaunt über die zahlreichen Trauergäste, die sich vor der Kirche versammelt hatten, als sie zum Hauptportal ging, das noch in weiter Ferne schien. Sie versuchte, nicht das Mitleid in den Augen der Menschen zu sehen, doch zwischen den vielen Fremden erhaschte sie auch einen Blick auf bekannte Gesichter. Manchen war sie im Ausland begegnet, in Frankfurt, Florida, London und Wales – und doch hatte sie Mike auf relativ wenigen Reisen begleitet. Viele andere mussten aus aller Welt gekommen sein, von Orten, die sie nie gesehen hatte. Das hätte Mike gefallen, dachte sie. Die Anwesenheit des Premierministers

und der anderen hochkarätigen Politiker und Prominenten wäre ihm gleichgültig gewesen, doch über die große Zahl seiner Kollegen hätte er sich gefreut.

In der Kirche gab es nur noch Stehplätze, während immer mehr Menschen hereinströmten. Als der Gottesdienst anfang, war der Raum überfüllt, und es herrschte bereits eine erstickende Hitze.

Die nächste Stunde zog sich für Jo endlos hin. Der Priester leierte ein Zeug herunter, das Mike verabscheut hätte, und sie fragte sich, ob sie die richtige Entscheidung getroffen hatte, diesen zeremoniellen Pomp zuzulassen. Verzeih mir, mein Liebster, dachte sie. Die meiste Zeit schweiften ihre Gedanken ab; sie konnte an nichts anderes denken als an Mike. Kollegen und alte Freunde würdigten ihn, und sie dachte flüchtig, ja, das hätte ihm gefallen. Die letzte Grabrede hielt Allie.

»Mein Vater war mein Held und wird es immer bleiben«, sprach Allie laut und deutlich von der Kanzel herab. »Er ist anderen mit seinem Beispiel vorangegangen. Er war ein Pionier, bevor die Bedeutung von Umweltschutz auch nur erwähnt wurde. Ich bin stolz, so einen Vater zu haben ...« Ihre Stimme bebte ein wenig, doch sie fasste sich und fuhr im selben Tonfall fort.

O ja, dachte Jo. O ja, Mike, das hätte dir gefallen. Du hättest dich so sehr darüber gefreut, mein Liebster.

Zum ersten Mal drohte sie in Tränen auszubrechen, und sie starrte an die Decke, blinzelte schnell, um sie zu bekämpfen, und als der Gottesdienst zu Ende ging, blieben ihre Augen trocken.

Es war eine Erleichterung, der erstickenden Enge der Kirche zu entrinnen, auch wenn es bedeutete, in die sengende, windstille Hitze des Friedhofs hinauszutreten. Jo stand bei der Familie und nahm die Beileidsbekundungen mit anmutiger Würde entgegen, doch ihre Reaktionen waren standardisiert, mechanisch. »Vielen Dank, dass Sie gekommen sind ... Ja, es war ein schöner Gottesdienst ...« Sie war sich kaum bewusst, was sie wem sagte. Sie konnte es kaum erwarten, sich von der Kirche und der schrecklichen Endgültigkeit, die sie darstellte, zu entfernen.

Die Familie stieg in die schwarze Limousine, und der Wagen fuhr ab, gefolgt von einer langen Fahrzeugkolonne in Richtung Institut.



Die alte Bande hatte sich im Foyer am Haupteingang etwas abseits von der Menge versammelt, um ihre eigene, besondere Art der Würdigung vorzunehmen – Muzza und Olga, Spud und Cora, sowie Pembo, bemerkenswerterweise ohne Arlene.

»Auf Mike«, sagte Spud und hob seine kleine Bierflasche.

Die anderen taten es ihm nach. »Auf Mike«, sagten sie und prosteten gemeinsam dem Porträt zu.

Muzza hatte das Angebot abgelehnt, das er von der National Gallery in London erhalten hatte, die das Werk als Pendant zu seinem früheren Porträt hatten erstehen wollen. Stattdessen hatte er das Gemälde dem Institut geschenkt, wo es das Foyer in wahrhaft spektakulärer Weise beherrschte.

Ja, dachte er, als sie alle auf Mikes Porträt tranken, hier gehört es auf jeden Fall hin. Er war stolz auf das Werk. Er hatte das Engagement, die Integrität und noch etwas anderes eingefangen. Einen Hauch stählerner Härte, die er zuweilen in Mikes Augen gesehen hatte, entschlossen und zielstrebig. Jo selbst hatte dazu eine Bemerkung gemacht. »Du hast einen Zug von Mike eingefangen, Muz, den die meisten Menschen nicht sehen«, hatte sie bewundernd gesagt. »Er kann hart sein.«

Eigenartig, dachte Muz, wie Mike seine beiden besten Arbeiten beeinflusst hatte. Vielleicht aber auch nicht. Mike McAllister war für viele eine Inspiration gewesen.

Du wirst mir fehlen, Mikey, dachte Spud. Und verzeih, Kumpel. Das alles tut mir wirklich leid.

Spud bereute nicht, was er getan hatte. Das hatte sein müssen, und er war bereit gewesen, den Preis dafür zu zahlen. Schuld spielte keine Rolle.

Aber es tat ihm extrem leid, dass er Mike hatte hineinziehen müssen.

Hätte er allein die Schuld auf sich nehmen können, dann hätte er es bestimmt getan, doch Mike war derart untrennbar mit der ganzen Sache verknüpft, dass es keinen anderen Ausweg gegeben hatte. Verdammt schade, dachte er. Die Tatsache, dass sie sich im Schlechten getrennt hatten – zumindest was Mike betraf –, machte ihm zu schaffen. Er wünschte, er hätte sich wieder mit ihm versöhnen können. Doch das war jetzt nicht mehr möglich. Der arme Kerl war tot. Scheiße aber auch, dass so etwas passieren musste.

Pembos Gedanken liefen in eine ganz andere Richtung. Während er das

Porträt betrachtete, war er von Schuldgefühlen zerrissen. Nicht über sein Handeln, sondern über sich als Mensch. Ihm war, als starrten die Augen des Porträts ihn persönlich anklagend an, und er sah sich gezwungen, den Blick abzuwenden, wobei er sich bewusst war, dass Spud neben ihm den Grund kannte.

Ian Pemberton war ebenso schockiert über Mikes Tod gewesen wie alle anderen. Doch er hatte die Erleichterung nicht verbergen können, die sich rasch mit der sicheren Erkenntnis einstellte, dass in Anbetracht des tragischen Todes seines Begründers die Geldquellen des Instituts nicht länger in Frage gestellt würden.

»Im Institut werden doch jetzt keine Ermittlungen mehr durchgeführt, oder? Damit sind wir aus dem Schneider, nicht wahr?« Das waren die ersten Worte, die er Spud gegenüber äußerte, nachdem er die Nachricht gehört hatte.

Die schreckliche Wahrheit war, dass Pembo noch immer erleichtert war, und die Augen des Porträts schienen es zu wissen. Ian Pembertons lebenslange Bürde sollte die Erkenntnis sein, dass er ein Feigling war und blieb.

»Trockene Angelegenheit«, sagte Muzza und durchbrach die Stimmung. Alle waren viel zu still, die Frauen respektierten das Schweigen der Männer, und er hoffte nur, das Porträt machte sie nicht alle rührselig. Das war nicht seine Absicht. Er leerte seine Flasche.

»Ich gehe und hole was«, sagte Olga. »Hier drinnen ist es mir zu voll.«

»Ich helfe dir«, bot Cora an. Die beiden Frauen nahmen den Männern die leeren Bierflaschen ab und verschwanden.

»Nächste Woche fängt also alles an, wie?«, sagte Muzza. Spud hatte ihm von ihrem bevorstehenden Erscheinen vor dem Untersuchungsausschuss erzählt und sogar recht offen zugegeben, dass sie am Ende wohl aufgrund der Erkenntnisse mit Strafverfahren zu rechnen hätten.

»Was meinst du denn, was letzten Endes dabei herauskommt?«

»Ich vermute, wir fangen uns eine zweijährige Haftstrafe ein.« Spuds herablassender Blick auf Ian sagte: *Haben wir nicht Glück?*

*Wahrscheinlich wären es sechs gewesen, wenn unser bester Kumpel das Strafmaß nicht gedrückt hätte.* »Könnte in neun Monaten vorbei sein.«

Spud war auf eine Gefängnisstrafe gefasst. Er hatte sich vorgenommen, vielleicht ein Buch zu schreiben, während er einsaß. Er hatte sich

überlegt, mit dem Malen anzufangen, doch Muzza hatte die Messlatte zu hoch gehängt. Wie auch immer, er würde sich beschäftigen, und wenn er dann wieder draußen wäre, würde er wie Phönix aus der Asche aufsteigen.

»Was meinst du, Pembo?« Seine Stimme war spöttisch; er wusste, Pembo hatte Angst.

Ian riss sich zusammen und beachtete Spud gar nicht, sondern wandte sich an Muzza in dem Versuch, sich wenigstens den Anschein von Tapferkeit zu geben. »Arlene hat mich rausgeworfen«, erklärte er, »will mit alldem nichts zu tun haben. Aber Gordy hält zu mir, was etwas heißen will, denke ich.«

Ian war wieder ins Sheraton gezogen. Das angespannte Verhältnis zwischen Spud und ihm hatte das Leben unerträglich gemacht, und die Unterstützung durch seinen Sohn war alles, was ihn bei der Stange hielt.

»Er wollte sich partout nicht auf die Seite seiner Mutter stellen«, sagte Ian stolz. »Wir haben eine besondere Beziehung, Gordy und ich.«

Der junge Gordy Pemberton hatte einen richtigen Aufstand veranstaltet. Er war sogar aus dem Haus am Peppermint Grove in eine kleine Wohnung mit einigen anderen Kommilitonen aus dem Betriebswirtschaftsstudium gezogen. Wenn sein Vater ins Gefängnis käme, würde er zu ihm halten, hatte Gordy zum Entsetzen seiner Mutter verkündet.

»Ja«, unterbrach Spud, »dein *Junge* hat Mumm, das gebe ich gern zu.« Was war los, dachte Muzza. Ihm tat Pembo leid – er sah ihm an, dass er Angst hatte, und Spud legte offenbar noch den Finger in die Wunde. Er fragte sich, warum.

»Du schaffst es, Pembo.« Er lächelte tröstend und tippte auf die Lehne seines Rollstuhls. »Man wird mit allem fertig, wenn man sich darauf konzentriert«, sagte er.

Pembo schenkte ihm ein schwaches Lächeln, dankbar für die offene Unterstützung, doch er wusste, er war nicht aus demselben Holz wie Muzza geschnitzt.

Sally Jordan begleitete eine Gruppe internationaler Gäste auf einem von Greg geführten Rundgang und hielt sich wohlweislich im Hintergrund. Verstohlen machte sie sich Notizen, während er ihnen die Aquarien und

Labore zeigte. Auch einige der geladenen Wissenschaftler schrieben mit, daher wirkte sie nicht fehl am Platz.

Dass sie sich eingeschmuggelt hatte, war höchst erfolgreich gewesen. Sie hatte mit einigen Kollegen von Mike aus Übersee geplaudert, die mit ein paar sehr zweckdienlichen Anekdoten aufgewartet hatten. Und nun kam sie in den Genuss eines vollen Rundgangs.

Als die Gruppe die Treppe hinaufging, steckte sie rasch ihren Notizblock in die Jackentasche und entschied, dass jetzt wohl der richtige Zeitpunkt gekommen war, sich aus dem Staub zu machen.

Dann sah sie auf dem Balkon die einsame Gestalt, die über das Meer schaute, und fragte sich, ob sie es wagen sollte.

Ach, zum Teufel, natürlich, sie konnte nicht widerstehen. Mehr als hinauswerfen konnte man sie nicht, und sie hatte schon alles, wofür sie hergekommen war.

Sie trat ins Freie und schloss leise die Tür hinter sich.

»Dr. McAllister«, sagte sie, »ich hoffe, Sie haben nichts gegen mein Eindringen, aber ich habe mich gefragt, ob ich vielleicht kurz mit Ihnen sprechen könnte.«

Jo hatte eine Weile auf der Bank am Ufer gesessen, barfuß, die Arme um die Knie geschlungen. Die Meeresbrise, inzwischen frisch und lebhaft, zerrte an ihren Haaren und am Kleid, wehte ihr in gewisser Weise auch den Kopf frei und vertrieb anscheinend die Wolke der Depression, die sie eingehüllt hatte.

Sie hatte sich wohler gefühlt, sobald sie im Institut war. Es fiel ihr nicht mehr so schwer wie in der Kirche, mit Menschen zu sprechen. Selbst Andy war da, was sie ziemlich überrascht hatte.

»Ich wollte dir in der Kirche kondolieren, aber du warst umzingelt, deshalb ...«, hatte er verlegen angesetzt.

»Danke, dass du gekommen bist, Andy.«

Sie hatte gemerkt, dass die Worte nicht mehr leer und mechanisch klangen. Sie war froh, ihn zu sehen. Er war rasch im Gedränge verschwunden, und ihr war klargeworden, dass sie sich auch über die anderen freute. Es hatte ihr wirklich Spaß gemacht, mit alten Freunden über Mike zu plaudern, und sie hatte die Beileidsbekundungen von vielen seiner Kollegen entgegengenommen. Es war, als wäre Mike

persönlich anwesend. Doch am Ende hatte sie das Gefühl gehabt, allein sein zu müssen.

Nun, da sie hier stand und das Institut und den Yachthafen betrachtete, spürte sie deutlich, dass Mike bei ihr war. Hier würde er immer weiterleben. Der Gedanke war tröstlich. Er verlieh ihr Kraft. Kraft genug, um an ihre eigene Zukunft zu denken.

Sie fühlte sich ruhig. Nicht glücklich – das würde noch einige Zeit in Anspruch nehmen, das wusste sie –, aber sie würde ihr Leben fortsetzen können. Und Mike würde immer bei ihr sein. Er würde in der Pilbara-Region bei ihr sein. Denn dorthin würde sie gehen, hatte sie entschieden. Sie würde in Perth bleiben, solange Allie sie brauchte, und dann würde sie wieder nach Pilbara gehen und an der Klinik arbeiten. Da war sie am glücklichsten gewesen, dort wurde sie gebraucht. Sie hoffte nur, Allie würde es verstehen.

Als sie sich der hinteren Treppe zum Balkon näherte, sah sie Allie direkt über sich, allein. Sie schaute wie gebannt auf das Meer hinaus, und die anderen respektierten ihre Privatsphäre offenbar. Eine Gestalt gesellte sich zu ihr, eine Frau. Jo wusste nicht, wer sie war, doch sie kam ihr vage bekannt vor. Dann wurde ihr klar, dass sie das Gesicht im Fernsehen gesehen hatte.

Sie machte sich auf den Weg zur Treppe; Allie brauchte Unterstützung.

»Sie sind Reporterin, nicht wahr?« Allie erkannte die Frau, eine Nachrichtenkorrespondentin, sie hatte eine Sendung mit ihr gesehen.

»Ja«, gab Sally zu. »Aber ich habe Ihren Vater gekannt«, fügte sie hastig hinzu. »Ich war die Erste, die 1975 über die Ölhavarie in Dampier berichtet hat. Er war ein feiner Mann, ein sehr feiner Mann.«

»Ja, das stimmt.«

Sally hatte die Absicht gehabt, zunächst ihr Beileid auszusprechen, doch die verblüffend blauen Augen der jungen Frau musterten sie eingehend von Kopf bis Fuß, und ihr wurde klar, dass der Einstieg nicht funktionieren würde. Klüger wäre es, gleich auf den Punkt zu kommen, entschied sie.

»Wie schon gesagt, Dr. McAllister, ich möchte nicht aufdringlich sein, aber ich habe mich gefragt, ob Sie einen Kommentar abgeben wollen.«

»Über meinen Vater, meinen Sie?«

Sally nickte. »Und vielleicht über Ihre eigenen Pläne? Nur eine kurze Stellungnahme, die ich in der Sendung bringen kann.«

Jetzt ging sie wahrscheinlich zu weit, dachte sie, und sie erwartete, vor die Tür gesetzt zu werden.

»Haben Sie keinen Notizblock oder so etwas? Wollen Sie es nicht lieber aufschreiben?«

Sally fuhr rasch mit der Hand in ihre Jackentasche.

»Mein Vater hat dieses Institut gegründet. Das Institut ist sein Lebenswerk, und diese Arbeit beabsichtige ich fortzuführen ...«

Allie wartete ruhig ab und ließ der Journalistin Zeit, ihre Worte hinzukritzeln. Die reglose Gestalt oben an der Treppe bemerkten beide nicht.

Jo stockte der Atem, als sie ihre Tochter beobachtete. Der Ausdruck in Allies Augen war genau der, den Muzza in Mikes Porträt eingefangen hatte, bis hin zum Hauch stählerner Härte. Sie sah Mike selbst vor sich, dachte sie.

Allie betrachtete die Kontraste des Cockburn Sound, die Schönheit seiner Gewässer, den Schwung der Bucht und den Rauch, den die am südlichen Ufer angesiedelte Schwerindustrie ausstieß.

»Ich möchte mein Leben dem McAllister Research Institute widmen und allem, wofür es steht, so wie mein Vater es getan hat.«

Als sie sich wieder der Journalistin zuwandte, die ihren Kopf noch über den Notizblock gesenkt hielt, erblickte Allie ihre Mutter, und ein freches Grinsen breitete sich auf ihrem Gesicht aus. Sie zwinkerte Jo zu, behielt jedoch ihren scharfen Ton bei.

»Haben Sie das Wort für Wort mitgeschrieben?«, fragte sie.

»Natürlich, Dr. McAllister.« Sally schaute auf und wollte sich schon bedanken, kam jedoch nicht dazu.

»Gut«, sagte Allie kurz angebunden. »Ich möchte nicht falsch zitiert werden.«

Sally merkte, dass die Unterhaltung beendet war, und zog sich rasch zurück.

Als sie fort war, lächelten Jo und Allie sich zu.

»Hat dir die Vorstellung gefallen?«, fragte Allie.

»Sehr beeindruckend. Ein weiblicher Dr. McAllister.«

»Ja. Das bin ich.«

»Er wäre ja so stolz.«

»Das hoffe ich.«

Sie umarmten sich und hielten sich fest, es bedurfte keiner Worte.

Allie brauchte ihre Anwesenheit in Perth nicht, dachte Jo. Allies Zukunft war vorherbestimmt. Und Mike würde bei ihnen beiden sein. Er würde hier am Institut sein, wo seine Arbeit fortgeführt wurde, und er würde oben in der Pilbara-Region sein, wo alles angefangen hatte.

## Danksagungen

Wie immer gehören mein Dank und meine ganze Liebe meinem Mann, Bruce Venables. Darüber hinaus danke ich Freunden und Arbeitskollegen: meiner Verlegerin Jeanne Ryckmans, Peta Levett, Brandon VanOver und allen bei Random House Australia; meinem Agenten James Laurie; Colin Julin; und den guten Freundinnen Susan Mackie und Sue Greaves, die jeden Schritt unterstützt haben.

Ein Dankeschön auch an meine anderen alten Freundinnen aus Perth, die mir mit »Signalen aus der Vergangenheit« geholfen haben, Sue John und Johanna Fewings, und den Bekannten, die Experten auf ihrem Gebiet sind und die man immer anrufen kann, Warren Brown, Bill Leak und Michael Roberts. Für ihre Hilfe bei der Recherche zu diesem Buch geht mein aufrichtigster Dank an Bridget O'Brien aus der Claremont Library; sie hat mich auf die Bücher ihres Vaters aufmerksam gemacht. Ebenso danke ich dem verstorbenen Dennis Haselhurst für die Auszüge, die sich auf das »Snake Pit« beziehen und in *Diversity's Challenge* erschienen sind.

Vielen, die ich auf meiner Rechercchefahrt durch die Region Pilbara kennengelernt habe, bin ich zu Dank verpflichtet. Mein Dank geht an Mitarbeiter der Woodside Energy (Öffentlichkeitsarbeit); der hervorragenden Truppe im Karratha Library & Community Centre wünsche ich auf diesem Wege alles Gute.

Von meinen Quellen möchte ich gern folgende hervorheben:

Philippe Godard, *Batavia*, Abrolhos Publishing, 1993.

Hugh Edwards, *Islands of Angry Ghosts*, Hodder & Staughton, 1966.

William S. Cooper and Gilbert McDonald, *Diversity's Challenge – A History of the City of Stirling*, 1999.

Rob Nunn (Hg.), *Claremont Yacht Club – 100 Years of History – 1905–2005*. Claremont Yacht Club Incorporated, 2005.

Anthony McAdam and Patrick O'Brien, *Burke's Shambles*, Burke Press, 1987.

Patrick O'Brien and Martin Webb, *The Executive State*, Constitutional Press, 1991.



»Big Spender« copyright 1965, 1983 by Cy Coleman & Dorothy Fields.  
Campbell & Connelly Co Ltd o/b/o Notable Music Co Inc/Lida  
Enterprises Inc. International Copyright Secured. All Rights Reserved.  
Reprinted with kind permission of Campbell Connelly (Australia) Pty  
Ltd.

## **Anmerkung der Autorin**

Als ich den Entschluss fasste, »Gezeiten des Schicksals« zu schreiben, wusste ich, dass ich es nicht ohne die Hilfe eines hoch qualifizierten Umweltschützers schaffen würde, und der Einzige, der mir dazu einfiel, war mein Bruder Robert. Tatsächlich sagte ich ihm: »Ich mache dieses Buch nur, wenn du mit an Bord kommst, Rob.« Erpressung? Ja. Und es hat funktioniert.

Hier folgt in groben Zügen die Geschichte meines großen Bruders Rob: Rob Nunn ist ein Westaustralier der dritten Generation und hat den größten Teil seines Lebens auf dem, im und am Swan River verbracht. Mit einem Universitätsabschluss in Zoologie und Geologie hat er als Meeresbiologe gearbeitet, als Geologe und schließlich als Umweltschützer sowohl für die Regierung Westaustraliens, als auch für die internationale Ölindustrie. Bei aller Verbundenheit zur Region West Pilbara hat ihn seine Tätigkeit auch nach England, die Niederlande und in den Nahen Osten geführt.

Rob ist sehr klug. Während das vorliegende Buch entstand, waren seine Recherchen ungeheuer wertvoll, und ich wusste seine beständige Unterstützung sehr zu schätzen.



